




HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

CARINTHIA.



Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Redigirt

von

Ernst Rauscher.



Dreiundfünfzigster Jahrgang.

1863.

Klagenfurt.
Druck und Verlag von Ferdinand v. Kleinmayr.

Register.

Längere Aufsätze, Erzählungen.

Kürzere Aufsätze, Notizen.

Gedichte.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 1 Sonnabend, den 3. Jänner 1863.

Die kärntner'schen Landtage in früherer Zeit.

Von einem Landtage Kärnten's, d. i. der Versammlung der Repräsentanten des Landes zur Berathung und Schlichtung der dasselbe betreffenden Angelegenheiten und Bestimmung seiner Stellung zu den Anträgen und Forderungen seines Regenten, konnte im engern und eigentlichen Sinne insolange keine Rede sein, als nicht alle fremden reichsunmittelbaren Herrschaften in Kärnten mit dem herzoglichen Gebiete vereinigt waren. Wir erübrigen sonach in die frühere Periode hinabzulangen, um die Genesis der Landtage in ihren ersten Anfängen und ihrer gemachten Ausbildung urkundlich oder auf dem Felde der Hypothese nachzuweisen. Die ersten, andauerndsten und bleibenden Veranlassungen zu den Versammlungen der Stände, d. i. der grundbesitzenden Geistlichkeit und des Adels, wozu auch die Bürger der landesfürstlichen Städte kamen, lagen im herzoglichen Kärnten in der Huldigung, welche man dem neuen Landesherrn nach uraltem Herkommen am Saalfelde leistete. Von Herzog Bernhard dem Sponheimer und von Meinhart und Heinrich den Tirolern und allen den nachfolgenden Habsburgern lesen wir, daß sich bei dieser Gelegenheit die Hochwürdigen, Edlen und Ehrsamen des Landes an jener heiligen Stätte versammelten und dem neuen Landesherrn ihre Huldigung, aber auch ihre Wünsche darbrachten, so wie sie von ihm die Angelobung alles dessen empfingen, wovon uns die vor Kurzem erst in diesem Blatte erschienene Abhandlung „der Fürstenstein in Karnburg und der Herzogsstuhl am Zollfelde in Kärnten" eingehende Kunde gibt. Diese Erbhuldigungen, welche unter österr. Herrschaft im Jahre 1335 unter Herzog Otto dem Freudigen begannen und nach nicht vollständigen vier Jahrhunderten im Jahre 1728 unter Kaiser Karl VI. endeten, hatten immer eine Zahl Erlässe und Erledigungen der Landes-Angelegenheiten zur Folge.

Der Fürsterzbischof von Salzburg, der Kirchenfürst von Bamberg, die Grafen von Görz und Ortenburg besaßen bekanntlich als eigenthümliches Gebiet den größten Theil von Kärnten, während nur die Städte St. Veit, Klagenfurt und Völkermarkt und nach dem Falle der Ankensteine auch Bleiburg, mit den anliegenden Burgen und Schlössern dem Herzoge theils unmittelbar, theils als Lehen gehörten. Mit Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts waren die görzerischen und ortenburgischen Landestheile bereits dem landesfürstlichen Gebiete einverleibt, nur Salzburg und Bamberg behaupteten ihre Unmittelbarkeit. Was indessen auch sie mit den anderen Ständen Kärnten's zusammengehen machte, war die Türkennoth. Diese schwangen ihre Brandfackel, ihren krummen Säbel über alle Thäler des Landes, unbekümmert um Grenzmarken und Handvesten. Es war im Jahre 1469 das erste Mal, wo der Erzbischof von Salzburg in eigener Person, der Graf Leonhard von Görz, die Prälaten und Edlen Kärnten's, Steiermark's und Krain's sich um Kaiser Friedrich IV. zu einem gemeinschaftlichen Landtage zu Völkermarkt schaarten. Dieses wiederholte sich sechs Jahre darauf, wo die Abgesandten der drei Länder zu Marburg tagten und die Kosten der allgemeinen Bewaffnung auf alle Bewohner derselben vertheilten.

Mit den Prälaten und Edlen waren auch die Städte und Märkte mit zur Berathung berufen worden, und nicht minder zur Vertretung der andern Unterthanen, der Bauern, die landesfürstlichen Pfleger. Man wählte die Hauptleute des Aufgebotes, stellte ihnen sogenannte Zugegebene (Lieutenants) zur Seite und legte Schanzen und Befestigungen, wie die noch an der eisernen Kappel vorhandenen, an. Da diese Maßregeln nicht wirksam genug waren und im Jahre 1476 die Türken jene durchbrachen und ungestraft das Land verwüsteten, machten die Bauern für sich einen Bund, schrieben Abgaben und einen allgemeinen Zuzug der Bewaffneten aus. Sie und die Knappen wollten versuchen, was die Herren nicht vermocht hatten; indessen ein Theil verlief sich, als am 23. Juli 1478 die Türken den Predil überstiegen, und der Rest wurde am 26. bei Goggau gänzlich aufgerieben.

Kärnten wurde nie in höherem Grade verheert als damals, und die traurige Spaltung der Aristokratie und



Demokratie rächte sich auf das Furchtbarste im eigenen Lande. Als sich zu diesen Raubschaaren auch die Ungarn des Königs Mathias Corvin gesellten, fand das Land, dessen Regent, der unglückliche Kaiser Friedrich, in der Ferne seine Zufluchtstätte vor seinem östlichen Nachbar suchen mußte, nur in dem Zusammengehen auf Landtagen, wie dem zu St. Veit und Griffen, wo ebenfalls Städte und Märkte, die gedemüthigten Bauern wieder durch ihre Pfleger, vertreten waren, mit den Ungarn ein Abkommen, gegen die Türken aber auch jetzt keinen Schutz außer hinter Mauern.

Unter Kaiser Maximilian, dem Organisator, erhielten die Türkeneinfälle eine Unterbrechung, und die Ungarn waren nach ihres Königs Mathias Tod wieder auf ihre Grenzen beschränkt. Der Kaiser wollte künftigen Einbrüchen einen festen Damm entgegensetzen, und erkor Bruck a. d. Mur als den Ort der gemeinschaftlichen Berathschlagung der österr. Lande, um so seine in Innsbruck 1518 entworfene allgemeine Landes-Defensions-Ordnung zu verwirklichen, woselbst sich behufs dessen die Ausschüsse von Kärnten, darunter die Bürger Gleismiller und Hildebrand von St. Veit und Völkermarkt, eingefunden hatten. Klagenfurt war bereits am 24. April 1518 durch Schenkung von den Landesfürsten an die Stände übergegangen und hatte damit seine eigene Repräsentation verloren. Maximilian, welcher keinen Sohn mehr, nur die Enkel Karl und Ferdinand, die in Spanien weilten, besaß, sorgte für das nach seinem Tode sonst herrenlose Oesterreich, oder die fünf Herzogthümer: Ober- und Nieder-Oesterreich, Steier, Kärnten und Krain, durch Einsetzung von fünf Regenten, unter denen für Kärnten Sigmund Welzer. Der Landtag in Bruck trat zusammen, aber die Stände unter der Enns zerfielen mit den Regenten, und ein Theil der Letzteren endete am Schaffotte, während der neue Kaiser Karl V. einen Hofrath für die österr. Erblande einsetzte. Erzherzog Ferdinand, dem sein Bruder, der Kaiser, dieselben abtrat, ordnete gegen die, mit Belgrad's Fall, immer mehr und furchtbarer als je drohende Türkenmacht unter Soliman dem Großen, Landtage an und bezwang den Bauernaufruhr in Salzburg, welcher ein ganz neues Regiment im demokratischen Sinne entworfen, und bereits die Ablösung der Bodenlasten und die Einführung neuer Gerichtsstellen mit dem Institute der Rechtsanwälte u. s. f. unter seine Reformen aufgenommen hatte. Dafür wurde Kärnten am deutschen Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 wie später 1541, auf dem zu Regensburg 1542, zu Speier 1547 und 1548 wieder zu Augsburg, durch seine adelichen Landstände vertreten, an deren Spitze Sigmund von Dietrichstein vor dem Kaiser das Wort führte; aber bei allem dem blieb die Hülfe des deutschen Reiches gegen die Türken mehr nur ein schönes Versprechen. Auch die Italiener und Spanier zogen thatenlos von hinnen; das Städtchen Güns brach durch seinen Widerstand die Wuth der türkischen Hauptmacht, so wie Unter-Drauburg's Klause den Anprall der Renner und Brenner. In dieser Zeit des Entscheidungskampfes, wo Wien selbst die Schrecken der Belagerung durch den Sultan bestand, wurden die Landtage gemeinsam von allen österr. Ländern, wobei nun auch Böhmen, in Wien, Prag und 1547 in Stadt Steier gehalten, und insbesonders auf dem zu Prag 1542 die landesfürstliche Steuer, eigentlich Kontribution zur Kriegsrüstung, mit beinahe einer Million Pfund, oder dritthalb Millionen Gulden und zwar auf Kärnten mit 34.000 Pfund, ausgeschrieben.

Einen wichtigen Abschnitt in Kärnten's Landes-Verfassung bildeten die 1535 von Erzherzog Ferdinand mit den Hochstiftern Bamberg und Salzburg abgeschlossenen Recesse, vermöge welcher diese der eigenen Landeshoheit entsagten und mit in die Reihe der Landstände traten.

Nach Ferdinand's, nachhin römischen Königs, dann Kaisers, Ableben, trat die Theilung der österr. Länder unter seinen drei Söhnen ein, wobei an Erzherzog Karl Inner-Oesterreich fiel. Dieses schwächte die landesfürstliche Macht und es begann die Blüthezeit der ständischen Herrschaft, die von 1564 bis 1620 dauerte. Erzherzog Karl mußte sich mit den Ständen Inner-Oesterreich's, welche von 1571 bis 1575 fast ununterbrochen gemeinsam zu Bruck a. d. Mur tagten, über Türkenhilfe und Religionsfreiheit, nach den hartnäckigsten Kämpfen, wo letztere zur Bedingniß gesetzt, aber dabei auch die Einziehung der geistlichen Güter unter dem Titel des Patronates und der Vogtei beabsichtigt und vielfach ausgeführt wurde, begleichen. In Kärnten selbst hielt man in den Jahren 1566 und 1568 Landtage. Man organisirte die windische und kroatische Militärgrenze, baute die Veste Karlstadt und versah die Grenzplätze mit ständischen Söldnern, wozu jährlich das Rüstgeld und die Kontribution auf den ordentlichen Landtagen ausgeschrieben wurde. Im Innern der Stände-Versammlungen verschwanden die Glieder der Prälatenbank aus obigem Grunde immer mehr, und auch die Ablegaten der landesfürstlichen Städte, von denen Bleiburg durch Verkauf an die Grafen Thurn munizipal wurde, St. Veit und Völkermarkt aber ihre Bürgermeister entsandten, blieben, als Erzherzog Ferdinand seine Reformen durchführte, von den ständischen Versamm-

nungen, welche von 1591 in dem neu erbauten Landhause zu Klagenfurt ihre Sitzungen hielten, hinweg. Diese Ausschließung des dritten Standes war den Ständen, die nunmehr nur die Prälaten-, Herren- und Ritterbank bildeten, willkommen, und als vor ungefähr vier Jahrzehenden der Bürgermeister von St. Veit, Tonitz, einem Postulaten-Landtage als Ablegat dieser Kammerstadt beiwohnte, erhielt er einen eigenen Sitz mit Tisch und Schreibzeug; doch wie die Postulate schloffen und die engere Berathung begann, die Andeutung, daß er daran keinen Theil zu nehmen habe.

Diese autonome Regierung der Landstände, die nur der Landeshauptmann, welchen der Landesfürst und nicht immer aus der Zahl der immatrikulirten Landstände, wie z. B. 1602 einen Grafen von Nagaroll, und 1610 einen Grafen von Ursenbeck ernannte, obwohl sie nach dieser Ernennung unter dieselben aufgenommen wurden, überwachte, und bei Verletzung landesherrlicher Rechte Einsprache machte; dieses Selbstgebahren im Steuerwesen, in der Landesdefension, im Fache des Unterrichtes der Gerichtsverwaltung und des protestantischen Kultus nahm in der zweiten Regierungs-Periode Erzherzogs Ferdinand, nachdem er nämlich seine Religions-Reform durchgesetzt, sichtlich ab. Mit der Wahl Ferdinand's zum Kaiser im Jahre 1619, noch mehr mit dem Siege am weißen Berge bei Prag den 8. Nov 1620, welcher der ständischen Auflehnung in Böhmen, Schlesien, Mähren und Oesterreich die Spitze abbrach, endete auch in Kärnten die ständische Regierung. Die Landtage, welche in obiger Periode meistens die Stände selbst beriefen, nun aber von der Bestimmung des Landesfürsten abhingen, wurden zwar noch fortgehalten; allein die Bewilligung der Steuern war bis 1848 keine fragliche mehr, es blieb nur die Repartition und die Disposition mit dem ständischen Domestikum. Die Einführung eigener Regimenter, somit eines stehenden Heeres hob in der Ordnung die Landesdefension auf, Kultus und Gerichte, Polizei und Gewerbswesen standen von da an den landesfürstlichen Behörden unter.

Als 1747 die k. Stände sich weigerten, die Kontribution in ihrem um das Doppelte erhöhten Beitrage einzuheben, wurde das Amt eines ständischen Burggrafen, des bisherigen ständischen Chefs, aufgehoben, Graf Anton von Goëss legte seine Stelle als Landeshauptmann nieder. Dafür führte Baron Haugwitz die königliche Repräsentation oder innerösterr. Regierung ein, und ersetzte die ständischen Beamten durch 25 landesfürstliche aus Schlesien. Bis 1770 dauerte diese Art Sequestration in Steuer- und Geldsachen, und vom Jahre 1763 an war der k. k. Landeshauptmann zugleich Chef der Stände, was mit der Unterbrechung unter Kaiser Joseph's II. Regierung bis 1804 blieb, wo Kärnten seine kaum wiedererlangte Selbstständigkeit verlor, und als ständische Capos, später unter dem Titel Landeshauptmann, landesfürstliche Justiz-Präsidenten, auch den Ständen präsidirten. Diese versammelten sich jährlich zum Postulaten-Landtag, welcher bei einer einseitigen Repräsentation des Landes, nur aus immatrikulirten, vielfach gar nicht begüterten Landständen bestehend, zur bloßen Formalität herabsank; und dann, aus selbstverständlichen Gründen, möglichst zahlreich bei den Wahllandtagen, um den Clienten der Parteien die ersehnte besoldete Stelle eines Verordneten oder sonstigen ständischen Amtsvorstandes zu verschaffen. Mit dem Jahre 1848 hat dieses Schattenbild einer Landes-Repräsentation sein Ende erreicht und wir überlassen es dem Kenner der heimischen Geschichte, aus deren aktenmäßigen Darstellung wir diese Uebersicht entnehmen, die neue konstitutionelle Einrichtung der Landtage und Landes-Ausschüsse mit der ehemaligen Verfassung zu vergleichen, der es an Anknüpfungspunkten mit der Gegenwart, wie wir sahen, nicht fehlt.

Aus dem Landes-Museum.

1. Vortrag über J. Keppler.

Gehalten am 27. Nov. 1862 von J. L. Canaval

Von allen Vorträgen, die im verflossenen Winter hier gehalten wurden sind, stehen drei dem Gegenstand des heutigen nahe. Der erste ist der über die Entwicklung der gegenwärtigen phys. Weltanschauung, welcher uns mit den Entdeckungen Galilei's und Newton's vertraut machte. Der zweite ist der Vortrag über den Foucault'schen Pendelversuch, womit zu dem bisher gekannten experimentalen Beweis für die Achsendrehung der Erde, welcher in der Abweichung eines von beträchtlicher Höhe freifallenden Körpers nach Osten besteht, noch der kam, daß dieser Fall nicht in einer geraden Linie geschieht oder auf die Bewegung des Pendels übersetzt, daß eine Veränderung der Lage der Schwingungsebene des Pendels eintritt. Der letzte der erwähnten Vorträge aber über die Spectralanalyse theilte uns eine Entdeckung mit, die kaum je für möglich gehalten wurde. Die Chemie diente dem Physiologen, dem Physiker, dem Geologen; daß sie aber auch der Astronomie dienen werde, hielt man nicht für wahrscheinlicher, als daß sie dem Geometer ihre Hilfe biete, und doch war sie es, welche die Sonnenhülle ihrer Analyse unterworfen hat, und dieß durch eine Methode that, welche auf zwei neue Elementar-Stoffe geführt hat, die sich als Bestandtheile der Erde erwiesen. Diese Entdeckung ist eine der schönsten und merkwürdig-

ften unsers Jahrhunderts und der Anfang zu einer unabsehbaren Reihe neuer Entdeckungen.

Wir empfinden Freude darüber, daß damit die Astronomie auch eine Bereicherung erfuhr, ist sie ja doch die älteste, die erste und erhebendste unter den Naturwissenschaften. „Sie ist durch die in andern Wissenschaften beispiellose Vollendung ihrer Theorie das schönste Denkmal des Geistes, sein Stolz und zugleich sein Trost für die Unbedeutenheit geworden, welche die Natur ihm und seiner Erde auf der Stufenleiter der Wesen angewiesen zu haben scheint, so daß er seine eigene Größe bewundern muß in der Kleinheit der Basis, die ihm gedient, den ganzen Himmel zu messen." (Laplace.)

Diese Wissenschaft war die erste unter allen Naturwissenschaften, welche den Kampf mit dem Aberglauben aufgenommen hat, und dieß mit einer Energie und einem Erfolg, daß ihren Gegnern nichts erübrigt, als für immer zu schweigen, wenn sie nicht ihr ganzes System in Gefahr, die Ehrlichkeit ihrer Absicht in Verdacht, ihren Verstand in Frage bringen wollen. Die Geschichte aber wird es nimmer vergessen, was der Fanatismus an König Alfons dem Verbesserer des Ptolemäischen Systems, an Roger Baco, dem Physiker und Verbesserer der Julianischen Tafeln verbrochen hat. Sie wird nimmer vergessen, daß man gegen den Druck des berühmten Werkes, womit Kopernikus der Welt die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, den Pöbel aufhetzte und noch 80 Jahre nach seinem Tode das Verdammungs-Urtheil darüber aussprach, daß dieselben Finsterlinge, welche dieß thaten, Gallilei zwangen, in derselben Lehre eine Ketzerei zuzugestehen und ihr abzuschwören, um nicht das Schicksal Giordano Bruno's auf dem Scheiterhaufen zu theilen oder die letzten Jahre seines Lebens im tiefen Kerker zu verschmachten. Die Geschichte lehrt aber auch und die Gegenwart bezeugt es, daß es dahin gekommen, daß man jetzt den, welcher das Gegentheil von Kopernikus Ansicht behauptet, zum mindesten wegen seiner Unwissenheit bedauert oder belacht, im Ernste des Wahnwitzes bezichtigt, daß die Schrecken der Sonnen- und Mondesfinsterniß selbst vor dem gemeinen Mann verscheucht, daß sich kaum mehr der Aberglaube über die Kometen auszusprechen wagt, daß das alte Mütterchen schon Anstand nimmt, nach einem astrologischen Kalender das Schicksal ihrer Enkel zu deuten. Die Astronomie hat es ja dahin gebracht, die Ereignisse am Himmel, mit der Absicht sie vorherzusagen, zu erklären, und jede richtige Vorhersagung wird vom Volke anerkannt und zerreißt eines von den Gliedern, welche die Einbildung gleichsam an eine verborgene und unsichtbare Welt knüpfen.

Wie schwang sich aber die Astronomie zu einer solchen Höhe unter den Wissenschaften? Zu allen Zeiten, bei allen Völkern einiger Kultur erfreute sich die Himmelskunde schon eines Ansehens wie keine ihrer Schwestern. Die ältesten chinesischen und indischen Urkunden, Egypten's und Babylon's, Assirien's und Persien's Denkmäler, die Bibel und die Iliade bezeugen es, Kalifen, Mongolenherrscher und Tartarenchane haben ihr gehuldigt. Durch Jahrtausende ist nicht bloß ein gleichbleibender, sondern wachsender Eifer in der Astronomie sichergestellt, und dennoch fällt die Reihe der astronomischen Entdeckungen, welche die Gründung des richtigen und jetzigen Systems der Astronomie abschloßen, erst in's 16te Jahrhundert, und war bald nach Beendigung der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts Form und Inhalt nach klar vor Augen. Die Männer, welche diese Entdeckungen machten, sind Kopernikus, Keppler und Newton. Sie haben den Grundbau der Astronomie ausgeführt, den Plan und das Gerüste für den Ausbau gegeben; was seither in dieser Wissenschaft geleistet, war eine Anwendung ihrer Entdeckungen, eine Bestättigung ihrer Folgerungen in den mannigfaltigsten Erscheinungen, welche uns die Natur darbietet, eine Entwicklung des großen Stoffes. (Mädler Wunderbau des Himmels; Lamont, Astronomie.)

Kopernikus*) lebte in einer Zeit, wo im Leben der europäischen Völker eine Krise eingetreten war, die auf eine Erneuerung des ganzen Organismus hinarbeitete. Die Menschheit strebte nach Licht und freier Bewegung. Die tiefste moralische Versunkenheit des damaligen Kirchenthums, ihre Verliederlichung der Wissenschaft, die Schändung des menschlichen Verstandes rief zur Opposition auf. Da wurden die humanistischen Studien wieder erweckt, die Buchdruckerkunst erfunden, die Wissenschaften wieder hergestellt. Das Banner für Vernunft und Wahrheit wurde aufgepflanzt, um den Kampf gegen Unsinn und Lüge aufzunehmen. Während die klassischen Studien eine verlorene geistige Welt aufschloßen, erweiterten die geographischen Entdeckungen des Bart. Diaz, Vasco de Gama und Christoph Columbus die Grenzen der Erde und bereiteten der Astronomie die Grundlage, auf der sie sich anschickte, dem erstaunten Menschenauge die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes aufzuschließen. — Anders war die Zeit, in der Keppler lebte. Der Kulturfortschritt, der sich in so erhebender Größe und Freudigkeit offenbarte, gerieth leider bald noch vor dem Ende Kopernikus' in's Stocken. Kirchlicher Zwiespalt

*) J. Scheer Geschichte deutscher Kultur und Sitte, Wachsmuth allg. Kulturgeschichte, K. Hagen deutsche Geschichte

unter den Bekennern des Evangeliums mischte Unkraut unter den Weizen. Mit frischen Kräften trat die alte Kirche gegen die zerfallene neue hervor, es begann das Zeitalter der Gegenreformation, reich an geistigen Bestrebungen im Gegensatz gegen das Licht echter Kultur, an Verläugnung der heiligsten Gesetze christlicher Sittlichkeit. Die Staats-Verwaltung katholischer Mächte war durchweg von kirchlichen Principien getragen. Eine Kette von Unheil gliedert sich durch die Geschichte der Völker und Staaten Europa's. Das war die Zeit der Vertreibung fleißiger Unterthanen, blut- und branddürstiger Ketzergerichte, des fanatischen Mordens in Masse, des Banditenmordes an Häuptern, endlich des wildesten und grausamsten Krieges, der seit der Völkerwanderung Deutschland verwüstete. In einer so düstern gewitterschweren Zeit war die Fackel der Wissenschaften oft dem Auslöschen ganz nahe, Kopernikus System ward von den Protestanten für Ausfluß des Wahnsinnes, von den Katholiken für Ketzerei erklärt. Chemie und Astrologie wurden wieder hervorgesucht und waren an allen fürstlichen Höfen in Ansehen, der fabelhafteste Wunderglaube kam bei Katholiken und Protestanten zur Geltung und erlangte eine praktische Furchtbarkeit, seitdem der persönliche Teufel zum Glaubenssatz wurde, und sich eine teuflische Mythologie mit Hexen und Zauberern entwickelte. Hier und drüben wurden Hexen verbrannt, und trotz strenger Kirchlichkeit und Härte der Gesetze verfielen die Sitten des gemeinen Volkes in Barbarei, während der bessere Theil dem Misticismus verfiel. In dieser Zeit lebte und wirkte Keppler.

Anders war die Zeit, anders die Kulturentwicklung des Volkes, dem Newton angehörte.

Aus der Uebung der Widerstandskräfte erwuchs in England in derselben Zeit Freiheit und Macht. Auch dort hat in der Zeit des 16ten und 17ten Jahrhunderts die Nation einen großartigen Läuterungsproceß durchgemacht. Auch die Geschichte dieser Zeit ist mit blutigen Zügen niedergeschrieben. Dort aber hatte schon gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Hooker in der Theologie auch der Vernunft eine Geltung verschafft und von dem Augenblick sah man einen Skepticismus entstehen, der in den Naturwissenschaften allezeit der Anfang des Wissens, in der Religion der Anfang der Duldung sein muß. Ein allgemeiner Geist der Forschung, des Zweifels, der Auflehnung begann die Gemüther der Menschen zu befallen. In den Naturwissenschaften befähigte dieß mit einem Schlag, alte Fesseln abzuwerfen und Wissenschaften hervorzubringen die auf eigener Beobachtung beruhten, in der Politik regte dieser Geist an, sich gegen die damalige Regierung zu erheben, in der Religion machte sich derselbe Geist in tausend Sekten Luft. Während des ganzen 17ten Jahrhunderts ging diese zweifache Bewegung des Skepticismus und der Duldung immer vorwärts, obgleich unter beständiger Hemmung durch die beiden Nachfolger Elisabeth's, welche die Richtung ihrer Zeit zu verstehen unfähig waren, und es dahin brachten, daß die Theologie in die Politik aufging. Als es endlich zu einem Bruch gekommen war, wurde das harte Schicksal des Königs, das die Interessen des Thrones förderte, denen der Kirche sehr nachtheilig. Denn es kam eine Partei zur Gewalt, welche jeden Uebergriff von dieser Seite nieder zu halten wußte, welche England's Unabhängigkeit und Machtstellung begründet hat, und als sie gestürzt, zeigte sich die gewaltige Wandlung im Volksgeist: die Kirche konnte zwar in ihre alte Herrlichkeit aber nicht mehr in die alte Gewalt restaurirt werden. — So ist diese stürmisch bewegte Zeit zugleich die eines außerordentlichen Eifers für den Ausbau der Naturwissenschaften. Als die beiden großen Pfeiler der Wahrheit galten jetzt nur Erfahrung und gesunde Vernunft, und diese Grundsätze waren gerade in der Restaurationszeit zu solchem Ansehen gelangt, daß König Karl II. die Gesellschaft der Wissenschaften mit dem eingestandenen Zwecke gründete, durch direkte Experimente die Wissenschaft zu vermehren. Der erbitterte Streit der Widersacher jeder Neuerung und der finstern Vertheidiger des Alten gegen die neue Gesellschaft scheiterte an der Intelligenz des Landes und des Hofes und konnte selbst unter Jakob II. nicht durchdringen, da er von einer Seite ausging, die der König durch sein Toleranzpatent gegen sich hatte. In dieser Zeit lebte und wirkte Newton *).

(Schluß folgt.)

*) Buckle Geschichte der Civilisation in England.

Die Möll.

Sage, wohin geschwind
Krauslöpfig Glocknerkind
Bergmägdelein?
Lassest den greisen,
Bleichen, schneeweißen
Vater allein? —

„Halt' es nicht länger aus,
Nimmer in's Vaterhaus
Wieder ich kehr' —
Hat ja der kleinen,
Folgsamen, feinen
Kinder noch mehr!"

Hörst! wie der Alte schmollt,
Seine Lavine rollt
Donnergekrach! —

Der Erstgebornen
Schickt er verloenen
Echoruf nach!

„Fort! auch der Tochter Brust
Schwellt schon Zerstörungslust,
Thatenbegier;
Felsen und Wälder,
Hütten und Felder
Müssen mit mir!“

Schäumendes Gletscherblut!
Wart' nur! den wilden Muth
Bändigt die Zeit —
Schiffe und Brücken
Dich zu bedecken
Hält sie bereit!

„Machst mir vergebens bang,
Nimmer mit Sklavengang
Schleich' ich hinab —;
Jauchzend im Siege
Stets, von der Wiege
Frei bis in's Grab!“

Ernst Rauscher.

Der Schmied von Gossensaß.

Von Adolph Pichler.

Abends saß der Sohn des Bauern
Schmauchend vor des Hauses Thüre,
Um der Kühlung zu genießen
Und des süßen Lindenduftes,
Der zu ihm herüberwehte.
Trat der Vater auf die Schwelle,
Brummend hielt er eine Pflugschaar:
„Wild ist mir der Stier geworden,
Bog und brach das starke Eisen,
Wie ein Knabe bricht die Gerte.
Morgen soll es fest genietet
Wieder an der Sterze haften,
Uns die Broche umzulegen.
Geh' zum Schmied, wenn du ihn bittest
Ist er heut' noch dir gefällig.“ —
„Aber Vater!“ sprach er zögernd,
„Längst verklang die Abendglocke
Und die Unke stimmt am Teiche,
Wo der Irrwisch flottert, traurig
Ihren Sang, nicht ist's geheuer,
Sich noch auf den Weg zu wagen
Und die Nacht ist Niemand's Freund.
Von der Schmiede raunt man Vieles,
Daß sich Christenleute gern
Mit dem Kreuz davor gesegnen.
Läutet zum Gebet das Glöcklein,
Wirft der Meister fort den Hammer
Und verläßt die dunkle Werkstätt: —
Ist er fort, dann wird's lebendig,
Funken stieben, Schläge donnern
Zu des Blasbalgs lautem Schnaufen
Und des Morgens liegt vollendet,
Was du Abends dir bestellt.“
„Fauler Schlingel!“ war die Antwort,
„Fürchtest dich, so nimm vom Hute
Dir die Feder und den Schlagring,
Den du trotzig trägst, vom Finger.“
Heißer fühlt er auf der Wange,
Wie die Röthe stieg und schweigend
Schritt er mit der Pflugschaar vorwärts.
Weder Hexen noch Gespenster
Sah er auf dem dunklen Pfade,
Keck im Uebermuthe jodelnd
Weckt er laut den Widerhall.
Bald erreicht war so die Schmiede,
Ihm zum Staunen flog vom Schlotte
Noch in später Stund' ein Wirbel
Feuerfunken durch die Nacht.
Auf die Schwelle trat er zögernd
Und erschreckt ließ er die Klinke
Wieder sinken. An der Esse
Stand ein Zwerglein, wie's die Mutter
Oft geschildert bis auf's Schurzfell.
Grau das Haar, in langen Strähnen
Floß der Bart hinab zum Gürtel
Und es spielt' ein schelmisch Lächeln
Um die rußbefleckte Wange.
Prustend blies er in die Kohlen
Daß die Flamme aufwärts flog;
Emsig trieb des Schmiedes Tochter
Ihm den Blasbalg, einen Hammer
Sucht' er aus, der schwerste war es,
Schwang ihn kräftig und die Zange
Drehte kunstgewandt den Klumpen
Erzes, bis er Form gewann.
Lachend rief er: „Längst erwartet
Nahest du; hier liegt vollendet
Schon der Kette letztes Glied,
Das dich magisch binden soll.“
Jenem klopft das Herz im Busen,
Doch vermocht' er nicht zu fliehen,
Mit der Hand kein Kreuz zu schlagen,
Als ihn willenlos das Zwerglein
Wie zum blutigen Schaffotte
Führte vor den Ambos hin.
Spottend zog er ihm vom Finger
Seinen Schlagring, ließ das Mädchen
Ihm vom Hut die Adlerfeder
Rupfen. Um das Handgelenk
Schlang die Fessel er und reichte
Sie der Holden: „Nimm den Unband,
Zähm' ihn, bis ich wiederkehre,
Daß er mir nicht alle Tage
Auf die Berge läuft, den Gemsen
Und dem Auerhahn zum Schrecken.
Kann den Zug, der ihn zur Höhe
Lockt, er nicht mehr widerstehen:
Bring' er keine blut'ge Beute,
Nein! er hole Alpenrosen
Edelraut' und Jochanrikeln
Dir zum schönsten Sonntagsstrauß!

Lehr' ihn seufzen, lehr' ihn flehen,
Auf dem Kampfplatz bei der Zither
Sich in raschem Takte schwingen,
Lehr' ihn auch — doch will ich schweigen,
Das wird sich von selber geben.
Und so mag er heimwärts eilen,
Sei er frei und doch gebunden,
Sei er blind mit offnem Auge,
Sei er taub mit offnem Ohr:
Zauberfesseln, Zaubersprüche
Fest gedreht mit Kraft gesprochen,
Bricht er nicht, wird er nicht lösen, —
Bann und binde ihn der Bann! —"
Es verlosch die Feuerflamme,
Kichernd schob das Mädchen ihn
In die Nacht zur Thür hinaus.
Wohl war ihm und weh zu Muth;
Wollt' er jauchzen, sank die Wimper
Feucht vom Thaue, vor dem Wirthshaus
Schlich er scheu vorüber, wo er
Sonst gejubelt, an den Schuhen
Wuchsen statt der Nägel Flügel,
Wie den ew'gen Juden zwang's ihn
Tag und Nacht zu wandern rastlos
Und er fand sich immer wieder
Immer wieder vor der Schmiede.
Endlich merkt' es doch der Vater, —
Fast ging ihm sein Leid zu Herzen, —
„Burschel" rief er, „laß doch hören,
Was ist dir denn widerfahren?
Du erscheinst mir so verhext!"
„Ja verhext; der Himmel helfe mir,
Nimmer weiß ich sonst zu helfen;
In der Kirche selbst verfolgt mich
Dieser Zauber: schien's mir neulich
Doch, es lese Schmied's Walburga
Statt dem Pfarrer selbst die Messe.
Ist's nicht Blendwerk? Jeder Segen,
Gleitet, wie der Sonne Strahlen
Von dem Gletschereise ab."
Angstverwirrt und schmerzbeklommen
Sagt er nun was ihm geschehen.
In der Schmiede, lächelnd klopfte
Ihm der Vater auf die Schulter:
„Diese Kette ist so leicht nicht
Loszubinden, selbst der alte
Meister Schmied vermag es nicht.
Und von Tag zu Tage wird sie
Schwerer werden. Geh' zum Pfarrer,
Daß er dich exorcisire
In der Kirche vor dem Altar.
Doch muß auch die Hexe, welche
Dir gethan den Spuck, dabei sein.
Dann wird leichter deine Bürde,
Denn sie muß mittragen helfen."
„Leicht ist rathen, schwer probiren!"
Dacht' er, doch ich will es wagen.
Und gelungen ist's, zum Troste
Sei's erzählt den Junggesellen
Die befangen sind im gleichem
Zauberbann, wie's dieser war.

Theater in Klagenfurt.

(x) Nicht nur der Mangel des selten gebotenen und doch nothwendigen Einblickes in die ökonomische und technische Leistungsfähigkeit einer Provinzial-Bühne, sondern die allgemeinen Kunst- und Bühnenzustände überhaupt erschweren den Wahrspruch einer gewissenhaften Kritik um so mehr, als diese auch größeren und sogar Hofbühnen gegenüber dadurch zu einer gewissen Reserve sich gezwungen sieht. Wie weit aber von dem alten vollgültigen Grundsatze des Stagyriten, daß das Drama unsere Gefühle durch Erregung klären und läutern solle, ieren die kunst- und ziellosen Produkte der neuern Bühnenliteratur! und wo ist wohl noch ein Publikum zu finden, das im Theater nicht bloß flüchtig vergnügt, sondern tiefer erregt, gerührt, oder wohl gar erschüttert und gebessert werden will. Nicht wahre Menschen mit Schmerzen und Freuden sollen über die Bretter gehen, die freilich die Welt bedeuten sollten, sondern ungefähr wie an der Wand die Nebelbilder einer Zauberlaterne sollen seltsame abenteuerliche bunte Figuren auf der Bühne im raschen Tanze, je toller desto besser, vorüberziehen; wie Kinder das Kaleidoscop ruhelos drehen und schütteln, um sich an dem immer wechselnden Farbenspiel zu ergötzen, so will das Publikum im bunt gemischten Repertoir raschen Wechsels die tollsten und seltsamsten Reflexe des Lebens, Alles und Jedes erblicken, nur ja sich selber nicht, will lachen über die komischen Zerrbilder, nur über seine eigenen Thorheiten nicht. — Gegenüber diesem wüsten Stande französischer Ungeheuerlichkeit, und diesem elend nachgeäfften ein- und zweiaktigen Bluettenmachwerk, gegenüber dem Wuste verlammener, bis zur Pöbelhuldigung herabgesunkener Volksstücke, gegenüber einem hastig nach Neuigkeiten verlangenden Publikum, soll nun die Kritik die ernste Würde, das Interesse der Kunst wahren! sie muß es doch, wenn sie nicht zur feigen Sklavin leichtfertigen Sinnenkitzels sich herabwürdigen will.

Es freut uns ohne allen kritischen Gewissens-Zweifel aussprechen zu können, daß unsere dießjährige Bühnenleitung nicht ganz der eben angedeuteten kunstfeindlichen Geschmacksrichtung verfallen ist, sondern so viel es thunlich, das heilige zarte Flämmchen der Kunst zu wahren und zu hüthen versteht und sorgsam bemüht ist; wir anerkennen mit wahrem Vergnügen, daß auf unserer Bühne wieder Kunstverständniß, Disciplin und Ordnung herrschend geworden.

Die Direktion hat sich mit einem ansehnlichen, fast übergroßen Kreise darstellender Kräfte umgeben und so in den Stand gesetzt, ohne Ueberbürdung der Einzelnen, ein reiches Repertoir nicht nur von Posse, Schau- und Lustspiel, sondern auch ernsterer Dramen unterhalten zu können. Vermag Fräul. v. Koler, eine ungewöhnlich anziehende Bühnenerscheinung, im steten Kampfe mit einem spröden Organ nicht immer siegreich den Ton des Schmerzes oder der Leidenschaft mit voller Wirkung zu treffen, so hat dennoch die durchweg verständige klare Auffassung, eben so wie die sorgfältige fleißige, wir möchten sagen, elegante Ausführung der ihr gewordenen Aufgaben die Anerkennung des Publikums sich errungen; dagegen möchten wir kaum behaupten, daß neben dem überladenen, breit ausgemalten Spiel des Frl. Mecklenburg sich immer die korrekte, den Intentionen des Dichters entsprechende Zeichnung erkennen ließe. Frl Walbarg hat eine Reihe gefälliger, dankbarer Rollen zu spielen gehabt, ein Umstand, der eine sichere, wenn auch sogar etwas aufdringlich gehandhabte Bühnengewandtheit dem Publikum gar oft als Talent erscheinen läßt. Wir haben wenigstens bei den kräftig angelegten Umrissen ihrer Frauengestalten die feineren Linien anmuthvoller Weiblichkeit zu erspähen oft vergebens uns bemüht, Eifer und Fleiß aber nie vermißt. Frau Megerle spielt das Fach der sogenannten sentimentalen Damen mit richtigem Gefühl; überträgt aber nicht selten die da vorzügliche Manier auch auf andere, dadurch verfehlte Frauencharaktere. Frau v. Boy ver-

steht es ganz vortrefflich, komische Charaktere, ohne die Grundzeichnung zu verwischen, in's kleinste Detail richtig und komisch auszumalen. Unter den darstellenden Herren haben wir zunächst an Hrn. Schaper einen tüchtigen Schauspieler, der mit lebhaftem Mienen- und wohl auch zu beweglichem Geberdenspiel in vielen Vorstellungen einem gewissen Materialismus huldigt, der un[illegible] vielen Schauspielern Mode zu werden scheint und, wenn [illegible] gerade nicht fehl-, doch an manchen Schönheiten vorüb[illegible]. Herrn Müller ist unter der gegenwärtigen verst[illegible] Leitung Gelegenheit geboten, sich für jede Darstellun[illegible] sorgfältiges Studium vorzubereiten; es sind uns jedoch [illegible] sonderlichen Resultate solchen Studiums aufgefallen, w[illegible] viel mehr bedünken, als gebe sich der allerdings begabte Schauspieler allzusehr einem rohen Naturalismus hi[illegible] eine tüchtige Schule ist, kann er gleich an Herrn [illegible] sehen, den wir schon vor Jahren als einen höchst sch[illegible]erthen Schauspieler kennen gelernt. Hr. Fronk hat uns [illegible]rama und Lustspiel Charaktere vorgeführt, nach fast genialer entworfen, bis in Einzelnheiten naturwahr und fertig ausgeführt; daß er andere gänzlich vergriffen, würde uns von einem jungen, gerne dem eigenen Drange nachgebenden Künst[illegible] gar nicht befremden, wenn nicht wieder andere bis zur [illegible] und Inhaltlosigkeit verschwommen gewesen wären. D[illegible]vater des Herrn Falnes sind mitunter etwas eintönige [illegible]ngweilige Patrone, die sich aus irgend einem Grunde [illegible]er sehr bedächtigen langsamen Sprachweise bedienen, die zweiten Liebhaber des Herrn Rahler immer anspruchslose, aber freundliche befriedigende Gestalten. Für Episoden und Nebenrollen sind vollkommen genügende Darsteller und Darstellerinen in ausreichender Zahl vorhanden.

Möchte es dem Leser nach diesen, allerdings nach Recensenten Gepflogenheit, die Mängel mehr als die Vorzüge betonenden Andeutungen bedünken, als sei der Künstler-Verein mehr dem Umfange als dem Inhalte nach bedeutend: so müssen wir ihm auch so viel zugeben, daß nicht der Vorzüglichkeit einer hervorragenden, vom Publikum zum Liebling erkorenen Individualität, sondern dem kunstverständigen Sinne der Direktion, die alle gebothenen Mittel einheitlich dem Kunstzwecke entsprechend zu verwenden versteht, der Werth und die Erfolge der meisten Vorstellungen zugerechnet werden müssen. Wenn wie hie und da einzelne nachlässige Aufführungen ausnehmen, so ist in den übrigen die verständige einheitliche Leitung, Fleiß und Sorgfalt, Ordnung und Disciplin nie zu verkennen. Das ist es aber gerade, was vor Allem nothwendig, das Publikum immer gewinnt, und ohne welches auch die trefflichste Leistung des Einzelnen selten zur Geltung kommen kann. Einer besonderen Theilnahme erfreut sich die von der dießjährigen Direktion gleichfalls gepflegte, von Offenbach geschoffene Operette. Es bedurfte gewiß des Umweges über Paris, von wo das deutsche Theater nun einmal seine Direktive holen zu müssen glaubt, um dieser Sorte dramatischer Musik in Deutschland Eingang zu verschaffen, die unter einem Wuste banaler Phrasen und gewöhnlicher Reminiscenzen des Lieblichen und Ansprechenden nicht gar zu viel, — sehr wenig oder nur des originell Künstlerische in sich birgt. In den von Offenbach geleiteten Bouffes parisiennes aber waren es die für diesen Opernzweig besonders geworbenen und geschulten jungen und hübschen Mädchen, die ihnen den ganz besonderen Reiz und so glücklichen Erfolg bei den Parisern errungen. Es ist gewiß nicht zu läugnen, daß der Operette nicht gar zu viel von dem Pariser Lebenselemente abhanden gekommen sein darf, daß sie wenigstens mit vollkommener Sicherheit, Präcision und Lebendigkeit vorgeführt werden muß, wenn die Mängel der musikalischen wie dramatischen Mache nicht zu sichtbar werden sollen. Wir wollen diese Vorzüge den meisten der dießjährigen Operetten-Vorstellungen gerne vindiciren, ja wir müssen anerkennen, daß Herr Swoboda ein ganz vorzüglicher Sänger für diese Musik ist, Grazie, Humor und Lebendigkeit, recht hübsche Stimmmittel und eine solide musikalische Bildung hat. Ein recht hübsches Talent und außerdem eine Stimme von ungewöhnlich schönem Klang hat auch Frl. Milaschek, der wir eine über dieses Gesangsgenre hinausreichende Bildung wünschen möchten. Bei schöner kräftiger Stimme beurkundet Fräulein Karoline v. Kaler gute vielleicht hie und da an das Lokalfach erinnernde Schule und richtiges künstlerisches Verständniß. Endlich müssen wir noch in Frl. Buliovsky ein vielseitiges, in Spiel, Gesang und Tanz gleich sich bewährendes sehr anmuthiges Talent zur Anerkennung bringen. Da Chöre und schwierige Gesammtstücke bei diesen Operetten ohnehin wegfallen, so können wir bei so tüchtigen und eifrigen Kräften ein öfter bemerkbares Schwanken nur dem Mangel genügend sicherer und energischer Leitung zurechnen und wünschen, daß durch eine kundige und kräftige Hand bei aller Rücksicht unserer orchestralen Verhältnisse im Zusammenwirken jene lebendige Sicherheit und Leichtigkeit erzielt werde, die wir als bedingendes Lebenselement der Operette bezeichnet haben.

Heimatliche Chronik.

(Drei Thatsachen) sind es in unserem öffentlichen Leben, welche vor Eröffnung der Landtagssession den Blick des Chronisten auf sich ziehen: die häufig vorgekommenen Mandatsniederlegungen von Seite der Abgeordneten, die darauf erfolgten fast ebenso häufigen Ertheilungen des Ehrenbürgerrechtes von Seite mehrerer Landgemeinden, und die Thatsache, daß im bevorstehenden Landtage ein Drittel der Abgeordneten aus landesfürstlichen Beamten und ein nahmhafter Theil davon aus Bezirksvorstehern, also politischen Beamten besteht. Es wäre eine interessante Aufgabe, zu untersuchen, ob und in wie ferne diese drei Thatsachen zusammenhängen. Vom faktischen Standpunkte bleibt es immer auffallend, daß eine Mandatsniederlegung fast immer die Ertheilung eines Ehrenbürgerrechtes zur Folge hatte, und daß die bedeutsame Zahl von Abgeordneten, welche politische Beamte sind, nicht aus der Zeit der ursprünglichen Wahlen, sondern aus der Periode der Nachwahlen herrührt. Es liegt die Versuchung nahe, aus diesen Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß die straffe politische Haltung, welche unsere Wähler bei den ursprünglichen Wahlen gezeigt und welche ihnen allseits das Lob einer richtigen politischen Erkenntniß eingetragen, nachgelassen, aber auch, daß der Patriotismus vieler Derjenigen, welche aus diesen Wahlen hervorgegangen, der sie dieselben freudig annehmen ließ, sich bedeutend abgekühlt habe. In jedem Lande, welches ein politisches Leben hat, bezeichnen häufige Mandatsniederlegungen ein bedenkliches Symptom, es ist dann immer „etwas faul im Staate Dänemark". Wir legen sie wohl nicht in jenem traurigsten Sinne aus, wo sie ein Zeichen des politischen Verfalles sind; nichts destoweniger bleiben sie uns bedauerlich genug, denn dort, wo sich nicht die faktischen Verhältnisse in den Lebensumständen des Gewählten geändert haben, läßt sich eine Mandatsniederlegung nicht anders als durch Mangel an Opferwilligkeit erklären. Die Verleihung von Ehrenbürgerrechten an Personen aber, welche den bezüglichen Gemeinden so ziemlich ferne gestanden sind, und auch in neuester Zeit, wenigstens so viel man weiß, sich um dieselbe kein uneigennütziges Verdienst erworben haben, läßt sich jedenfalls mit echtem Bürgerstolze und mit allem Jenem, worauf eine wahre Gemeinde-Autonomie fußen muß, schwer vereinen. Damit sollen derlei Verleihungen im Allgemeinen durchaus nicht angegriffen werden, namentlich nicht jene, in denen das von der Verfassung selbst gebotene Mittel liegt, für das Land nützliche Kapazitäten und allgemein verdiente Männer, deren Beruf sie ihrem Heimats-Lande entrissen, dadurch für die Vertretung der Landesinteressen zu gewinnen. Obige Bedenken lassen sich nämlich nur gegen jene Verleihungen von Ehrenbürgerrechten erheben, welche vom Kandidaten Knall und Fall, wie es die Nothwendigkeit ergibt, angesprochen und — wie aus Gefälligkeit — gewährt werden.

Briefwechsel der Redaktion.

Hr. Pf. N. K — r zu St. Jakob im Gurkthale: Ihr hübscher Aufsatz wird benützt werden. Wir bitten bald einen ähnlichen zu schicken. Hr. Prof. Dr. Ad. P — r. in Innsbruck: Ihre zwei Sendungen dankend erhalten. Herrn Fritz P — r in Graz: Wort halten! Herr Albert G — z — e in Graz: Leider etwas zu lang. Herr Joseph Gsch — bl in Unterdrauburg: Hoffen baldige Beiträge. Unseren sämmtlichen geehrten Herren Mitarbeitern Wir empfehlen uns Ihrem thätigen Andenken.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 2 Sonnabend, den 10. Jänner **1863.**

Die Grafen von Goës.

Eine genealogisch biographische Darstellung.

Das biographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich von Dr. Konstantin v. Wurzbach enthält in seinem 5ten Theile S. 243 — 246 über dieses um Kärnten hochverdiente Geschlecht eine Reihe von Aufführungen, die wir benützend und was die genealogische Reihenfolge betrifft, berichtigend, hier mit dem Manuskripte kombiniren, welches uns als für das neueste historisch-heraldische Handbuch in Gotha bestimmt, zugekommen ist. — Die Familie G o ë s (oder Goëß) weiset sich bis zu Anfang des 14ten Jahrhunderts als in Portugal ansäßig und mit hohen Würden bedacht, nach. Ende des 15ten Jahrhunderts zeichnete sich Ritter Damian Goës (Goez in portugiesischer Schreibart, geboren zu Alenquer in Portugal 1501, gestorben im Dezember 1560), erzogen am Hofe König Emanuel's, als Gelehrter und Schriftsteller, besonders Historiograph wie auch als Staatsmann aus. Zu wichtigen Sendungen an den ersten europäischen Höfen verwendet, gewann er die Gunst der Fürsten, und Kaiser Karl V. verlieh ihm am 17. Febr. 1530 den Reichsadel. Nachdem er sich mit Johanna von Hargen, aus dem Geschlechte der Ahremberge am Haag, verheirathete, siedelte er sich in Holland an. Um ganz der Wissenschaft zu leben, zog er sich nach Löwen in Brabant, berühmt durch seine Universität, zurück. Er vertheidigte diese Stadt gegen die Franzosen an der Spitze der dortigen Studenten mit größter Tapferkeit, mußte sich jedoch im Jahre 1542 den Belagerern ergeben und wurde erst gegen 2000 Dukaten Lösegeld freigelassen. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn König Johann III. zum Reichshistoriographen von Portugal und er erhielt vom Kaiser Karl V. in seinem Wappen noch den Löwen mit der Krone *). Damian besaß reiche Kenntnisse und schrieb mehrere geographische und historische Werke, unter andern: „De rebus et imperio Lusitanorum. Chronica de rey Dom Emanuel". Er war nebstbei ein ausgezeichneter Musiker und mehrere seiner Kompositionen finden sich auf der Lissaboner Bibliothek. Wurzbach führt über diese Angaben eine große Zahl Quellen auf, für die jedoch hier nicht Raum ist.

Damian's Urenkel, — fährt unser Manuskript fort. — Hanns Ulrich, wurde für seine im 30jährigen Kriege als Feldoberst geleisteten Dienste, laut Diplom Kaiser Ferdinand II. vom 1. Juli 1632, zum Freiherrn erhoben und erhielt das noch bestehende Wappen mit dem Herzschild des doppelköpfigen Adlers. Hanns blieb vor dem Feinde und fand seine Ruhestätte zu Straubing in Baiern. Er starb wie seine beiden Brüder ohne männliche Erben, und die Familie wäre erloschen, wenn nicht Kaiser Ferdinand III. mit Diplom vom 21. April 1654 deren Neffen Anton, Sohn ihrer Schwester und eines Ritters, Peter von Troch, den Namen, das Wappen, die Titel und alle Ahnen-Proben der Familie Goëßen, wie sie damals hieß, verliehen hätte, mit dem Bedeuten: „damit die so stets ausgezeichnete und dem Kaiserhause treue Familie nicht aussterbe."

Dieser A n t o n F r e i h e r r v. G o ë ß e n - T r o c h *) hatte mehrere Söhne, von denen Johann (geboren in Brüssel 1611, gestorben in Rom den 21. Okt. 1696) in Löwen studirte. Er verlegte sich insbesondere auf orientalische Sprachen und widmete sich der diplomatischen Laufbahn. Mit Empfehlungen des Kardinals-Infanten Don Ferdinand kam er nach Wien, begleitete den Fürsten J. A. von Eggenberg auf seiner Mission nach Rom (1638), trat nach seiner Rückkunft als Reichs-Hofrath bei der Sektion für auswärtige Angelegenheiten ein, arbeitete unter dem berühmten Grafen Max von Trautmannsdorf in Sachen des westphälischen Friedens; 1657 ging er als kaiserl. Bevollmächtigter nach Kopenhagen, als der Schwedenkönig Gustav die Dänenhauptstadt beschoß; 1663 zu Ali Pascha nach Temesvar um den Frieden zu vermitteln. Während die Türken gegen Neuhäusel, alles mordend und verwü-

*) Unser vaterländischer Reisender, der k. k. Hauptmann Herr v. Göschen, welcher erst vor einigen Wochen von Klagenfurt nach der pyrenäischen Halbinsel abging, machte es sich mit zur Aufgabe, in Lissabon über das Geschlecht der Grafen v. Goës Forschungen anzustellen. Wir sehen den Resultaten begierig entgegen.

*) Dieses ist die ganz neue Version in der Genealogie der Grafen v. Goës, die wir, wie sie uns zugekommen, gegenüber jener bei Wurzbach aufführen, welcher nach den früheren Traditionen Damian's Sohn Emanuel nennt, dessen Sohn Franz zwei Söhne erzeugte: Anton und dessen Bruder Johann, so der berühmte Kardinal.

steub, vorrückten, wurde Goëß in Ofen gefangen gehalten und kam erst den 19. Dezember 1663 nach Wien. Einem Gelübde zufolge, — für die Rettung aus einem gegen ihn gemachten Mordanschlage, — trat er in den geistlichen Stand, empfing die heil. Weihen und primicirte den 13. Dez. 1675 bei den Jesuiten in Wien, und erhielt das Bisthum Gurk. — Noch diente er nebenbei als Diplomat fort und schloß den 5. Februar 1679 den Frieden von Nymwegen. Vom Papste Innozenz XI. zum Kardinalpriester ernannt, vertrat er seit Oktober 1689 in Rom die österr. Interessen und starb daselbst, 85 Jahre alt, dem kaiserl. Feldspitale 70.000 Skudi hinterlassend.

Für Kärnten hat sich Kardinal und Fürstbischof Goëß durch die Stiftung zweier Benefizien zur Aushilfe für die Gebirgsseelsorge der alten Gurker Diözese, eines fünften Kanonikats am Koll. Kapitel zu Straßburg und mehrerer Stipendien, durch die Erbauung des nordöstlichen Traktes des Straßburger Schlosses, welchen er der Abhaltung der Priester-Exerzitien widmete, unsterblich gemacht, so wie er dadurch, daß er zum Goëß'schen Fideikommiß in Kärnten durch sein Privatvermögen den Grund legte, dieses Geschlecht heimisch machte, dessen sterblichen Resten er die Gruft zu Straßburg errichtet, woselbst auch sein Herz beigesetzt ist*).

Johann Peter I. (geboren 23. März 1667, gestorben 13. März 1716) war schon in seinem 19ten Jahre (1686) Reichshofrath und wurde vom Kaiser Leopold I. am 2. August 1693 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im Jahre 1698 ging er als kais. Gesandter zu den Generalstaaten, schloß den wichtigen Allianztraktat zwischen dem Kaiser, England und Holland (7. September 1701), was ihm die geheime Rathswürde brachte; leitete die Geschäfte in den eroberten Niederlanden, und fungirte auf dem Friedens-Kongresse zu Rastadt und Baden (1714). In Rom hatte er sich mit einer Gräfin von Sinzendorf vermählt und im Jahre 1709 errichtete er die beiden kärnt. Fideikommisse mit mehr denn 500.000 fl. Er starb als kärnt. Landeshauptmann und seine Leiche wurde nach Straßburg überbracht. Sein Sohn Johann Anton (geboren 3. Nov. 1699, gestorben 1748?), wurde 1718 niederösterr. Landmann, zwölf Jahre darauf auch im Lande Ob der Enns. Im Jahre 1739 Landeshauptmann in Kärnten, wurde er 1743 und 1744 von seiner Monarchin der Kaiserin Maria Theresia mit der Administration der eroberten bairischen Lande betraut und fungirte als kaiserl. Statthalter in der Pfalz. Im Jahre 1747 resignirte Goëß die Landeshauptmannsstelle, da Maria Theresia die ständische Verwaltung durch Baron von Haugwitz suspendirt hatte, in Folge dessen erstere Stelle bis 1759 unbesetzt blieb, wo dann jene Verwaltung wieder rehabilitirt wurde. Von Anton's beiden Söhnen mit Gräfin Maria Anna von Thürheim wurde Rudolph kaisert. Gesandter an mehreren europäischen Höfen, Karl k. k. General und Ajo der Söhne des Großherzogs, dann Kaisers Leopold II. Da Ersterer kinderlos war, ging das Fideikommiß auf Letzteren über, so daß sein Erstgeborner, Graf Peter, Besitzer der Primogenitur und der zweite Karl der Sekundogenitur wurde, während der dritte Rudolph zuerst als Offizier im Generalstabe, dann bei dem Montanum in kaiserliche Dienste trat.

(Schluß folgt.)

Aus dem Landes-Museum.

1. Vortrag über J. Keppler.

Gehalten am 27. Nov. 1862 von J. L. Canaval.

(Schluß.)

Kopernikus lebte von 1473 — 1543 und stellte nach 30jährigen Beobachtungen im Gegensatz zu dem bis dahin herrschenden Ptolomäischen System den Satz auf, daß die Erde ein Planet sei, so wie diese um ihre Axe und um die Sonne sich bewege, durch die erste Bewegung den Tag und die Nacht, durch die zweite den Wechsel der Jahreszeiten verursacht.

Keppler lebte von 1571 — 1630. Seine Entdeckungen sind die nach ihm benannten berühmten Keppler'schen Gesetze: daß die Bewegungen der Planeten um die Sonne nicht in kreisförmigen, sondern eliptischen Bahnen vor sich gehen; daß diese Bewegung so geschieht, daß in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume zurückgelegt werden; und daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten zweier Planeten sich zu einander verhalten, wie die dritten Potenzen ihrer mittleren Entfernungen.

Newton lebte von 1642 — 1727 und die Entdeckung, welche ihm eine so hohe Stellung unter den Astronomen giebt, ist das Gravitations-Gesetz, daß alle Körper auf einander eine Anziehung ausüben, welche im geraden Verhältniß zu ihren Massen im umgekehrt quadratischen Verhältniß ihrer Entfernungen steht. Der zweite von den genannten Astronomen soll uns

*) Dieses der Auszug Wurzbach's aus der umfassenden Biographie des Kardinals in der österr. Zeitschrift für Geschichte 2c. von Riedler 1836, abgedruckt im gleichen Jahrgange der „Carinthia" Dem Verfasser diente ein, noch im Museum des histor. Vereines für Kärnten verwahrtes episches Gedicht, Manuskript in 4., zum Leitfaden, welches dessen Leben beschreibt und mit den Geschichtbüchern jener Zeit, z. B. dem Theatrum Europaeum und Hammer's osmanischer Geschichte, den Akten des bisthümlichen Archives, wie mit den Vormerkungen zur Geschichte des Bisthums genau übereinstimmt.

heute beschäftigen*). Er hat das Kopernikus'sche System erst vollendet und über jede Einwendung gestellt und seine Entdeckungen mußten vorausgehen, um die von Newton möglich zu machen. — Das Kopernikus'sche System litt an einer Unvollkommenheit, wodurch ihm die Einfachheit, das Zweifellose in der Erklärung aller an den Planeten-Bewegungen und ihren Stellungen beobachteten Veränderungen abging. Während Copernikus die Astronomie der Alten in ihren Grundlagen erschütterte, konnte er sich nicht frei machen von ihrer Ansicht über die Vollkommenheit der Bewegungen. Er dachte sich daher die Planetenbahnen als kreisförmig um die Sonne gezogen. Die einfachste Bewegung eines Körpers um einen andern ist die kreisförmige, aber unter allen möglichen krummliegenden Bahnen ist eben die kreisförmige in ihrer Art nur der einzig mögliche und darum der unwahrscheinlichste Fall. Um daher bei dieser Annahme die sich ergebenden Unregelmäßigkeiten in den Stellungen und Bewegungen der Planeten zu erklären, mußte er zum Theil zu den alten Hypothesen Ptolomäus seine Zuflucht nehmen. Der Mittelpunkt der Planetenbahnen fiel somit nicht zusammen mit dem Mittelpunkt der Sonne; jeder Planet mußte eine zweite Bewegung um einen imaginaren Punkt seiner Sonnenbahn machen. Diese Schwäche des Kopernikus'schen Systems hob Keppler. Er war ein Mann von unvergleichlicher Kombinationsgabe und staunenswerthem Gedächtniß, mit einer schwungreichen Phantasie und unbestechlicher Wahrheitsliebe ausgezeichnet und diese Eigenschaften waren in ihrer Wirksamkeit potenzirt durch die übermenschliche Arbeitskraft und Beharrlichkeit, welche ihm eigen war. Als Keppler im Jahr 1600 zu dem berühmten Astronomen Tycho Brache berufen wurde, welcher die vollkommenst eingerichtete Sternwarte besaß, — was damals, wo das Fernrohr noch nicht erfunden war, nicht viel sagen will — standen ihm die zahlreichen, von Tycho über Sternörter und gerade über die Bewegungen des Mars aufgezeichneten mit all zulässiger Genauigkeit ausgeführten Beobachtungen zu Gebote. Keppler ging von der Richtigkeit des Kopernikus'schen Systems aus und verglich damit sämmtliche Beobachtungen auf's Sorgfältigste. Bei diesen Berechnungen kam er dahin, die Stellungen der Planeten auf die wahre Sonne, und nicht wie bisher geschehen, auf einem mittleren Sonnenort zu beziehen. Aber die mit rastloser Mühe jahrelang fortgesetzten Rechnungen stimmten noch immer um 5 bis 6 Bogenminuten nicht. Wer weiß, daß der Kreis in 360 Theile, d. i. Grade, getheilt wird, und der 60te Theil davon eine Bogenminute heißt, wird staunen, daß die Wegschaffung dieses kleinen Fehlers zur Entdeckung der ersten zwei Keppler'schen Gesetze und somit auf die Entdeckung des wahren Weltsystems führte. Keppler verließ nun die bisherige Annahme einer gleichförmigen Kreisbewegung um einen imaginaren Punkt außerhalb der Sonne. Er nahm an, die Bewegung des Planeten gehe im Umkreis einer Elipse um die Sonne vor sich und diese befinde sich im Brennpunkt der Elipse. Zur Erklärung des Gesagten bringe ich in Erinnerung, daß die Elipse eine geschlossene regelmäßig gekrümmte Linie ist. Verbindet man die zwei entferntesten und die zwei nächsten Punkte des Umkreises mit einander, so erhält man die sich im Mittelpunkte der Figur im rechten Winkel schneidenden Axen, die große und kleine genannt. In der großen Axe befinden sich in gleichen Abständen vom Mittelpunkte zwei Punkte von solcher Beschaffenheit, daß die Verbindungslinien eines Punktes des Umkreises nach beiden gezogen mit einander gerade die Länge der großen Axe messen. Diese Verbindungslinien heißen die Leitstrahlen, jene Punkte aber die Brennpunkte der Elipse. In dem einen Brennpunkt nahm nun Keppler die Sonne in dem Umkreis die Bahn des Planeten an, und so führte er abermals eine ungeheure Menge von Rechnungen aus. Sie bestätigten, daß die Geschwindigkeit der Planeten in verschiedenen Punkten der Bahn größer oder kleiner ist, daß sie in gleichen Zeiten nicht gleiche Wege zurücklegen, sie führten den Forscher zugleich zu der Entdeckung, daß der Leitstrahl des Planeten in gleichen Zeiten gleich große Ausschnitte (Sektoren) überstreicht oder mit andern Worten, daß die von einem bestimmten Leitstrahl beschriebenen Flächen der Zeit des Umlaufes proportional wachsen. Mit großem Scharfsinn, bemerkt Arago, wußte Keppler unter den zahlreichen auf Uranienburg angestellten Beobachtungen, die ihm zu Gebote standen, diejenigen auszuwählen, die mit der allgemeinen Aufgabe, die er sich gestellt, zusammenhängen. Fortwährend war er genöthigt, zur Berechnung dieser Beobachtungen neue Methoden zu ersinnen. Seine Ausdauer, seine Aufmerksamkeit wurden aber durch immer neue Entdeckungen wach gehalten. So fand er, ohne von irgend einer Voraussetzung auszugehen, daß die geraden Linien, in welchen die Planetenbahnen die Ebene der Elliptik schneiden, sämmtlich durch die Sonne gehen, und daß die Ebenen dieser Bahnen mit der Ebene der Erdbahn nahezu konstante Winkel bilden u. dgl. Unglaubliche Kraft — sagt Baily in seiner Geschichte der Astronomie — wandte Keppler auf, denn damals, wo man die Erfindung der Logarithmen noch nicht gemacht hatte, waren die Rechnungen bei Weitem nicht so leicht,

*) Arago's Werke II. Keppler.

wie heutzutage. Jede von den Berechnungen, die er durchführte, nahm zehn Folioseiten ein; diese Rechnungen wiederholte er wohl 70 Mal, was im Ganzen 700 Seiten ausmacht. Jeder Rechner weiß aber, wie häufig man falsch rechnet, wie oft man von Neuem beginnen muß und wie viel Zeit zu einer Rechnung von 700 Seiten erforderlich ist. Er war ein staunenswerther Mann, seine Genie war durch diese kleinen mühseligen Arbeiten eben so wenig abgeschreckt, als dieselben im Stande waren, seinen Geist zu ermüden oder abzunutzen.

So lösten sich vor seinem Forscherauge alle Schwierigkeiten immer mehr, es kam Licht in seine Arbeiten, endlich stimmten alle Beobachtungen des Mars und wurden durch seine Theorie mit wunderbarer Genauigkeit dargestellt. So ward nach 8jähriger Arbeit eine der schönsten und großartigsten Entdeckungen der Astronomie vollendet. Keppler machte sich keine irrige Vorstellung über die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt. — Keppler schrack dennoch vor der großen Arbeit nicht zurück, und nachdem er sie erst nach jahrelang fortgesetzten Rechnungen zu Ende gebracht und es gelungen war, die zwei ersten Gesetze in ihrer wundervollen Einfachheit als unangreifbare Wahrheit hinzustellen; empfand er die Befriedigung über das große Werk und spricht sie in den Worten aus, die er an den unglücklichen, als Schlachtopfer der Bartolom. Nacht gefallenen Ramus richtet. Dieser berühmte Lehrer am College de France hatte einst seinen Lehrstuhl und alle damit verbundenen Einkünfte demjenigen zugesagt, dem es gelänge, ohne irgend eine Hypothese die Planetenbewegungen zu erklären: „Du hast klug gethan, sind Keppler's Worte, aus dem Leben zu gehen, denn sonst müßtest Du mir heute Deinen Lehrstuhl abtreten."

Neun Jahre nach Veröffentlichung dieser Gesetze trat Keppler mit der nach 17jähriger Arbeit gelungenen Entdeckung des 3ten Gesetzes an die Welt, daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten von zwei Planeten sich so verhalten, wie die 3ten Potenzen ihrer mittleren Abstände, oder was dasselbe ist, wie die 3ten Potenzen ihrer halben großen Axen. Damals hatte der 30jährige Krieg bereits begonnen, Keppler schrieb dennoch sein Werk. Damals sprach er die prophetischen Worte: „Der Würfel ist gefallen, ich schreibe das Buch. Was liegt mir daran, ob man es jetzt oder in später Zukunft liest. Es kann auf seinen Lehrer warten, hat nicht Gott 6000 Jahre auf den gewartet, der einen Einblick in seine Werke thun sollte."

So sind die großen Keppler'schen Gesetze entstanden, die sich für alle Bahnen der Planeten bestätigten, aber auch auf die Bewegungen der Kometen ihre Anwendung haben, und als man an Fixsternen Bewegungen beobachten lernte, gab ihr Studium eine neue Bekräftigung der ausnahmslosen Wahrheit dieser Gesetze. Keppler ahnte die Ursache dieser Naturgesetze. Er erkannte die bewegende Kraft der Planeten in der Anziehung der Sonne und auf einander, aber außer Zweifel gestellt hat dieß erst Newton durch die Entdeckung der Gravitationskraft als allgemeine Kraft, wirksam unter allen Körpern und durch einfache mathematische Feststellung ihrer Wirksamkeit. Von diesem Augenblick stellten sich die Keppler'schen Gesetze als eine nothwendige Folge des Gravitations Gesetzes dar. Das thatsächliche Verhältniß ist aber, daß das Gravitations-Gesetz eine natürliche Folge der Keppler'schen Gesetze ist, nur durch diese aufgestellt, ja in dem 3ten Keppler'schen Gesetz selbst mathematisch festgestellt ist. Alle Entdeckungen, die seither in der Astronomie gemacht wurden, gingen von diesen Gesetzen als unantastbare Wahrheit aus, sie lieferten neue Belege dafür und wurden nur gemacht, weil jene Gesetze Naturgesetze im vollendetsten Sinne menschlicher Auffassung sind. Blicken wir zurück auf die Geschichte des Lebens dieses merkwürdigen Mannes, so werden wir gestehen, daß seine Zeit ihn am wenigsten zu verstehen vermochte, daß sie am wenigsten angethan war, ihm Dank zu wissen. Er war eine Erscheinung für seine Zeit, wie der geheimnißvolle prächtige Stern, den er selbst zuerst im Schwan entdeckt und der noch zu seiner Zeit wieder verschwunden war, und gehen wir ein in die Geschichte von Keppler's Erziehung und Schicksale, so könnte man zu dem Glauben verleitet werden, die Vorsehung wollte durch diesen Mann etwas Großes ausführen, ohne dieß in seiner ersten Lebenszeit vorzubereiten. Jedenfalls müssen wir aber Achtung gewinnen vor dem Genie und der Seelenstärke, die es Keppler möglich machten, seine größten und mühseligsten Arbeiten, gerade diejenigen, für welche ihm die Wissenschaft ewigen Dank schuldet, zu einer Zeit auszuführen, als sein eigenes Unglück und die Leiden des Vaterlandes ihren Gipfel erreicht hatten.

Keppler war am 27. Dez. 1571 zu Magstatt, einem württembergischen Dorf, eine Meile von der ehemaligen Reichsstadt Weil geboren. Im siebenten Monat kam er zur Welt, äußerst schwächlich und zart. Sein Vater war Sohn eines Bürgermeisters von Weil und seine Mutter die Tochter eines Gastwirthes aus der Umgebung von Weil, (besaß geringe Geistesbildung, ein rauhes Wesen, einen zänkischen und listigen Charak-

ter.) Der Vater zog sammt seiner Frau in Krieg wieder die Niederländer unter Herzog Alba. Der arme Knabe verlebte seine Jugend bei seiner Tante, die später wegen Zauberei verbrannt wurde. In seinem 6ten Jahre von den Blattern befallen, war er kaum davon gerettet, als er in die Schule zu Leonberg geschickt wurde. Als aber sein Vater vom Heere zurückkam, hatte er durch das Falliment eines Mannes, für den er unvorsichtig Bürgschaft geleistet, all' sein Besitzthum verloren. Er begann nun ein Wirthsgeschäft, nahm den Sohn aus der Schule, wo er ihn nicht mehr unterhalten konnte und ließ den Knaben die Gäste bedienen. So verrichtete Keppler bis zum 12ten Jahre Kellnerdienste. Im 13ten Jahre wurde er von einer heftigen Krankheit befallen und stand einige Tage in äußerster Lebensgefahr. Das Geschäft seines Vaters ging nicht vorwärts und dieser nahm Dienste im österr. Heere gegen die Türken, und seit dieser Zeit wurde von ihm nichts mehr gehört. Die Mutter brachte das Vermögen ihrer Familie bald durch. Keppler hatte zwei Brüder, der eine ein Zinngießer, der andere Soldat, Beide aber Taugenichtse. Er fand nur in der zärtlichen Freundschaft Trost, die seine Schwester Margaretha, die einen protestantischen Prediger geheirathet hatte, für ihn begte, dagegen war dieser gegen ihn feindselig gesinnt. So mußte Keppler zuerst Feldarbeit verrichten, aber mager und schwächlich, wie er war, konnte der Arme die Anstrengungen des Landbaues nicht ertragen, und daher bestimmte man ihn zum Theologen. Er ward in der Klosterschule zu Maulbronn untergebracht, von wo ihm seine ausgezeichneten Fortschritte nach drei Jahren die Aufnahme in das Tübinger Seminar verschafften, wo er auf öffentliche Kosten ausgebildet wurde. Bei der Prüfung zum Bacalaureat erhielt er nicht die erste Censur. Während er auf der Schulbank saß, nahm er lebhaften Antheil an den Disputationen der protestantischen Theologen. Er konnte sich jedoch mit der lutherischen Rechtgläubigkeit nicht befreunden, die gerade an dieser Schule ihren vorzüglichsten Sitz hatte und sprach unverholen abweichende Meinungen aus. Er wurde deßhalb aus der theologischen Kandidatenliste ausgestrichen und jeder Beförderung im Kirchenamte für unwürdig erklärt. Zum Glück gab Möhtlin, der im Jahre 1584 aus Heidelberg als Professor der Mathematik nach Tübingen berufen, Keppler's Geist eine andere Richtung für die Mathematik. Möhtlin gehörte zu den vorurtheilsfreien Männern dieser Wissenschaft, er war in der Astronomie Anhänger des Kopernikus'schen Systems. Es ist aber bezeichnend für die Zustände dieser Zeit, daß Möhtlin aus Furcht vor den Theologen seine Ueberzeugung nicht immer aussprechen durfte, sogar mitunter dagegen handeln mußte. Im Jahre 1583 hatte Papst Gregor XIII. einen neuen Kalender anfertigen lassen, welcher auf die Forschungen der Astronomen gestützt, eine wesentliche Verbesserung unserer Zeitrechnung war. Von der Richtigkeit und Nothwendigkeit dieses Kalenders war Möhtlin, wie jeder vernünftige Astronom, überzeugt, er mußte aber doch dagegen schreiben, weil die protestantischen Theologen, die Tübinger voran, sich der Annahme desselben, als vom Papste ausgegangen, widersetzten. Keppler verlies nun die Theologie, konnte sich jedoch niemals von einer gewissen entschiedenen Hinneigung zum Mysticismus losmachen. In dieser Zeit ward Keppler mit dem Buch des Kopernikus bekannt.

„Seitdem ich den Reiz der Philosophie kennen gelernt — schreibt Keppler — ergriff ich mit Eifer alle Theile derselben; doch wandte ich keine besondere Aufmerksamkeit der Astronomie zu, obgleich es mir leicht wurde, alles, was uns davon auf der Schule gelehrt wurde, zu begreifen. Ich war auf Kosten des Herzogs von Würtemberg erzogen worden, und als ich nun sah, daß meine Studiengenossen im Dienste des Herzogs Aemter annahmen, für welche sie keine besondere Befähigung gezeigt hatten, beschloß ich meinerseits, die erste Stelle, welche man mir bieten würde, anzunehmen. „Das Amt war das eines Professors der Astronomie 1593. Im Alter von 22 Jahren wurde Keppler von den steiermärkischen Ständen zum Professor der Mathematik und Moral ernannt. Die erste Schrift in Graz, die er veröffentlichte, war ein gregorianischer Kalender. Dort beschäftigte er sich schon mit dem Gedanken, die von Kopernikus angegebenen Verhältnisse und Umlaufzeiten der Planeten auf ein allgemeines Gesetz zurückzuführen. Er legte sie in seiner Schrift Mysterium Cosmographicum nieder, wodurch er die Aufmerksamkeit von Tycho Brahe auf sich lenkte.

In Graz vermählte sich Kepper mit einer adeligen, sehr schönen Frau, Barbara Müller, die mit ihm ihre dritte Ehe einging. Obwohl hiedurch gewissermaßen naturalisirt, mußte er doch im Jahr (1600) beim Ausbruch der Religionsverfolgung, wobei alle protestantischen Professoren von der Grazer Universität verjagt wurden, diese Stadt verlassen. Er kam als Gehilfe zu Tycho Brahe nach Prag mit einem glänzenden Gehalt angestellt, den seine Frau aber Guldenweise erbitten mußte. 1601 schon starb Tycho und Keppler wurde Hofastronom mit 1500 fl. Gehalt. Aber er klagte bald, daß er seine Zeit mit Betteln an den Thüren der kaiserl. Zahlmeister verlieren muß. Die Astronomie wurde damals

bei den Höfen nicht der Wissenschaft zu Liebe, sondern der Astrologie wegen gepflegt. Jenen, die Keppler mit obligem Gehalt anstellten, war es ziemlich gleichgiltig, ob die Erde sich um die Sonne bewege, ob dieß in einer Kreislinie oder Elypse geschehe, und den Astronomen, der in der Forschung nach solchen Gesetzen seine Aufgabe gesehen, hätte man seiner Stellung geradezu unfähig erkannt. Astrolog mußte er sein, das Horoskop mußte er für jede Anfrage an das Schicksal zu stellen wissen und die gewünschte Deutung zu geben verstehen. Das war Keppler's Hauptaufgabe vor dem Kaiser und den Fürsten. Bei allem Mißgeschick tröstete ihn aber der Umstand, daß ihm für seine wissenschaftlichen Forschungen der ungehinderte Gebrauch aller von Tycho ausgeführten sehr genauen Originalbeobachtungen gestattet war, und damit die Möglichkeit offen stand das Geheimniß der Planetenbewegungen zu lehren. Er that es im Jahre 1609. Zwei Jahre darauf verlor er drei Kinder und seine Frau, die zuletzt irrsinnig geworden war, und Kaiser Mathias berief ihn zum Reichstag nach Regensburg, um bei der Kalenderverbesserung Beistand zu leisten, welche die Protestanten unerträglich fanden und als papistische Erfindung verwarfen. Obgleich im kais. Gefolge, war er gezwungen, für seinen Unterhalt kleine Kalender mit Prophezeiungen und anderer astrologischer Beigabe zu schreiben, da die Rückstände am Gehalt bereits 12.000 fl. betrugen. Er sah sich hierauf gezwungen, eine mathematische Professur in Linz anzunehmen. Dort heirathete er die schöne Susanne Rettinger, welche ihm sieben Kinder gebar. Sein innerer Friede war von kurzer Dauer, denn gleichzeitig beschuldigten ihn die katholischen Priester zu Linz und die protestantischen Geistlichen in Württemberg der Ketzerei und nur mit Mühe konnte er diese Anklage abwehren. Denn er hatte auf den Vorwurf, daß die Lehre des Kopernikus der Bibel widerstreite, sich vernehmen lassen: „Die Bibel spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit dem Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder Sternkunde, sie will einen höhern Zweck erreichen. Es ist ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte seinen Wunsch. Wie? — das war hier nicht zu untersuchen."

1615 bat Keppler's Schwester dringend um Schutz für die der Hexerei beschuldigte Mutter. Seinem persönlichen Einfluß gelang es, die Mutter vor dem Scheiterhaufen zu retten.

Nach Linz zurückgekehrt, 1620, verfolgten ihn als Sohn einer Hexe seine Freunde in einem Grad, daß er Oesterreich zu verlassen sich genöthigt fand. Er wurde in den Traktat aufgenommen, der das Herzogthum Mecklenburg dem Herzog von Friedland, Wallenstein, übertrug. Als er aber der großen Vorliebe desselben für astrologische Deutungen aus den Sternen nicht befriedigend entsprach, trat an seine Stelle der italienische Astrolog Seni, und Keppler kam als Professor nach Rostock. Trotz des Kontraktes, versuchte Keppler vergebens seine rückständige Besoldung einzuziehen. Auf den häufigen Reisen zu Pferde, die er deßhalb nach Regensburg, um sein Recht zu suchen, anstellen mußte, litt seine Gesundheit und er starb, 59 Jahre alt, am 15. Nov. 1630. 22 Thaler, ein Rock und 2 Hemden, 75 Exempl. seiner Ephemeriden und 16 E. seiner Rudolph'schen Tafeln und seine Forderung auf 29.000 fl. Gehaltsrückstand waren sein Verlaß. Seine Grabschrift hatte er selbst verfaßt, sie ist in der Peterskirche zu Regensburg zu lesen und lautet zu deutsch. „Einst durchmaß ich den Himmel, jetzt meß ich die Schatten der Erde. Jenem entstammte der Geist, hier ruht der Schatten des Leibes."

So hat der Mann geendet, über den die Stimmen der Gelehrten, der ganzen civilisirten Welt einig sind in der Anerkennung seiner großen Entdeckungen, im Ausspruch seines Ruhmes. Es ist ein erhebendes Gefühl für unsere Nation, daß dieser große Mann ihr angehört, daß er ein Stern erster Größe an dem Himmel deutscher Wissenschaft ist.

„Jahrtausende sind vorübergegangen, während welchen die von ihm entdeckten Gesetze in den Bahnen der Sterne unlesbar für das ganze Menschengeschlecht standen, sein Scharfsinn, seine rastlose Geduld haben jene Charaktere glücklich entziffert, und dadurch selbst mit eben so unvergänglichen Zügen seinen unsterblichen Namen an dem gestirnten Himmel eingetragen. Dort werden ihn noch unsere späten Nachkommen lesen, so oft sie ihre Blicke aufwärts erheben, eine dankbare Nachwelt wird, so lange sie Sinn für Wissenschaft bewahrt, auch das Andenken an ihn und seine großen wahrhaft himmlischen Entdeckungen bewahren und das von ihm aufgestellte Gesetzbuch der Natur wird bestehen, wenn ein Codex Justinian's und Napoleon's längst schon vergessen sein werden*)." — In neun Jahren sind 300 Jahre herum, seit er das Licht der Welt erblickt hat. Für die Feier dieses Tages hätte die deutsche Nation eine schwere Schuld gut zu machen, an seine Nachkommen kann sie es nimmermehr. Dichtern und Künstlern wurden Monumente errichtet, dem großen Keppler aber nicht. Ein Kreis von patriotischen Männern in der Vaterstadt Keppler's hat sich zusam-

*) J. Littrow, die Wunder des Himmels.

mengefunden, die deutsche Nation an diese Schuld zu erinnern. Sie haben auch an unsere Stadt den Aufruf gerichtet, und er soll hier, wo man nie vergessen, jede schöne edle Aufgabe zu fördern, nicht in's Freie verhallen.

Für uns tritt, als Oesterreicher, noch ein zweites Motiv dazu. Keppler war ja durch die Länge seines Aufenthaltes und seines Wirkens in Oesterreich diesem angehörig, er hat in Oesterreich seine weltberühmten Arbeiten begonnen und vollendet. Zeigen wir, daß jetzt in Oesterreich eine aufgeklärtere Generation lebt, die seine Verdienste zu würdigen weiß, und helfen wir mit, das Monument Keppler's zu bauen!

Bücherschau.

(Dichterbuch aus Oesterreich, herausgegeben von Emil Kuh. Wien C. Gerold's Sohn 1863.

Keine vollständige Uebersicht der Dichter Oesterreich's, nicht einmal der vorzüglichsten — denn da dürften Namen, wie Tschabuschnigg, Julius von der Traun, Leittner u. m. A. nicht fehlen, der jüngeren Generation zu geschweigen — wohl aber eine auserlesene Sammlung von Gedichten, theils einiger hervorragender, theils mehr oder weniger bekannter Dichter wird uns im vorliegenden Buche geboten. Da finden wir A. Grün, Adolph Pichler, Robert Hamerling, Mosenthal, Grillparzer, Halm, Hebbel, Meißner, Bauernfeld, Joseph Weilen, neben Otto Prechtler, Hieronimus Lorm, Ludwig Foglar, Ludwig August Frankl u. s. w. mit mehr oder minder bedeutenden Beiträgen vertreten, lyrischer, epischer und dramatischer Natur. Ohne uns in eine ausführlichere Würdigung der einzelnen einzulassen, heben wir nur Grillparzer's interessantes Bruchstück aus dem unvollendeten Drama „Esther" Hebbel's tiefsinnige Gedichte, Hamerling's schöne Canzone „Germanenzug" und Adolph Pichler's treffliche Elegieen und Epigramme als besonders gelungen hervor.

Die Mutter.

Tief in den Alpen, im halmigen Rieth
Da sitzt auf einem Stein
Ein armes, greises Mütterlein —
Und sieht und sieht
In einen dunkelgrünen See.

Dieß Auge, wie ringt es im strömenden Weh'
Dieß Herz, ach wie schmachtet es tief nach Erbarmen!

Im See sind Nixen mit blanken Armen,
Die kamen geschwommen
Und haben der Mutter den warmen,
Den blühenden Sohn genommen.

Die Nixen kommen
Und reihen sich dicht
Um ihren Fuß
Und blicken licht.
Andere winken,
Wallen und blinken
Und nahen gewinnend und bringen Gruß,
Mit silbernen Lippen klingenden Kuß,
Doch bringen sie nicht
Den geliebten Sohn.
Die Mutter weinet. —

Wie schmerzlich ihr Busen im Sehnen schwillt,
Wie heiß die heilige Thräne quillt —
Die Nixen schwimmen,
Sinken und klimmen
Vor ihrem Gesicht
Mit jammerndem Ton,
Sie bringen ihr nicht
Den geliebten Sohn.

Die Monden, die Jahre flohn'
Die jungen Tage blüh'n
Und spiegeln sich rosig in See's Grün,
Die Mutter weinet —
Die Sonne scheinet,
Die Sonne sinkt,
Der Sternenhimmel winkt,
Die Mutter weinet, weinet, weinet —

Fercher v. Steinwand.

Heimatliche Chronik.

(Theater in Klagenfurt.) Je seltener es geschieht, daß sich ein Künstler aus der Residenz in unsere entlegene Stadt verirrt, (mit der Eröffnung der Eisenbahn wird es hoffentlich wohl öfters geschehen) desto dankbarer müssen wir es anerkennen, daß die Theater-Direktion einen solchen zu einem Gastspiele gewann. Herr Gustav Hölzel, der als Liederkompositeur bekannt ist, und durch viele Jahre am k. k. Hofopern-Theater als Buffo ganz Vorzügliches leistete, gab am 3. d. M. sein erstes Koncert im Theater, wo sich ein überaus zahlreiches Publikum eingefunden hatte, das die Leistungen des tüchtigen Sängers, dessen Auftreten mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde, fast zu überschwenglich auszeichnete. Denn, ist es allerdings nicht zu leugnen, daß der Vortrag des Herrn Gastes nichts zu wünschen übrig ließ, und die vorgetragenen Lieder in dem Genre des Künstlers lagen; so schienen uns letztere denn doch etwas zu verbraucht, um noch länger eine Anziehungskraft ausüben zu können Es ist wahr, wir Gebirgsvölker vertragen eine ziemliche Dosis von Gemüthlichkeit und Biederkeit; aber nichtsdestoweniger finden wir doch auch an

andern Liedern Geschmack, als an solchen, wie: „'s' Griaberl im Kinn", „Mir hat vom Teufel tramt" u. s. w. Am besten gefiel uns das „Trinklied", welches der Koncertgeber äusserst wirksam und charakteristisch vortrug. Sehr gern hätten wir eine oder die andere Arie aus einer komischen Oper zu hören bekommen. Herr Köck spielte zwei Romanzen am Violoncell mit dem ganzen Schmelz seines Tones, und erntete reichlichen Beifall, der auch dem Fräul. Karoline v. Kaler für den Vortrag des leider nur schon zu abgeleierten „Mädele, ruck" zu Theil ward.

Dem Koncerte ging vor der dramatische Scherz: „Er will nicht sterben", um dessen Gelingen sich Herr Swoboda durch seinen frischen Humor, und Fräul. Adele v. Kaler durch ihre freundliche Erscheinung verdient machten.

Das zweite Koncert des Herrn Gustav Hölzel am 5. d. M. zeichnete sich vor dem ersten dadurch aus, daß der geschätzte Künstler die Bürgermeister-Arie des ersten Aktes aus „Czaar und Zimmermann" im Kostüme mit gewohnter Meisterschaft sang. Im Uebrigen litt das reichhaltige Programm auch dießmal an den oben gerügten Fehlern, indem es des Mittelmässigen und Längstbekannten zu viel brachte. Von den Mitwirkenden that sich Fräul. Milaschik durch den hübschen Vortrag eines Liedes hervor.

(Musikalisches aus Klagenfurt.) Die sogenannte saison morte, welche in großen Städten kaum viel länger, als die dort meist unerträgliche Sommerhitze und Wüstenatmosphäre dauert, war bei uns sehr langlebig. Erst in der Mitte November wurde ihr von Seite der Musik der Todesstoß versetzt, und zwar durch die in Privatkreisen als solche hochgeschätzte Pianistin Fräul. Haasfield, welche an drei folgenden Sonntagen um die Mittagsstunde Kammermusik-Produktionen gab, worin nur gute, fast ausschließlich klassische Musik zur Aufführung gelangte, und wie endlich auch Trio's und Quartetten mit Klavier und Streichinstrumenten zu hören bekamen. Die durchaus gelungene Aufführung, welche wir dieser technisch äußerst ausgebildeten, und auch nach der Seite des tiefen musikalischen Verständnisses noch sehr entwicklungsfähigen jungen Dame, so wie der gefälligen Mitwirkung mehrerer ebenso begabten als geschulten Dilettanten verdanken, läßt uns eine recht baldige Wiederholung im Gebiete der Kammermusik wünschen. Kurze Zeit darauf folgte ein Koncert der durchreisenden „großherzoglichen Meklenburg'schen Hofopern- und Kammersängerin" Frau Rosa Hagra, welches ungemein besucht war, was sich ebensowohl durch die rastlosen Bemühungen der Koncertgeberin in dieser Richtung, als durch den Wunsch unseres musikliebenden Publikums, den theaterlosen Freitag-Abend angenehm auszufüllen, erklären läßt. Das Koncert, welches aus sehr vielen Nummern nach Art einer musikalischen Olla potrida zusammengesetzt war, hatte eigentlich nur einen einzigen Lichtpunkt, nämlich ein Violoncell-Solo, welches Herr Köck, ein in untergeordneten komischen Rollen beschäftigtes Mitglied unserer Schauspielgesellschaft, vortrug. Im thematischen Theile bekundete derselbe ein Gefühl von solch' hinreißender Wärme und überdieß eine so anerkennenswerthe Technik, daß ein nicht enden wollender rauschender Beifall, eine bei unserem maßhaltenden Publikum nicht häufige Erscheinung, seine Leistung belohnte. Die Gesangsstücke, welche einige unserer Gesangs-Dilettanten vorführten, hatten ihren wohlverdienten succès d'estime, scheiterten aber doch mehr oder weniger an der Ungunst der Komposition und der durch die Koncertgeberin hervorgerufenen Mißstimmung. Obwohl nämlich derselben eine ziemliche Schule durchaus nicht abzusprechen, so ist doch die Zeit längst vorbei, wo diese Stimme noch Schmelz gehabt haben konnte. Die Wahl der Vortragsstücke aber schien uns wenigstens von gänzlicher Geschmacklosigkeit, vielleicht aber auch nur von Unterschätzung des Geschmackes unseres Publikums zu zeigen. — Die Kapelle des vaterländischen Regimentes unterstützte die Konzertgeberin auf das Thätigste und Freundlichste. Wenn wir nun noch das am 21. Dezember im großen Wappensaale abgehaltene Männergesang-Vereins-Koncert erwähnen, in welchem auch das herrliche, schön ausgeführte G-moll-Quartett für Streichinstrumente von Beethoven zur Aufführung kam, und in welchem unsere lieben Sänger wieder die glänzendsten Beweise ihres ernsten musikalischen Strebens, ihrer Kunstliebe und Kunsttüchtigkeit gaben, wenngleich die Chöre, mit Ausnahme jenes von Schumann, hinsichtlich der Komposition kein besonderes Interesse in Anspruch nehmen durften, der allgemein beliebte Bariton aber durch seinen poetischen Vortrag einer wundervollen Löwe'schen Ballade uns auf den Höhepunkt des Abends hob, so sind wir mit dem Referate über die musikalischen Erscheinungen, welche bisher in die Oeffentlichkeit drangen, zu Ende.

(Sylvesterfeier der Liedertafel.) Im Saale des Gasthofes „Zum Kaiser von Oesterreich" fand sich zur Feier des Sylvesterabends der „Männer-Gesangs-Verein" mit seinen unterstützenden Mitgliedern in zahlreicher Versammlung ein. Einem gut gewählten Programm folgend, brachte unser Männer-Gesangs-Verein Chöre und Einzelproduktionen, die, ohne den strengern Maßstab eines Koncertes anzulegen, durchweg sehr gelungen zu nennen waren. Den Schluß des Programms bildeten „Kärntner Lieder". Wie jedes Mal, war die Wirkung des Volksliedes durchgreifend. Mittlerweile war die Mitternacht genaht und der schwunghaft ernste Chor „das ist der Tag des Herrn" begrüßte das neue Jahr; der Sänger dieses Gedichtes hatte im vergangenen die Erde verlassen, viele Jahre noch werden seine deutschen Lieder sein Volk begeistern! — Der Herr Vereins-Vorstand brachte in kurzer warm gefühlter Ansprache den Anwesenden ein „Hoch!" das lebhaft erwidert wurde. Allmählig verlor sich die Gesellschaft in angeregtester Stimmung. Mögen alle Festtheilnehmer gerne dieses Abends gedenken und im neuen Jahre Ernst und Schöne der Kunst, Anmuth und Heiterkeit in geselligen Eintracht vollauf genießen!

Briefwechsel der Redaktion.

Herr Alois G — z in Roveredo: Sehr brauchbar; rekommandiren uns für die Zukunft. Hr. Dr Rudolph P — ff in Marburg: Ist besorgt. Wir danken für das Uebrige. An unsere geschätzten Mitarbeiter am Lande: Wir ersuchen kurze Notizen über einzelne interessante Vorkommnisse für die heimatliche Chronik einzusenden.

Berichtigung. In Nr. 1 der „Carinthia" Pag. 4, Z. 14 von unten lies die statt ihre; Pag. 5, 1 Spalte, lies Alchemie statt Chemie.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 3 Sonnabend, den 17. Jänner **1863.**

Die Grafen von Goës.

Eine genealogisch biographische Darstellung.

(Schluß.)

Graf **Peter** (geboren zu Florenz am 8. Februar 1774, gestorben in Wien am 11. Juli 1846) kam 1790 nach Wien, wo er die Rechte studirte, und 1795 in Staatsdienste trat. Den 7. März 1797 ward er überzähliger Kreiskommissär, 1798 k. k. Kämmerer, den 19. Nov. 1799 überzähliger Rath bei der kärnt. Landeshauptmannschaft. 1800 war er als Ober-Landeskommissär im Condei'schen Korps und bei dem drohenden Einfalle des Feindes zur Organisirung der Landesfreiwilligen Kärnten's in Verwendung. Nun wurde er der Hofkommission zugetheilt, welche die Organisirung von Istrien, Dalmatien und Cattaro leitete, und wirkte 1802 als selbstständiger Hofkommissär in Dalmatien, wo er in der großen Hungersnoth des Jahres 1802 eine solche Umsicht und Thätigkeit entwickelte, und dergestalt dem Uebel steuerte, daß der Adel von Zara zum Andenken seiner Aufopferung eine Medaille prägen ließ; denn Goës hatte aus eigenem Vermögen, was ihm nur möglich war, zur Abhilfe gespendet *). 1804 wurde Goës Landrechts-Präsident und ständischer Chef in Kärnten. Was er bei der feindlichen Invasion im Jahre 1805 geleistet und getilten, bezeugen die Blätter unserer heimischen Geschichte. Im Jahre 1806 Vice-Präsident beim Gubernium in Graz, kam er 1808 als Gouverneur nach Triest. Beim Ausbruche des großen Kampfes 1809 war er General-Intendant bei der Armee in Italien und hatte das Unglück, als solcher in Padua gefangen zu werden. Nach überstandener harter Gefangenschaft wurde Goës Gouverneur in Galizien, und 1815 der venetianischen Provinzen. Im August 1819 als Hofkanzler des lombardisch-venetianischen Königreiches nach Wien berufen, bekleidete er dieses Amt bis März 1823, wo er erster Hofkanzler und Studien-Hofkommissions-Präsident wurde. Außerdem bekleidete er mehrere Ehrenämter, von 1824 an als Obersthofmeister des Erzherzogs Franz Karl, 1824 Hofmarschall, 1843 Stellvertreter des Obersthofmeisters, 1845 Kanzler des Ordens der eisernen Krone, und von 1826 bis 1842 Präsident der Landwirthsgesellschaft in Wien, von 1821 bis zu seinem Tode Ober-Kurator der dortigen Sparkasse. Im Jahre 1830 erhielt er den Orden des goldenen Vließes. Mehr als alle diese äußern Würden und Auszeichnungen war sein edles, wohlwollendes Herz, kräftig durch That, nicht einzig schöne Worte, seine Biederkeit und aufrichtige Anhänglichkeit an Religion, Monarchen und Vaterland. Unsere Bibliothek bewahrt als Geschenk seine kostbare ausgewählte Büchersammlung, das Kärntnerland sein Andenken.

Graf **Anton**, der gegenwärtige Chef des Hauses (geboren am 4. August 1816), vermählt mit Maria Theresia Gräfin v. Wilczek, (deren Sohn Graf Anton Johann Peter geboren am 3. März 1856), diente von 1835 bis 1846 in der k. k. Kavallerie, wurde dann Major in der k. k. Armee, erhielt als Freiwilliger vor dem Feinde (1849) das Militär-Verdienstkreuz, am 18. April 1861 für sich und die männliche Erstgeburt die erbliche Reichsrathswürde im Herrenhause, wurde im Jänner 1862 wirklicher geheimer Rath und nach dem Austritte des k. k. G. F. Z. Grafen Thurn, Landeshauptmann in Kärnten und Vorsitzender des kärnt. konstitutionellen Landtages.

Aus dieser Reihenfolge der geraden Linie der Grafen von Goës haben wir aus letzter Periode zwei ausgezeichnete Frauen zu erwähnen: Gräfin **Anna** geb. Gräfin von Christallnigg (gestorben am 9. Mai 1809), Gemahlin des Grafen Karl, und **Isabella** Gräfin v. Thürheim, zweite Gemahlin des Grafen Peter, geboren in den österr. Niederlanden am 11. Juli 178[illegible] ben zu Rodaun am 6. Okt. 1855).



Gräfin **Anna** war eine Dame seltener Art. [illegible]

*) Der Avers lautete: Dalmatia felix recepto Caesare. Innerhalb eines Kreises steht ein Dalmatiner in Kriegerstracht, an der Küste von Zara, nach dem Schiffe (als Zeichen der von seewärts kommenden Rettung) blickend, das Haupt nach dem aus den Wolken niederschwebenden Adler, der in seinen Fängen ein Füllhorn hält, woraus Früchte niederfallen, gerichtet. Revers: Zwischen einem Kranz von Oelzweigen und Eichenlaub die Inschrift: Preside aulico Petro Comite de Goës vere Evergete huic Nobiles Ladertini aeternae devotionis monumentum dedicant anno 1804. Im Andenken dessen wollten die Dalmatiner in Ruska's Korps im Jahre 1809 sich nicht als Exekutionsmannschaft auf den Goës'schen Gütern verwenden lassen.

gen ihre drei Söhne war sie in der Erziehung strenge ans Grundsatz bis auf das Aeußerste, sie mußten sich jede Kost, jede Beschwerde gefallen lassen; gegen ihre Nebenmenschen, auch die gemeinsten, herablassend, milde und wohlthätig, wie eine heilige Elisabeth. Noch bewahrt man in der Gegend von Treffen, wo sie am liebsten weilte, unter den Landleuten die Erinnerung, wie sie bei Wöchnerinnen und Kranken Tag und Nacht den Dienst der sorgsamsten Wärterin verrichtete, pflegte und half, wie Niemand aus der Umgebung. Ihre Vermögenskräfte erschöpften sich oft bei dieser Wohlthätigkeit, und als im Jahre 1798 die Arrosirung der Bank-Obligationen mit Aufzahlung von 30pCt. stattfand, schossen die Bauern von Treffen die Summe zusammen, von der sie wußten, daß sie der guten Gräfin fehlte und brachten sie ihr dar.

Gräfin Isabella verband mit seltener Frömmigkeit und Herzensgüte (so Wurzbach) ein lebhaftes Interesse für Erhaltung der Alterthümer. Ihrer Vorsorge ist das schützende Eisengüter zu danken, welches den Herzogstuhl umgibt, auch hatte sie die Ruhestätte des Polenkönigs Boleslaus zu Ossiach wieder herstellen lassen*).

Noch einen Rückblick schulden wir dem Andenken der Mitglieder dieses heimischen gräflichen Hauses; wir glauben den auf ihre Werke in unserm Vaterlande. Die Goëss'sche Primogenitur besitzt als solche die ehemaligen Herrschaften Ebenthal, Moosburg, Karlsberg und Treffen. Die Perle davon ist Ebenthal, welches 1704 Graf Peter vom Grafen von Lamberg erkaufte, theilweise abtrug und dann neu herstellte. Der Garten im französischen Geschmacke wurde nach der Hand angepflanzt, der Grund zur Allee im Jahre 1713 angekauft, deren Linden sich bald zu einer mächtigen Höhe emporhoben und den geradesten schönsten Weg nach dem Schlosse Ebenthal, dessen Garten den Einwohnern der Hauptstadt offen gehalten wurde, beschatteten. Ein Jahrhundert lang blieb dieser Sommersitz mit seiner angebauten schönen Wallfahrtkirche, einem wohleingerichteten Gasthause und seinen herrlichen Partien des Predigtstuhles, am Wasserfalle und dem Felsenkeller unter den Ruinen von Greifenfels, das ersehnte Ziel der Wanderungen der Klagenfurter, besonders an den Samstagsmorgen, bis der s. g. Fürstengarten und in neuester Zeit die Kreuzberganlagen nebst den Dampfschiffahrten den Kreis der geselligen Unterhaltung und Bewegung nach andern Radien erweiterten. Gegenwärtig ist der Garten zu Ebenthal durch seinen Besitzer aus der veralteten Form in einen äußerst geschmackvollen Park umstaltet, und nur zu bedauern, daß Wind und Wetter aus den Reihen der Allee-Bäume so manches ehrwürdige Haupt genommen haben. Als der kais. Hof mit den a. h. Majestäten Kaiser Franz und Maria Theresia im Jahre 1765 zwei Tage des Juli in Klagenfurt verweilte, wurde, wie einst 1660 dem Schlosse Loretto von Kaiser Leopold I., Ebenthal die Ehre des Besuches, welcher sich in neuester Zeit von den Majestäten Kaiser Franz I. und Ferdinand I. wiederholte. Das Schloß Treffen sammt dem Garten hatte am Ausgange des vergangenen Jahrhunderts manche Bauten und Verschönerungen, die dortige Kirche mehrere vortreffliche Gemälde von der Hand Cusettis erhalten; aber es ist bis nun in seiner Rococco - Gestalt und Einrichtung verblieben. Das Schloß Neu-Karlsberg ist ebenfalls sammt dem bedeutenden Obstgarten eine Goëss'sche Schöpfung und war unter Graf Karl der Platz zu landwirthschaftlichen Versuchen. Moosburg steht noch in seiner alten Form; ein historisches Denkmal aus der uralten Zeit der Karolinger, während Hungerbrunn, als neuester Zuwachs, der Gräfin Isabella beliebter Aufenthalt wurde.

*) Der Aufsatz in der „Carinthia" von 1855 Nr. 25, „Isabella Gräfin v. Goëss, enthält das Nähere über diese hochedle Frau.

Vogelfang in Süd-Tirol.

Wenn der Tourist Süd-Tirol, namentlich die Kreise Roveredo und Trient, die unstreitig viel landschaftlichen Reiz gewähren, bereist, und sein Blick mit Wohlgefallen von den herrlichen Weingärten, Kampagnen und Villen bis an die Höhen der Berge streift; so ist doch ein Umstand, der wie ein Mißton durch seine Seele bebt, und seinen Genuß unvollständig macht, nämlich: kein heiterer, fröhlicher Vogelsang trifft sein Ohr, und Bäume sowohl als Sträucher sind besonders im Sommer von der stets schnarrenden großen Cikade (Cicada ornus) besetzt. Der Mangel dieser muntern befiederten Sänger wird besonders von jenen Reisenden empfunden, die von nördlichen Ländern kommen, wo die Wälder und Gebüsche noch ungestraft die nützlichen Thierchen beherbergen. Die Ursache dieses Mangels liegt wohl unstreitig in dem großartig angelegten, und über alle Thalgegenden, Hügellande bis in das höhere Gebirge ausgebreiteten Vogelfang. Alle möglichen Arten von Fang- und Sprungnetzen, Dohnen rc., werden zu diesem Zwecke in Anwendung gebracht. Keine Vogelgattung, mag sie auch bei den Deutschen durch den Volksglauben geheiligt sein, wie z. B. die Schwalbe, Bachstelze, oder mag sie der nützlichen Schaar der Insektenvertilger angehören, wird geschont, und entgeht, einmal gefangen, dem sicheren Tode es wäre denn, daß man sie als Lockvögel benützen wollte.

Abgesehen von allen übrigen Fangmethoden, will ich nur einer eine etwas ausführlichere Besprechung widmen, und zwar aus dem Grunde, weil sie einerseits die gebräuchlichste ist, und andererseits die meiste Beute liefert, und diese geschieht mittelst des roccolo, einer Art Vogelherdes. Der Roccolo ist gewöhnlich auf einer ebenen oder sanft geneigten Fläche der Anhöhen oder deren Vorsprünge angebracht, und besteht aus einer Reihe von Bäumen, die im Halbkreise gepflanzt sind. Statt der Bäume sind wohl auch Pflöcke gesetzt, die dann mit grünen Zweigen von Laubholz verkleidet werden. Der Halbkreis in seiner ganzen Ausdehnung ist an der inneren Seite mit drei, je ½ bis 1" von einander entfernten Netzen verwahrt, von denen die beiden äußeren straff gespannten und mit großen Maschen versehenen, ein drittes von doppelter Höhe, aber sehr locker hängendes und aus ganz kleinen Maschen verfertigtes Netz umgeben, so zwar, daß, mag ein Vogel von der einen oder anderen Seite durch die Netze die Flucht ergreifen wollen, durch die äußeren zum Inneren gelangt, in welchem er sich verwickelt, und nicht mehr loskommen kann. Innerhalb des Halbkreises sind ebenfalls in bestimmten Zwischenräumen Bäume gepflanzt oder Pflöcke gesetzt, an denen die Häuschen mit Lockvögeln befestiget werden. Vor demselben und den Lockvögeln befinden sich ferner zwei hebelartig konstruirte Scheuchen, die mittelst Schnüren von dem etwa dreißig Schritte entfernten Hüttchen, in welchem sich der Vogelsteller befindet, in Bewegung gebracht werden können. Sobald sich nun ein vorüberziehender Schwarm Vögel, durch den Ruf seiner gefangenen Brüder angelockt, in deren Nähe niederläßt, werden die Scheuchen in Bewegung gesetzt, die Vögel ergreifen in entgegengesetzter Richtung die Flucht, verwickeln sich in den ausgespannten Netzen, und werden so gefangen. Der Vogelsteller kommt hinzu, tödtet sie, indem er ihnen der Reihe nach die Hirnschale eindrückt, wickelt sie vom Garne los, und sammelt sie ein. Was nun über den Hausbedarf ist, wird zum Verkaufe gebracht, und findet schnellen Absatz, da kleine Vögel gebraten und mit Polenta ein Lieblingsgericht der Italiener, besonders der Signori bilden.

Was nun die gesetzlich erlaubte Fangzeit betrifft, so ist selbe vom 15. August bis 1. Februar, obwohl sie in der That nur bis zum 15. November ausgedehnt wird. Sehr merkwürdig und interessant ist das oft pünktliche Eintreffen der meisten Zugvögel am gleichen Datum jedes Jahres. Vom 15. August bis Anfang September werden meistentheils nur Grasmücken (Sylvia hortentis cinerea et currusca), Rohrsänger ꝛc. überhaupt Insektenfresser gefangen. Genau am 25. August erscheint jährlich der gemeine Zeisig, am 26. September kommen die Drosselarten, Rothkelchen, am 28. September der Distelfink oder Stieglitz, am 13. Oktober der Hänfling (Fringilla cannabina), und am 30. Oktober die Bergfinken, (Emberiza et Fringilla-Arten,) wie auch die Lerchen. Stets am 13. November erscheint vom Norden der Meerzeisig und zwar in Zwischenräumen von sieben Jahren; man fing ihn 1848, 1855 und 1862. Nebstbei ist dieser niedliche Vogel so neugierig und unvorsichtig, daß kein Individium eines noch so großen Schwarmes, welcher sich in der Nähe eines roccolo niederläßt, den verhängnißvollen Netzen entgeht, und wenn auch einige Male denselben glücklich ausgewichen, immer wieder auf den Lockruf zurückkehrt, und zuletzt doch gefangen wird. Viel schlauer und vorsichtiger hingegen benimmt sich der Proletarier unter den Vögeln, der Sperling. So oft sich dieser auch am roccolo niederläßt, wird er, aufgescheucht, die Flucht niemals durch das Netz, sondern stets über dasselbe, oder in seitlicher Richtung ergreifen.

Um nun die Zahl der jährlich gefangenen Vögel beiläufig zu ermitteln, will ich noch erwähnen, daß in den beiden Kreisen Roveredo und Trient, gering gerechnet, 100 roccoli sich vorfinden. Gibt nun jeder derselben (bei gewiß nicht zu hoher Annahme) vom 15. August bis 15. Nov. täglich eine Beute von 50 Individuen, so macht dieß jährlich die sehr beträchtliche Anzahl von 450.000, wobei noch bemerkt wird, daß der Vogelfang in früherer Zeit ergiebiger war, und jährlich abnimmt. So wie dieser ausgedehnte Fang hier, wird er auch am ganzen Südabhange der Alpen bis an die Grenze der Schweiz und Savoien betrieben, wovon auch Tschudi in seinen „Thierzeichnungen aus den Alpen" Erwähnung macht. Abgesehen davon, daß so viele Tausende der nützlichsten Insektenvertilger jährlich getödtet werden, was für die Forst- und Landwirthschaft gewiß nicht ohne böse Folgen ist, so wirkt auch das herzlose Hinschlachten der niedlichen Thierchen selbstverständlich sehr nachtheilig auf das Gemüth der Jugend, die leidenschaftlich dem Vogelfange fröhnt.

Die Knappenstube.

(Sage aus der Gebirgswelt.)

Von F. Franzisci.

Wenn man die norische Alpenkette durchwandert, trifft man nicht selten in abgelegenen Bergschluchten, wie auf freier lustiger Höhe oder nahe am Rande der Gletscher aus rohen Steinen zusammengefügte Gebäude, die nun einsam verlassen als dachlose Ruinen in den ent-

fesselten Stürmen und Hochgewittern der Alpenwelt allmählig ihrem gänzlichen Verfalle entgegen gehen. Die in ihrer Nähe vorfindigen Schutthalden und zerstreut umher liegenden Balken und Dauben von zertrümmerten Bottichen erinnern uns an ihre ursprüngliche Bestimmung. Es sind ehemalige Knappenstuben und Erzbehälter, die letzten Ueberreste der montanistischen Betriebsamkeit, die diese unwirthlichen Höhen einstens belebte, die stummen Zeugen jener glücklichen Epoche in der Geschichte des Möllthales, wo der Goldbergbau im großartigen Maßstabe betrieben wurde und reichliche Ausbeute bot. Nach Koch-Sternfeld betrug im 16ten Jahrhunderte die jährliche Ausbeute an Gold längs der Tauern in Kärnten 14.000 Mark, an Silber noch einmal so viel.*) Schultes sah, wie er sagt, im Mineralien-Kabinette in Wien eine Stuffe aus dem Waschgange in der Zirknitz, welche 94 Dukaten in Gold aufwog. Derlei Knappenstuben und Erzbehälter findet man in der Fragant, in der Gößnitz, in der Fließ, in der Zirknitz, am Hochtauern, über die ein herrlicher Saumpfad in die Taura und nach Rauris in's Salzburgische hinüberführt.

In einer solchen Stube an den nördlichen Abhängen der Centralalpen saßen vor vielen Jahren mehrere Knappen im traulichen Kreise um ein loderndes Feuer in heitern Gesprächen und Scherzen; während draußen der Wind sauste und die Schneeflocken immer dichter und dichter hernieder fielen. Der Samstag war gekommen, sie sollten hinab in die Rauris, um wieder einmal dem Gottesdienste beizuwohnen und nach wochenlanger harter Arbeit in den vielverschlungenen Stollengängen und Schachten sich einige Stunden des Vergnügens zu gönnen; aber heute war an kein Fortkommen zu denken. Wer sich über die trügerisch verhüllten Abgründe in Sturm und Nebel, bei den immer höher und höher anschwellenden Schneemassen, die mit der Zeit jedes Weiterschreiten unmöglich machen, hinauswagen würde, ginge dem sicheren Tode entgegen. So sehr sie sich gefreut hatten, unter Jubel und Sang hinabzuwandern in's wonnige Thal, wo liebe Angehörige und Befreundete ihrer mit Sehnsucht harrten; es blieb ihnen diesmal nichts übrig als ruhig abzuwarten, bis das Wetter sich günstiger gestaltet. Das Feuer am Herde war mittlerweile erloschen, die Nacht bereits vorgerückt — mit heftigen Stößen schlug der Sturm an das Gebälke der Stube, und mit getäuschter Hoffnung suchten die Knappen ihre Lagerstätten.

Als sie des Morgens erwachten, herrschte ein eigenthümliches Dunkel in ihrer kalten engen Behausung, — sie wußten sich's nicht zu erklären, sie streckten und wälzten sich auf ihrem Mooslager; aber der Tag wollte nicht kommen; kein Wunder! die ganze Nacht hindurch hat es gestürmt und derart geschneit, daß der Schnee über die Fensterlucken und hoch über den Dachfirst der Hütte hinaufreichte, nur der Kamin ragte mit seinem rußigen Schlotte über die blendendhelle Schneefläche hervor. Man kann sich denken welch' ein Schrecken den armen Knappen durch die Glieder fuhr, als sie gewahrten, daß sie in ihrer von aller Welt entlegenen Stube nun vollkommen eingeschneit seien. Woher sollte nun Hilfe kommen? Haushohe Schneelager füllten die Schründe der Alpen, keine Maus konnte darüber hinweg. Betroffen und rathlos sahen sie einander an, sie fühlten sich als unschuldig Gefangene durch die Macht der Elemente zu einer vielleicht sehr lange dauern den Haft in einem durch ihre unsichtbaren Hände über Nacht aufgebauten Kerker verurtheilt. So lange der Mundvorrath, den sie aus ihren zur Abfahrt bereiteten, in den Ecken der Stube lehnenden Rückkörben hervorsuchten, dauerte, waren sie in ihrer nichts weniger als erquicklichen Lage noch guter Dinge; aber als dieser mit der Zeit ausging und sie nicht die entfernteste Aussicht hatten, bei diesem unerhörten Schneestand irgendwie einen Ausweg aus ihrem Gefängnisse zu finden, da wurde es in ihnen gar sonderbar zu Muthe. Mit aller Kraftanstrengung arbeiteten sie sich nun auf gut Glück in den Schnee hinein; aber alle Mühe war vergeblich, ihre Kräfte erlahmten und trostlos wankten sie zurück in die Stube, die ihnen nun vorkam, wie ein offenes Grab.

Den Hungertod vor Augen, faßten sie in ihrer Verzweiflung den Entschluß, einen ihrer Leidensgefährten, auf den sie seit jeher einen geheimen Groll hatten, zu ergreifen, zu schlachten und mit seinem Fleische noch einige Zeit ihr Leben zu fristen.

Als sie diese grauenhafte That verabredeten, war der dem Tode geweihte Gefährte gerade in der Küche, durch die Wand hörte er, welche Anschläge man auf sein Leben machte. Vor Schauder erstarrt, raffte er sich bald wieder zusammen und kletterte, um sich vor den Verfolgern zu bergen, in den Rauchfang hinauf. Als nun die Knappen zur Ausführung ihres Entschlusses schreiten wollten und das auserlesene Opfer nirgends finden konnten, krochen sie in die theilweise eingesunkenen Schneestollen hinaus; aber auch da war keine Spur von ihm zu entdecken. Endlich als sie in die Küche zurückkehrten, fanden sie am Herde frisch vom Kamine herabgefallene Schneeschollen. — „Da oben muß er sein" — und bald schwang sich der gewandteste Knappe in den Rauchfang hinauf, die anderen blieben um den

*) Die Tauern p. 267.

Herd in gespannter Erwartung stehen und sahen ihm nach. Wie nun der forschende Knappe über den Kamin hinausspähte, schnitt ihm ein eisigkalter Nord in's Gesicht, am heiteren Himmelsbogen glitzerten einzelne Sterngebilde, während im Osten purpurhell der Tag heraufdämmerte. Siehe, da bemerkte er in der weit sich hindehnenden Schneefläche die Fährten von menschlichen Tritten, vorsichtig und behutsam stieg er aus dem Schlott, mit zagendem Fuß betrat er den flaumigen Schneeboden — er hält — er wagt sich einen Schritt weiter. „Gott, wir sind gerettet!" ruft er den unwillig Harrenden in die Küche hinab.

Der heftig brausende Nord, der das Firmament von wallenden Nebeln und Wolken rein fegte, hatte die oberste Schneeschichte in einen festen Eispanzer verwandelt.

Mit dem letzten Rest ihrer Kräfte schickten sie sich, mit Schneereifen versehen, zur Wanderung an. An der gefrornen Schneekruste kamen sie glücklich weiter. Die Sonne erhob sich eben über die beschneiten Bergkuppen und goß ihr magisches Licht über die Alpenwelt aus, da knieten die Knappen nieder und dankten Gott für die glückliche Rettung. Eine Beruhigung für sie war es, daß sie überall auf ihrer Fahrt thalabwärts die Fährten ihres Leidensgenossen verfolgen und so sicher vermuthen konnten, daß ihn kein Unfall getroffen. Als sie das ihnen schon von ferne mit seinen Rauchsäulen winkende Rauris erreichten, fanden sie ihn wohlbehalten in den Armen der Seinen. Er vergab ihnen Alles, und bot ihnen die Hand zur Versöhnung. Zum Andenken an ihre wunderbare Rettung und zur Sühnung ihres verbrecherischen Vorhabens stifteten sie in Rauris eine Jahresmesse, wobei ein Knappe eine den damaligen außergewöhnlichen Schneestand andeutende Stange in der Rechten hielt und während der Wandlung zu Boden senkte.

Die deutsche Mythologie.

Der deutschen Götter Huldgestalten —
Sie trug das Volk in tiefer Brust
Und glaubte an ihr zaubrisch Walten
Und pflegte sie mit süßer Lust.

Manch' neues Kleidchen, knapp und faltig
Durch Berg und Thal, landab stromauf
Wob ihnen reich und vielgestaltig
Des Volkes Geist im Zeitenlauf.

Nun steh'n sie frei von dunkler Hülle
Gewonnen wie das Erz im Schacht,
Doch um der Riesenglieder Fülle
Schmiegt sich kein Mantel reich an Pracht.

Da stehen sie in riesiger Größe,
Doch schuf die Kunst noch kein Gewand.
Wie zittern sie in armer Blöße
Im nordisch kalten Heimatland!

Da flehen sie: „O laßt uns kehren
In unsres Volkes Herz zurück,
Das hielt uns warm und treu in Ehren,
Da lebten wir in stillem Glück.

„Zurück auf grüne Stromesauen,
Zurück in Haus und Berg und Thal.
Wo Felsenkuppen hoch sich bauen
Voll Purpurglanz im Abendstrahl.

„Zurück auf morsche Burgruinen
Um die die Tannen schattend steh'n,
Wo wir vom Mondenlicht beschienen
Als lichte Schatten wandelnd geh'n.

„Zurück zum Felsenborn des Hirten,
Zurück zum Bergwald, nicht entweiht
Von scharfer Axt, wo dem Verirrten
Den Pfad wir wiesen huldbereit.

„Zurück zur Höhl', in deren Tiefen
Des Tages schnödem Glanz entrückt
Wir bei den goldnen Schätzen schliefen,
Womit die Unschuld wir beglückt.

„Zurück in's Volksherz, das treue,
Das gläubig fromm uns hegt und nährt,
Daß unsre Hand ihm Segen streue
Auf Feld und Schwelle, Tisch und Herd!" —

Roveredo. Chr. Schneller.

Bücherschau.

Die Poesie in der Malerei.

(Versuch einer ästhetischen Abhandlung mit kunstgeschichtlichen Belegen von Dr. Adalbert Viktor Svoboda. Leipzig bei Rudolph Weigel 1861.)

Bei der regen Theilnahme, deren sich die Malerei von jeher in den gebildeten Kreisen unserer Stadt erfreut hat, und erfreut, scheint es uns um so natürlicher, wenn wir auf ein Werkchen aufmerksam machen, das zum Bedeutsamsten und Geistvollsten gehört, was in neuerer Zeit über diesen Gegenstand geschrieben wurde, als der Verfasser selbst im Vorworte davon sagt: „Es diene diese Schrift besonders denjenigen Besuchern von Gallerien, die von fremder Kritik abhängen, als ein bescheidener Leitfaden zu einem selbstständigen Urtheile über Gemälde, zu einem vertiefteren Verständnisse ihres Kunstranges, und somit zu einem erhöhten Genusse derselben. Im Dienste dieses Zweckes hat sie eine gemeinverständliche Ausdrucksweise jenem ungenießbaren Style vorgezogen, welcher sich in Anhäufungen von Fremdwörtern, in schwer zu verstehenden Definitionen, und

ebenso breiten als trockenen theoretischen Auslassungen gefällt." Und in der That hält die Schreibweise des Verfassers dieser Monographie durchaus zwischen strenger Lehrhaftigkeit und populärer Verschwommenheit jene glückliche Mitte, die, indem sie Klarheit und Eleganz mit Präcision und Anschaulichkeit des Ausdruckes bei Darstellung von ästhetischen Dingen verbindet, selbst einen ästhetischen Eindruck hervorbringt.

Gehen wir nun zum Kern der Sache über, und sehen wir, welcher Weg zur Bloßlegung desselben eingeschlagen ward. Da handelte es sich denn vor Allem, den Ausdruck „Poesie in der Malerei" näher zu bestimmen, „der — wie es in dem Vorworte heißt — „öfter gebraucht, als in der ganzen Weite seiner Bedeutung verstanden wird."

Die Frage, woher es wohl kommen mag, daß man Gemälden häufiger als anderen Kunstwerken einen poetischen Werth zuspricht, beantwortet der Verfasser dahin: daß Malerei und Dichtkunst diejenigen Kunstformen, welche über die reichste Ideenfülle verfügen, und betreffs der ästhetischen Principien, die ihre Schöpfungen beherrschen, in vielen Beziehungen zu einander verwandt seien. Diese Verwandtschaft wird denn auch bei jedem geeigneten Anlaß im ganzen Verlaufe der Abhandlung treffend hervorgehoben, deren fortschreitender Gedankengang uns in der Einleitung zum leichteren Verständnisse des Folgenden, kurz, klar und übersichtlich zusammengefaßt, entgegentritt. Der Ausdruck „Poesie" kann in doppelter Bedeutung gebraucht werden: einmal im Besonderen für die Dichtkunst als solche, dann aber auch im Allgemeinen für ein sowohl jener, als allen übrigen Kunstformen Zukommendes, Innewohnendes; so daß man im letzteren Sinne von einer „Poesie in der Poesie" sprechen könnte. Doch hören wir lieber, wie der Verfasser sich darüber äußert:

„Wenn eine Kunstschöpfung durch ihren hervorragenden ideellen und formellen Gehalt auf die Phantasie und mittels dieser auf das Gemüth einen gesteigerten Einfluß übt, so wird derselben Poesie zugesprochen. Man nennt in diesem Sinne besonders Werke der Ton- und Dichtkunst, der Bildnerei und Malerei poetisch." Hier haben wir also, was unter „Poesie in der Malerei" zu verstehen ist: den Einfluß und zwar (was noch stärker zu betonnen sein möchte) den gesteigerten Einfluß, den eine mittels Farben hervorgebrachte Kunstschöpfung durch ihren hervorragenden ideellen und formellen Gehalt auf die Phantasie, und mithin auf das Gemüth ausübt. Je entschiedener und einflußreicher die durch den Kunstgehalt eines Gemäldes bedingte Anregung zu einer solchen gesteigerten Phantasiethätigkeit erscheint, mit desto mehr Recht kann das malerische Kunstwerk poetisch genannt werden.

„Ueberhaupt" — so faßte es der Verfasser später noch straffer zusammen — „eignet jenen Gemälden eine poetische Kraft, welche die Phantasie des Betrachtenden produktiv machen.

In konsequenter Durchführung wird nunmehr dieser Grundsatz der Reihe nach auf die Elemente angewendet, aus denen das Farbengedicht sich aufbaut, und dergestalt eine durchaus folgerichtige, ungezwungene Eintheilung der Abhandlung in vier Abschnitte erzielt. In welcher Weise das sinnliche Ausdrucksmittel der Malerei eine poetische Wirkung hervorbringt, beleuchtet der erste, der von der „Poesie des Lichtes" handelt. Durch Farben werden Formen modellirt. Die „Poesie der beseelten Form" bespricht der zweite Abschnitt; die „Poesie der Idee", der dritte, in welchem der Werthgehalt des gedanklichen Stoffes von Gemälden in Betracht gezogen wird.

Der letzte Abschnitt betitelt sich „Poesie, bedingt durch Beziehungen der Aehnlichkeit und des Kontrastes", und betrachtet die ästhetischen Momente des Idyllischen, Komischen und Naiven, die insgesammt auf Kontrastwirkungen beruhen. Die in jedem einzelnen Abschnitte beobachtete Methode ist folgende: es wird zuerst auf die zum poetischen Gehalt nothwendigen Bedingungen hingewiesen, und sodann jedes Mal des Gegenpols der Poesie in der Malerei gedacht, weil eben dadurch das Wesen derselben um so einleuchtender wird. Das Vorhandensein, wie anderseits die Abwesenheit jener Bedingungen, wird an Beispielen von Gemälden aufgezeigt, welche der Verfasser aus eigener Anschauung kennen zu lernen, in der beneidenswerthen Lage war, — und eben in der Besprechung dieser kunstgeschichtlichen Belege offenbart sich der feingebildete Geschmack, das geistreich-scharfsinnige — oft witzige Urtheil desselben auf das Entschiedenste. Kurz das nicht sehr umfangaber gehaltreiche Werk bietet eine so unterrichtende und zugleich ungemein anziehende Lektüre, daß wir es uns kaum versagen werden, in einer der nächsten Nummern dieses Blattes eine kleine Probe daraus zu bringen.

Für dieses Mal sei es nicht nur Künstlern und Dilettanten, sondern Kunstfreunden überhaupt wiederholt warm empfohlen.

Wenn der Verfasser das interessante, auch äußerlich sehr schön und nett ausgestattete Buch, das „dem genialen Farbendichter Wilhelm von Kaulbach" zugeeignet ist, bescheidener Weise einen Versuch nennt, nun so müssen wir wünschen, daß jeder Versuch so wohl gelingen möge.

Heimatliche Chronik.

(Ein Genuß seltener und erhebender Art) wurde uns am Abende des 6. d. M. in der Klosterkirche zu den Elisabethinerinnen, wo eine Gesellschaft kunstsinniger Damen und Herren unter der tüchtigen Leitung Harm's den Schluß der Adventandacht durch Gesänge verherrlichte. Harm haben wir überhaupt seit vielen Jahren in periodischen Zeiträumen viel Schönes und Neues (wie es in Städten, die einen ähnlichen Rang einnehmen, wie die unsrige, nicht leicht gebracht wird) zu verdanken. Man erinnere sich nur an die Aufführungen der Opern in den Jahren 1840 und 1841, wie an die gleichzeitigen sinnigen musikalischen Bilder aus Schubert's Liedern ꝛc. Gegenwärtig scheint es, als ob uns Harm, der als Musikmeister auf den hiesigen Geschmack schon so vielfach bildend und veredelnd einwirkte, auch mit den musikalischen Schöpfungen aus der ältesten Zeit vertraut machen wollte. Er rufe nur, und alle jene, welche das Wesen der Tonkunst nicht in die Fertigkeit der zehn Finger, und in die Geläufigkeit der Kehlen setzen, werden ihm gewiß folgen! Leider haben wir bisher keine Gelegenheit gehabt, ältere Tonwerke kennen zu lernen. Es seien uns hier einige allgemeine Bemerkungen erlaubt:

Während es als eine sich von selbst verstehende, anerkannte Wahrheit gilt, daß nur der eine Wissenschaft oder Kunst recht verstehen kann, der ihren Entwicklungsgang, ihre Geschichte, die Haupterzeugnisse jeder Epoche kennt, während man in jeder Dorfschule Etwas von Geschichte und Nationalliteratur gelehrt wissen will — hat jene Erkenntniß allein in der Tonkunst bis jetzt noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden; und zwar merkwürdigerweise am wenigsten bei den eigentlichen Musikern, insbesondere bei jenen, welche nur Geschmack am geistlosen Virtuosenthum haben," wo Unwissenheit mit Eitelkeit meist Hand in Hand geht.

Die Kenntniß dieser Leute reicht in der Regel nicht über die letzten dreißig Jahre hinaus. Zählt man ja doch bereits Mozart's und Beethoven's Werke zu der „alten" Musik! Bach, Händel, Gluck kennt man fast nur dem Namen nach; was aber gar über diese Meister hinausliegt, ist so gut, wie ganz unbekanntes Land! Um so höher müssen wir daher Harm's verdienstvolle Bemühungen schätzen, uns in neuester Zeit zuweilen ausgewählte Schätze jenes unbekannten Landes vorzuführen. So hörten wir — um auf den Anfang zurückzukommen — neulich ein Tantum ergo in ältester Form, einen Choral von Prätorius aus dem 16ten Jahrhundert, ein salve regina des Hermanns Contraktus aus dem 11ten Jahrhundert, ein Ave regina von Gänsbacher, zum Schlusse „Fromme Ahnung" von Feska, (beide Letztere aus späterer Zeit.)

Was nun die Ausführung selbst betrifft, so war dieselbe eine so gelungene, wie sie sich von so bewährten Gesangskräften nur erwarten ließ, und die Wirkung der Tonstücke eine dem Zwecke entsprechende großartig-feierliche Möchten alle Jene, die, beseelt von Liebe zur Musik, daran thätigen Antheil nahmen, in ihrem edlen Streben ausdauern, damit wir in Zukunft öfters solche Genüsse hoffen dürften!

(Das dritte und letzte Koncert des Herrn G. Hölzel) lehrte uns denselben auch als dramatischen Sänger auf dem Gebiete ernster Musik — bei dem Mangel einer vollzähligen Opern-Gesellschaft und eines genügenden Orchesters — leider nur theilweise kennen. Der geehrte Gast sang die zwei großen Arien des „Orovist" aus „Norma" unter Begleitung eines Chores, dessen aus acht Mitgliedern bestehender sichtbarer Theil durch die Stimmkräfte mehrerer unsichtbarer Geister verstärkt wurde. Die Anerkennung, welche sich der Künstler, der sich noch einer sehr wohlerhaltenen Stimme erfreut, auch in dieser Richtung längst errungen, läßt es überflüßig erscheinen, dessen Vorzüge eingehender zu besprechen, zumal Jene, welche Herrn Hölzel nur in diesen einzelnen Bruchstücken hörten, sich dennoch kein vollständiges Bild seiner künstlerischen Individualität entwerfen konnten. Wir begnügen uns daher, festzustellen, daß der Beifall des Publikums ein verdienter, ungetheilter war, und nehmen von dem werthen Gaste mit dem Bedauern Abschied, daß sein Aufenthalt in unserer Mitte nicht längere Zeit währte. Das zu Anfang gegebene, geistreiche Lustspiel „Geistige Liebe" büßte an Wirksamkeit durch die ziemlich schleppende Darstellung — besonders des ersten Aktes — nicht wenig ein. Von den Mitspielenden verdient dießmal Hr. Felnes als „Oberst Rosen" das meiste Lob

(Klagenfurt. Das Schlittschuhlaufen) wird bei uns — die wir nun einmal angewiesen sind, unsere Anregung zum größten Theile aus der Natur zu nehmen — von Jahr zu Jahr in ausgedehnterem Maße betrieben. So hat sich auch diesen Winter wieder unter der Leitung zweier Eis-Direktoren eine zahlreiche Gesellschaft gebildet, welcher gegen Entrichtung eines mäßigen Abonnements die Benützung des geräumigen, waldumkränzten Teiches am Kreuzberge, zum Zwecke ihres Treibens zusteht. Und dieses Treiben ist bunt und lebendig genug! Da schwebt und wogt es in den Nachmittagsstunden bis in die Dämmerung hinein, gar lustig durcheinander wie an einem Balle, oder in einem Circus olympicus, es ist ein wahres Fest, wie es die Griechen in ihren olympischen Spielen abhielten! Alle Stände, Civil und Militär, Bürgerlich und Adelig betheiligen sich gleicherweise daran. Da feiert männliche Kraft und Körpergewandtheit ihre Triumphe, wie weibliche Grazie und Anmuth; denn auch das schöne Geschlecht verschmäht es nicht, die Flügelschuhe an die zarten Füße zu schnallen, und sich der glatten Fläche anzuvertrauen. Da kann man alle Stufen der Kunstentwicklung beobachten; vom schüchternen Jünger, der die Anfangsgründe des Gleichgewichts studirt, bis zum sicheren Meister, der kühne Bögen nach vorwärts oder rückwärts in das Eis schneidet. Da schlüpft das Kind mit den kleinen Händen rudernd zwischen den Beinen durch, da tobt der Student blindlings vorwärts, da gleitet die Dame mit feinem Anstande vorsichtig dahin, da werden von gemischten Gruppen förmliche Cotillons und alle möglichen Evolutionen ausgeführt. Am Ufer aber, im weiten Kreise wohlverhüllt, sitzen die Eis-Mütter und Gardedamen, und schauen unter gefrorenen Thränen lächelnd, dem ewigwechselnden Bilde zu, das sich für Aug und Ohr besonders anziehend gestaltet, wenn die treffliche Kapelle unseres vaterländischen Regimentes, wie es öfter geschieht, mit ihren aufmunternden Weisen den Rythmus des Schlittschuhlaufes begleitet, wo dann (gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen) die Bewohner unserer Stadt processionsartig nach dem Kreuzberge pilgern, um sich, theils ausübend, theils betrachtend an dem Vergnügen zu ergötzen, das Vater Klopstock so schön besungen, und von dem Göthe mit Recht rühmt: „daß es der Jugend Gelegenheit gebe, ihre Gelenkigkeit zu zeigen, und dem Alter, sich dieselbe zu erhalten."

(Gmünd, den 30. Dez.) Auch in unserer Gegend hat das vergangene Jahr wie manches Erfreuliche und großartige — wir meinen den nun vollendeten eben so soliden als schönen Bau des Hochofens an der Eisentrate — auch Einiges (wir leider auch anderswa im Lande) zum Vorschein gebracht, was von tiefer sittlicher Versunkenheit und Entartung zeugt. Im Verweshause auf der nämlichen Eisentrate wurde im Lokale der Kasse ein Einbruch versucht, wir gebrauchen diesen Ausdruck, nicht als ob jener vollbracht worden wäre, sondern weil er seinen Zweck nicht erreichte. Die Thäter eröffneten zwar eine Kassetruhe, allein sie fanden statt des gehofften baaren Geldes nur Obligationen, von denen sie keinen Gebrauch machen konnten. Ein anderes Ereigniß, wenn nicht industrieller Natur, wie dieses, sondern rein der rohesten Bosheit entsprungen, ist Nachstehendes: Die Gräfin Louise von Lodron hatte an der gräflichen Grusthalle am Kalvarienberge ein schönes gußeisernes Kreuz setzen lassen, welches das Andenken ihres im verflossenen Jahre in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde viel zu früh verstorbenen Bruders, des Grafen Ugarte, bewahren sollte, eines Mannes, welcher durch seine großmüthige Geschwisterliebe und durch seine sonstigen Eigenschaften die allgemeine Verehrung genoß, und dessen durch die öffentlichen Blätter allenthalben zur Kunde gebrachtes Unglück ungeheuchelte Theilnahme erregte. Eine ruchlose Hand brach dieses Kreuz ab, und seine Trümmer machten auf die Leidtragenden wie auf die ganze Umgebung einen höchst widerlichen Eindruck. Wir melden dieses, indem wir uns nicht ohne Grund der Besorgniß hingeben, daß die gräfliche Familie, welche während ihres Sommeraufenthaltes durch bald 18 Jahre on dem Stammsitze der Lodron'schen Primogenitur zu Gmünd — den der gegenwärtige Besitzer an Gebäuden und Gärten mit so vielem Geschmacke umstaltete, — unzählbare Wohlthaten an Arme, Kranke, an die Schuljugend, und sonst an die Gemeinde spendete, durch solche schmerzliche Erfahrungen aus unserm ohnehin so einsamen Thale verscheuet werden könnte, was nie genug zu bedauern wäre.

Verschiedenes.

(Waldheim's illustrirte Zeitung.) Von der genannten Zeitschrift liegt uns die erste Nummer ihres zweiten Jahrganges var. In dieser einfachen Thatsache liegt die schlagendste Widerlegung des Vorurtheils, daß zeitschriftliche Unternehmungen von so großer Anlage, wie die im Auslande schan seit Decennien bestehenden illustrirten Wochenblätter bei uns nicht gedeihen können. Der zweite Jahrgang von Waldheim's illustrirter Zeitung ist aber auch ein erfreuliches Zeugniß einerseits davon, daß sich die heimische Holzschneidekunst und sogenannte artistische Typographie eine geachtete Stufe erobert haben, anderseits für die beträchtliche Erweiterung jener gebildeten Kreise, die durch ihre Theilnahme einer edleren Richtung journalistischer Thätigkeit Halt und Stütze gewähren. Die uns vorliegende Nummer fordert freilich die Theilnahme qer Lesewelt in der energischesten Weise heraus, und erklärt vollständig die Sympathie, die das Unternehmen so rasch auf einen grünen Zweig brachte. Wir finden in derselben von Illustrationen den Schluß der Reichsraths-Session, fünf Ministerporträts, eine historische Komposition, den Sturz der böhmischen Statthalter Martinitz und Slawata aus dem Fenster des Königsschlosses zu Prag darstellend, eine Bergansicht der Alpenspitzen Montanvert und Channoz, das Porträt des Professor Hyrtl, Schubert's Grab in Währing und eine humoristische Rundschau vom Neujahrstag. Dieser artistische Reichthum ist von den Künstlern L'Allemana, Kriehuber, Swoboda, Marak, Liechtenfels und Leopold Müller vorzüglich ausgeführt, wozu namhafte Schriftsteller, wie Brunno Bucher, Isidor Gaiger, Ernst Parthe, Franz Rissel und Karl Sitter einen pikanten Text theils politischen, theils belletristischen Inhalts lieferten. Besonders hervorhebenswerth scheint uns die spannende Novelle zur Zeitgeschichte „Enthusiasten“ von Fr. Rissel, dem Dichter von „Perseus von Macedonien“ und eine ungemein lustige neapolitanische Brigantengeschichte. — Mit diesem überreichen Inhalte steht der billige Anschaffungspreis in einem Widerspruche, der nur in einem überaus lebhaften Absatz, den das Unternehmen in der That verdient, seine Erklärung findet.

(Mußestunden.) Von dem seit 1859 bei R. v. Waldheim in Wien erscheinenden illustrirten Familienblatte „Mußestunden“ liegt uns das erste Heft des neuen Jahrganges vor.

Wir finden darin an Novellen und Erzählungen: „Ein Christfest“ von J. D. H. Temme, dem rühmlichst bekannten Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder, „Eine braune Genoseva“ von J. Gaiger, „Die Tachter des Banquiers“ von K. v. Kessel, historische und biographische Skizzen: „Der letzte Hohenstaufe“ von Prafessor Anton Heinrich, „Sonnenfels“ von D. G. E. Haas, eine ethnographische Schilderung: „Sitten und Gebräuche der Ruthenen“ van Dr. E. Beecher, eine psychologische Studie: „Das Verbrechen vom psychologischen Standpunkte“ von Prof. G. Lindner, „Etwas über Wärme“ van demselben, endlich eine naturwissenschaftliche Skizze: „Tod und Scheintod“ von Dr. Karl Kirschnek.

Die durchwegs vartrefflichen Illustrationen von den einheimischen Künstlern Grottger, Kriehuber, Marak, Müller und Swaboda herrührend, sind dem Besten zuzuzählen, das die Holzschneidekunst zu leisten vermag.

Die vorzügliche Qualität des Gebotenen so wie der ausserordentlich billige Preis — man subskribirt mit nur 35 kr. für ein monatlich erscheinendes Heft — läßt eine große Verbreitung dieses einheimischen, gediegenen Familienblattes, das allen Freunden einer guten, die Bildung fördernden Lektüre auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient, voraussetzen.

Die „Mußestunden“ bieten ihren Abonnenten im Gegensatze zu den vielen im Auslande erscheinenden vielfach nur mit werthlosen Uebersetzungen angefüllten Lieferungswerken ein Jahrbuch für Haus und Familie im besten Sinne des Wortes, und ist die Unternehmung in der glücklichen Lage, ihren Theilnehmern bei Abnahme des ganzen Jahrganges noch zwei Prämien: „Poesie und Prosa“ nach Kompositionen von Arthur Grottger, lith. von E. Kaiser — Zimmerzierden van wahrem Kunstwerthe — gratis bieten zu können.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 4 Sonnabend, den 24. Jänner 1863.

Aus dem Landes-Museum.

Vortrag, gehalten am 12. Dez. 1862 von Max R. v. Moro.

Ueber die einstige Ausdehnung Carantaniens, und das allmählige Zurückweichen desselben auf die gegenwärtige Begrenzung des Herzogthums Kärnten.

Weit über die Grenzen des heutigen Herzogthums Kärnten hinaus erstreckte sich in der Vorzeit Carantanien, das außer dem jetzigen Kärnten fast alle Nachbar-Länder desselben umfaßte. Ich will es heute versuchen, Ihnen darzustellen, wie dieses einst so große Carantanien sich bildete, welche Länder es umfaßte, und wie von dessen Gebiete an dem ganzen Umkreise die Grenzländer nach und nach abgelöst wurden, wodurch es zusammenschmolz auf das kleine Ländchen, welches der Kärntner jetzt sein Vaterland nennt.

Ohne speciell die geschichtlichen Werke, welche ich zum heutigen Vortrage benützte, anzuführen, nenne ich Ihnen doch die Hauptquelle, aus welcher ich selben schöpfte. Diese ist nämlich ein den vorliegenden Gegenstand behandelnder Aufsatz unseres Geschichtschreibers Freiherrn v. Ankershofen, welchen er im ersten Jahrgange des vom kärnt. Geschichts-Vereine herausgegebenen Archives für vaterländische Geschichte und Topographie veröffentlichte.

Ich will nicht zurückgreifen in jene ferne Zeit, in welcher beiläufig sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt durch die große Celten-Wanderung auch unser Vaterland seine ersten bekannten Bewohner, welche eben Celten waren, erhielt, denn ganz dunkel ist für uns in dieser Periode das Schicksal unseres Landes und seiner Bewohner. Ich will vielmehr bei der Schilderung der einstigen Ausdehnung Carantaniens mit der Periode beginnen, in welcher die Länder, denen unser heutiges Kärnten angehörte, unter die Herrschaft der mächtigen Römer kamen, da erst um diese Zeit die ersten, freilich auch noch schwachen Lichtstrahlen auf dieselben geworfen werden.

Um die Zeit von Christi Geburt unterwarf sich den Römern auch das Alpenvolk der Noriker, deren Land Norikum das heutige Kärnten, einen Theil von Tirol, von Ober- und Unter-Oesterreich, von Ober- und Unter-Steiermark, und auch von Krain umfaßte. Norikum grenzte gegen Osten an das Gebirge Cetius (welches mit dem Kahlenberge bei Wien beginnt, und unterhalb Cilli endet), gegen Süden an das Karavanken-Gebirge, welches Steiermark und Kärnten von Krain und Friaul trennt, gegen Westen an die Rienz und den Inn, und gegen Norden an die Donau. Norikum war in Ufer- und Mittel-Norikum eingetheilt, und das heutige Kärnten nahm einen großen Theil von Mittel-Norikum ein. Dieses nun wird von den römischen Geschichtschreibern nur selten erwähnt, weil es von der den Römern wichtigen Donau-Grenze ferne lag, und unsere friedlichen Voraltern sich an den Aufständen der Nachbar-Völker gegen die Römer nicht betheiligten. Specielle Nachrichten über das Schicksal unseres Vaterlandes fehlen uns demnach leider auch aus der Römer-Zeit; es ist uns jedoch bekannt, daß Norikum den römischen Kaiser-Provinzen, das ist jenen Provinzen zugezählt wurde, welche eine größere Obsorge erheischten, und die sich die römischen Kaiser im Gegensatze zu jenen Provinzen, welche der Senat verwaltete, zur persönlichen Verwaltung vorbehielten. Aus dem nun, was uns über die römischen Kaiser-Provinzen überhaupt bekannt ist, können wir auf die damaligen Zustände in unserem Vaterlande schließen.

Nach Zertrümmerung des weströmischen Kaiserthumes im Jahre 476 durch Odoaker herrschte dieser, und nach ihm Theoderich, König der Ostgothen, auch über Norikum, und somit auch über unser heutiges Kärnten.

Nach Theodorich's Tod war Norikum fortwährenden Einfällen deutscher Nachbar-Völker ausgesetzt, bis es um die Mitte des 6ten Jahrhundertes der immer weiter greifenden Herrschaft der Franken-Könige aus dem Merovingischen Hause sich unterwarf und wahrscheinlich unter unmittelbare Verwaltung bajoarischer Herzoge kam. Die Bajoaren bewohnten nämlich die Landstriche im Westen von Norikum, und mochten sich gleichfalls genöthigt gesehen haben, den Franken die Oberherrschaft zuzugestehen.

Um diese Zeit, nämlich in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, wurden die Slaven, welche in Panonien Wohnsitze hatten, von den an der Theiß hausenden Avaren gegen das fränkische Reich vorgeschoben. Die Unzulänglichkeit Panonien's für die steigende Volksmenge der Slaven, und das Drängen der über die Slaven gebiethenden Avaren trieb nämlich die Slaven dazu, nach Norikum vorzudringen, wo wir um das Jahr 595 das Slavenland bereits bis Bajoarien, über die Grenzen des heutigen Kärnten hinaus, in das Toblacher Feld des tirolischen Pusterthales vorgerückt sehen.

Zwischen den Slaven und ihren deutschen Nachbarn ergaben sich nun häufige Kämpfe, und wir finden einerseits wiederholte Einfälle der Bajoarier, welche sich durch die Slaven bedroht sahen, in das Slavenland, und anderseits der Slaven, die durch die Avaren unterstützt wurden, in das Land der Bajoarier. Als aber endlich die Avaren ihre Oberherrschaft über die Slaven, welcher diese sich bereits entzogen hatten, neuerlich geltend machen wollten, und die Slaven sich zu schwach fühlten, dem Andrange der Avaren allein zu widerstehen, so suchten sie sogar bei ihren Gegnern, den Bajoariern, Hilfe. Diese folgten dem Hilferufe der Slaven, siegten über die Avaren, unterwarfen aber auch die Slaven der fränkischen Oberherrschaft.

In dieser Periode, nämlich nach Einwanderung der Slaven in das heutige Kärnten, taucht zuerst der Name Carantanum auf, und zwar wird derselbe von einem Quellen-Schriftsteller des 8ten Jahrhunderts, Namens Paul Warnefried, auch Paulus Diaconus genannt, angeführt. Es würde uns von dem heute in Rede stehenden Gegenstande zu weit ableiten, wenn wir die Frage, woher Kärnten den Namen habe, genauer erörtern wollten, und wer sich über diese Streitfrage näher unterrichten will, dem empfehle ich, den über selbe von Freiherrn v Ankershofen im oberwähnten ersten Jahrgange des Archives für vaterländische Geschichte und Topographie veröffentlichten Aufsatz nachzulesen. Ich will dießfalls nur so viel anführen, daß von den beachtenswerthesten Schriftstellern über diese Frage einige den Namen Kärnten für celtischen und einige für slavischen Ursprunges halten. Unter denen, welche den Namen für celtischen Ursprunges halten, leitet wieder ein Theil denselben von dem celtischen Volke der Carnier ab, welche die ältesten Bewohner Kärnten's gewesen seien, während der andere Theil der Ansicht ist, daß der Name Kärnten von den celtischen Worten Karn (Stein) und tan (Erde) abstamme.

Die Schriftsteller, welche den Namen für slavischen Ursprunges halten, leiten denselben von dem slavischen Goratan her.

Goratan, Gebirgsland nämlich, hatten die in den Ebenen Panonien's und an der Seeküste wohnenden Slaven die von Hochgebirgen umkränzte und durchzogene Heimat ihrer Stammgenossen genannt, welche Benennung sich bei den Krainern bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Von Goratan habe sich das lateinische Carantanum und aus diesem das deutsche Kärnten gebildet. Diese Herleitung, welche Freiherr v. Ankershofen für die richtige hält, begründet er hauptsächlich und meines Erachtens schlagend damit, daß der Name Carantan, Carantanum, Carantania bei keinem römischen Schriftsteller und auf keinem römischen Denkmale erscheine, ja auch nach dem Sturze des weströmischen Reiches in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nicht vorkomme, was, wenn dieser Name celtischen oder römischen Ursprunges wäre, nicht leicht erklärlich sein würde, sondern daß diese Benennung, wie gesagt, erst in der Periode nach Einwanderung der Slaven zum Vorscheine komme. Welche Ableitung des Namens Kärnten aber auch die richtige sein mag, vom 8ten Jahrhunderte an werden die Bewohner unseres Vaterlandes Quarantani, Carantani, Carenti ꝛc., und das Land selbst Carantanum, Carnuntum, Carantana, Carinthia, Quarantein, Kerndon ꝛc. genannt.

Doch kehren wir von dem Namen zu dem Schicksale unseres Vaterlandes zurück.

Wie gesagt, kam dasselbe, nachdem es sich den Königen der Franken unterworfen hatte, unter unmittelbare Verwaltung bajoarischer Herzoge. Diese nun strebten ununterbrochen nach Unabhängigkeit, was zu wiederholten Kämpfen mit ihren fränkischen Oberherren führte, bis Bajoarien und mit diesem auch Carantanien unmittelbar unter die Oberherrschaft Karl's des Großen kam.

Unter Karl dem Großen bildeten Friaul und Baiern mit Carantanien zwei große Statthalterschaften, welche durch die Drau geschieden waren.

Von Carantanien gehörte der am linken Drau-Ufer gelegene Theil zur baierischen, und der am rechten Drau-Ufer gelegene Theil zur friaulischen Statthalterschaft. Im Inneren des Landes selbst walteten noch einheimische Fürsten, bis nach und nach die Franken an die Stelle derselben baierische Grafen setzten, und zuletzt ganz Carantanien mit dem Verluste des letzten Schimmers eines selbstständigen Fürstenthumes provinzartig ein Theil des vom Kaiser Ludwig dem Frommen (Sohn

und Nachfolger Karl's des Großen) geschaffenen Königreiches Baiern wurde.

Carantanien blieb nun mit Baiern vereiniget, und wurde theils durch Statthalter, theils durch Herzoge verwaltet, bis König Otto II. Carantanien von Baiern trennte und an Herzog Heinrich, genannt den Jüngeren, verlieh, womit Kärnten im Jahre 976 zu einem selbstständigen Herzogthume des deutschen Reiches wurde.

Was die Ausdehnung Carantanien's in dieser Periode, nämlich von der Vereinigung desselben mit dem fränkischen Reiche bis zum Austreten Kärnten's als selbstständisches Herzogthum des deutschen Reiches anbelangt, so müssen wir das eigentlich sogenannte Land Carantanien von dem Amtsgebiete des carantanischen Statthalters und nachherigen Herzoges von Carantanien unterscheiden.

Das Land, welches Carantanum oder Carantanien genannt wurde, grenzte im Osten an Panonien, welches bis an die heutige Steiermark gereicht haben dürfte, im Süden an das heutige Friaul und Krain, im Westen an Tirol, von dem es jedoch noch das untere Pusterthal in sich begriff, und im Norden an die Schwarza und Piesting. Das Land Carantanien begriff also außer dem heutigen Kärnten auch die heutige Steiermark, den südöstlichsten, unter der Schwarza und Piesting gelegenen Theil des Landes Unter-Oesterreich und das tirolische Pusterthal in sich.

Ausgedehnter als das Land Carantanien war jedoch noch das Amtsgebiet des carantanischen Statthalters und nachherigen Herzoges von Carantanien. So lange den Carantaner Slaven ihre heimischen Fürsten belassen blieben, dürfte sich ihre herzogliche Wirksamkeit nicht über die Grenzen des Landes Carantanien hinaus erstreckt haben. Als an die Stelle der heimischen Fürsten baierische Grafen traten, scheint das Amtsgebiet dieser baierischen Statthalter gleichfalls nicht über die Landesgrenze hinaus ausgedehnt gewesen zu sein. Nachdem jedoch Karlmann von seinem Vater König Ludwig dem Deutschen den Carantanern vorgesetzt worden war, erhielt seine Statthalterschaft eine über die Grenzen des Landes Carantanien hinausreichende Ausdehnung, umfaßte in Osten auch Panonien, dehnte sich westlich bis an den Inn aus, und erstreckte sich auch über Friaul, Krain und Istrien. Das gleiche Gebiet umfaßte auch die Statthalterschaft des Herzoges, nachherigen Kaisers Arnulph, begriff also außer dem heutigen Kärnten Panonien, Steiermark, einen Theil Unter-Oesterreich's, Tirol's, ferner Friaul, Krain und Istrien in sich. Bald nach dem Tode des Kaisers Arnulph aber ging Panonien durch die Siege der Ungarn für das deutsche Reich verloren, und dadurch wurde die Ostgrenze der carantanischen Statthalterschaft an die Ostgrenze der heutigen Steiermark zurückgedrängt. Dafür wuchs aber dem Herzogthum Carantanien im Süden eine Vergrößerung zu, indem die Mark Verona, welche Kaiser Otto I. im Jahre 952 von Italien getrennt und mit Baiern vereinigt hatte, durch Kaiser Otto II. von Baiern wieder losgelöst und dem Amtsgebiete des neuen Herzoges Heinrich von Carantanien zugewiesen wurde. Als Kaiser Otto I., wie gesagt, Verona von Italien trennte, und dem Herzogthume Baiern, wozu dazumal auch Kärnten gehörte, zuwies, somit zu einer deutschen Mark bestimmte, hatte er sich bei dieser Bestimmung offenbar durch die Rücksicht auf die große Bedeutung leiten lassen, welche diese Mark an der Etsch für Deutschland und für die deutschen Könige bei ihren Beziehungen zu Italien haben mußte.

Vor 900 Jahren also schon erkannte der deutsche König Otto I. die hohe Wichtigkeit Verona's für Deutschland, hielt diese Schutzmauer von Deutschland's südlicher Grenze nur in den Händen eines deutschen Fürsten für gesichert, trennte also Verona von Italien, und wies es dem Herzoge von Baiern zu, von dem selbes sodann unter Otto II. an den Herzog von Kärnten kam.

Von dem Amtsgebiete der Kärntner Herzoge nun bildete das heutige Kärnten das Kernland, und dieses war umgeben von den zum kärnt. Herzogthume gehörigen Marken, nämlich: der Mark Verona mit Friaul, der Mark Krain, der Mark Istrien, endlich den beiden carantanischen Grenz-Marken.

Die Mark Verona war während dieser ganzen Periode der wichtigste Theil des Amtsgebietes der kärntnerischen Herzoge, und wir finden namentlich wiederholt, daß sich dieselben als Markgrafen von Verona den damals so häufigen Zügen der deutschen Könige nach Italien anschlossen. Beispielsweise will ich nur anführen, daß in dem Streite zwischen dem deutschen Könige Heinrich II. und dem von den italienischen Fürsten ernannten Gegenkönige Harduin Herzog Otto mit den Kärntnern im Jahre 1004 in der Klause an der Brenta die Truppen Harduin's schlug, und dadurch dem deutschen Könige den Weg nach Italien bahnte. Nicht minder oft als bei kriegerischen Unternehmungen finden wir unsere Herzoge als Markgrafen von Verona das Richteramt in dieser Mark üben.

Anbelangend Friaul, so wurde dieses gleichzeitig mit Verona durch Kaiser Otto I. von Italien getrennt und dem Herzoge von Baiern zur Verwaltung zuge

wiesen, später aber durch Kaiser Otto II. wieder von Baiern losgelöst und dem Herzoge von Kärnten verliehen. Friaul erscheint jedoch nicht als selbstständige Mark, sondern nur als Komitat der Mark Verona.

Die Mark Istrien, welche mit Carantanien zu Baiern gehört hatte, blieb nach der Trennung Kärnten's von Baiern bei Kärnten, und die Herzoge von Kärnten werden wiederholt und ausdrücklich auch Herzoge von Istrien genannt.

Die Mark Krain wird urkundlich als zum Herzogthume Kärnten gehörig bezeichnet.

An diese Mark schloß sich die untere Carantaner Mark an, welche auch unter den Namen marchia pitoviensis, trans fluvium Dravva, juxta Suavam, de Souna ic. vorkommt, und den vormaligen Marburger und Cillier Kreis in sich begriff.

An diese untere Carantaner Mark reihte sich endlich im Norden derselben die obere Carantaner Mark, welche aus dem vormaligen Judenburger, Grazer und Brucker Kreis, so wie dem östlichsten, im Süden der Schwarza und Piesting gelegenen Theile des Landes Oesterreich unter der Enns bestand.

Diese beiden Marken nun, nämlich die untere und obere Carantaner oder Kärntner Grenz-Mark, gehörten ebenso wie die Marken von Verona, Istrien und Krain zum Herzogthume Kärnten.

Mit dieser angeführten Ausdehnung des Amtsgebietes der Herzoge von Kärnten hatte die Größe desselben zu Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts den Höhepunkt erreicht, und schon um die Mitte des 11ten Jahrhunderts zeigen sich die Keime der beginnigen Ablösung verschiedener Territorien von demselben.

Ein wesentlicher Grund dieser Ablösung lag zunächst in dem Verhältnisse, in welchem die Markgrafen zu den Herzogen standen. Die Markgrafschaften waren nämlich so wie die Herzogthümer, Reichsämter, welche das Reichs-Oberhaupt, nämlich der über den Herzogen und Markgrafen stehende deutsche König verlieh. Die vorzüglichste Pflicht der Markgrafen war die bewaffnete Hut ihrer Mark. Sowie den Herzogen, so wurden aber auch den Markgrafen Lehengüter verliehen, und sie waren deßhalb als Reichsvasallen dem deutschen Könige als oberstem Lehensherrn zum Lehendienste bei dessen Hof- und Heer-Fahrten verpflichtet. Die Markgrafen waren jedoch nicht nur dem deutschen Reichs-Oberhaupte, sondern auch den Herzogen, deren Marken sie verwalteten, untergeben. Dieses Verhältniß der Unterwürfigkeit nun, in welchem sich die Markgrafen zu den Herzogen befanden, war schon ursprünglich ein loses und schwankendes. Die Markgrafen waren nämlich in der Regel in ihren Marken reich begütert, und dieser Güterbesitz gab ihnen eine solche Macht, daß, obgleich die Markgrafen-Würde ursprünglich nicht erblich war, es doch nicht leicht angehen konnte, bei Verleihung der erledigten Markgrafschaft den Sohn oder nächsten Verwandten des letzten Markgrafen zu übergehen. Das Markgrafen-Amt wurde so nach und nach zur erblichen Würde, und die Markgrafen, bei denen das Streben nach Territorial-Hoheit immer deutlicher hervortrat, benannten sich nicht mehr nach dem Amtsbezirke der Mark, sondern nach ihrem Hauptsitze, gewöhnlich ihrer Hauptburg, auf welcher die Würde als erblich haftend angesehen wurde.

So bildeten sich die Marken allmählig zu selbstständigen, von dem Herzogthume getrennten, mit eigenen Namen bezeichneten Territorien, und durch die Bildung solcher selbstständigen Territorien aus Theilen des alten Herzogthumes Kärnten verengten sich allmählig die Grenzen des Letzteren.

Nebst dem Anwachse der Macht der Markgrafen wirkte zur Schwächung der herzoglichen Gewalt auch die Verleihung von Hoheits-Rechten an geistliche Personen, wie z. B. dem Patriarchen von Aquileja von Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1077 Hoheits-Rechte über Friaul eingeräumt wurden, welche zuvor dem Herzoge von Kärnten zustanden.

Betrachten wir nun die einzelnen Länder näher, welche nach und nach von Kärnten abgelöst wurden:

In der oberen Carantaner Mark trat mit Beginn der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts der in dieser Mark reich begüterte Ottokar Graf im Traungaue das Markgrafen-Amt an. Es beginnt schon mit ihm der zeitweise Gebrauch des Titels: Marchio de Styra, Styrensis von der traungauischen Hauptburg Steier, und die Markgrafen-Würde erscheint erblich in Ottokar's Geschlechte. Sein Enkel Markgraf Leopold erbte nach dem im Jahre 1122 erfolgten Tode des Herzogs Heinrich von Kärnten, des letzten Herzoges aus dem Hause Eppenstein, auch dessen Güter in der oberen Carantaner Mark, und im Gefühle seiner fürstlichen Macht nannte sich Leopold urkundlich: „von Gottes Gnaden Markgraf von Steier".

Die untere Carantaner Mark kam nach dem Tode Gunther's von Hohenwarth, Markgrafen in derselben, und Hinscheiden seines Vaters Pilgrim von Hohenwarth, ebenfalls an die Traungauer Markgrafen, indem Kaiser Konrad III. selbe um das Jahr 1149 dem Markgrafen Ottokar VII. als Reichslehen verlieh. Seit dieser Zeit bildeten beide Carantaner Marken, welche in der Hand Ottokar's VII. vereinigt wurden, eine lebenbar selbstständige Mark Steier.

Derselbe Markgraf Ottokar VII. von Steier erbte nach dem Tode des Grafen Bernhard von Spanheim, welcher Kunigunde, eine Schwester des Markgrafen Leopold von Steier zur Gattin hatte, und mit dieser das Kloster Viktring stiftete, dessen Güter bei Marburg und Pettau, und nach dem Tode des letzten Grafen Ekbert von Formbach, Neuburg und Pütten die gräflichen Güter von der Piesting bis an den Semmering, und über denselben bis Hartberg.

Somit war das Gebiet der heutigen Steiermark und eines Theiles von Oesterreich, welches früher zu Kärnten gehört hatte, von demselben losgelöst, und bei Kärnten blieb von der oberen Carantaner Mark nur noch der Theil, in welchem St. Lambrecht liegt. Im Jahre 1521 wurde endlich unter Ferdinand I. auch dieses Territorium von Kärnten getrennt und zu Steiermark gezogen.

Was die Mark Verona anbelangt, so treffen wir in dieser schon frühzeitig auf Grafen, welche wahrscheinlich im Falle der Abwesenheit des Herzoges von Kärnten, welcher zugleich Markgraf von Verona war, das Richteramt in dieser Mark übten. Diese Abwesenheiten der kärnt. Herzoge von der Mark Verona mögen später zur Bestellung eigener Markgrafen in derselben geführt haben; indessen war im Jahre 1147 die Markgrafen-Würde noch bei dem kärnt. Herzogs-Geschlechte von Spanheim-Lavantthal, und erst im Jahre 1161, als Hermann v. Spanheim, welcher Markgraf von Verona war, nach seinem Bruder Heinrich Herzog in Kärnten wurde, kam unter dem deutschen Könige Friedrich Barbarossa die Markgrafen-Würde von Verona von dem Geschlechte der Herzoge von Kärnten an Hermann von Baden. Es ist wahrscheinlich, daß Herzog Hermann von Kärnten gegen die Uebertragung der Markgrafen-Würde von Verona von ihm an Hermann von Baden Nichts einwendete, ja, daß er selbe vielleicht sogar wünschte und herbeiführte, denn Herzog Hermann von Kärnten hatte weder einen Bruder noch erwachsene Söhne, die ihn in seinen Amtspflichten im fernen Verona hätten substituiren können, wie er selbst seinen Bruder Heinrich, Herzog von Kärnten, bis zu dessen Tod in der Mark Verona substituirte. Hermann von Baden war ferner der Vetter des Herzogs Hermann von Kärnten; es kam also die Markgrafen-Würde von Verona von den kärnt. Spanheimern an ein ihnen nahe verwandtes Geschlecht. Endlich mag es bei den gewaltigen Stürmen, von welchen Ober-Italien damals während der Kriegszüge des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa wiederholt heimgesucht wurde, für den Herzog von Kärnten geradezu erwünscht gewesen sein, von der beschwerlichen und gefahrvollen Stellung eines Markgrafen von Verona befreit zu werden.

Die Mark Istrien sehen wir am Ende des 11ten und in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts nach Art ein Familien-Lehen in dem Geschlechte der Herzoge von Kärnten aus dem Hause Eppenstein und Spanheim, welche Allode in dieser Mark besessen, fort vererben, bis selbe um das Jahr 1173 an Berthold Grafen von Andechs-Meran, einen Verwandten des Herzogs Hermann von Kärnten, verliehen und somit Istrien für immer von Kärnten losgetrennt wurde.

Die Mark Krain war mit Kärnten noch im Jahre 1270 vereint, um welche Zeit sie mit diesem zugleich aus dem Erbvertrage mit Herzog Ulrich von Kärnten an König Ottokar von Böhmen überging. Erst Kaiser Rudolph von Habsburg trennte Krain von Kärnten, indem er im Jahre 1282 Krain zugleich mit Oesterreich und Steier, jedoch ohne Kärnten, an seine Söhne Albrecht und Rudolph verlieh. Mit Kärnten wurde von Kaiser Rudolph im Jahre 1286 Meinhardt von Tirol belehnt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dadurch dem Grafen Meinhard kein Recht auf Krain erwachsen soll.

Die letzte Loslösung eines Territoriums von Kärnten erfolgte mit der Trennung des Pusterthales von demselben. Dieses gehörte im 11ten Jahrhunderte zu den Besitzungen der Grafen von Lurn. Gegen Ende dieses Jahrhunderts verschwindet jedoch der Name der Grafen v. Lurn, und ihre Besitzungen wurden Familiengüter der Grafen von Görz, blieben jedoch Theile Kärnten's. Nachdem aber diese Besitzungen, und somit auch das zu denselben gehörige, bis an die Mühlbacher Klause reichende Pusterthal mit der Herrschaft Lienz nach Aussterben der Görzer Grafen im Jahre 1500 in Folge Erbvertrages an Kaiser Maximilian I. gediehen waren, zog dieser die Grafschaft Lienz zu Tirol. Die kärntnerischen Landstände richteten an Kaiser Maximilian eine Vorstellung und Bitte, Lienz und das Pusterthal wieder an Kärnten zurückzugeben, welche Angelegenheit der Kaiser mit dem Augsburger Libelle vom Jahre 1510 damit erledigte, daß er als Beweis dieses von den Ständen angesprochenen Rechtes die Beibringung der Thatsachen verlangte, daß ein Graf von Görz vor das Schrannengericht von Kärnten in St. Veit geladen worden sei — Es scheint, daß die Stände mit diesem Beweise nicht aufkamen, denn Lienz mit dem Pusterthale blieb vom Jahre 1500 an von Kärnten gesondert, und wurde ein integrirender Theil Tirol's. Mit mehr Erfolg that Kärnten Einsprache, als Kaiser Karl V. und sein Bruder Ferdinand die väterlichen Landschaften theilten, und



diesem Kärnten zugewiesen wurde, jener aber mit Tirol sich auch das Pusterthal vorbehielt. Der Widerstand der kärnt. Stände ging so weit, daß sie sogar die Erbhuldigung verweigerten, was schließlich den Erfolg hatte, daß die Herrschaft Lienz dem Fürstenthume Kärnten wieder zugetheilt und Ferdinanden zugewiesen wurde. Als aber auch dieser gestorben war, und dessen Söhne die väterlichen Landschaften auf dem Grunde des väterlichen Testamentes theilten, kam Kärnten an den drittgebornen Sohn Erzherzog Karl, die Herrschaft Lienz aber mit Tirol an den zweitgebornen Erzherzog Ferdinand, und blieb von da an, mit Ausnahme der kurzen Periode der französischen Okkupation vom Jahre 1809 bis 1814, während welcher sie wieder mit Kärnten vereinigt war, für die Folgezeit von dem Herzogthume Kärnten getrennt.

Wenn wir nun noch einen Blick zurückwerfen auf das Gebiet, welches Carantanien einst umfaßte, und wie selbes allmählig zusammenschmolz, so sehen wir, daß die Statthalter von Carantanien zur Zeit der Caroiinger nebst dem das Kernland bildenden heutigen Kärnten auch die heutige Steiermark, einen Theil von Nieder-Oesterreich und Tirol, ferner Friaul, Istrien und Krain, ja sogar, daß sie Panonien, das heutige Ungarn, beherrschten, — wir sehen, daß dann zwar Ungarn sich loslöste, daß aber dafür in Italien ein bedeutungsvolles Territorium dem carantanischen Ländergebiete angeschlossen, daß nämlich die Mark Verona dem Herzoge von Kärnten unterworfen wurde. Auf diesem Höhepunkte angekommen, zeigten sich aber auch schon die Keime der Loslösung der Grenzländer. Es wurde nun zuerst um das Jahr 1149 die Steiermark mit dem Theile Nieder-Oesterreich, der zu Kärnten gehörte, dann im Jahre 1161 die Mark Verona mit Friaul, ferner im Jahre 1173 die Mark Istrien, weiter im Jahre 1282 die Mark Krain, und endlich im Jahre 1564 das Pusterthal von Kärnten getrennt.

Es fiel zwar Stück für Stück von Kärnten weg, doch das Herz des Landes ist uns geblieben. Man konnte den Kärntnern wohl Landestheile, aber man konnte ihnen nicht den kleinsten Theil ihrer Liebe zum Vaterlande nehmen, welche heute zu dem von Gebirg umkränzten Ländchen eben so groß ist, als sie es zur Zeit war, wo das kärnt. Banner zugleich am Semmeringe und auf den Wällen von Verona wehte.

Thales.

Der weise Thales wandelte dahin,
Mit trunk'nem Aug' der Sterne Lauf betrachtend,
Und strauchelte und fiel in eine Pfütze.
Da rief ein naseweises Höckerweib:
O Trefflicher, was guckst du nach den Sternen,
Und siehst nicht, was vor deinen Füssen liegt?
So sprach das naseweise Höckerweib,
Und weil die Erde voll von Höckerweibern,
Erscheint der Welt noch heut' die Rede klug
Und Thales lächerlich. Ich aber sag' euch:
So lang ein lichter Ball noch oben kreis't,
So lange bleibt dem Aug' des Philosophen
Der Sternenhimmel näher als die Pfütze!

Augenblicke.

Augenblicke gibt es, zage,
Wo so grabesstumm die Halde,
Wo der Wald den Athem anhält
Wie vor namenlosem Leide;

Wo die Wasser klanglos schleichen,
Blumenaugen ängstlich starren,
Wo mir ist, als wär' das Leben
All' versenkt in dumpfes Harren,

Und als müßt' in diese Stille
Nun ein Donnerschlag erklingen,
Oder tief die Erd' erbeben,
Oder mir das Herz zerspringen.

Robert Hamerling.

Collektaneen zur Geschichte der Erdbeben in Kärnten.

Von Dr. Ignaz Tomaschek.

Bereits mehrmals, z. B. in den Sitzungen der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, wurde der Wunsch angeregt, es möchten in den einzelnen Kronländern die in den alten Chronisten und in den Provinzial-Zeitungen Erdbeben betreffenden Notizen gesammelt und so nach und nach die nöthigen Bausteine zusammengetragen werden, welche einst eine vollständige Chronik der Erdbeben in dem österr. Kaiserstaate möglich machen können, was auch in mehreren Theilen desselben, z. B. in jüngster Zeit rücksichtlich Krain's durch die Arbeiten des Dr. H. Mitteis für die Karpathenländer durch jene des Dr. Jeiteles schon geschah. Es sind dieß Vorarbeiten, welche das Geschäft desjenigen bedeutend zu erleichtern geeignet sind, der durch Vergleichung zu allgemeinen Schlüssen gelangen will, denn nur auf Grundlage einer möglichst großen Anzahl von Fällen kann gehofft werden, zu einer richtigen Erkenntniß der Natur dieses Phänomens zu gelangen.

Ueber Erdbeben in Kärnten in den älteren Zeiten haben sich nur höchst sparsame und dürftige Nachrichten erhalten. So wird bloß im Allgemeinen erwähnt, daß Kärnten gleich den benachbarten Ländern im Jahre 792 von gewaltig starken Erdbeben heimgesucht war.

(Valvasor.) Eben so kurz wird von einem lange und andauernden Erdbeben in Ober-Kärnten im Jahre 1204 erzählt, welches viele Verwüstungen an den Burgen und Häusern verursachte. (Reichart) Ja selbst die durch zahlreiche Chroniken auf uns gekommenen Schilderungen jenes furchtbaren Erdbebens vom 25. Jänner 1348, welches von Villach aus, als seinem Ausgangspunkte, anderthalb Monate hindurch Gräuel und Zerstörung bis hinauf nach Regensburg, Mähren und Ungarn, ja selbst bis in die Gegend von Basel verbreitete, sind für den Naturforscher ohne Werth, denn sie ergehen sich eben nur in der Beschreibung dieser Schrecknisse. Als nächstes mit bedeutendem Schaden verbunden gewesenes Erdbeben in Kärnten und Krain wird jenes vom 26. März 1511 bezeichnet. Megiser berichtet hierauf von einem ferneren den 23. Sept. 1571 um 5 Uhr Nachmittags in ganz Kärnten und vielen andern Ländern entstandenen Erbeben, dessen Wirkungen sich besonders in Klagenfurt, z. B. an der Pfarrkirche, Hollenburg und St. Veit äußerten; auch habe sich dasselbe im folgenden Jahre am 7. Dez. in gleicher Stärke zu Klagenfurt und Villach, wo der dortige Kirchthurm gewaltig erschüttert wurde, wiederholt. Doch bei Weitem an Großartigkeit übertroffen wurde es durch jenes vom 4. Dez. 1690, welches seine Centralsitze in Klagenfurt, Villach und Gmünd hatte, und das, der Mahrenberger Chronik insbesondere zu Folge, sich durch mehr als eine Stunde in 20 Stößen äußerte, welche sich in darauffolgenden Tagen besonders um Mitternacht am 24. Dezember mehrfach wiederholten. Zugleichen war auch das darauffolgende Jahr 1691 reich an Erdbeben, und zwar werden notirt jene vom 21. Jän., 6 und 9. Febr., 4. und 28. März, endlich als stärkstes jenes am 29. November, wogegen ausdrücklich bemerkt wird, daß das für Italien in dieser Beziehung so verderblich gewesene Jahr 1695 bloß von schwachen Erderschütterungen in Kärnten begleitet war. Das in ganz Kärnten verspürte Erdbeben vom 21. November 1767, wodurch insbesondere Straßburg's Residenzschloß hart hergenommen wurde, schließt so ziemlich die Reihe der erhaltenen Nachrichten über Erderschütterungen in den vorigen Jahrhunderten.

Viel zahlreicher sind die Referate über derlei Fälle dieses Säkulums, wir zählen deren, wenn die schwächeren nicht berücksichtiget und die durch einen kleinen Intervall getrennten zusammengezogen werden, über 40 Erdbebengruppen, wovon wir im Nachstehenden einen chronologischen Katalog folgen lassen, ohne hiebei bei der großen Zerstreutheit der Quellen auf eine Vollständigkeit Anspruch machen zu können.

Die Reihe der Erdbeben in diesem Jahrhunderte beginnt mit jenem vom 10. Juni 1804, welches mit seinen drei heftigen Erdstößen, von denen jener um 8 Uhr Morgens die Dauer von beinahe einer halben Minute hatte, die Klagenfurter erschreckte. Ueber ein nächstes bedeutenderes Erdbeben wird aus Judenburg berichtet, welches sich am 31. März und 1. April 1816 auch auf einen Theil Kärnten's insbesonders über die Friesacher Umgebung und die Gegend erstreckte. Doch intensiv stärker waren mehrere Erderschütterungen, welche in Zwischenräumen von mehreren Stunden in St. Veit und durch das ganze Glanthal bis gegen Wieting und Eberstein am 21. Februar 1825 auf einander folgten, wie jene, welche das Ober-Lavantthal am 18. Mai 1830 Abends heimsuchten. Wir finden als ferner stärkeres Erdbeben dasjenige notirt, welches die Einwohner von Tarvis um Mitternacht am 1. Oktober 1832 aus ihren Häusern fliehen machte, die jedoch blos durch ausgedehnte Mauerrisse, durch Ablösung von großen Stücken Mörtel und vielen Ziegeln Schaden litten. Gleich das darauffolgende Jahr war mit zwei nicht unbedeutenden Erdbeben bezeichnet, wovon das erste in einem Umfange von zwei Meilen um St. Veit am 27. Jänner, und das zweite in Klagenfurt in einem Umkreise von mehreren Stunden selbst bis Neumarktl in Krain am 20 Nov. Nachts wahrgenommen wurde. An dieses schließt sich jenes vom 31. Oktober 1835 in der Spittaler bis Gmündner Gegend an, mit seinen drei schnell auf einanderfolgenden heftigen Stößen.

Besonders zahlreich und vehement war das Erdbeben der Erde in den Jahren 1840 und 1844. Im erstgenannten Jahre wurde ein solches am 27. August Mittags mit mehreren darauffolgenden, mehr oder weniger leichten Wiederholungen, insbesondere am 30. Aug., am 24. und 25. Sept. nicht bloß im ganzen Lande, sondern auch in ganz Krain und Steiermark verspürt, allerorts bedeutenden Schaden an Gebäuden anrichtend, ja selbst ungeheuere Steinblöcke von den Felsen ablösend. Man will hierbei eine aus der Atmosphäre in kleinen Tropfen niederfallende schwefelgelbe Materie bemerkt haben, die getrocknet, zerreibbar gewesen sein soll. Doch wird von keinem Verluste eines Menschenlebens berichtet. Im Schrecken lief man aus den Gebäuden in's Freie, und viele warfen sich vor Furcht und Verwirrung auf die Erde nieder. Auch am Schluße dieses Jahres, und zwar am 25. Dez. Abends, fand zu Klagenfurt und Umgebung ein erwähnungswerthes Erdbeben statt.

Das erste Erdbeben im Jahre 1844 vom 5 Jänner Nachts wurde insbesondere in den Stollen

des Bleiberger Bergwerkes stark empfunden. Ein daselbst 52 Klafter unter der Thalsohle befindlicher großer Pfeiler berstete und wurde mit Felsstücken, in der Schwere von 200 Pfund, 15 Fuß weit fortgeschleudert; nicht minder stark scheinen die Erderschütterungen am 4. Febr. dieses Jahres in dem Gmündner Gebiete, und am 9. desselben Monats in dem Gutensteiner-Thale, bei welchen sogar die Höhe des Ursulaberges nicht verschont war, wie endlich am 24. Juni in Kraig gewesen zu sein.

Nach bloßer Erwähnung der Erdbebenfälle, und zwar des heftigen vom 21. Dez. 1845, dann jener vom 8. Dez. 1846 in Klagenfurt, vom 27. April 1847 und 9. Juli 1850 ebendaselbst kommen wir zu jenen des Jahres 1855 und zwar vom 26. Jänner in Rosegg, Villach und Tarvis; vom 18. März mit einer Ausdehnung über ganz Kärnten und 10. Juli in Bleiberg.

Die darauf folgenden Erdbeben waren jene vom 9. Februar, 5. April, 9. Nov. 1856 zu Klagenfurt, und im Jahre 1857 vom 7. Jänner in Tarvis, vom 15. Jänner in Weißbriach, vom 9. Februar in Klagenfurt und vom 7. März, welches nicht nur in ganz Kärnten, sondern auch in Triest, Fiume, Capodistria, Cilli und Agram wahrgenommen wurde.

Wir gelangen nun zu jener Gruppe von Erdbeben, welche im Dezember 1857, dann im Anfange des Jahres 1858 so sehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, und welche Rosegg den nicht beneidenswerthen Titel eines „habituellen Stoßgebietes" einbrachten. Die stärksten Stöße bei fast beständiger Bewegung der Erde fanden den 25. und 28. Dezember, dann den 8. und 9. Jänner, den 7. März, endlich den 3. bis 13. April statt. Was diesen Cyklus von Bodenbewegungen vorzüglich charakterisirt, waren die physiologischen Phänomene, die hierbei in Beobachtung kamen. Damen wurden ohnmächtig, schwächliche Personen bekamen Schwindel, Beklemmung der Brust und Brechreiz. Vögel zeigten eine auffallende Unruhe und flatterten in den Käfigen heftig und viele fielen betäubt zu Boden. Hunde heulten und winselten, sich zu ihren Herrn drängend. Pferde geriethen in eine bedeutende Aufregung, sprangen und stampften in den Ställen u. s. w.

Zwei zu St. Jakob am 7. Mai und am 10. Okt. noch in diesem Jahre beobachtete Erdbeben waren von untergeordneter Bedeutung.

In den letzten drei Jahren erlebten wir noch folgende Erdbeben: im Jahre 1860 den 31. Jänner zu Rosegg, den 16. Februar zu Klagenfurt, den 13. September zu St. Jakob und Obervellach, den 30. Oktober zu St. Jakob, Gurk, im Jahre 1861 den 21. Juni auf der Liescha bei Prävali; endlich im Vorjahre den 1., 7., 9., 10., 12., 14., 18., 21., 24., 25. Jänner laut Berichten von Ferlach, Weidisch, Bad Vellach, Tigring, Klagenfurt und Rosegg; wie den 26. und 27. Mai, bei welchem Letzteren wir wünschen, daß es eben das Letzte sei und nur noch berichten müssen, daß es zu den ausgedehnteren gehörte, indem es nicht bloß in Unter-Kärnten, sondern auch in Ober-Kärnten von Heiligenblut und Maltein an bis nach Kötschach und Hermagor verspürt wurde.

Indem wir uns eine Zusammenstellung der bei den einzelnen Fällen beobachteten physikalischen Begleitungs-Erscheinungen, welche sich geeignet darstellen, einen näheren Einblick in die Natur der Erdbeben zu gestatten, für ein Fachjournal vorbehalten, oder sie einer kompetenteren Feder zu überlassen bereit sind; wollen wir uns hier nur noch auf nachstehende allgemeine Betrachtungen beschränken, da eine detaillirte Vergleichung von Zifferdaten den Raum und den Zweck dieser Blätter überschreitet.

Berücksichtiget man die Jahreszeiten, so fallen von den hier aufgezählten die meisten Fälle auf die Wintermonate Dezember bis Februar, nämlich 36, insbesondere auf den Jänner die Zahl von 19, darnach auf das Frühjahr, März bis Mai, 23, dann auf den Herbst, September bis November, 15, in den Sommermonaten Juni bis August sind bloß acht bemerkt worden. Auch fanden die meisten Erschütterungen zur Nachtzeit statt.

Was die Richtung der Stöße betrifft, ein Moment, wobei wohl aus Mangel an verläßlichen, d. i. empfindlichen Instrumenten die meisten Täuschungen obwalten mögen, und in welcher Beziehung die Berichte bis in die neueste Zeit, als bloß auf das Gefühl basirt, noch viel zu wünschen übrig lassen, so stellt sich aus den Angaben jene von Norden nach Süden oder umgekehrt mit mehr oder weniger sich von Osten nach Westen verlängernden lateralen Oscillationen als normal heraus, welcher letztere Umstand der Richtung unserer Gebirgszüge zuzuschreiben sein dürfte. (Vergleiche die Abhandlung unseres gelehrten Akademikers Boué, Bd. 28 der Sitzungsberichte.)

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn C. H–r. in Windischgraz: Ihr freundliches Schreiben erhalten, entschuldigen Sie die Verspätung des Programmes. Hrn. F. v. St–d. in Perchtoldsdorf: Herzlichen Dank. Ausführlicheres brieflich. Hrn. Oberl. Friedrich M–r in Graz: Das Gedicht kommt nächstens an die Reihe. Die versprochenen Prosaaufsätze werden höchst willkommen sein. Hrn. –z– in –gg: Die Gedichte sind unbrauchbar, das Uebrige vielleicht. Hrn. Dr. Fr. P–r in Graz: Erhalten. Der verheissene Brief folgt bei nächster Gelegenheit. Alles Andere beherzigt.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 5 Sonnabend, den 31. Jänner **1863.**

Genealogische Nachträge zu den Liechteneggern.

(Von Dr. Fritz Pichler.)

I.

Zu den wenigeren Vertretern des Stammes der von Liechtenegk, wie wir sie in Nr. 22 dieser Zeitschrift (1862 p. 170) zusammengestellt haben, von Zeit zu Zeit mehrere zu gesellen, dürfte nicht schwer gelingen. Wir lernen heute zunächst einen Ulrich von Liechteneck mit seiner Gemahlin Elsbet kennen, welche im Jahre 1374 erschienen. Diese beiden verkaufen am 8. Juni 1374 den von dem Abt Friedrich zu Melk lehenweise innegehabten Halbzehent auf sechzehn Lehen zu Marichartdorf und siebenzig Pfund Pfenninge Wiener Gewichtes an den ehrbaren Hanns von Tirna, Huebmeister in Oesterreich, der auch Münzmeister zu Wien, und an der mährischen Grenze ansäßig war. Hiebei erscheint als Zeuge nebst Achaz dem Syrndorffer und Niclas dem Würffel, noch der Bruder des Urkunders mit Namen Chunrat von Liechteneck. (Urkunde im Joanneums-Archiv.)

Unter Marichartdorf ist nichts anderes zu verstehen, als das heutige Markersdorf unterm Manhartsberg an der Pulka, ein Dorf der ehemaligen Herrschaft Chadolsburg und Pfarrfiliale von Haugsdorf, noch jetzt vom Benediktinerstifte Melk versehen.

Es erscheint schon im Jahre 1108 in einer passauer Urkunde als Marchwartisdorf (Arch. Mellic. Tom. I. N. 494 Fol. 922, bei Hueber III. 3.) und im Jahrhundert unserer Ausstellung (1319) als Marchartzdorff. Es liegt ganz nahe beim Dorfe Hadres, von welchem das alte, adeliche Geschlecht der Haderer seinen Namen hat. In dieser Gegend also finden wir die Liechtenecker schon früh besitzend. Rücken wir aber mehr gegen die ungarische Grenze in den püttener Winkel hinüber, so stoßen wir nahe beim Bergschloß Kirchschlag, der Veste Stückelberg, der Burg Sebenstein und dem Gute Wiesmatt, mit welchem es sonst verknüpft war, auf den Ort Liechteneck. Es ist dieß nach Weißkern (A. a. D. I. 356) ein Pfarrdorf, Amt und Gut der Herrschaft Kirchschlag nächst Holetann. Zuvörderst also tritt gegenüber der in „Carinthia" 1862 Nr. 21 p. 166 ausgesprochenen bloßen Vermuthung ein Stammsitz unseres Geschlechtes bestimmt hervor. Derselbe ist zwar ziemlich nah an der steirischen Grenze, gegenüber Wechsel, herabgelegen und vermag durch seine Benachbarung leicht vorzubereiten auf einen Uebergang des edlen Stammes in das jenseitige Mürzthal, abgesehen davon, daß eine solche Grenze im heutigen Sinne zu jener Zeit thatsächlich nicht vorhanden war.

Ferners gewinnen wir zu den Liechteneckern mit Namen Hanns und dessen Sohne Peter, zu Albert, zu Heinrich, Ursula (Auersperg) und Rudolph noch die Gebrüder Ulrich und Konrad als Zeitgenossen, und endlich rücken wir mit einem von Hanthaler (Rec. II. 69) genannten Chunrat I. geradezu in's dreizehnte Jahrhundert zurück. Von dorther eröffnet sich nunmehr von den österr. Liechteneckern folgende Reihenfolge. Ein Chunradus miles de Litenec wird schon 1256, 4. April genannt, und zwar in einer lateranenser Bulle des Papstes Alexander IV. Darinnen erscheint dieser Chunrad unter jenen, welche die Pfarre Meusling in ihren Rechten auf die Kirchen bei Heinrichschlag und Resbach bei Dürrenstein angriffen, und gegen welche der Abt Heinrich von Heiligenkreuz den Pfarrer Meinard vertheidigen soll. Ebenderselbe Chunrat (de Lichtenekke) tritt als Zeuge in einer Lilienfelder Urkunde vom 28. Nov. 1267 zu Wien auf, welcher auf Befehl König Ottokar's den Streit dieses Klosters mit den Schwestern von Altenburg schlichtet.

Dieser ältere Chunrad kommt nun 1288, 28. Jänner, schon mit zweien Söhnen genannt vor, Chunrad dem Jüngeren und Otto. Dieß bei Gelegenheit eines Kaufvertrages zu Rastenberg. Ob der 1290 beim schwarzenauer Kaufvertrag zu Wien genannte Chunrad der Vater oder der Sohn sei, ist unentschieden. Ausdrücklich als Brüder genannt werden Chunrad und Otto von Liechteneck in der Verkaufsurkunde der Brüder von Werfenschlag, 28. Dez. 1295. Otto hat im Jahre 1300 einen Streit mit Lilienfeld und weicht mit seiner Gemahlin Alheid von seinen Ansprüchen auf die Hube



Brand (Prant) nächst Werfenschlag. In der Urkunde, die 1303 zu Krems am St. Pongraz - Tag, 12. Mai, gegeben ist, wird der Bruder Chunrad noch als Zeuge erwähnt.

Daß dieser Otto ein Eidam Ulrich's von Markenstein genannt wird, ist nicht unwichtig. Das alte, kühngelegene Felsenschloß Merkenstein lag südlich hinter Baden im Gebirge nächst Geinsfahren und Poltenstein. Es werden uns schon 1184 Ortwin, Ulrich und Weichard von Merkenstein genannt. 1189 Hugo, 1209 Albero. Ein Ulrich von Merkenstein verkauft 1280 seinen Hof zu Brand an das Kloster Lilienfeld. Ist nun eine Tochter dieses Ulrich die Gemahlin unseres Otto von Liechteneck?

Leider kann vorderhand auf die Frage nicht näher eingegangen werden, da Special-Forschungen über dieses alte Geschlecht fehlen, Hoheneck's und Wißgrill's allgemeine genealogische Werke aber Anhaltspunkte nicht bieten.

Um nun mit Hanthaler's Forschungen an unsere Darstellung anzuknüpfen, sei erwähnt, daß er zum Jahre 1359 und einer Verkaufsurkunde des Stephan Haumwelder als Zeugen anführt: Ulrich von Liechtenekke und seine Gemahlin Elisabeth sammt dem Bruder Chunrad, wie sie oben genannt sind; aber dazu noch die Brüder Johannes den Aelteren, und Johannes den Jüngeren, dann endlich die Verwandten Hermann, Lienhard und Heinrich, alle von Liechteneck.

Ulrich erscheint noch verwandt mit Georg Duder, Burggraf von Tiennenberg, als dessen Zeuge er 1372 sich nennt.

Endlich führt Hanthaler noch unsern Heinrich von Liechteneck an als Zeugen einer Güterverlauschung des Pfarrers Johann von Göll (Pongratz - Tag 1384.) Wir bringen demnächst aus Hanthaler's lehrreicher Note im Recensus, aus Muchar's Excerpten und dem Joanneums-Archiv noch einige, ganz unerläßliche Nachträge

Die Vertheilung der Pflanzenwelt.

(Von J. Prettner.)

So große Lieblinge der Menschen die Blumen auch sind, so ist doch in den populären naturwissenschaftlichen Vorträgen und Schriften auffallend wenig gerade von den Pflanzen die Rede. Der leicht einzusehende Grund davon liegt darin, daß der Botaniker, mit andern Augen die schöne Blumenwelt musternd, auch eine eigene, nur wieder Botanikern verständliche Sprache hat, und dem Laien sich verständlich zu machen, fast außer Stande ist; und zwar um so weniger, als es nur wenige Pflanzen gibt, die mit einem allgemeinen gebräuchlichen Namen sicher bezeichnet werden können. Wenn er z. B. dem Laien auch sagt, daß eine Pflanze, von der er sprechen will, ungefähr unserem Hollunder gleicht, so hat jener, wenn er diesen auch genau kennt, doch nur eine sehr schwache Vorstellung von der Pflanze, während der Botaniker ihren ganzen Typus vor Augen hat, wenn er hört, daß die fragliche Pflanze zu den Caprifoliaceen gehört. Wenn wir ungeachtet dieser Schwierigkeit dennoch mit unsern Lesern ein Kapitel der Botanik zu besprechen unternehmen, kann dieß wohl nur für einen Versuch gelten, die lieblichste der Naturwissenschaften in diese Blätter einzuführen. Wohl kommt uns dabei das allgemeine, lebendige Interesse zu Hilfe, das wir alle für die schöne Pflanzenwelt hegen, das innige Gefallen, das jeder wenigstens an dem reizenden Blüthenschmuck findet, den sie in duftender Farbenpracht, so harmlos bescheiden, uns entgegen trägt.

In der That, wenn wir den Antheil ermessen wollen, den die Pflanzendecke der Erde an den reichen Genüssen hat, mit welchen die Natur uns erfreut, so dürfen wir sie nur ein Mal ohne dieselben denken. Was bleibt von der schönen Erde übrig, wenn ihr der herrliche Pflanzenschmuck, geraubt würde? doch nur eine entsetzliche Wüste! — Wenn auch Gebirge in großartigen Formen den Horizont begrenzen, wenn malerische Gruppen von Felsen sich aufthürmen, und Wasserfälle in düstere Schluchten herabstürzen, wenn auch weiße Wolken in mannigfacher Gestaltung und Färbung durch das liebliche Himmelblau ziehen, wäre dieß wohl im Stande uns zu fesseln ohne den reizenden Gegensatz von üppigem Wiesengrün, farbiger Blüthenpracht und stattlichem Waldesdunkel? Können wir ohne Letzteres den lieblichem Vogelgesang, die muntern Sprünge des Eichhörnchens, das scheue flüchtige Reh uns denken? Sehen wir in der Natur nicht alsbald nur den Krieg Aller gegen Alle, wenn nicht das stille Volk der Pflanzen das schöne Bild heiterer Ruhe, stillen Friedens, und so dem bekümmerten Menschenherzen selbst wieder friedliche Ruhe zu geben im Stande wäre?

Von jeher hat daher der stille Zauber der duftenden Blüthen das empfängliche Gemüth der Menschen angesprochen und die Phantasie der Dichter erregt. Am schönsten hat wieder unser Schiller sie gefeiert, indem er uns sagt:

„Suchst du das Höchste, das Größte? die Pflanze kann es dich lehren.
„Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's“.

Die unendlichen Formen, in welchen doch zu so schöner Harmonie die Pflanzenwelt sich bildet, zu erforschen, wissenschaftlich zu sondern und sichten und so überschauen zu lernen, ist die Aufgabe der Botanik.

In neuerer Zeit aber hat man auch angefangen, die Pflanze mit Bezug auf ihren Standort zu erforschen, zu untersuchen, nicht bloß wie, sondern auch wo sie existirt, und wie das „wo" mit dem „wie" zusammenhängt. Es hat sich so der Begriff der Verbreitung der Gewächse, der Pflanzengeographie ausgebildet.

Da jede Pflanze zu ihrem Leben eine bestimmte Bodenbeschaffenheit, ein gewisses Maß von Wärme und Feuchtigkeit haben muß, so mußte bei der großen Verschiedenheit der Klimate eine große Mannigfaltigkeit von Pflanzenformen sich bilden, jede derselben aber nur in dem ihrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Himmelsstriche und Gebirgsart zur Erscheinung kommen. Gewächse, die in der heißen, dunsterfüllten Troppenluft ihre üppigen Formen entwickeln, konnten dort nicht gedeihen, wo strenger Winter, Frost alle Vegetation erstarren macht, eben so wenig aber die Pflanzen, die da sich gewöhnt haben, einen längern Winterschlaf zu halten, in der heißen Zone leben. Mannigfache Umstände aber machen es möglich, daß der Same der Pflanzen aus ihrem ursprünglichen Standorte in benachbarte Zonen überführt werden und auch da als Einwanderer eine bleibende Stätte finden kann. So sind viele Pflanzen mit den Menschen von Europa nach Amerika eingewandert, und es ist bekannt, daß selbst die Wilden Amerika's den gemeinen Wegerich (Plantago mojor) den Fußstapfen des Weißen nennen, weil er überall an den Ansiedlungen derselben erscheint. So ist mit der Schafwolle, aus Ungarn eine Spitzklette (Xanthium spinosum) nach Mähren eingewandert. Die Pflanzenwanderung, von der eine Menge Beispiele anzuführen wären, führt uns zu dem Begriff, daß wir auch unter dem ruhigen friedlichen Pflanzenvolke kecke fremde Eindringlinge finden, nach deren Zuständigkeit wir zu fragen haben, daß wir auch unter der Blumenwelt, Provinzen und Reiche werden annehmen müssen, wo diese Fremdlinge ihre Heimat haben. Ist nämlich eine Pflanze von dieser ihrer Heimat in benachbarte Gebiete ausgewandert, so muß sie, bis sie an die klimatische Grenze gelangt, die ihrer Verbreitung ein Ziel setzt, allmählig an Kraft und Fülle in dem Maße, als ihre Lebensbedingungen ungünstiger wurden, verloren haben, während sie in ihrer Heimat den größten Reichthum an Formen und Arten zeigt.

So haben wir in Deutschland nur wenige Species von Erica (Heidekraut), während in Lappland diese Gattung in ihrer Heimat eine große Anzahl Arten und Unterarten hat. In diesem Gesetze „daß eine Pflanzengattung in ihrer Heimat die größte Anzahl von Arten hervorbringt", hat man das Mittel gefunden, die Heimat einer Pflanze aufzufinden. Da z. B. dieß Verhältniß bei Erica nirgend so groß ist, als in Lappland, haben wir dort der Ericineen Heimat gefunden. Findet man noch überdem, daß diese Pflanzengattung mit ihren verwandten Familien mehr Arten aufweist, als jede andere, daß sie auch durch die größte Menge von Individuen sich geltend macht, so müssen wir sie dort nicht nur als heimisch, sondern als herrschend betrachten, es ist dort ihr Reich. Da beispielsweise die Gattung Saxifraga (Steinbrech) nicht bloß die meisten Arten im höchsten Norden, sondern deren so viel hat (den 24ten Theil aller Species) wie keine andere Gattung, so ist dort nicht nur ihre Heimat sondern auch ihr Reich.

Man hat so in der That die Erde in Bezug der Pflanzenwelt in 25 Reiche eingetheilt. Im hohen Norden ist Wahlenberg's Reich der Moose und Saxifragen, daran grenzt Linné's Reich der Dolden- und Kreuzblumen, das wieder an Candolle's Reich der Lippen- und Nelkenblumen sich anreiht u. s. f., während bei uns die Spelz- und grasartigen Pflanzen ihr Reich gegründet haben. Da wir schon an dem oben erwähnten Hindernisse der botanischen Sprache anstossen, müssen wir uns begnügen, diese Grundzüge der Pflanzengeographie nur angedeutet zu haben und bemerken nur noch, daß mit der Erhebung des Bodens über dem Meere die klimatischen Lebensbedingungen der Pflanzen in derselben Weise sich ändern, wie in der Ausdehnung gegen Norden hin, wir bei einer Alpenbesteigung mehrere Pflanzenreiche durchwandernd an der Spitze gleichfalls im Reiche Wahlenberg's uns befinden, wo Moose und Saxifragen herrschen.

So finden wir in dieser geographischen Vertheilung der Gewächse auf Erden, daß dieselbe mannigfache klimatische Vertheilung von Licht, Wärme und Feuchtigkeit, welche das Menschengeschlecht in mannigfach unterschiedene Völkerschaften, Staaten und Reiche sonderte, auch das ruhige friedliche Geschlecht der Pflanzen in Stämme und Reiche getheilt und Jeden in das ihm zusagende Gebiet gewiesen hat.

Hängen also die Pflanzen, wie wir, in ihrer Vertheilung über dem Erdenrunde im Allgemeinen von den Wärmeverhältnissen der verschiedenen Erdstriche ab, so verlieren wir aber diesen Anhaltspunkt, wenn wir die Vertheilung, die Gruppirung der Pflanzen in ihren einzelnen Reichen und Heimatländern selbst untersuchen. Hier ist es nicht mehr Klima, Boden u. dgl., was die Planzen in jene Grup-

pen und Gesellschaften scheidet, welche den Gegenden gerade ihren Charakter geben; nicht der Zufall, die Launen des Windes und der Gewässer, welche die Samen willkührlich über die Erde tragen, bestimmen den Pflanzen ihre Stätte, sondern wir begegnen hier in der Wahl derselben einer Art geistigen Wesens, einer Vorliebe oder Abneigung, es herrscht da, wie bei der menschlichen Gesellschaft, ein Zug mächtiger Kräfte oder sanfter Innigkeit und Sympathie, dem die Pflanzen, wie oft auch wir, bewußtlos folgen, und dabei dennoch, wie wiederum auch wir, in sich selbst, die maßgebenden Gesetze tragen, welche sie mit denen der Außenwelt in Verknüpfung bringen.

Wenn wir im Frühjahr die Wälder durchwandern, erfreuen uns dort auf sonnigen Lichtungen die materischen Gruppen der weißen Windröschen (Anemone nemorosa) und der blauen Leberblumen (Hepatica triloba,) die in gesellschaftlicher Freude ihrer Blüthezeit sich freuen, während die blaurothe Blüthe der Waldrebe (Orobus vernus) nur hie und da einsam zwischen den Baumstämmen zu sehen ist. Von den niedrigen Pflanzengeschlechtern stolz sich zurückziehend, sammeln sich im Walde die Buchen und Eichen, die Fichten und Föhren und folgen selbst unter sich noch demselben Triebe der Geselligkeit. — Sich selbst allein genügend, breitet die schöne Linde auf weiten Wiesenplänen oder im Dorfe bei dem Menschenvolke ihre mächtigen Arme, ihre duftigen Blüthensträuße aus; nur in kleinen Vereinen gefällt sich die zierliche Esche, die zitternde Espe, der stattliche Ahorn.

Schon lange hat man daher den Begriff der geselligen Pflanzen gegenüber den einsamen gewonnen, und in diesem vielfach noch unerklärten Zug der Sympathie und Geselligkeit den Hauptreiz gefunden, den die Pflanzenwelt einer Gegend und diese durch ihren dadurch ihr aufgeprägten Charakter auf uns auszuüben kann. (Schluß folgt.)

Weckruf.

Nicht mit Wimmern sich ergeben —
Leben, Freund, heißt Thun und Streben,
Geistiger Erhebung voll
Reichen der Natur den Zoll.

Wohl umstricken stets die Netze
Dich der stofflichen Gesetze —
Wann? Du bist es, wenn kein Muß
Dir entwindet den Entschluß.

Doch dein Name heißt Vollendung,
Freund, wenn keine Schicksalswendung,
Die an dir sich grausam übt,
Deine klare Seele trübt.

Läßt das höchste Ziel sich finden
In des Lebens Irrgewinden?
Mit dem heißen Wunsch — beinah',
Mit dem starken Willen — ja!

Muntrer Laune, keuschem Triebe,
Großem Muthe, treuer Liebe
Steht kein irdisch Ziel zu fern,
Am Azur zu hoch kein Stern.

Ob du gleich zur Stunde ringest
Mit dem Ohngefähr, du zwingest
Es bei seiner Wiederkunft
In's Geleise der Vernunft.

Einst besiegst du das Verhängniß
Selbst entwaffnest die Bedrängniß;
Irrsal hört und Blindheit auf,
Wo dein Geist beginnt den Lauf.

Doch je mehr du feige klügelst
Und den Gott im Busen zügelst,
Desto sichrer faßt die Nacht
Dich der unerforschten Macht.

Ich, ob mich der Blitz durchrenne,
Jubeln mag ich, wenn ich brenne:
Was ich mir im Geist gewann,
Liegt in keines Schicksals Bann.

Fercher von Steinwand.

Die Mumienhand.

Wegweiser der Geschichte,
Du braune Mumienhand,
Der Nachwelt gib Berichte
Von deinem Wunderland!
Die Pyramide steige,
Chufus Grabespalast,
Vor deinem Fingerzeige
Empor im Marmorglast!

Wo sich in dunkler Kammer,
Im Alabastersarg,
Bei seines Volkes Jammer
Der Unterdrücker barg, —
Zogst du, die blutigen Frohnen
Vergeltend, zum Gericht
Den todten Pharaonen
Hervor an's Tageslicht?

Schufst du im Felskanale
Die Schleußen riesengroß,
Wo sich zu Fiom's Thale
Der heil'ge Nil ergoß?
Versengt von Sommergluthen
Das Thal, verweht vom Sand,
Wo einst mit Segensfluthen
Der See des Mares stand!

Des Paradieses Frieden
Und Blüthe herrschte da,
Als von zwei Pyramiden
Ein Königspaar noch sah!
Am Doppelthron zu schauen
Inmitten des Spiegelsee's
Zur Seite seiner Frauen,
Noch Phra Amenemes!

Wo sich im heil'gen Strome
Ramesses Heiligthum
Beschaut, schufst du zum Dome
Den Berg, zum Tempel, um?
Hochragend im Bergesschooße
Der Tempelsäulen Pracht,
Am Thore vier Kolosse,
Vier Könige, als Wacht!

Da kam auf brausenden Wogen
Ein festliches Gewühl
Von Nachen bunt gezogen
Zur Tempelgrotte kühl.
Der Sohn der Sonne dankte
Dem Gotte, der ihm hold,
Die Pfauenfeder schwankte
Ob seines Helmes Gold!

Wie aber, daß sie Speere
Im Heer Sesostri's trug,
Der bis zum indischen Meere
Die Völkerwoger schlug?
Europa's jungfräuliche Küste
Betrat, zweitausend Jahr,
Bevor der Wölfin Brüste
Gesäugt ein Knabenpaar!

Gerechtigkeit zu künden
In blut'ger Zeiten Graus,
Die Völker zu verbünden,
Zog er als Rächer aus;
Wie jauchzten die Getreuen,
Als mit dem Stab bewehrt,
Gefolgt von seinem Leuen,
Sesostri heimgekehrt!

Vielleicht statt krummer Beile,
Des Kriegers Speer und Schild,
Ward Priesterdienst zu Theile
Dir vor Osyris Bild?
Schriebst du, Geheimnißvolle,
Aus strengem Todtenbuch
In die Papyrusrolle
Den Hieroglyphenspruch?

Ob wüste Trümmerhalde
Das heil'ge Theben lang,
Im Obeliskenwalde
Die Axt der Zeit erklang,
Aus seinen hundert Thoren
Längst die Geschichte zog,
Doch bleibt uns unverloren,
Was Menschensinn dort wog!

Der Sphärenklang verstanden
Am hohen Himmelspol,
Die Erdenkraft in Banden,
Verehrt im Thiersymbol!
Gesetz und Recht im Bunde
Mit stolzer Königskraft,
Und noch der Todesstunde
Die große Rechenschaft! . . .

Wie halb im Schutt versunken,
Zum Frager mild geneigt,
Die Sphynx uns wehmuthstrunken
Ein Menschenantlitz zeigt:
Ist's mir als ob zum Zeichen
Des Bundes, hochgesinnt,
Die Hand mir wolle reichen
Ein braun Egypterkind!

Friedrich Marx.

Die „walische Alm" im Möllthale.

(Von Raimund Kaiser.)

Während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Möllthale bestieg ich im Sommer des Jahres 1839 das südlich vom Dorfe Lainach in 8000 W. F. Seehöhe gelegene sogenannte „wilde Horn" und erlebte dort, nur im Vorbeigehen sei es erwähnt, ein Gewitter, dessen erhabene Schrecknisse ich zeitlebens nicht vergessen werde, und von dem sich nur derjenige richtige Vorstellungen machen kann, der selbst schon einmal Aehnliches auf solcher bedeutenden Höhe erlebte. Ich war mitten im Aufruhr der Elemente, nach allen Seiten schlugen ohne Unterlaß die Blitze, fortwährend ertönte das Gebrüll des Donners in dem kahlen Felsgestein, und mit rasender Eile flogen die grauschwarzen Wolken über meinem Haupte hinweg, Ströme von Regen herniederdend. Der Sturm hatte indeß bald ausgetobt und warme wohlthuende Strahlen sendete das Tagesgestirn vom Himmel und trocknete meine durchnäßten Kleider. Hocherfreut, aus dieser gefahrdrohenden Situation so mit heiler Haut davon gekommen zu sein, lenkte ich meine Schritte, nachdem ich meine beinahe erschöpften Kräfte an den mir treuherzig dargereichten Gaben in der tiefer liegenden dortigen Sennhütte wieder restaurirt hatte, nach der mir wohlbekannten östlich von besagter Felskuppe gelegenen „walischen Alm". Diese

Alm bildet den freilich wohl etwas großen Schlußstein des südlich vom Pfarrorte St. Peter in Rangersdorf gelegenen „Lamitzthales", besser gesagt Lamitzgrabens, an der Grenze des Möll- und Drauthales. An diese Alpe nun knüpft sich im Munde der dortigen Einwohner die Sage von einem „walischen" Männchen, welches vor nicht gar hundert Jahren noch alle Jahre im Sommer einige Zeit dort verweilte; nach Gold grabend. Die gewonnenen Golderze soll er dann in einem ledernen Ränzchen nach Venedig getragen und dort kunstgerecht geschmolzen haben, um das edle Metall zu allerlei Schmucksachen zu verarbeiten und zu verwerthen. In geheimnißvolles Dunkel hüllte er seine Arbeiten und sein Graben auf der Alpe, die von ihm ihren Namen erhielt; geheimnißvoll kam und ging er, mit Niemanden oder nur höchst selten mit Jemanden verkehrend; die von solchen Goldschürfern unzertrennliche Wünschelruthe zeigte ihm die Stellen, wo Gold vorhanden und war sein Wegweiser im wilden Gebirge, auf und unter dem Erdboden. — So die Sage.

Wirklich wurden mir auch einige Stellen angezeigt, wo das räthselhafte Männchen seine Nachgrabungen sollte angestellt haben. Eine merkwürdige Uebereinstimmung bezüglich der Goldhältigkeit der erwähnten Gegend, wenigstens in vorigen Jahrhunderten, bildet eine andere mir mitgetheilte Erzählung. Ein Knappe bei der dortigen am Fuße der „walischen Alm" und an dem deltaförmigen Vereinigungspunkte zweier von eben dieser Alpe herabstürzenden und dann den Lamitzgießbach bildenden kleinen Gewässer gelegenen Kupferschmelzhütte, deren Rudera noch vor etlichen zwanzig Jahren zu sehen waren, besaß die Kunst, das in den dortigen feinen Kupfererzen vorfindige Gold von denselben zu scheiden. Allein anstatt in den Besitz seines Herrn, wanderte es in seine eigene Tasche und bereicherte ihn auffällig. Endlich wurde die Quelle seiner Wohlhabenheit ruchbar und man drang in ihn, sein Geheimniß zu entdecken. Vergebens! Man drohte ihm mit Dienstes-Entlassung, wenn er auf seiner Weigerung verharre. Umsonst! Er ging, sprach aber noch vor seinem Abzuge die Drohung aus, daß sein Nachfolger beim Schmelzen nicht bloß kein Gold ausscheiden, sondern überhaupt die lohnenden Erzgänge bald verlieren würde. Und so war es auch. Man ließ ihn nun überall aufsuchen, um ihn in seinen Posten wieder einzusetzen, jedoch vergeblich, er war und blieb verschollen.

Sei nun an dieser Erzählung wahr, was da wolle, überraschend bleibt jedenfalls die übereinstimmende Sage, daß jener Theil im südlichen Alpenzuge des Möllthales goldhältig gewesen sei. Daß aber in dieser Gegend, in diesem Graben lange Zeit auf Kupfer gegraben wurde, ist historisch gewiß, wenn es auch die aufgelassenen Stollen und die Halden tauben Gesteins nicht beweisen würden. Der reiche und wohlthätige Graf v. Stampfer in Ober-Vellach soll lange Zeit Herr jener Kupfergruben gewesen sein.

Irre ich mich nicht, so geht eine ähnliche Sage, wie die erwähnte von der „walischen Alm", auch von der Stangalpe.

Wer waren nun jene räthselhaften und geheimnißvollen, goldschürfenden und isolirt lebenden kleinen „walischen" Männchen? Woher kamen sie? Es waren Fremde, und nicht unwahrscheinlich klingt es, daß sie, angelockt von der Kunde des Goldreichthums in der Tauernkette, namentlich der Goldzeche, von ihren Wohnorten in die nordwestlichen Alpen unseres engeren Heimatlandes zogen, um dort rings herum nach Gold zu suchen, was sie auch richtig gefunden haben.

Eine der gelesensten Zeitschriften Deutschland's, die „Gartenlaube", beantwortet die Frage, wer denn eigentlich diese walischen Goldschürfer gewesen sind, im 8ten Hefte des v. J. Pag. 559 ausführlich wie folgt:

„Eine höchst seltsame, räthselhafte, von der Forschung fast noch gar nicht beachtete und deßhalb auch noch nicht erklärte Erscheinung im Volksleben der Gebirgsbewohner des mittlern Deutschland's sind die in der Volkssage so lebendigen und drastisch auftretenden fremdländischen Metallurgen, Rhabdomanten und Adepten, kurz jene romantischen und geheimnißvollen Goldschürfer, welche entweder „Venetianer" oder Walen genannt, oder auch mit beiden Namen zugleich belegt werden, deren Spuren sich zurück bis über das 12te Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfolgen lassen, und die erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von den Schauplätzen ihrer Wirksamkeit verschwunden sind. Die Gebirge, in welchen sie ihr mysteriöses Wesen vorzugsweise trieben, und in deren Sagen sie deßhalb noch so frisch und farbig fortleben, sind, so weit mir bekannt geworden, der Thüringerwald, das Fichtelgebirge und der Baier- und Böhmerwald. Auch im Harz sollen sie vorgekommen sein, doch habe ich dafür keine Anhaltspunkte. Ob ihre Existenz auch in andern deutschen Gebirgen sicher nachzuweisen ist, muß anderweitiger Forschung überlassen bleiben . . . .

Wer waren diese Leute, die in der Volkssage zwar einen mystischen Anstrich erhalten haben, deren wirkliche menschliche Existenz aber über allen Zweifel erhaben ist? Was trieben sie in unsern Gebirgen? Und wie kamen sie zu diesen seltsamen Doppelnamen?

Sie waren Fremdlinge, nicht in diesen Bergen Ge-

borne, nicht da Aufgewachsene, nicht da Heimische. Sie trugen fremdländische Kleidung, sie sprachen eine fremde Sprache. Von Zeit zu Zeit erschienen sie auf geheimnißvolle Weise in spärlicher Anzahl; sie ließen sich mit der heimischen Bevölkerung so wenig als möglich ein, umhüllten sich und ihr Thun und Treiben mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses und benützten dazu alle furchterregende Volkssagen; sie hantirten nur bei Nacht und nicht ohne ausgestellte Wachen, so daß sie nicht leicht bei ihrer Arbeit überrascht werden konnten, und verschwanden nach einiger Zeit wieder ebenso plötzlich und auf so seltsame Weise, wie sie erschienen waren."

Der Verfasser dieses Artikels weist nun aus der altdeutschen Sprache nach, daß das Wort „Walah, Wal" einen Fremden, Ausländer bedeute. „Wallisch, wälsch", war alles fremdländische, daher der Name „Walen" nichts anders als Fremdlinge bedeutet. Dann fährt er fort:

„Was aber ist mit dem Namen „Venetianer" anzufangen? Alle Volkssagen der genannten Gebirge weisen auf die reiche, stolze und mächtige Handelsrepublik auf den Lagunen-Inseln hin. Dort sollen die „Walen" unserer Berge als geschickte Goldschmiede in einer eigenen Straße gewohnt haben, gerade wie in Regensburg. Sehr charakteristisch ist, daß sie stets nur mit Gold zu thun haben. Mit anderem Metall befaßten sie sich nicht. In unseren Bergen suchen und finden sie nur Gold, in Regensburg und Venedig sind sie nur Goldschmiede."

Aus dem naturhistorischen Geschichtswerke des älteren Plinius liefert nun der Verfasser den Nachweis, daß die Wallen (Valli) und die Veneden (Venedi) freie Völkerschaften, wovon Erstere nur auf Gold schürfen, vor den Pforten des Kaukasus durch die gordyäischen Berge gewohnt haben und spricht ferner:

„Die Walen setzten sich mit den Venedern, aus Vorder-Asien ausgewandert, im Fichtelgebirge fest, dessen Goldreichthum sie zuerst entdeckten und breiteten sich von da aus nördlich im Thüringerwald, südlich im Baier- und Böhmerwalde aus. Vor dem gewaltigen Anpralle der ebenfalls von Hochasien in ungezählten Schaaren heranziehenden germanischen Völkerschaften erlagen alle früheren Bewohner der Länder von der Ostsee bis zu den Alpen. Die Römer wichen vor der wilden Uebermacht der Germanen zurück, die Celten unterwarfen sich, die kleineren Volksstämme aber, wie die Walen und Veneder, versteckten sich in die unzugänglichen Berge, bis sie, auch aus diesen Schlupfwinkeln vertrieben, weiter und weiter nach Süden wandern, und mit den uralten Venetern, den Begründern Venedig's verschmelzen."

Aus dieser geschichtlichen Deduktion ist nun leicht ersichtlich, daß die scheinbar so verschiedenen Namen der walischen und venetianischen Goldsucher nur auf Mitglieder eines und deßselben Volkes hindeuten und es ist gewiß bemerkenswerth, daß die Traditionen der Gebirgsbewohner des Fichtelgebirges, des Thüringer-, Baier- und Böhmerwaldes, so wie die von mir berührten des Möll-Thales, mithin so weit entfernten Völkerschaften, welche von einander wohl nur wenig oder gar nichts wußten, sich dennoch beinahe auf ein Haar gleichen, ein Beweis mehr, daß sie Alle miteinander nur eine und dieselbe gemeinschaftliche Quelle haben.

Es würde sich wohl der Mühe lohnen, nachzuforschen, ob sich auch anderwärts in unserem Heimatlande dergleichen Sagen von „walischen Goldgrabern" im Munde des Volkes geltend machen.

Bücherschau.

(Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit, von Moritz Carrière. Erster Band. Leipzig, Brockhaus.)

X. Carriere erfreut sich als Aesthetiker und Kunstschriftsteller eines wohlbegründeten Rufes. Auch in seinem neuesten Werke — dem Resultat jahrelangen Studiums und Forschens — begegnen uns die eigenthümlichen Vorzüge seiner Darstellung: Große Klarheit in Behandlung philosophischer Fragen und vollständige Beherrschung eines wohlgeordneten Materiales. Wollten wir obigem Werke, das nicht etwa bloß Männern von Fach zugänglich ist, sondern jedem Gebildeten das reinste Vergnügen und vielseitige Belehrung bietet, gerecht werden, müßten wir eine Abhandlung darüber schreiben; so bemerken wir nur, daß dieser Band die Kunst und Poesie des Orientes nach den neuesten Quellen vom einheitlichen Gesichtspunkte eines tiefen Denkers behandelt, und daß jedenfalls die Behauptung nicht übertrieben ist, es sei bisher weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches Werk vorhanden gewesen, ja auch nur dazu der Versuch gemacht worden.

Heimatliche Chronik.

Ueberschau der Jahre 1861 und 1862 in Bezug auf Kärnten, von H. Hermann.

Wir unterließen mit Schluß 1861 die Ueberschau der im Laufe d. J. vorgefallenen, auf Kärnten einen besondern Bezug habenden Begebenheiten zu liefern, da damals der österr. Reichs-Rath seine Sitzungen noch nicht beendet und das erste, man kann sagen, entscheidende Stadium seiner Thätigkeit noch nicht zurückgelegt hatte. Mit Ausgang dieses Jahres erlebten wir den Schluß der ersten Reichs-Versammlung, und damit entfalteten sich auch die Erfolge der merkwürdigsten Epoche im Inneren unseres großen vielgegliederten Oesterreich. Es lohnt sich daher, beide Jahre in ihrem Zusammenhange durchzugehen und die Thatsachen in ihren Ursachen und Folgen aneinander zu reihen, obwohl nicht alle unmittelbar unser Vaterland betreffen, jedoch um ihres Einflusses wegen erwogen zu werden haben.

Das Jahr 1861 begann unter mancherlei Befürchtungen, im Vorgefühle finanzieller Krisen aufständischer Bewegungen und der in Folge des Oktober-Diplomes sich regenden nationalen Absonderungen.

Das Erste was uns beim Anfange des Jahres 1861 im Bereiche der Monarchie selbst entgegnete, war der Vortrag des Finanz-Ministers E. v. Plener, wegen Einführung der Banknoten im lomb.-venet. Königreich vom 1. Jänner 1861 an, welche Maßregel jedoch wegen des Widerstrebens der dortigen Bewohner den besonders von uns in Kärnten, als Nachbarprovinz, mit Recht so sehr gewünschten guten Erfolg nicht hatte und am 26. März bereits zurückgenommen wird.

(5. Jänner 1861.) Hohe Ministerial-Verordnung, wodurch die Wahlberechtigung der Bewohner und die Wählbarkeit der Landtags-Abgeordneten in den Städten und Landgemeinden grundsätzlich festgesetzt wird. In Klagenfurt werden die Neuwahlen des aus 21 Mitgliedern bestehenden Gemeinde-Rathes für den dritten Wahlkörper auf den 22., für den zweiten auf den 25. und den ersten auf den 28. Jänner ausgeschrieben.

(18. Jänner.) Kaiserl. Verordnung über Aufnahme eines Darlehens von 30. Mill. Gulden hauptsächlich aus dem Grunde der fehlenden Einnahmen aus Ungarn, mit Festsetzung der Rückzahlungsraten, wovon die erste am 1. Juli 1862.

(4. Februar.) Neue Minister-Ernennung, welche das Aufgeben des bisherigen Systems, dessen üble Folgen durch separatistische Bestrebungen hervortraten, zur Thatsache macht, und die Konstituirung der Monarchie in's Leben führt. Erzherzog Rainer, bisher Präsident des Reichs-Rathes, wird Vorsitzender des Ministeriums an der Stelle Graf Rechberg's, welcher das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behält. Ritter v. Lasser erhält die politische Verwaltung, Freiherr von Pratobevera die der Justiz, Graf v. Wickenburg das Ministerium des Handels und der Volkswirthschaft, Ritter v. Schmerling übernimmt als Minister die Leitung der wichtigsten innern Angelegenheiten, mit Ausnahme von Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien. Die politische Organisirung des Kultus und Unterrichtes, der Kunst und Wissenschaft wird dem Staats-Ministerium zugewiesen.

(25. Februar.) Feierliche Uebergabe der prachtvoll ausgestatteten Urkunde des Ehrenbürger-Diploms der Landeshauptstadt Klagenfurt an den gewesenen Statthalter von Kärnten, Johann Freiherrn v. Schloißnigg, durch den k. k. Rath Hauser und die Gemeinde-Räthe Gayer und Rabler als Repräsentanten des bestandenen Gemeinde-Rathes.

(26. Februar.) Die „Wiener Ztg." bringt die Verfassung. An der Spitze befindet sich das Grundgesetz über die Reichs-Vertretung. Es sollen zwei Häuser: ein Herren- und ein Abgeordneten-Haus bestehen. Mitglieder des Erstern sind die Erzherzoge, Häupter großer Geschlechter aus allen im Reichs-Rathe vertretenen Ländern, als erblich, dann mit Virilstimmen Erzbischöfe und Fürstbischöfe, Männer von Verdienst, als lebenslänglich. Die Zahl der Mitglieder des Abgeordneten-Hauses sollte, bei vollkommener Vertretung aller Kronländer, 343 betragen. Hievon trafen auf Kärnten fünf, von dem Landtage, aus der Zahl der Abgeordneten bestimmter Wahlgebiete, Stände und Körper für die Reichs-Vertretung zu wählen. Zu allen Gesetzen ist die Uebereinstimmung beider Häuser und die Sanktion des Kaisers nothwendig. Reichs-Angelegenheiten sind: Feststellung des Budgets, Gesetzgebung, Staats-Anleihen, Kontrolle der Staatsschuld, Prüfung der Staatsrechnungen, Zölle, Bauwesen u. s. f.

Als Grundsatz wird erklärt: die vier Statute für Steiermark, Salzburg, Kärnten und Tirol sind durch freisinnige Landes-Ordnungen zu ersetzen; Interessen-Vertretung, Census in den Städten, nach mehreren Abstufungen bis herab zu fünf Gulden, in den Landgemeinden nach Umstände bis unter fünf Gulden. Als Wirkungskreis den Landtagen und deren Grundzüge werden bezeichnet: Landes-Gesetzgebung, Selbstverwaltung, volle Oeffentlichkeit, Initiative. Zahl der Landes-Abgeordneten für Klagenfurt und Kärnten siebenunddreißig. Die Landtage sind auf den 6. April 1861, die Reichs-Vertretung auf den 29. April 1861 einberufen. Dieses die so oft genannte, und von dem Föderalismus bei nationaler Absonderung so oft bestrittene, weil die Reichseinheit bezweckende Februar-Verfassung.

(3. März.) Ansprache an die Wähler der Abgeordneten für den kärnt. Landtag von Seite der k. Landwirthschafts-Gesellschaft und Handels-Kammer in der „Klagenfurter Zeitung" veröffentlicht.

(29. März.) Der k. k. Hofrath bei der Statthalterei in Linz, Franz Freiherr v. Schluga, wird von Se. Majestät zum Landeschef in Kärnten ernannt, welches dadurch seine selbstständige Landes-Behörde zurückerhält, die somit in die unmittelbare Unterordnung gegen die Ministerien und Centralstellen und in den ihr zukommenden Wirkungskreis tritt. Nicht so ist es mit den k. k. Finanz-Behörden und der Staatsbuchhaltung, wovon hier nur Abtheilungen, abhängig von der Branche in Graz, zu bestehen haben. Kärnten indessen ist in politischer Hinsicht durch seine eigene Landes-Behörde und Vertretung im Reichstage wieder im Besitze der erwünschten Selbstständigkeit. (Wird fortgesetzt.)

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. Dr. F. Kr...s l. Graz: Dankend erhalten; wir bitten um die Fortsetzung. Hrn. Red. H. M.—o. in Marburg: Beiträge werden stets erwünscht sein. Hrn. Jos. Gsch l in Unterdrauburg: Sehr verwendbar; viele Grüße. Hrn. Jos. G r. in Glasenstein: Warum kommt das Versprochene noch immer nicht?

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 6 Sonnabend, den 7. Februar 1863.

Die Vertheilung der Pflanzenwelt.

(Von J. Prettner.)

(Schluß.)

Wald und Wiese sind die zwei Haupterscheinungs-Formen der Pflanzengeselligkeit, durch welche nicht nur der Charakter eines Landes für den Beschauer, sondern sein Einfluß auf den Bewohner und dadurch dessen Wohl und Weh dauernd bestimmt wird.

Die Bedeutung des Waldes nicht bloß in nationalökonomischer, sondern in kulturhistorischer Beziehung erkennt man schnell, wenn man in waldlosen Ländern reist. Italien ist ein Garten, aber eben nur ein Garten, man mag zwischen den von Weinrebguirlanden eingefaßten Feldern oder in den baumlosen Felsen seiner Gebirge wandern, nirgend fühlt man sich recht im Freien, erst wenn man den endlosen Spiegel des Meeres erblickt, athmet man freier, da finden wir uns in der freien unbegrenzten Gottesnatur. Am Meere freilich, zumal wenn der Mensch auf schwachem Schiff den stürmenden Wogen trotzt, da ist er frei, nur mit der Natur im Verkehr. Aber der Hymnus des Wogenschlages am brandenden Meere tönt wieder im Rauschen des Urwaldes; im lautlosen abendlichen Schweigen unserer Forste, wo der Mensch nur den Schlag des eigenen Herzens hört in der Sabathstille der Wildniß, da fühlt er sich unter heiligen Schauern im geheimnißvollen Dunkel der ewigen Allmacht nahe und, wenn durch die Blätter ein leises Flüstern geht, sich angeweht vom heiligen Gotteshauche, wie, wenn weit draußen auf dem Meere die prachtvolle Farbengluth, die das Abendroth auf die spiegelnde Wasserfläche ausgegossen, beim leichten Abendwinde zu zittern beginnt. Im Walde wie auf dem Meere haben wir allein noch die freie, unberührte Gottesnatur, dort allein behält der Mensch seine ursprüngliche Naturkraft und erhält sie auch dort nur wieder. Wie der Mensch hinaus muß auf das schäumende Meer, in den rauschenden Wald, um seine sinkende Naturkraft zu stärken, so muß ein Volk zurückgreifen können zu seinem kräftigen Seemannsschlage, zu seinen Hinterwäldlern in Gebirg und Forst, um bei ihnen neue Kraft natürlichen, rohen, von der Kultur noch unbefleckten tüchtigen Volksthums zu holen. Nicht bloß um von fernen Küsten Schätze zu holen brauchen wir das Meer, wir brauchen es weit mehr: daß die kräftigen Seewinde die Sumpfluft der Civilisation verwehen; wir brauchen den Wald nicht bloß, um am Ofen die erstarrten Glieder zu wärmen, er ist uns weit nothwendiger: damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiterschlagen.

Die dichtgedrängten Schaaren der kräftigen Coniferen, welche als Wälder auf den Höhen und Bergen der Länder sich lagern, scheinen uns wie tapfere Cohorten das Pflanzenvolkes, die jene Höhen kriegerisch besetzt halten um die schwächern Geschlechter der Ebene zu vertheidigen. Es scheint nicht bloß, es ist auch so! Denn, wenn einmal diese tapfern Schaaren, dem einzigen Feinde, der sie zu besiegen vermag, dem Menschen erlegen sind, dann müssen gar bald die andern friedlichen Familien des Pflanzenvolkes, die Thiere, ja theilweise der Mensch sogar flüchtig werden vor den rohen Naturgewalten, denen nur die tapfere Kriegerkaste der Wälder zu widerstehen vermochte. Auch die Hochebenen Asien's, wo einst die mächtigsten Reiche standen, waren einst von grünenden Wäldern bedeckt, während jetzt der Kalmücke dort mit Kamehlmist seine Suppe kocht; im Pharaonenlande rauschten um die Göttertempel durch grünende Wälder die Winde, welche jetzt um ihre Trümmer den Wüstensand lagern; mit den Götterhainen schwanden auch die Götter vom Olymp; keine Eichen grünen mehr auf den Gehängen der Appeninnen, wie damals, als die Künste in Italien blühten, und war in Nachbarländern, auf den Südgehängen der Alpen lange schon eine furchtbare Furie, die Bora, hausend geworden, dort wo die Venetier die Mastbäume ihrer Schiffe holten, so mahnt uns dringend schon in der Heimat das Brausen verwüstender Alpenbäche, das Donnern der Lawinen und Erdstürze, zu schonen das friedliche und doch so tapfere Pflanzenvolk, damit nicht auch bei uns sich Schleidne's Wort erwahre: „Von Ost nach West zieht der Mensch mit seiner Bildung und läßt hinter sich eine Wüste."

Auf der Wiese, dem freundlichen Gegenbilde der Pflanzengeselligkeit, hat das in unserer Zanne herrschende Geschlecht der Gräser seine Hofhaltung aufgeschlagen und seine sanfte Herrschaft ausgedehnt über alle Flächen der Ebene und sanftern Gehänge. Wie kluge und gebildete Herrscher aber ihre Throne mit glänzenden Geistern umgeben, so hat auch das Herrschergeschlecht der Gräser, die schönsten und mannigfaltigsten Blumengestalten aufgenommen in sein grünendes Reich, und die weiten Wiesenpläne reich geschmückt mit den duft- und farbenreichen Blüthen dienender Geschlechter. Ja, wie wiederum andere weise Regenten, überläßt es willig ausgedehnte Territorien für Kolonien der vom Menschen gepflegten Getreide- und Kulturpflanzen, versäumt, es aber auch nie, alsbald wieder sie in Besitz zu nehmen, wenn die lässige Hand des Menschen den strengen Vertrag stätter Arbeit und Sorgfalt zu erfüllen vergißt.

Wald und Wiese also sind die beiden Haupterscheinungen der Pflanzengeselligkeit; in diesem uns noch unerklärten Triebe geselligen Seins und Gedeihens der Pflanzen liegt nicht nur der Typus der landschaftlichen Reize unseres Landes, sondern auch die Grundbedingungen unseres industriellen sowohl wie landwirthschaftlichen Lebens wurzeln in dieser so räthselhaften wie anziehenden Pflanzengeselligkeit!

Aber nicht bloß in diesen Hauptformen, wir gewahren denselben sinnigen Drang des Sichsammelns und Sonderns auch in andern Erscheinungen des geheimnißvollen Pflanzenlebens. Nur im geselligen Vereine der Wälder wollen die Waldbäume leben, und verkümmern selbst unter der sorglichen Pflege des Gärtners, wenn sie einsam in unsern Gärten wachsen sollen und dennoch dulden sie nur wenige der andern Pflanzen in ihrer Mitte; diese aber verlassen in treuer Anhänglichkeit an ihre Schirmherren nie ihr schützendes Dunkel. Nur im Schatten der Wälder finden wir die lieblichen Gruppen der Windröschen (anemone nemorosa), der Leberblumen (hepatica triloba), und des Sauerklee's (Oxalis acetosella), dort nur die Schaaren der Heidel- und Preiselbeere (vaccinium myrtilus & vitisidaea), dort nur die Waldwike (vicia sylvatica) und Walderbse (orobus vernus), im Walde nur die Himbeere und Brombeere (Rubus idaea & fruticosa).

Andere Pflanzenarten wieder werden zwar nicht im innersten Heiligthum des Waldes zugelassen aber am Eingange desselben geduldet; diese schauen daher immer am Waldessaum hinaus in's Freie über Feld und Flur. So die meisten Straucharten, wie: der Berberitzenstrauch (Berberis vulgaris), die Hundsrose (rosa canina), Schlehendorn (prunus spinosa), Rainweide (ligustrum vulgare), Haselnuß (Corylus avana), Pfaffenkappel (evonymus europäus), Weißdorn (crataegus oxycanthe), Vogelbeere (sorbus aucupria), Schneeball (viburnum opulus) u. m. a.

Wieder andere leben und wohnen nur im Bereiche der Kulturpflanzen und sind deren hartnäckige, unzertrennliche Gefährten. Hat nicht die schönfarbige Kornblume (centaurea cyanus) vom Dichter die Berechtigung erhalten, in den Erntekranz gewunden zu werden? und ist die verfolgte Kornrade (agrostema gythago) minder schön? Verstecken sich auch die bei uns sogenannte Grebeiße (vicia craca) und Felderbse (pisum sativum) tief unter die Halme des Getreides: so umgibt wieder die hellrothe Purpurlitze (papaver rhoeas) das Kornfeld in zahlreichen Schaaren.

Sollen wir es für Eigensinn erklären, wenn andere Pflanzenarten gerade nur auf Wegen und Pfaden bleiben wollen? wer kennt da nicht den großen und kleinen Wegerich (plantago major et media), die Vogelheide (polygonum aviculare), wie wieder die Zaunwicke (vicia sepium), die an Wegen sich an Zäu neu aufrankt.

Endlich, und das mag uns in der That wunderbar dünken, giebt es eine nicht geringe Zahl von Pflanzen, welche die Nähe der menschlichen Wohnungen suchen und nur in solchen gefunden werden. Es sind nicht immer die sänbersten, ja allesammt recht aufdringliche Gesellen, es ist ein wahres Pflanzengesindel, das dem Menschen überallhin folgt und von seinen Wohnungen sich nimmer vertreiben läßt. Begnügt sich der gemeine Hallunder (sambucus nigra) mit einer Ecke des Garten- oder Hofraumes, um mit seinen starkriechenden weißen Blüthendolden neugierig herumzuschauen, ist auch die Hauswurz (sempervivum tectorum) auf alten Dächern, der Mauerpfeffer (sedum album et sexangulare) auf alten Mauern wohlgelitten, so schleicht doch die traurige Gestalt des Schöllkraut (chelidonium majus), die stinkende Melde (chenopodium vulvaria), der Nachtschatten (solanum nigrum) überall herum, ja der giftige Schierling (conium maculatum) im Gewande gepflegter Gäste in unsern Gärten tückisch sich ein, während der gleichfalls giftige Hahnenfuß (ranunculus scel eratus) überall in der Nähe der Ställe und Dungstätten, das häßliche stinkende Bilsenkraut (hyosciamus niger) der Stechapfel (datura stramonium) an unsaubern

Orten ihren Lieblingsaufenthalt haben. Die Brennnessel (urtica urens), der Rainfarrn (tanacetum vulgare), die gemeine Distel (carduus arcantoides), die große und die wollige Klette (Lappa major et tomentosa), die Spitzklette (Xanthium strumarium), die Königskerze (verbascum thapsiforme) u. m. a. umgeben überall in größerer oder kleinerer Entfernung fast jede auch einzeln stehende Wohnstätte der Menschen. Der sogenannte „gute Heinrich" (Blitum bonus Henricus) aber will nur in Dörfern, höchstens noch bei großen Gehöften bleiben, geht aber auch gerne in die Stadt, wo er mit ein Paar Gräsern sich zusammenfindet, die (Poa annua Bromus sterilis) auf Wegen, an den Häusern, zwischen Pflastersteinen, überall wo Gras wächst, sich seßhaft machen und nicht leicht vertreiben lassen.

Endlich müssen wir noch, um das durch den Geselligkeitstrieb bedingte Bild der Pflanzenvertheilung unserer Gegenden zu ergänzen, der Kulturpflanzen gebührende Erwähnung thun. Die meisten derselben, die Getreidearten: Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Mais sind von den Menschen eingeführte oder durch Kultur zu solchen herangezogene besondere Arten des hier herrschenden Geschlechtes der Gräser und bedecken große Flächen unserer Länder; aber ist ihr für uns so wichtiges Gedeihen und Leben nicht eben wieder durch ihren Geselligkeitsdrang bedingt? Dicht aneinandergeschlossen besetzen sie in mäßigen Schaaren die ihnen von der Kultur eroberten Flächen, nie und nirgends verirrt sich ein Halm derselben auf die Wiese, in den Wald, aber sie dulden auch unter sich nur einige wenige, gerade nur unter ihnen vorkommende andere Pflanzenarten und so können, ja müssen wir neben Wald und Wiese noch das Feld als Haupterscheinung der Pflanzenvertheilung unserer Länder anerkennen!

Auch im Leben der unserm geistigen Sein anscheinend so ferne stehenden Pflanzen finden wir so als einen wesentlichen Grund ihrer Erscheinung, eine Art geistigen Wesens, das so wenig, wie alles Leben selbst, einfach nur durch chemische und Molecularkräfte, durch Zellenbildung und Atom-Anziehung erklärt werden kann.

Einiges über das Alter der Musik.

(Von M. F. Klatzer.)

Fragt man sich um das Alter der Tonkunst, so könnte die Antwort ungefähr lauten: Die Archive der Welt sagen uns, daß die Musik eben so viele Jahrtausende rechne als die Erde; daß die angenehme Gesellin des ersten Menschen die Erfinderin der ersten abgemessenen Klänge gewesen; daß, sobald sie die angenehme Stimme der Vögel gehört, sie ihre Mitkonkurrentin wurde und ihre Kehle versucht habe, daß sie, sobald sie darin eine Biegsamkeit gewahrte, die sie vorher nicht gekannt, noch mehr rührende Annehmlichkeiten fand, als diejenigen waren, die der Gesang ihrer gefiederten Mitbewohner der Erde hatte, und daß sie endlich, nachdem sie sich täglich darin übte, in ihrer Stimme viel leichtere Bewegungen und zärtliche Fälle fand, worin sie durch die Liebe war unterwiesen worden.

So dunkel auch immerhin dieses Raisonnement klingen mag, so bleibt es indessen doch nicht unwahrscheinlich, daß die Musik die älteste aller Künste sei. Sie ist mehr als irgend eine ihrer Schwestern das unmittelbare Werk der Natur. Und so finden wir sie auch schon in den ersten Zeiten, und jedes Volk, jede Nation kann sich rühmen, sie erfunden zu haben. Sie lag gewissermassen schon in den Bedürfnissen eines erst zur Bildung nach und nach emporwachsenden Volkes. Zu einer Zeit, wo man noch keine Schreibkunst kannte, mußten die Völker ihre Zeitbücher nur in Versen aufbewahren, die man öfter sang, um die Erinnerung der Geschichten zu verewigen. Da mußte sie die Verwahrerin der Denkmäler des Alterthumes sein. Je weiter wir uns in der Geschichte hinaufwagen, desto mehr werden wir finden, daß die Religion mit Beistand der Musik gegründet wurde, und daß sie selbst das hypothetische Bedürfniß für die Kirche war. Die Harmonie behauptete immer eine der ersten Stellen im Heiligthume.

Das israelitische Volk mag vorzüglich zum Beweise dieser Wahrheit dienen.

Es sei dem eigenen ausführlichen Geschichtsschreiber der Musik vorbehalten, sie selbst von ihrem ersten Entstehen und der Einführung in der Kirche durch alle Stufen der allmähligen Zunahme und Vollkommenheit zu verfolgen; für uns mag es genügen, bei ihrer merkwürdigen Epoche unter David und Salomon stehen zu bleiben.

Es ist kein Zweifel, daß sie damals bei der jüdischen Nation im höchsten Flore stand, und mehr als je zum Bedürfniß gehörte. Waren es doch vorzugsweise David, Assaph, Salomon, die sich in die Chöre der Sänger und Tonkünstler mischten. David hat der Musik nicht nur die erhabensten ihrer Lieder, sondern vielleicht auch die vorzüglichsten ihrer Kompositionen zu danken; denn bekanntlich sorgte er für prächtige Tempelmusik und richtete eine besondere Musik-Schule auf.

Diese Einrichtung setzte Salomon genau fort, so wie Hiskias bei seiner Reformation es sein Geschäft sein ließ, auf die verdorbene Musik zu sehen. Zu Re-

hemiä Zeilen belief sich die Zahl der heiligen Sänger und Sängerinnen auf 200, und nach Juvenel auf 288 unter Salomon. Ueberhaupt schienen bei den Hebräern auch schon mehrere Arten von Instrumenten bekannt gewesen zu sein.

So gut aber das israelitische Volk seinen David und Salomon hatte, welche die Tonkunst in das Heiligthum einführten, so gut hatten auch andere Völker, außer der jüdischen Kirche, ihre Hermes, Trismegistus, Orpheus, Zoroaster's und ihre Gymnosophisten, welche ein Gleiches thaten und bemüht waren, höhere Vortheile aus der Tonkunst zu ziehen. Besonders scheint die Musik die Egypter nach dem Beispiele der Israeliten bestimmt zu haben, für ihre Religion alle weibischen Arten derselben zu verwerfen. Sie erbte auf die Griechen durch Pythagoras, der sie in Egypten lieb gewann, und erhielt vielleicht zu den Zeiten des Perikles ihren höchsten Ruhm.

Ueberhaupt hatten die Griechen von den schönen Künsten den richtigen Begriff, daß sie zur Bildung der Sitten, zur Unterstützung der Weisheit, und selbst der Religion dienten. Deßhalb überhäuften sie ihre Künstler mit Ehre, Ruhm und Belohnung. — Und nun mögen folgende Bemerkungen zum Beweise dienen, daß man zu allen Zeiten den Werth der Tonkunst nicht nur überhaupt anerkannte, sondern daß man sich auch schon von jeher zu überzeugen wußte von der nahen Verbindung, in welcher sie schon ihrer Natur nach mit dem Gottesdienste stand.

Die Tempel der Isis und Osiris erschallten vom Klang der Zithern von Canopes.

Die Priester der Göttin Cybele opferten nach Strabo nie anders, als beim Klange der Instrumente.

Zu Delos verrichtete man kein Opfer ohne Musik.

Bei den Arkadiern gewöhnte sich die Jugend von Kindheit auf, Hymnen und Päane den Göttern zu Ehren zu singen.

Die Pflegesöhne des Zoroaster fingen den Tag mit Sang und Klang an, um die Seele zu höheren Empfindungen vorzubereiten, und so endigten sie den Tag mit Liedern nach der lyrischen Tonart, um den Geist zu sammeln.

So sangen alle Völker bei ihren Geheimnissen ihren Göttern zu Ehren und so singen sie noch.

So begrüßten die Weisen in Persien mit silbernen Harfen die Sonne.

So erfüllt der Bramine die Ufer des Ganges mit Lobgesängen auf Aurora.

Aber das war nicht Alles. Auch alle übrigen, dem Polytheismus zugethanenen Völker waren darin beinahe einstimmig, die Harmonie zu einem ihrer Grundgesetze im Staate aufzunehmen, oder dankten derselben ihre Kultur.

Der strengste unter allen griechischen Gesetzgebern, Lykurg, glaubte, es sei nichts geschickter, ein wildes Volk zu bändigen, als die Musik. Er gewann daher auch den Sänger Thaletas (Thales), daß dieser mit ihm aus Creta nach Sparta zog, um durch seine Gesänge ihm die Gesetzgebung zu erleichtern (Terpander, der Erfinder einer Notenschrift, soll diese Gesetze in Noten gesetzt haben); und machte bei Anlegung seiner Helden-Republik die Harmonie zu einem strengen Gesetze für Lacedämon.

Wenn wir auch hier den weitläufigen griechischen Begriff mit der Musik verbinden, so ist es doch ausgemacht, daß sie (die eigentlich sogenannte Musik) ihrerseits unendlich viel dazu beigetragen habe.

Orpheus konnte so bezaubernd spielen, daß er Steine und Bäume in Bewegung setzte, daß Löwen und Tiger ihre Wildnisse verließen und ihre instinktmäßige Grausamkeit vergaßen. Ja selbst die Geister der Hölle bezwang er durch Musik (et movit Amphion lapides canendo.) Lösen wir die Bilder auf, so werden diese bewegten Felsen und diese verzärtelten Ungeheuer uns beweisen, wie die ersten Menschen, da sie in der Irre gingen, ohne Sitten, ohne friedliche Heimatsstätte in Höhlen und Wildnissen lebend, durch die Musik gebildet, zahm und leutselig gemacht und durch Gesetz in Gesellschaft vereinigt wurden.

So war man damals mißtrauisch gegen die moralische Güte eines Bürgers, wenn er Nichts für die Musik fühlte!

Aber sie, diese Kunst sollte auch beherzt, unerschrokken und muthvoll machen, nicht nur den guten Bürger, sondern auch den guten Soldaten bilden helfen, und daß sie dieß könne, gründel sich eben so früh auf das allgemeine Erkenntniß, das die Folge der Erfahrung war. Und so wurde sie ein Bedürfniß des Kriegers

Unter Musik rückten die Israeliten in's Treffen; Josua kommt vor Jericho; die sieben ersten Opferpriester blasen in die Posaunen; der Muth wird entflammt und die Stadt erobert.

David ging vor der Bundeslade her, und spielte seine Harfe.

Die Griechen wußten sie hier am besten zu benützen, und sie that Wunder bei ihnen.

Die Spartaner gingen in die Schlachtordnung die Stirne mit Blumen bekränzt mit aufgesteckten Lanzen, wie zu einem Feste nach der Melodie des Lobgesanges, der zu Ehren des Castor gedichtet war. Sonderbar war

der bei ihnen eingeführte Tanz, womit sie den jungen Kriegern ihres Staates Tapferkeit und Muth einzuflößen wußten. Sie theilten ihre ganze Mannschaft in drei Chöre nach dem verschiedenen Alter. Der Reigen der Alten fing zuerst an zu tanzen, und sang dazu: „Wir waren vor Zeiten berühmte Helden im Kriege.“ „Auch wir sind es noch“, antwortete der Reigen der jungen Männer. Zuletzt sang der Reigen der Jünglinge: „Wir wollen noch berühmter werden.“

Eben dieses Volk wurde etliche Male von den Messeniern überwunden; Tyrtäus aber machte ihm durch die Musik so viel Muth, daß es einen neuen Angriff mit unglaublicher Tapferkeit wagte, und den Feind auf's Haupt schlug.

Und wie sehr war es den alten Einwohnern von Candia zum Bedürfniß geworden, sich zur Schlacht durch Musik zu ermuntern!

Theben soll durch Amphion's Musik gebaut worden sein, und habe durch Nichts zerstört werden können, als wieder durch Musik, wie es Alexander dadurch wirklich soll erobert haben.

Der Unterschied zwischen der erhebenden, muthmachenden und weich- (matt — schlapp) machenden Musik, kann den Sinn dieser Stelle erklären, und könnte in dieser Annahme kein anderer sein, als eine versteckte Warnung vor Muthlosigkeit, Verzärtlung, Schlappheit, zudem es auch bekannt ist, daß die Griechen einen eigenen weibischen Modus hatten, den Phrynis zu den Zeiten des Sokrates eingeführt haben soll.

Erben der griechischen Musik waren die Römer, aber ihr Genie war noch zu roh, um die Künste im Flor zu erhalten; die Begierde zu herrschen hatte das Uebergewicht in ihrem Charakter, wie die Besonnenheit bei den Griechen. Die Versuche, welche Augustus machte, um die Künste zu ihrer edlen Bestimmung wieder zurückzuführen, waren unbedeutend.

Unter Nero fiel die Würde eines Künstlers vielleicht am tiefsten. Mit Ausrottung des Heidenthums und mit Verschließung der Schaubühnen in der Folgezeit verlor die Tonkunst unendlich viel, und obgleich von Augustus Zeiten an bis Leo X. kein Säculum war, das nicht seine Künstler hatte, so war doch im Ganzen einige Jahrhunderte lang ein trauriger Stillstand.

Die ersten Jahrhunderte waren zu traurig, als daß man den Mangel dieser prächtigen Musiken nicht vielmehr in den bedrängten Umständen, als in der allgemeinen Fühllosigkeit ihres Werthes finden sollte. Ueberhaupt sind Künste mehr Töchter des Vergnügens, der Ruhe und des Glückes; doch führte nach Sigebert's Zeugniß Ambrosius schon im vierten Jahrhunderte die Antiphonen in der mailändischen Kirche ein, und Gregorius fügte noch die Plagala hinzu, um das Schöne mit dem Erhabenen zu vereinen. Augustinus Glaubensbekenntniß von dem Werthe der Kirchenmusik bleibt entscheidend, wenn er sagt: „Unsere Gemüther werden würdiger und vortrefflicher zur Inbrunst im Gottesdienste durch die heiligen Sprüche bewogen, wenn sie gesungen, als wenn sie nicht gesungen werden.“

Endlich brach im sechszehnten Jahrhundert in Italien die Morgenröthe für die Künste wieder an, und ihr sanfter Schimmer verbreitete sich im ganzen Occident bis nach dem Norden aus.

Die Zeiten der Leo's Franciskus I. und Karl V. sind im Zeitbuche der Künste verewigt, obgleich die eifrige Hege und Pflege derselben sich nicht minder bis auf unsere Tage lebenskräftig erhalten hat.

Unter allen aber durchwehet die Musik im deutschen Bardenschmucke das Leben der Gegenwart, welche als hauptsächliches Mittel socialer Bildung und Veredlung des Geistes das Bedürfniß darnach, wenn gleich im großen Allgemein nicht vollkommen, so doch zum Theile nach allen Peripherien der Gesellschaft schon entsprechend befriediget.

Aus dem Friedhofe.

Novelle von Dr. Fritz Pichler.

Es ist ein freundliches, fröhliches Alpenthal, darinnen Stallhofen, das Pfarrdorf, liegt. Mächtige Berge ringsum, Felsgewände und schöne Weidematten darunter, des Sommers voll lustiger Lieder, in schwerschwindenden Schnee gehüllt zur langen, langen Winterszeit. Aber es ist Sommer ebenjetzt, ein köstlicher Spätsommer, und wem das Herz nicht aufjubelt für Lust beim Anblick dieser trauten grünen Einsamkeit, der muß wohl keines haben.

Der Himmel blaut, der Kirchthurm blitzt und im Friedhof, der rings um die uralte gothische Kirche gezogen ist, schwärmen die Bienen und flattern buntschillernde Schmetterlinge von Blume zu Blume. Da ist kein Weinen um die Todten, da ist all' ein seliges Vergessen und Vergessensein. Nur die Gegenwart blüht.

Gevatter Kaspar, der 90jährige Küster, schmaucht sein Pfeifchen und gibt sich in jener Eckseite des Kirchhofs zu thun, wo die alten Holzkreuze und die nichtsnutzigen Steine zusammengeworfen sind. Das ist kein traurig Geschäft. Jahr um Jahr werden die morschen Blechtafeln und die schriftfahlen Kreuze ausgesetzt, wohl auch die Wappensteine aus den Mauern



chen, um die kein Schade ist. Wer wollte auch mehr für die alten Ritter beten, die in sonderlicher Rüstung steif abgebildet sind oder für verschollene Männlein und Weiblein, die keine Seele mehr kennt? Niemand erhebt daher Einsprache, daß alle Jahr einmal, etwa zur Zeit, wo der reiche Bauer im Buschwald holzt für den Herbstbedarf, daß also der arme Küster auch die Kreuze zusammenlesen geht, die in der Friedhofecke aufeinander geworfen lehnen und außer einen weißen Todtenkopf nichts Kenntliches mehr aufweisen. Da wandern denn diese Trümmer einmal nach Betläutenszeit ganz still und ungesehen in das kargbestellte Küsterhaus, die Hacke geht durch die morschen Fasern und ein und das andere Kleinscheit prasselt im Ofenfeuer, die Abendmilch wärmend, hellflammend auf und es wird Asche aus dem Denkmal für Asche. Die Todten haben Nichts dagegen und schrecken den alten Schläfer nicht im gottgesegneten Schlaf.

— Kaspar, was machst du? rief, die Straße vorübergehend, der reiche Oberfalkensteiner dem gemächlich Beschäftigten zu.

— Kommt nur herein — antwortet dieser hustend und aus der Pfeife ziehend — kommt, hab' Euch was zu erzählen.

— Stecken mir andre Sachen in Kopf, lieber Alter. Muß daheim nachschauen, ob meine Alte nicht wieder der Marie Vorschub leistet und mich ärgert, so ärgert, daß ihr mich bald zu vergraben habt.

— Vergraben? Vater, Euch vergraben? O Jesus, erst muß ich selbst in's Gras. Aber habt nur Weile und laßt Euch das Stieglein nicht verdrießen. Eine schöne Geschichte sollt Ihr hören.

Der Oberfalkensteiner, froh am Ende, aus seinem Dichten und Trachten, das ihm sein ganzes Hauswesen schier verleidete, auf eine viertel Stund vielleicht herauszukommen, schritt von der Straße seitab, ging über die Stiege hinauf und drehte sich durch das schwarzvergitterte Friedhofthor in dem stillen Garten der Ecke zu, wo der alte Kaspar herumstöberte.

— Grüß Gott also, Gevatter Kaspar, hub er angelegentlich an. Ist dir was Neues unterkommen? Haben sie dir einen Schwarm Drescher angesagt für meine Tennen? Kann alles brauchen, nur her damit. Oder weißt du wo einen rüstigen Gaul? Auch möcht' ich den alten Wetterthurm neu eindecken lassen und brauche Zimmerleut'.

— Nichts Solches, Herr Vater, nichts Solches, heut thut einmal, als hättet ihr die Welt da draußen abgeschüttet und schaut Euch diese paar Kreuze da an.

— Ah pah, ich interessire mich gar nicht für die todten Leut. Vater und Mutter hab' ich noch zu Haus, die Ahl und ihren Alten hab' ich nie gekannt; meine junge Sippschaft ist auch ganz vollständig am Leben und so bleibt mir da Nichts zu suchen. Es wär' mir schon am liebsten, man thät' die todten Leut' verbrennen, wie man's vor Ritterzeiten (mein Student schreibt mir so) gepflogen hat. Dieses ewige Ein- und Ausgraben, das Zusammenwerfen der Beine und wie die Geschichten weiter gehen. Muß man ein eigenes Beinhaus haben, einen eigenen Todtengräber und nutzt doch alles zusammen nichts. Wer weiß am End' doch, was mit ihm geschieht? Da hab' ich jetzt ein ganz neues Buch aus der Stadt gekriegt? wenn das Recht hat, so haben wir gar keine Seel! Siehst Alter.

— Ja, ja, bei meiner Seel' — kicherte das Männlein — was die jungen Leut' alles aufbringen. O Jemine, da ist mir die Pfeif' ausgegangen, Bitte euch um Feuerlein, daß ich erzähle.

Der Oberfalkensteiner holte eine gute Cigarre aus der Tasche und drängte sie dem Küster auf. Der aber wies sie entschieden zurück.

— Mag nichts wissen von den Dingerchen. Seid Ihr schon über die Fünfzig? J Gott bewahr', das könnt' Ihr wohl nicht sein. Aber Eure Mutter muß es wissen, die Kathra, wie die Franzosen im Thal waren.

— Wahrscheinlich wird sie's wissen. Aber ich frag' sie nie. Was geh'n mich die todten Franzosen an; wir haben mit den jetzigen genug Plackerei. Kurz, Kaspar, ich sieh' schon, daß du heut' nichts Rares hast für mich, und daß ich wieder heimgehen muß. Ich interessir mich einmal nicht für die todten Leut'.

— Halt, halt, Vaterl, wer hat Euch den weiß gemacht, daß 's todte Leut' sind, von denen ich erzählen will? Sie leben noch, ja und ich weiß wo sie leben und glaub', daß sie noch lang leben werden. Nur nicht gleich durchgegangen.

— In Gottes Namen. Ist's mein Nachbar?

— Nein.

— Ist's überhaupt Einer aus unserm Thal.

— Ja, zwei.

— Kenn' ich sie?

— Ei was, nichts fragen, hört nur zu. Da droben ist eine Mühl', nicht wahr, und da drunten ist eine Keusche beim Zaun. Das da oben ist jetzt Millnerhanns und das da unten Zaunstiegljakob. Der droben hat das Wasser in seiner Macht und läßt's nicht auf die Wiesen dort hinunter, wenn er will; und der drunten hat weite Feldung für's beste Korn und bringt nichts in die Mühl hinauf, wenn er will.

— Ja, ganz recht, die spielen Schach miteinander, wie der Herr Pfarrer und der Bürgermeister von der Gemeinde. Ich errath' es schon. Ich soll sie beide zusammenkaufen, gelt? Alter Gedanke von mir, uralter. Aber merken laß' ich's nicht; müssen mir selber kommen, diese Leute.

— Vor'm Tod ist alles möglich. Daß ich also erzähle. Bei der Mühle oben wohnte die Rosengundi (im Taufbuch heißt sie Kunigund und die Rosen hat sie gar so gern gehabt) und unten hauste der Zaunstieglhanns. Oder er hauste eigentlich nicht, weil er noch vor Uebernehmenszeit in den weißen Rock kommen ist. Der Müller ist aber leider Gottes ein sehr reicher Mann gewesen und hat den Zaunstieglhanns nicht wollen fürkommen lassen. Die Rosengundi aber, ein lieber Käfer wie sie war, hat die Blumenblätter in den Bach hineingeworfen und da drunten beim Zaun hat sich immer alles zusammengeschwemmt, als ob die ganze Lieb' von der Gundi hält' mögen in das Haus vom Hanns hineindringen. Aber beim alten Müllner war Chrisam und Tauf verloren; er hat die Gundi auf Knall und Fall wollen in die Stadt geben. (Fortsetzung folgt.)

Eindrücke von der Fahrt auf der Kärntner-Bahn.

(Von J. G.)

Nachdem die Eröffnung der Kärntner-Bahn nur mehr eine Frage der Zeit ist, und überdieß mit Sicherheit der Mai uns diese Freude bereiten wird, so darf die Phantasie des Erzählers schon um einige Wochen voraneilen und das zu Hoffende als ein Erlebtes hinstellen.

Wir führen den Leser an einem schönen Morgen auf eine der Stationen der Linie Marburg-Unterdrauburg, welche bekanntlich sehr einförmig, arm an Naturreizen ist und bei Fahrten auf der Poststraße ihrer Details nach hinreichend gewürdigt werden kann. Der Zug, der uns gegen Klagenfurt hinträgt, windet sich bald durch felsige Halbeinschnitte, bald über ein Stück Damm, dessen Fuß die unermüdliche Drau netzt. Wir fahren dahin in der Kühle eines angenehmen Maitages, der an den Drauengen fortwährend herrschende Luftzug bewirthet uns mit Harzdüften und mit balsamischen Ausströmungen der unsern Blicken noch entzogenen Alpengegend. Links wird das Auge durch schnell vorübergleitende Wandmauern beirrt, rechts aber schweift es über den Fluß hin auf die Poststraße, an der hie und da Häuser und Kirchen vor steilen Abhängen stehen, und scheint uns ein jenseits fahrender Wagen die Eile einer Schnecke vorsätzlich nachahmen zu wollen. Wir lassen ihn hinter uns und gelangen endlich bei dem Schlosse Puchenstein, dessen Kellersohle noch hoch über unsern Köpfen liegt, an eine Thallichtung, welche dadurch entsteht, daß drei Flüsse, die Drau, die Mieß und die Mießling, zusammentreffen. Da fällt uns zuerst rechts in ziemlicher Höhe das alte Drauburg, nunmehr Ruine, in's Auge; sonach gewahren wir ziemlich entfernt im weißen Schmucke prangend die langgestreckte Saualpe, während unmittelbar vor uns die Ausläufer der Choralpe, weit hinauf mit Feldern und Gehöften besäet und in mannigfache Farben vom derben Braun und tiefen Grün bis zum zarten Violett gehüllt, unsere Aufmerksamkeit erregen, einen wohlthuenden Anblick gewähren, und unsere Ungeduld anfachen, die eigentlichen Schätze Kärnten's ehestens kennen zu lernen. Der Zug hält nun. Der Kondukteur ruft: „Station Drauburg, fünf Minuten Aufenthalt." Wir steigen aus dem Waggon und stehen auf einem Plateau, dessen Umgebung eine sehr liebliche von dem Sonnenstrahl nett herausgeputzte Landschaft ist. In das Drauthal hinaus sehen wir die Straße sich verlieren, und treten hier die Ortschaften Unterdrauburg, Witsch, links dicht beschattet Tscherberg mit seinen saftigen Wiesen, dann Leifling und endlich der das Lavant-Thal vom Drau-Thale trennende Wazing rücken in den Vordergrund. Hinter diesem kräftigen Bilde wölbt sich der blaue Azur empor aus dem Gebirgsstocke, der unter andern Gipfeln auch die Ziebitzalpe erkennen läßt. Unmittelbar zu unsern Füßen ist die hölzerne Draubrücke zwischen Steiermark, — wo wir noch stehen — und Kärnten, auf mehreren Jochen ruhend ausgespannt und bildet dieser Fluß eine (selten so stark gekrümmte) Serpentine. Hier mündet die kohlenstaubschleppende Mieß in die grünliche, malerische Drau und erhebt sich vor uns ein Bergrücken, dessen Vorkämpfer der Fettengupf eine äußerst lohnende Aussicht gewährt und auf einem weitern Vorsprunge steht die Wallfahrtskirche „Heiligenkreuz zum guten Rath", zu deren Pforte hinaufzuklimmen schon wegen der überraschenden leicht erreichbaren Rundschau in das bunte Mießling-, Drau- und selbst Lavant-Thal Jedem empfohlen wird.

Mittlerweile hat die Lokomotive ihr drittes Frühstück eingenommen und setzt uns durch einen Pfiff in Kenntniß, daß sie satt ist. Wir steigen ein und setzen uns so, daß wir das linksseitige Wagenfenster benützen können. Nachdem wir durch eine der schärfsten Bahn-

wendungen die Stationsgebäude aus den Augen verloren, trägt uns der Wagen über eine 300 Fuß lange Eisenbrücke von sehr zierlicher, obschon einfacher Konstruktion über die Mieß hinweg und nach Kärnten hinein. Wir werfen einen sehnsuchtsvollen Blick in die Richtung der Windischgrazer Straße und der nächste Augenblick findet uns zwischen zwei steil anlaufenden Felswänden, welche, hin und wieder nackt und grinsend, zum Wagen hereinblicken. Im Allgemeinen aber erfreut uns die Fahrt durch die enge Thalschlucht, welche von der dahinjagenden Mieß durchschäumt wird. An zwei Punkten setzen wir über diesen Bach; die Brücken sind wieder Gitterbrücken und jede 120 Fuß im Lichten weit.

Wer so das erste Mal diesen Weg macht, ahnt nicht im Entferntesten die Entwicklung der Gegend. Eine Viertelstunde (Zeit) nach der Abfahrt aus Drauburg gelangen wir an einen Punkt der Bahn, wo ein Einschnitt in die linkslaufende Bergkette uns die Ursula in reizendstem Gewande und umflossen von zartem Blau erblicken läßt. Wir haben uns kaum von dieser Ueberraschung erholt, als uns ein Rechtssitzender fragt, wie der schöne kahle Berg vor uns heiße. Wir stürzen neugierig hin und da ragt die herrliche Petzen über den schwarzbewaldeten Rücken hervor, der als Vordergrund wieder ein freundliches Thal besitzt, durchwallt von Rauchsäulen aus hohen Schlotten. Wir eilen rasch an Gutenstein und dem Schlosse Gamseneg vorüber, an der Berglehne rechts entlang, daher wir das ganze Thal — ein ehemaliges Seebecken — übersehen. Vor Allem breitet sich jetzt südlich die Ursula mit ihrem durchfurchten Rücken aus, westlich im Thale die Gewerkschaft Prävali, und auf den Anhöhen zwischen diesen Gut Streiteben und die alterthümliche Kirche St. Barbara mit schlankem Thurme. Dicht an dem vierschrötigen Thurme der Pfarre Pfarrdorf vorüberjagend, hält der Zug auf der Station Prävali. Wir besehen uns mit Behagen die hier aufgeführten Stationsgebäude und bedauern nur, daß die Thürme an dem Aufnahmsgebäude nicht entsprechend entwickelt sind. Dann aber ziehen unsere ganze Aufmerksamkeit die ausgedehnten Anlagen der Gewerkschaft auf sich, aus der uns das regelmäßige Gelärme des Gebläses weithin entgegeneilt. Der vor uns hinziehende Bergrücken birgt reiche Kohlenschätze, während ein Blick auf die zurückgelegte Bahnstrecke einen bedeutenden Geldaufwand für Sicherung der Böschungen gegen Rutschungen vermuthen läßt.

Prävali ist zugleich Wasserstation. Das Wasser ist zugeleitet aus einer hochgelegenen Quelle in der Nähe. Wir setzen befriedigt von den bisherigen Natureindrücken die Fahrt fort und befinden uns bald wieder in einem engen Thale, über das uns aber eine Zeit hindurch die Petzen mit ihrem interessant zerklüfteten und zerrissenen Kamme hinauströstet. Wir übersetzen endlich den Stoppargraben mittelst eines hohen, über 250 Fuß langen Viaduktes, der im Bogen und überdieß in der Steigung liegt, und laufen zuerst in einen kurzen Tunnel, und nach einer Viertelstunde in den bei 950 Fuß langen Tunnel am Homberge ein, während die Mieß sich unserm Auge seitwärts entzieht. Und hier müssen wir leider den freundlichen Leser im Dunkeln lassen, und ihn bitten, sich zu gedulden, bis wir die weitere Strecke bis Klagenfurt persönlich studirt haben werden.

Heimatliche Chronik.

So andauernd warme Witterung im Jänner ist in unserm Lande äußerst selten. Nach 50jährigem Durchschnitt ist die mittlere Wärme des Jänner — 4·83° R., in diesem Jahre aber war sie nur — 0·82. Nur an 3 Tagen stieg die Wärme nicht über 0, fiel aber auch an 4 Tagen nicht darunter, sie stieg im Durchschnitt täglich auf 41·51 und fiel auf — 2·61. Seit 50 Jahren war die wärme des Jänner nur im Jahre 1834 so groß, wie heuer (— 79), der dießjährigen Wärme ziemlich nahe kommend waren die Jänner in den Jahren 1853 (— 1·43), 1845 (— 1·20), 1817 (- 1·80). In den Jahren 1845 und 1853 folgte ein kälterer Februar (1845 mit Kälte von — 22°) und kalter März, in den Jahren 1834 und 1817 aber war der darauffolgende Februar und März auffallend warm. Wie excessiv unser Klima ist, wird ersichtlich, wenn wir mit dem vergangenen warmen Jänner den strengen und kalten des Jahres 1858 vergleichen, dessen durchschnittliche Temperatur um 9° niedriger (— 9·89°) war, der nur 1 Tag hatte, wo es thaute und nur 8, an welchen die Temperatur nicht unter — 10° fiel, während sie an 15 Tagen unter — 15° durchschnittlich täglich auf — 13·3 fiel. — Das milde Wetter war heuer übrigens im Jänner über ganz Europa verbreitet. Denn nachdem die Kälte in Moskau und St. Petersburg am 8. Dezember bis — 24.0 gestiegen war, wurden im Jänner in Moskau nur — 11.2°, in Petersburg nur — 7.4° als größte Kälte und selbst in Heparanda (an der Nordküste des botnischen Meeres) nur einmal — 11° beobachtet, während an allen diesen Orten den Monat hindurch Morgens das Thermometer zwischen 0 und — 5° schwankte, im westlichen und südlichen Europa aber mehrere Grade über 0 behauptete.

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. G. R. v. L.-r in Graz: Besten Dank für die werthvolle Gabe. Hrn. Ed. d—sch in Graz: Ihr Schreiben erhalten. Wir rechnen auf das in Aussicht Gestellte. Hrn. B. Ernst K—r. in Graz: Ob ihre Arbeit passe, ist aus dem Vorliegenden nicht zu beurtheilen, wollen Sie gefälligst mehr davon schicken und angeben, wie lang sie beiläufig werden soll? Hrn. R. R. in Görz: Etwas über Seidenbau wäre uns ganz angenehm

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 7 Sonnabend, den 14. Februar **1863.**

Die Vergangenheit und Zukunft unseres Ackerbaues.

(Von Albert v. Hummelauer.)

Ringsum von hohen Alpenketten umschlossen, war die Verbindung unseres Heimatlandes mit den Nachbarländern von jeher sehr erschwert. Die Beschaffenheit unserer Gebirgszüge gestattete Straßen kaum, sich durch schmale Thäler und über oft furchtbare Höhen mühsam, oft gefährlich zu winden, ja selbst die Schifffahrt auf der Drau, bloß stromabwärts möglich, war mit Gefahr verbunden. So war die Kommunikation mit anderen Ländern zwar nicht ganz unmöglich, doch stets mit vielen Unkosten und Gefahren verbunden. Der Handel Kärnten's war auf diese Art wie gelähmt; die Erzeugnisse weniger Fabriken und die Montanprodukte waren der Gegenstand der Ausfuhr, die Einfuhr lieferte das Wenige, was zur Befriedigung der größtentheils bescheidenen Bedürfnisse der Bevölkerung nothwendig war; — die Landwirthschaft, welche in guten Jahren hinreichte, das Volk mit Nahrung zu versorgen, gab ebenfalls dem Handel wenig Beschäftigung, um so weniger, da die schlechten Straßen hier und in den Nachbarländern, nebst der großen Entfernung und dem Grenzzoll gegen Ungarn, die Zufuhr von Getreide erst dann möglich machten, wenn dasselbe bei uns schon sehr hoch im Preise gestiegen war.

So war Kärnten wenig gekannt, oft bis auf den Namen vergessen; sparsam durch persönliche Verbindungen den Bewohnern anderer Provinzen in Erinnerung gebracht, noch sparsamer durch materielle Interessen an dieselben gekettet, war es beinahe durch kein anderes Band an den Kaiserstaat und die Kaiserstadt gefesselt, als durch eine milde Regierung und seine mäßigen Bedürfnisse.

Unter diesen Verhältnissen entwickelte sich auch das landwirthschaftliche Gewerbe in Kärnten auf eine ganz eigenthümliche Weise. Obwohl von der Natur, wie alle Gebirgsländer, mehr für Graswuchs und Viehzucht als zum Getreidebau geeignet, drängte das Bedürfniß der Bevölkerung einerseits, und andererseits die große Entfernung von eigentlich Getreide-bauenden Ländern, der schlechte Weg, der Grenzzoll gegen Ungarn, welche sämmtlich, so zu sagen, eine Garantie unverhältnißmäßig hoher Getreidepreise für Kärnten bildeten, die Landwirthe zur möglichsten Ausdehnung des Getreidebaues; somit war Kärnten in landwirthschaftlicher Hinsicht seiner natürlichen Bestimmung entrückt. Dessen ungeachtet aber, daß man mit Sicherheit annehmen kann, jedes Fleckchen Grund, das zum Ackerbaue geeignet ist, als Acker zu finden, und daß, äußerst wenige Fälle ausgenommen, nur der Grund als Wiese oder Weide benutzt wird, der zum Acker untauglich ist, kommen von dem der Landwirthschaft in engerem Sinne gewidmeten Boden, doch nach dem Katastral-Ausmaß auf 193.932 Joch Weiden und 201.063 Joch Wiesen in Kärnten nur 171.552 Joch Aecker.

Diese geringe Ausdehnung der Ackerfläche mußte den größten Theil der Nahrungsmittel für eine Bevölkerung von circa 300.000 Menschen liefern. Schon aus dem Verhältnisse der Volkszahl zu der Anzahl Joche des Ackerlandes, wonach auf ein Individuum nicht ganz ½ Joch Ackerland kommt, — ein Verhältniß, welches von den höchstbevölkerten und hochkultivirten Ländern Europa's kaum übertroffen werden dürfte — ergibt sich von selbst, daß der Ackerbau, vorzüglich die Bodenbenützung, in Kärnten auf eine Weise verstanden ist, welche sich mit vollem Selbstgefühle den kultivirtesten Ländern Europa's an die Seiten stellen kann. In der That findet man bei uns fast keine Brache; die sogenannten Wirthschaftssysteme, mit festgesetzter, auf Jahre hinaus bestimmter Fruchtfolge, sind hier nur in der Theorie bekannt; der Acker wird jedesmal mit dem Gewächse bebaut, welches er gut zu tragen geeignet ist, oft werden von demselben Acker in demselben Jahre zwei Fruchternten genommen, oder derselbe wird auch zwei bis drei Mal auf Grünfutter benützt. So wird hier, gleich den kultivirtesten Gegenden anderer Länder, nur freie Wirthschaft betrieben. Schade, daß der Mangel an arbeitenden Händen den Ackerwirth fast immer verhindert,



Gewächse die erforderliche Pflege vollkommen angedeihen zu lassen, und ihn vom Anbau mancher vorzüglichen Gewächse abhält.

Auch die mit dem Betriebe der Landwirthschaft verbundenen Nebengewerbe erfreuten sich der durch die oben angedeuteten Verhältnisse bewirkten Garantie verhältnißmäßig hoher Preise; das ausgebreitetste — die Branntweinbrennerei aus Kartoffeln — erhob sich vorzüglich durch die Geschicklichkeit, welche die größeren Brennereien sich im Entfuseln des Branntweines erworben hatten, in manchen Jahren bis zu einer Erzeugung von mehr als 40.000 Eimern 20grädigen Branntwein. Der von den Abfällen gemästeten Ochsen waren bei 2500 Stück. Beides wurde theils in der Provinz verzehrt, theils nach Triest und Italien ausgeführt.

Kärnten ist ein in vieler Hinsicht gesegnetes Land; in seinen reichen Thalebenen wird ein blühender Ackerbau getrieben, höher hinauf zu den es umgebenden Alpenzügen — wo die Unebenheit des Bodens und das kältere Klima dem Ackerbau oft unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen, — überwiegt der Reichthum an Wiesen und Weiden.*) Dort die Fülle der mannigfaltigsten Ackerprodukte, deren Mannigfaltigkeit vor gänzlichem Mißwachs sichert, — hier der Stammplatz unserer vorzüglichsten Rinder- und Pferderacen. Doch sieht man auch in den Ebenen, wo das Ackerbau-Interesse vorwaltet, oft in der Nachbarschaft vorzüglicher Pferde oder Rinder andere durch Hunger oder fehlerhafte Behandlung entartete Thiere, während in der höheren Region die Natur durch die gewohnte freie Bewegung und die reichliche, kräftige Nahrung für die Erhaltung unserer Stammracen sorgt.

Unsere Rinder wurden aber nicht nur als Mastvieh nach Triest und Italien verkauft, sondern es kamen auch alljährlich, besonders im Frühjahre, Viehhändler aus Böhmen und Ober-Oesterreich und kauften schönes Jungvieh — Kalben und Stiere — zur Verbesserung der Rinderracen ihrer Heimat. Auch die k. k. Beschäll-Anstalt trug durch die besondere Auswahl ihrer Hengste viel zur Bildung eines Pferdeschlages für bestimmte Zwecke bei, vorzüglich für Reitschlag und Caroffiers. Diese wurden in großer Anzahl alljährlich zu Remonten und Kutschenpferden für die k. k. Armee angekauft oder nach Italien verhandelt. Sowohl unsere Pferde als Rinder waren daher theuer, doch ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen beliebt, und auch der Producent fand seine Rechnung bei ihrer Aufzucht.

Das landwirthschaftliche Gewerbe befand sich in einem blühenden Zustande. Da kam das Jahr 1848, und mit ihm zugleich begann die Kartoffelseuche, welche Kärnten bis dahin gänzlich verschont hatte, mit Heftigkeit aufzutreten. Es ist ein sonderbarer Zusammenfluß von Umständen, aber seit derselben Zeit waren Mißjahre in ganz Europa sehr häufig; und auch wir können mit Recht behaupten, daß seit dem Jahre 1848 kein total gutes Getreidejahr in Kärnten war. An der einen oder der andern, öfters auch an mehreren Getreidegattungen zugleich, war stets mehr oder minder bedeutender Abgang; dazu kam der Mangel der Kartoffel, welche schon zu einem für den größten Theil der Bevölkerung fast unentbehrlichen Nahrungsmittel geworden war.

Diese Umstände bewirkten ein bedeutendes Steigen der Getreidepreise. Hiedurch wurde es, trotz der weiten Entfernung, möglich, daß Ungarn und Kroatien auf dem kärnt. Fruchtmarkte konkurriren konnten, und da noch überdieß im Laufe der Jahre der Grenzzoll gegen diese beiden Länder aufgehoben wurde, kam von Jahr zu Jahr mehr Getreide aus denselben bei uns zum Verkaufe. Endlich errichteten ungarische Getreidehändler eine Art von Kommandite in Klagenfurt, welche beständige Lieferungen vermittelt. Hiedurch wurde nicht nur dem Getreidehandel aus Ungarn und Kroatien der Weg nach Kärnten gebahnt, sondern *der Preis der kärnt. Getreidefrüchte hängt für die Zukunft unabänderlich von dem Preise des ungarischen Getreides ab.*

Zu dem fortwährenden Mißrathen der Kartoffeln kam zugleich die allmählige Erhöhung der Accise für Branntwein-Brenner, von 9 Kreuzer pr. Eimer Maischraum auf 18 kr., welches für den Metzen zu Branntwein verarbeiteten Kartoffeln durchschnittlich 27 Kreuzer Steuer macht; — hiedurch kamen die Brennereien in's Stocken, die von ihnen betriebene Viehmastung hörte beinahe auf; es kommt kein Geld mehr für Branntwein und Mastvieh, welche sonst in andere Länder verkauft wurden, nach Kärnten, — im Gegentheil, es werden große Beträge für Spiritus an die österr. Fabriken — und noch weit bedeutendere, der fortwährenden Mißernten wegen, für Getreide aus Ungarn und Kroatien verausgabt.

Zu gleicher Zeit steigerten sich die Bedürfnisse der Staats-Verwaltung, die Steuern vermehrten sich ver-

*) Daß das kleine Kärnten nicht zur Erzeugung der vollkommensten Getreidesamen ausnahmslos geeignet ist, ergibt sich schon daraus, daß unser Weizen, mit dem größten Aufwande an Kulturmitteln erbaut, doch kaum die Güte des Banater erreicht, der fast ohne allen Kraftaufwand erzeugt wird, und daß unser Türken nie die Güte des italienischen, kroatischen oder ungarischen erreicht, während im Gegentheile so manche Gewächse, welche in den weiten Ebenen anderer Länder nur strauchartig wachsen, sich bei uns baumartig erheben, und hiedurch die Tendenz zum Blatttrieb und Graswuchs bewahrheiten.

hältnißmäßig. Die Grundentlastung verpflichtete die früheren Unterthanen zu mehr oder minder bedeutenden peremptorischen Baarzahlungen.

Der so hochgesteigerte Geldbedarf zwang die Landwirthe zu Geld zu machen, was nur immer möglich war; viele Waldungen wurden abgestockt, und nicht nur die schönsten, sondern fast alle brauchbaren Pferde wurden theils zu Remonten, theils zu Lieferungen in's Ausland verkauft; hiedurch wurden der Forstwirthschaft wie der Pferdezucht gleich schwer zu heilende Wunden geschlagen. Ganz anders verhielt es sich mit der Rindviehzucht, deren unverwüstbare Grundlage, die Alpen-Region und das Mittelgebirge, immer gleich produktiv, immer dasselbe producirend bleiben, immer fort den Stamm unserer ausgezeichneten Viehraren gleichförmig erhielten, während der mit dem Eingehen der Brennereien immer fühlbarer werdende Mangel an Mastvieh den Preis des Fleisches ungewöhnlich hoch stellte. Da zugleich die Vortrefflichkeit unserer Rindviehracen uns hohe Preise des Jungviehes sichert, und dieses fortwährend von den Händlern anderer Provinzen des Kaiserstaates begehrt wird, so befindet sich die Hornviehzucht fortwährend in einer sehr günstigen Lage.

So haben sich beiläufig die Verhältnisse des landwirthschaftlichen Gewerbes und seines vorzüglichsten industriellen Nebenzweiges in Kärnten im Laufe der Zeiten gestaltet. Nun tritt ein neues Ereigniß hinzu, allgewaltig und unausweichlich wie das Schicksal, in alle Verhältnisse des Lebens, der Produktion, der Industrie und des Handels eingreifend — die Eisenbahn! Da drängt sich dem Landwirthe unwillkührlich die Frage auf: „Welche Wirkung kann die Eisenbahn auf den Betrieb der einzelnen Zweige seines Gewerbes haben, — welche auf den Ertrag desselben?"

Die Aenderungen, welche durch die Eisenbahnen überhaupt im Verkehre bewirkt werden können, gelten mehr oder weniger auch für den Getreidehandel; betreffend folglich das landwirthschaftliche Gewerbe. Sie dürften sich im Allgemeinen auf wohlfeilere Fracht, zuverlässigere Verpackung und größere Geschwindigkeit des Transports erstrecken. Sämmtliche drei Faktoren wirken dahin, die Preise der transportirten Waaren billiger zu machen. Der wirksamste Faktor ist aber die Geschwindigkeit. Dieß zeigt sich vorzüglich, je entfernter die durch Handel verbundenen Orte von einander sind. Betrachten wir beispielsweise den Getreidehandel aus dem Banat nach Wien. Der Transport einer Partie Getreide in früherer Zeit auf der Donau mittelst Pferdekraft, und dann von Wieselburg nach Wien auf der Achse, erforderte durchschnittlich 8 bis 10 Wochen, auf der Eisenbahn dürften acht Tage dazu hinreichen. Ist nun die Waare schon zum Voraus akkordirt und wird sie in Wien gleich am Bahnhof übernommen, so kann das in diesem Handel beschäftigte Kapital sogleich wieder in einem andern Geschäfte verwendet werden, so daß dasselbe Kapital, welches früher 8 bis 10 Wochen in dem Getreidegeschäft wie todt lag, jetzt in derselben Zeit acht Mal in demselben Geschäfte den gleichen Dienst leisten kann. War beispielsweise das Kapital 10.000 fl., so wird es in Zukunft in derselben Zeit, durch fortwährende wiederholte Anwendung, dieselben Dienste thun wie früher ein Kapital von 80.000 fl., und das erwähnte Getreidegeschäft wird nur die Zinsen eines Kapitals von 10.000 fl. zu tragen haben. (Schluß folgt.)

Verarmt.

Ach, wüßtest du, wie heiß ich dir
Für jeden Blick der Liebe danke,
Du gönntest öfter einen mir
Für dieses Herz, das sehnsuchtkranke.

Ach, wüßtest du, wie namenlos
Die Qualen sind, die ich ertrage,
Du mildertest mein dunkles Loos
Und machtest sonnig meine Tage.

Ja, wohl ist traurig mein Geschick
Und Niemand kann den Schmerz ermessen:
Ich bettle jetzt um einen Blick
Wo ich einst Fülle hab' besessen.

Ludwig Jßleib.

Die Knappen vom Pokhart.

Die Knappen vom Pokhart, die treiben's zu toll:
Nie leer ist die Schüssel, der Becher stets voll,
Da wird das Gejodel, die Cither nie stumm —
Da wirbelt der Staub in der Stube herum.

Da klatschen die Karten, da hält man am Schooß'
Die üppige Dirne, und läßt sie nicht los —
Da klappern die Würfel bei Nacht und bei Tag.
Der Himmel ach! weiß, wie das enden noch mag!

—„Genug nun getrunken! auf! Burschen zur Schicht!"
Vom Tisch sich erhebend der Huthmann spricht —
„„Ei! bleibt uns mit Schlegel und Eisen vom Leib!
„„Wir wissen uns besseren Zeitvertreib.""

„„Sitzt nieder nur, Alter! ich bring's Euch noch 'mal
„„Geh' Mädel, und hol' mir 'nen gold'nen Pokal!"" —
—„Die Kanne von Silber, sie wär' dir zu schlecht?"
„„Von Silber! pfui Schande!"" — „o frevelnder Knecht!"

„„Was strozte die Teufe des Polhart von Gold,
„„Wär's uns, die wir's fördern, nicht dienstbar und hold““?
—„Das Gold in der Teufe, das ist eures Herrn“
„„Meintwegen des Teufels! — der Bergherr ist fern.““

—„Wohl ist er verreist, doch ein and'rer ist nah“
„Der straft euer sündiges Schlemmen!“ . . „„Ha, ha!““
„„Mit diesem da oben hat's keine Gefahr —
„„Herr Huthmann, was seid Ihr für'n kindischer Narr!““

—„So komme, was wolle! ich fahre zur Gruft
„Der Erde hinab, aus verpesteter Luft —“
Er spricht's, und entwandelt der Stube hierauf,
Es rufen die Knappen ein spöttisch „Glück auf!“

Nun steht er im Freien, nun blickt er empor
Zum Himmel, der kommt ihm so seltsamlich vor:
Im Osten dort lagert noch Finsterniß dicht —
Schon geht es ge'n Morgen, doch tagen will's nicht!

Die Berge nur drüben, die blinken so weiß,
Als ward über Nacht jeder Gipfel zum Greis' —
Wie Häupter der Menschen, die Kummer und Weh
Urplötzlich bestreut mit des Alters Schnee.

Und fernher ein Rieseln, ein Plätschern so sacht,
Als thaut' es beim Süd in der Frühlingsnacht —
Wenn's rinnt vom Gesimse, von Erker und Dach
Ein Teich jeder Platz, jede Gasse ein Bach. —

Das Rieseln wird Rauschen, das Rauschen Gedröhn —
Als stürzte Lawinenwucht rings von den Höh'n;
Und tiefer und tiefer — ein donnernder Schwall
Geschmolzener Massen, er wälzt sich zu Thal,

Es krachen die Wälder, im Fluthengebraus
Treibt Scheune und Hütte, und Kirche und Haus —
Die Wiesen, die Saaten verschwinden im Nu! —
Nun heißt es brav trinken — nun Knappen Glück zu!

Die Cither verstummt, und der Tänzer hält ein —
Die bebende Hand, sie verschüttet den Wein —
Wer zahlet die Zeche? — denn Alles drängt hin
Zur Thüre verzweifelt! — Da ist kein Entflieh'n!

Schon schlagen die Wasser zusammen, ein Grab
Dem blühenden Leben, der reichlichen Hab'! —
Ersäufet die Schätze in Stollen und Schacht —
Versunken des Thales ergiebige Pracht!

Und wo es einst prangte in Füll' und Genuß,
Da träumt jetzt ein Seelein am Bergesfuß —
Drin schaut man zu Zeiten, wenn's ruhig und klar,
Noch schimmern Gebilde gar wunderbar. —

Ernst Rauscher.

Aus dem Friedhofe.

Novelle von Dr. Fritz Pichler.
(Fortsetzung.)

— Da macht unser Herrgott ein Mittel. Der Kaiser braucht Soldaten, und eh' noch der Müllner die Rosengundi vom Haus schickt, da melden sich zwei blutfrische Soldaten vor der Kammerthür' vom Müllner an. Der Eine ist der Zaunstiegelhanns und der Andere ist der Kirchenkämmerersohn, der auch ein Aug' auf die Gundi hat geworfen gehabt. Der Ober-Richter hat sie zwei an demselben Tag in die Kompagnie einschreiben lassen und jetzt kommen beide, wiewohl sie sich bis auf den Tag todtfeind gewesen sind, jetzt kommen also beide zum Abschied. Wie's zugegangen ist, das könnt Ihr Euch denken, Oberfalkensteiner. Der alte Müllner hat nicht gewußt, soll er lachen, daß der Eine fortkommt, oder soll er weinen, daß es mit dem Kirchenkämmerischen auch am End' ist, oder soll er sich über die Gundi ärgern. Den Einen hat er bei der Thür' hinausgeschoben und mit dem Andern hat er ein gutes Wörtl reden wollen. Aber der junge Kirchenkämmerer hat gemeint: Ei was, jetzt sind wir gleich, wie ein Paar Kupfersechser. Wir schließen die Gundi in unser Herz ein, ein jedem gleich viel, wir denken an sie, wenn wir von der Höh' das letzte Mal herabschau'n auf's Thal, wenn wir in Reih und Glied steh'n, wenn's heißt: „Auf in's Feuer“, und wenn uns das heiße Blei in's Herz brennt, nun in Gottes Namen, dann rufen wir uns noch ein Mal der Gundi ihren Namen zu und sterben zusammen, Arm in Arm. Sollt' aber gerad' Einer übrig bleiben, der soll sie haben. Wir wollen einander nicht schrecken vom Grab aus. Nicht wahr, Hanns?

Ja, Sakrawalt, sagt der Müllner und klopft das mehlige Fürtuch aus, wenn Ihr mir aber alle Zwei wieder daher kommt, dann geht die Metten wieder von vorne an.

Ah, das wird Gott schon fügen, fiel der Hanns mit einem Seufzer ein. Die Gundi ist dabei in einen Stuhl gefallen und hat auch ein bischen ziemlich stark geweint. Ja, Herr Vater, nicht blos ein bischen, sehr stark hat sie geweint Sind ihr die Augen ganz roth geworden, dann hat sie freilich wieder heißen können die Rosengundi. Wie sie wieder aufschaut aus der nassen Schürze, ist kein Kirchenkämmerischer mehr da, kein Hanns mehr. Jetzt war's aus. Da hat der Garten angefangen zu verfallen und nichts ist zu sehen gewesen darin als Brennessel, Wegwart, unsinniges Gestaudicht und schwarze Rettich, die der alte Müllner gerne gegessen hat. Daß er sich den Tod daran gegessen hätt', der Geizhals! Nun aber — daß wir dem Hanns nachgehen — es ist gleich aus, Herr Vater — der Hanns und sein Kamerad die sind gleich beim Iselsberg mit den Franzosen zusammenkommen und kurz und gut, den Hanns hat's getroffen. Gleich nach dem Scharmützl

hat ihn der Kirchkämmerische im Wasen gefunden, den Rock zerfezt und durch Hemd und Haut und Rippen einen Riß, im Schädel eine Kugel über und übervoll Blut. Und auf'm Czako hat er eine Rose gehabt, wie sie in Wald wächst, und da war auch Blut darauf. Der Arme! Was thut aber der Kamerad? Er geht gegen Abend, wo der Himmel selber blutroth ist worden über die Menschen, die sich einander todtstechen und todtschießen, geht zum nächsten Bauer, bittet ihn um Gotteswillen um ein recht tüftiges Roß, sitzt auf, nimmt seinen todten Freund vor sich auf den Sattel und sprengt über Stock und Stein drei, vier Stunden weit in die Nacht hinein. Da geht's durch ein Dorf, dort über ein Wasser, dann in einen stockfinstern Wald, wo die Irrlichter herumglitzen und sich Einen auf den Kopf setzen und die ganze wilde Jagd hinterherteufelt; dann wieder über Steinriesen und zwischen Felsen durch, bei Kirchen und Kapellen und zerfallenen Wegkreuzen vorüber — alles fliegt, als ob's der Wind aufgehoben hält und der Athem vom Pferd wird beinah' glühend. Endlich sieht er von Weitem das Dorf, ein Licht brennt in einem kleinen Fenster. Das war bei mir, ich hab' dieselbe Nacht kein Aug' zuthun können, just als ob mich Einer gebraucht hätt'. Endlich trappelt's draußen an. Ein Klopfer auf die Scheiben. Ich mach' die Thür' auf. Da springt der Hengst hin und her als wie wüthig und ich erkenne den Kirchenkämmerischen. Der ruft: „Da will Einer schlafen bei Euch im Dorf, gebt ihm ein ordentlichen Rasen". Und bringt den todten Soldaten herein und legt ihn auf die Bank neben der Stubenthüre. So, meint er, das Grab zahlt der Müllner und der Gundi sag', ich ließ sie grüßen und küssen und sie soll denken auf mich, sie sieht mich ihr Lebtag nimmer. Und mit dem war er wieder draußen und das Roß ist mit ihm auf und davon. Nur die Funken von den Steinen hab' ich noch gesehen. Jetzt hat es Ruh' gegeben in meinem Haus. Ich hab' mich neben dem Todten niedergelegt — es war ohnedieß fast jede Woche einer mein Kamerad — und bin eingeschlafen. Am andern Nachmittag haben wir ihn begraben, schön, recht schön, das könnt' Euch denken. Der Pfarrer hat selber geweint. Und die Gundi erst! Ja, ja, Oberfalkensteiner, wenn Ihr die geseh'n hättet, das Bild bringt ihr nicht mehr aus dem Sinn. Das freut mich, Vater, daß Ihr so schön zuhört, obwohl Euch die todten Leut' gar nicht interessiren. Ja, mein Gott, so geht's, die todten Leut' haben eine eigene Macht über uns. Wir mögen noch so starrköpfig sein, und hart wie die Felsen und zornmüthig und unnachgiebig, am End' kriegen sie uns doch bei der Falten. Nu, weinen will ich Euch nicht machen, Vater, es ist ja heute so schön blau über den Bergen und die Luft so warm, wie im Frühjahr. So war's auch am selben Nachmittag, wie wir ihn dort hinuntergelassen haben, den armen Burschen, mit dem zerschossenen Kopf. Sind bald Blumen gewachsen über seinem Grab, aber wie die Rosen röther geworden sind im Friedhof, sind die Wangen blaßer worden von der Gundi. Und wie's schon öfter sich zugetragen hat auf der Welt, eh' noch der Schnee ist kommen von den Tauern her, und St. Andren die Eiskappen aufgesetzt hat, ist es auch mit der Gundi aus gewesen. Fürchterlich gestöbert hat's und die alten braunen Blätter aus allen Waldecken zusammengetragen, wie sie die Jungfrauen dahier abgesetzt haben. Die weißen Schleier sind überall herumgeflogen und der Sturm war so hart, daß er Einem das Wasser von den Augen weggefegt hat. Man hat nicht einmal rechtschaffen weinen mögen. Das ist der Fluch vom alten Müllner, haben die Leut' gesagt, weil der Geizhals zu Haus blieben ist und inzwischen die Säck' gezählt hat. Wenigstens haben die Vettern und die Muhmen das durchgesetzt, daß die Zwei nebeneinander zu liegen kommen sind. Jetzt wär' meine Geschicht eigentlich aus. Denn daß in der Mühl seither kein Segen war und das Brod mit dem Mehl von den dortigen Steinen gar nie hat anwachsen wollen, und daß es in der Stuben von der Gundi zu Allerseelen immer jämmerlich geweint und gewehklagt hat, das geht uns eigentlich nichts an, lieber Vater. Nicht wahr? Was gehen uns die todten Leut' an? Wir sind ja alle zusammen für's Erste viel glücklicher d'ran, und für's Zweite sind wir auch viel rechtschaffener. Aber Etwas muß ich Euch schon noch zeigen, damit Ihr seht, was uns Todtengräbern alles für die Augen kommt. Ein Paar schöne Köpf', lieber Vater. Kommt nur her, kommt. —

Und hiemit zog der alte Kaspar den Oberfalkensteiner, der, weiß Gott wie, einmal in's Zuhören und Zuschauen gekommen war, um den Ausbug der Kirche herum und führte ihn durch eine kleine Pforte eines Zubaues über zwei Steinstufen hinab in eine gewölbte Halle. Die Sonne schien hell durch eine längliche Mauerlucke und beleuchtete hunderte von Todtenschädeln, Arm- und Fußbeinen, Rippen und Becken, alle ganz blank und weiß und rein, wie vom Gletscherwind ausgefegt. Der Bauer nahm unwillkührlich den Hut vom Kopf und schaute sprachlos darein.

— Alle, das sind wir? — stotterte er. — Hab' das nie angesehen, weder als Bub', noch als Verheiratheter. Hm, wie das zugeht! Traurige Wirthschaft das

übereinander. Freut mich nicht. Hab' keinen Gefallen daran. Könnte man beinah' Furcht kriegen. —

Der alte Kaspar nahm den Oberfalkensteiner scharf in's Gesicht und schmunzelte. Dann hob er nach längerem Suchen, wobei er seine Pfeife zwischen zwei Rippenbeinen herausholen gemußt, zwei ganz weiße und glänzende Schädel hervor, von denen der Eine durch einen Durchbruch oberhalb der rechten Schläfe, der Andere durch eine Reihe der schönsten Perlenzähne, deren auch nicht einer fehlte, ausgezeichnet war.

— Nicht aufheben, nicht freveln, sagte der Oberfalkensteiner leise.

— Das will ich nicht. Nur das ich Euch sage, die hab' ich gestern Jahr ausgehoben. Sie hatten lang kein Kreuz mehr und es sind andere über sie zu liegen kommen. Ich merke mir die zwei Köpfe, so lang' ich leb'. Will sie auch beisammen lassen hier in Gottes Frieden und will meinem Jungen sagen, daß er sie nie von einander thut. Das ist der Hanns und das ist die Gundi. Gott gib ihnen die ewige Ruh. — Amen, sprach der Oberfalkensteiner und eilte, wie von Kälte geschüttelt, die zwei Stufen hinauf in's Freie.

Da war es inzwischen Abend geworden und man sah rings im Thal die Leute mit vollen Fruchtwagen heimwärts fahren. Der Oberfalkensteiner aber ging sinnend aus dem Friedhof, die Stiege herab und hörte nicht mehr, als ihm der alte Kaspar von der Mauer herab nachrief:

— Grüßt mir die Marie daheim!

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dichter in Oesterreich.

I.

Johannes Senn.

(xyz.) Vor mehreren Jahren wurde in Wien ein Sammelwerk „die Dichter Oesterreich's" veröffentlicht, welches ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Tuche in der Vision Petri hatte, indem es Berufene und Unberufene enthielt. Senn's Name war nicht darin zu finden, gleichviel! es geschah ihm damit keine Unehre und die Zukunft, welche nicht mehr der Mode dient, wird sich veranlaßt fühlen, andere Ranglisten, als die verschwindenden Coterien aufzustellen. Wenn wir hier auf Senn zurückkommen, so ist es nicht bloß, weil wir die Ehrenrettung eines Verschollenen schreiben wollen, sondern weil seine Gedichte gerade für die Kämpfe der Gegenwart von Interesse sind, indem sie einem verzagenden Geschlechte die ideale Höhe zeigen, auf welche der Dichter sein Oesterreich stellen möchte. Die Muse soll außerhalb des Parteihaders stehen, allein ihre Stimme ist stets eine Stimme der Zeit, hinüberhallend in andere Tage, mag sie Zeugniß geben wie die Besten auf dieser und auf jener Seite dachten und die Aufgaben des Vaterlandes erfaßten.

Ueber Senn's Leben wurde bereits in anderen Blättern mehrfach berichtet, wir brauchen hier nur die flüchtigsten Umrisse zu zeichnen. Geboren am 1. April 1792 zu Prutz im Ober-Innthale kam er mit seinem um die Landesvertheidigung hochverdienten Vater frühzeitig nach Wien, wo er sich bald mit den ausgezeichnetsten Männern, darunter Feuchtersleben und Schubert, welcher mehrere seiner Lieder komponirte, in Verbindung setzte. Allein Metternich's Polizei witterte in den harmlosen Zusammenkünften der Freunde eine furchtbare Verschwörung, sie wurden verhaftet, und weil in dem Tagebuch von Einem zu lesen stand „Senn halte er für den einzigen, der für eine Idee zu sterben fähig wäre", so wurde auch dieser eingesperrt. Die Polizei witterte nämlich, daß eine Idee in Oesterreich nichts anderes sein könne, als die Republik. Ueber ein Jahr blieb Senn in Haft, dann wurde er, obwohl man ihm Nichts zur Last legen konnte, mit Schub nach Tirol geliefert. Gebrandmarkt wie er war, konnte Senn nie mehr hoffen, daß sich ihm die Bahn des österr. Staatsdienstes erschließe, verzweifelnd trat er als Einstandsmann in das Kaiserjäger-Regiment, machte den Zug nach Neapel mit und brachte es trotz aller Hindernisse zum Offizier. Stets kränkelnd mußte er den Abschied nehmen und erhielt eine Pension, von der er nicht leben konnte. Er sah sich daher gezwungen, bei Advokaten Schreiberdienste zu thun; längere Zeit arbeitete er in der Kanzlei des nachmaligen Statthalters Fischer, der seine scharfe Auffassung juridischer Fragen rühmend hervorhebt. Senn verkam in der Wüste des Lebens, wie sollte er in Tirol gedeihen, wo man einen Dichter und Gassenjungen als ungefähr auf gleicher Höhe stehend, betrachtete? Wohl lebte zu Innsbruck Flir und Schuler, doch lastete auf Allen der gleiche Druck. Senn beschäftigte sich meistens mit philosophischen Studien und besaß namentlich eine gründliche Kenntniß Hegel's. Im Jahre 1838 veröffentlichte er seine Gedichte; arg verstümmelt von der Censur blieben sie trotz ihres hohen Werthes völlig unbeachtet, weil eben aus Tirol Niemand etwas Gutes erwartete. Ausgezeichnet durch knappe Präcision und Originalität des Ausdruckes sind sie wegen ihres tiefen Gehaltes durchaus nicht für ästhetische Bummler, welche überall nur die Oberfläche berühren, verfaßt. Sein

„Tiroleradler“ ist, getragen von einer tüchtigen musikalischen Komposition, weit verbreitet und wird oft gesungen, nämlich außerhalb Tirol's. Auf seinen Cyklus „Oesterreich's Kaiseraar“ muß man bei dem gegenwärtigen Stande der politischen Verhältnisse in Deutschland neuerdings hinweisen; wir kennen kein großartigeres Gedicht zu Ehren Oesterreich's als dieses. Am bedeutendsten ist wohl der in seinem Nachlasse befindliche Cyklus „Napoleon und das Glück“ — versteht sich Napoleon der Große. — Bis jetzt sind nur Bruchstücke davon veröffentlicht.

Von wissenschaftlichen Arbeiten erwähnen wir die pikanten Glossen zu Göthe's Faust, welche bereits eine zweite Auflage erlebten. Im Nachlasse finden sich handschriftlich noch ungedruckte Abhandlungen „über Hegel's Phänomenologie“ und „zur Geschichte Jesu“, diese angeregt durch das berühmte Werk von Strauß. Geographische Aufsätze, ausgezeichnet durch klare Uebersichtlichkeit, brachten in den Jahren 1832 bis 1846 mehrere Journale. Senn's Name wird, da jetzt allmählig seine Werke bessere Würdigung finden, in der deutschen Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz einnehmen; in Oesterreich hat man alle Ursache ihn nicht zu vergessen.

Man könnte Senn als den Grabbe der Lyrik bezeichnen. Sein Schicksal hat ohnedem manche Aehnlichkeit mit jenem dieses unglücklichen Dramatikers.

Er starb am 30 Sept. 1857. Dr. Adolph Pichler sammelte Beiträge zu einem Grabsteine für ihn; sie fielen so reichlich aus, daß man ihm ein anständiges Denkmal aus weißem Marmor setzen konnte.

Vielleicht entschließt sich einmal eine österr. Buchhandlung, eine zweite Auflage seiner Gedichte, unverkürzt von der Scheere der Censur, herauszugeben.

Bücherschau.

(Der schwarze Gast. Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestanten-Frage von L. Steub. München bei Fleischmann.)

Steub's Name genügt, um das kleine Büchlein zu empfehlen. Es ist voll schalkhaften Witzes und feinen Humors, ohne je zu verletzen und zu beleidigen. Das Büchlein ist nicht etwa bloß für Tiroler berechnet, denn diese lesen bekanntlich außer Gebetbücher und Kalender sehr wenig; jeder Freund einer geistreichen Lektüre wird es befriedigt aus der Hand legen.

Heimatliche Chronik.

Uebeeschau dee Jahee 1861 und 1862 in Bezug auf Kärnten von H. Hermann.

(Fortsetzung.)

(6. April.) Der Kärntner Landtag wird nach einem feierlichen Hochamte in der heil. Geistkirche im Landhaussaale eröffnet. Der neue Landeschef verkündet die A. h. Ernennung des k. k. Feldzeugmeisters Grafen Georg von Thurn Valle-Sassina zum Landeshauptmann, und des Gymnasial-Direktors Dr. Johann Burger als dessen Stellvertreter. Ersterer hält eine Ansprache, die Letzterer im Namen sämmtlicher Mitglieder erwidert. Der Bericht über die Prüfung der Wahlen (der Fürstbischof von Gurk ist, durch Virilstimme berechtigt, anwesend) wird erstattet und ein Comité zur Formulirung der Adresse an Se. Majestät ernannt, in der vorzüglich die Reichseinheit betont wurde. Die weitern Verhandlungen haben die Geschäfts-Ordnung, die Konstituirung des Landtags-Ausschusses, die Beigebung der ihm untergeordneten Beamten, die Bezüge der vier Ausschuß-Mitglieder, ihrer Ersatzmänner wie der Beamten, die Landesfonde und deren Uebergabe in die Verwaltung des Landtages zum Gegenstande.

(11. April.) Als Abgeordnete für den Reichs-Rath werden vom Landtage gewählt: Hofrath Ritter von Tschabuschnigg, Dr. Stieger, Gustav v. Rosthorn, Bezirks-Adjunkt Siegl, Vicedom Mischlwitzer; als Ersatzmänner: Dr. Erwein, Dr. Mothis und Bürgermeister Lax; als Ausschußmänner: Dr. Erwein, Canoval, Landesgerichts Rath v. Hueber und Dr. Burger; als deren Ersatzmänner: Jos. Mayer, Ritter v. Finbenigg, Nagel und v. Lanner; als Mitglieder zur Verstärkung der Kommission zur Berathung und Feststellung des Budgets: Baron Herbert, Baron August Aichelburg, Götz und Noval.

(12., 13. und 15. April.) An diesen Tagen werden im kärnt. Landtage über verschiedene Gegenstände, als: in Betreff der Landesstraßen, der Eisenbahn, des Salzes, der Militär-Einquartierung, der Unterbringung des Geschichts-Vereines und des naturhistorischen Museums, der Unverantwortlichkeit der Abgeordneten Berathungen gepflogen und theilweise Beschlüsse gefaßt. Damit werden die Sitzungen bei Herannahen des Reichstages über Ansprache des Präsidenten vorläufig suspendirt.

(18. April.) Se. Majestät ernennen als erbliche Reichs-Räthe aus Kärnten: den Grafen Anton von Goëß, dann für den Fall der erlangten Großjährigkeit, den Fürsten Heinrich von Rosenberg. Außer diesen Mitgliedern des Herrenhauses werden als Reichs-Räthe für die Lebensdauer aus Kärnten ernannt: der k. k. General-Feldzeugmeister Graf Georg von Thurn zu Valle-Sassina und der Fürstbischof von Gurk, Dr. Valentin Wiery, in Folge der ihm als solchen gebührenden Virilstimme. Bank-Gouverneur Jos. Ritter v. Pippitz, unser Landsmann, nimmt ebenfalls als lebenslänglicher Reichs-Rath im Herrenhause Platz.

(29. April.) Eröffnung des Reichs-Rathes mit feierlichem Gottesdienste, Vorstellung des Präsidenten im Abgeordneten-Hause Dr. Hein, Angelobung der Mitglieder u. s. f.

(1. Mai.) Im Ceremoniensaale der Hofburg halten Se. Majestät die Thronrede an den dort versammelten Reichs-Rath, die erste, die ein Monarch Oesterreich's dort gesprochen. Se. Majestät betonten in längerer kräftiger Ansprache das

Zustandekommen des Verfassungswerkes in konstitutionellen Formen, als Garantie der Lösung aller schwebenden Fragen des Reiches. Diese Lösung werde erfolgen auf Grundlage der möglichst ausgedehnten Selbstständigkeit der Länder, der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches, der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung. Ferner drückte der Monarch die Friedenshoffnungen aus. Die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte werde gelingen. Maßregeln zur Unabhängigkeit der Bank sollen getroffen, verschiedene Gesetz-Entwürfe vorgelegt werden. Eine Anrufung der alt-österr. Treue und Hingebung wurde mit besonders lebhaftem Freudenausdruck aufgenommen. Die Verfassung vom 26. Febr. muß das unantastbare Fundament des einigen, untheilbaren Kaiserreiches bleiben!

Diese Worte, dieser Schlußsatz des Monarchen hätten ihre volle Erfüllung bereits gefunden, wenn nicht Ungarn, Kroaten, Italiener und Siebenbürger von der Beschickung des Reichstages sich enthalten hätten. Für Kärnten hatte dieß die Folge, daß alle von hier aus dort angestellten Beamten und Lehrer dort entfernt, die österr. Rechtsgesetze aufgehoben wurden, und diese Rechts-Unsicherheit im Handel und Wandel auf den Verkehr hemmend einwirkte. Die Nothwendigkeit, die italienischen Provinzen mit Waffengewalt niederzuhalten, nimmt unsere Geldkräfte außer Verhältniß in Anspruch und hat die fortdauernde Aufstellung einer ungewöhnlichen Streitmacht in Kärnten zur Folge.

Diese Verhältnisse sind der Grund, warum im Abgeordneten-Hause statt den berufenen 343 nur 200 Mitglieder tagen; die als die absolute Mehrzahl über die Angelegenheiten des Reiches beschließen.

(6. Mai.) Die hiesige Handels-Kammer berathet auf Anregung des Finanz-Ministers den Gegenstand ob der Monturstücker, Gewehrfabrikation, Kontrolspflichtigkeit bei verschiedenen Waarengattungen u. s. f. und beweiset so ihren praktischen Beruf. Für das heimische Handwerk und technische Unterrichtswesen in Kärnten wirkt sie durch die Errichtung und Erhaltung der Maschinen-Lehrwerkstätte an der Realschule zu Klagenfurt.

(1. Juni.) An diesem Tage beginnt die selbstständige k. k. Landes-Behörde für Kärnten ihre Amtswirksamkeit.

Der kärnt. Landes-Ausschuß hält fort und fort, gewöhnlich wöchentlich ein Mal, seine Sitzungen, wovon der ersten noch der Landeshauptmann Graf Thurn präsidirte, nachhin sein Stellvertreter Dr. Burger. Er verhandelt alle die tausenden unverschieblichen Landes-Angelegenheiten und bereitet für den künftigen Landtag das Materiale vor. Die Verhandlungen erscheinen in den Landeszeitungen in Druck.

(7. Juli.) Graf Thurn wird von Sr. Majestät auf sein Ansuchen von dem Posten eines Landeshauptmannes in Kärnten in Gnaden enthoben und an dessen Stelle Graf Anton Goëß, k. k. Major in der Armee und k. k. Kämmerer, ernannt, ihm in der Folge die Würde eines k. k. geheimen Rathes verliehen.

(12. Juli) Minister Graf Wickenburg beantwortet die am 5. Juli an ihn gerichtete Interpellation des Abgeordneten Ritter v. Tschabuschnigg wegen der Kärntner-Bahn, worauf das dießfällige Central-Comité am 17. Juli die eigentlichen Ursachen der Auflösung der auf Aktien begründeten Unternehmung in einer Denkschrift an denselben auseinander setzt. Die näheren Angaben enthält Scheließnigg's 1862 bei Leon in Klagenfurt erschienene Broschüre „Beiträge zur Geschichte der Kärntner-Eisenbahn bis zum Uebergange derselben an die neugebildete süd-österreichische Eisenbahn-Gesellschaft“. Das Jahr 1861 endete, ohne daß sonstige auffallende Begebenheiten im Lande seinen fernern Lauf bezeichneten. Der Landtag erlitt während der Dauer des Reichstages seine gebothene Unterbrechung und dieser kam mit der großen Frage der Konstituirung nicht zum Abschluß. Die ungarischen Angelegenheiten, die Verhandlungen über das Gemeinde-Gesetz, die Gerichts-Organisation, das Preß-Gesetz, über das Briefgeheimniß, das sogenannte Religions-Edikt, die Gewerbe-Ordnung, das Vergleichs-Verfahren, das Immunitäts-Gesetz bildeten einen überreichen Stoff zur Debatte beider Häuser, so daß die ungelöste Finanz-Frage, mit der am Schluße des Jahres eine eigene Kommission betraut wurde, es nothwendig machte, den Staats-Voranschlag im Verordnungswege festzustellen.

Dieses die Lage des Reiches und seine Neubildung, an welcher Kärnten sowohl unmittelbar durch seine Abligaten, als mittelbar durch das stete aufmerksame Verfolgen ihres Ganges den lebhaftesten Antheil nahm.

Das Jahr 1861 kennzeichnete sich übrigens als Kometenjahr durch eine außerordentliche Hitze und Trockenheit, welche dem Gedeihen des Getreides auf Höhen und dürrem Boden und am meisten dem Wieswachse nachtheilig war; nur auf dem politischen Felde wucherte manches Bilsenkraut mächtig empor. Viele Waldbrände wurden im Laufe des Sommers wahrgenommen und die Orte St. Georgen im Katschthale, Ettendorf, Merfelding, theilweise Hohenfeld u. a. m, mit Kirchen, Häusern und Wirthschaftsgebäuden wurden ein Raub der Flammen.

Verschiedenes.

(Ein Handbuch ungarischer Bibliographie.) Der bekannte K. M. Kertbeny unternimmt die Ausarbeitung eines ungemein weitschichtigen Werkes, indem er die Herausgabe eines auf neun Bände berechneten „Handbuches der ungarischen Bibliographie von 1473 bis 1863“ beginnt. Wie der Prospect besagt, sammelt er dazu schon seit zwanzig Jahren Material, auch ist er nicht allein auf sich gewiesen, sondern erfreut sich der Mitwirkung verschiedener seiner Landsleute und Fachgenossen. Die einzelnen Bände werden sich betiteln: „Die Weltliteratur in der ungarischen und die ungarische in der Weltliteratur“, „die ungarische Nationalliteratur von 1535 bis 1863“, „die wissenschaftliche Literatur der Ungarn“, „die romanische Literatur Ungarn's“, „die germanische Literatur Ungarns'“, „die slavische Literatur Ungarn's“, „Repertorium der periodischen Schriften in ungar. Sprache“, „Repertorium der periodischen Schriften Ungarn's in fremden Sprachen“, so wie „Katalog der Musikalien, Karten, Porträts und sonstigen Kunstartikel“. Man erhält durch diese Titel zugleich einen Ueberblick über den Inhalt und einen Begriff von der durch Kertbeny gewählten Eintheilung.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 8 Sonnabend, den 21. Februar **1863.**

Die Vergangenheit und Zukunft unseres Ackerbaues.

(Von Albert v. Hummelauer.)

(Schluß.)

In anderen Fällen, wo die Geschwindigkeit der Bahn gegen das bisher gewöhnliche Transportmittel nun das Vierfache ist, werden mittelst der Bahn diese 10.000 fl. den Dienst leisten, wie früher 40.000 fl. Denkt man sich nun das projektirte Eisenbahnnetz über die gesammte Monarchie vollendet, so wird das bisher im Handel verwendete Kapital durch die wenigstens vierfach beschleunigte Cirkulation die vierfache Wirksamkeit erreichen, die Geschäftsthätigkeit, welche bisher vorzüglich durch den Mangel an disponiblem Kapital gelähmt war, wird sich mit ungeheurer Schwungkraft heben, und neue Unternehmungen jeder Art werden neues Leben, neue Thätigkeit, neue Gewinnste schaffen. Diese Wohlthat der beschleunigten Cirkulation des Geldes wird sich nicht bloß auf die Gegenden erstrecken, welche eine Eisenbahn unmittelbar berührt, sondern ein Geschäft wird das andere nach sich ziehen, und selbst auf die entlegensten Punkte einwirken, wo nur immer Produkte erzeugt werden, welche für andere Gegenden wünschenswerth sind. Hiedurch mag sich vielleicht die überraschende Erscheinung erklären, daß bisher in allen kultivirten Ländern, welche durch Eisenbahnen mit einander verbunden wurden, kein bedeutendes Sinken der Preise bemerkt wurde.

Diese durch den erleichterten Verkehr der Geldcirkulation gebotene Beschleunigung wird aber gewiß nicht ohne die erfreulichsten Folgen auf die gegenwärtig so drückenden Geldverhältnisse bleiben.

In dieser letzterwähnten Rücksicht dürften sich die Verhältnisse Kärnten's durch die Eisenbahn auf etwas verschiedenere Weise gestalten; denn es handelt sich vor der Hand, insoferne nämlich die Bahnstrecke von Marburg nach Klagenfurt zuerst vollendet wird, nicht nur um die Verbindung mit Ländern alter Kultur, an welche Kärnten nur wenig abzugeben, und vorzüglich Industrie- und Fabriksprodukte zu empfangen hat, sondern hauptsächlich um seine Verbindung mit der Orientbahn, und hiedurch mit Pesth und Ofen, dem Herzen Ungarn's, in welchem alle kommerziellen Adern dieses gesegneten Königreiches zusammentreffen.

Die Verbindung mit diesem Lande, dessen unermeßliche noch ungeschwächte Naturkraft die herrlichsten Produkte des Ackerbaues mit möglichst geringer Anwendung von Arbeitskraft im reichlichsten Maße und von vorzüglichster Qualität hervorbringt, kann für den Ackerbau Kärnten's nur gefährlich werden. Den Beweis dieses Satzes giebt die tägliche Erfahrung des Einflusses, welchen die gegenwärtige, noch nicht sehr bedeutende Zufuhr aus Ungarn, mit kostspieligen Transportmitteln betrieben, auf unsern Getreidemarkt ausübt. Dieser Einfluß wird für den kärnt. Ackerbau am drückendsten sein, so lange die Kärntner-Bahn nicht weiter als bis Klagenfurt oder Villach geht, folglich nur den Import von Ackerbauprodukten erleichtert, ohne den Export derselben zu ermöglichen und ohne auf die Neubelebung der Geschäftsthätigkeit und die Cirkulation des Geldes den Einfluß ausüben zu können, welcher eine unwidersprechliche Folge der vollendeten Bahn sein muß.

Aber dieser Nachtheil trifft nicht ganz Kärnten! Wir haben früher bemerkt, daß es die ausgebreiteten Thalebenen sind, welche sich vorzüglich mit dem Ackerbau beschäftigen, wo folglich auch die Aecker in bei weitem überwiegenderem Verhältniß zu den Wiesen vorhanden sind, während im Mittel- und Hochgebirge das gerade umgekehrte Verhältniß stattfindet. Die Interessen beider Landestheile sind demnach beinahe entgegengesetzt. Der Nachtheil, welchen die Eisenbahn durch die erleichterte Zufuhr von Getreide jeder Art den Ackerbauern zuzieht, trifft folglich die Viehzüchter nicht, ja! er bringt Letztern sogar in manchen Fällen Vortheil; dieß trifft zugleich die Gewerbe, welche in diesen hohen Regionen in so gedeihlichem Betriebe stehen.

Auch auf die Preise des Branntweines und Spiritus in Kärnten kann der Einfluß der Eisenbahn nur nachtheilig einwirken, so zwar, daß der fabriksmäßige Betrieb derselben mit erkauften Kartoffeln, wenige Fälle ausgenommen, wohl nicht mehr stattfinden dürfte, ja, es sich kaum mehr auszahlen wird aus selbst



geernteten Kartoffeln Branntwein zu erzeugen. Dieß kann in Zukunft bloß noch im Interesse der Viehzucht oder Mastung geschehen, wird aber auf wenigstens die Hälfte des früheren Betriebes beschränkt werden. Die Wunde, welche hiedurch dem Vermögen des Landes geschlagen wird, ist nicht so geringfügig als mancher vielleicht bei oberflächlicher Betrachtung glauben dürfte, da in den Jahren des besten Betriebes der Brennereien für in's Ausland verkauften Spiritus und Mastvieh circa 200.000 fl. in das Land gezogen wurden. Um diesen Betrag wurde das Vermögen und der Geldvorrath des Landes von Jahr zu Jahr vermehrt; in Zukunft wird nicht nur diese Summe alljährlich dem Lande entgehen, sondern noch ein gleicher Betrag jährlich für Spiritus in andere Provinzen verausgabt werden.

Ganz anders als beim Ackerbaue stellt sich der Einfluß der Eisenbahn auf die Viehzucht, das heißt in Bezug auf Kärnten vorzüglich die Rindviehzucht heraus. Hier hat Kärnten keine Konkurrenz zu besorgen! Wer ungarische Rinder zur Zucht brauchen kann, kann kärntnerische nicht brauchen, und umgekehrt. Die physische Beschaffenheit beider Länder ist so himmelbreit von einander verschieden, daß das naturwüchsige Rind des einen, durchaus nicht für die Verhältnisse des andern paßt. Das ungarische Rind hat einen zur schnellen Bewegung auf den weiten Ebenen der Pußten unentbehrlich leichten Bau und verhältnißmäßig geringere Mastungsfähigkeit, — das kärntnerische des Mittelgebirges hingegen, ist zu langsamer mühsamer Bewegung bestimmt, welche mehr Kraftaustrengung bedarf, daher auch von schwerem Körperbau, der nicht nur die Fähigkeit hat, mehr Fleischgewicht zu erlangen, sondern auch besser zum Fettansatz geeignet ist. Die kärntn. Kühe sind zu dem von jeher an ein weiches, leichtverdauliches Futter gewöhnt, daher an Milch viel ergiebiger, hierin liegt der große Vorzug, welchen das kärntn. Rind für Gegenden hat, wo Milch, Fleisch und Fettproduktion Hauptzwecke der Viehhaltung sind.

Das kärnt. Rind hat also die Konkurrenz des ungarischen Viehes nicht zu fürchten, dann aber trägt auch das Zurückgehen des Betriebes der Kartoffelbrennereien viel zur Vertheuerung des Mastviehes und indirekte auch des Zugviehes bei.

Wir haben also noch auf Jahre hinaus Hoffnung, die guten Fleischpreise, wie bisher, zu behalten, um so mehr, wenn es uns gelingt, durch zweckmäßige Behandlung und Fütterung unsere Rindviehraren so herzustellen, daß sie für Fremde wünschenswerthe Kaufobjekte bilden. Fremde kaufen in der Regel nur junge Thiere, Kalben von 2 bis 3 Jahren, welche durch ihre schöne Gestalt und Größe, Hoffnung zu einer guten Zucht geben, — weniger Terzen; und da der Handel mit Hornvieh in entfernte Gegenden durch die Eisenbahn merkwürdig befördert wird, indem dabei nicht nur die Schnelligkeit und Sicherheit des Transportes, sondern auch die Ersparung an Futter während der Reise in Anschlag gebracht werden muß, so dürfte es kaum zu bezweifeln sein, daß die kärntn. Rindviehrare, mit gehöriger Sorgsamkeit kultivirt, auf diese Weise ein Gegenstand des Ausfuhrhandels werden wird, so wie es jetzt das Schweizer, Tiroler, Mürzthaler Vieh ist. Dasselbe Ungarn, dessen wohlfeiles Getreide uns jetzt Nachtheil bringt, wird dann in dem Maße, als seine ackerbauende Bevölkerung zunimmt, und Fleisch und Milchprodukte mehr Bedürfniß derselben werden, die Vorzüge unserer Rinderraren erkennen und unser Abnehmer werden.

In den Vortheilen, welche der Rindviehzucht jetzt zukommen, und für die Zukunft prognosticirt werden können, dürfte auch ein Hauptmittel enthalten sein, unserer Ackerbau-Bevölkerung aus der sie bedrohenden Kalamität zu helfen. Der Landwirth begehrt durch die Bearbeitung seiner Grundstücke nicht Weizen, Roggen, Türken ꝛc. ꝛc. zu erzielen, sondern Geld. Durch welchen Anbau er dieß am meisten und nachhaltigsten erreichen kann, diesen soll er betreiben. So lange die Eisenbahn von Marburg nach Klagenfurt noch nicht an die Orientbahn oder an die, welche von Ofen an die Südbahn gehen soll, angeschlossen ist, dürften unsere Getreidepreise noch leidlich bleiben; wie aber dieser Anschluß erfolgt ist, wird unser Getreidebau durch den ungarischen erdrückt werden. Da tritt der Zeitpunkt ein, wo die Viehzucht bedeutend mehr Gewinn abwerfen wird, als der Ackerbau. Die Umgestaltung der Aecker in künstliche Wiesen mittelst der Besäemung mit gut gewähltem Grassamen, gibt, wie die Erfahrung schon bei uns hinlänglich erwiesen hat, reichlichen Ertrag des besten Futters. Hiedurch kann die Verbesserung und Vermehrung des Rindviehstandes sehr leicht begründet werden. Es ergibt sich aber daraus noch ein anderer doppelter Vortheil. Die durch die Anlage künstlicher Wiesen verminderte Ackerfläche muß durch den aus dem vermehrten Futtermaße erzeugten Zuwachs an Dünger viel mehr Kraft bekommen, um so viel mehr und bessere Ackerprodukte beinahe ohne Vermehrung von Arbeit tragen, folglich einen bei weitem höheren Grundertrag abwerfen. Die viel weniger Arbeit erfordernde Bearbeitung der zu Wiesen umgelegten Aecker wird dem Ackerbauer gestatten, sein Dienstgesinde zu vermindern, folglich seine Wirthschaft mit viel geringerer

Regie zu administriren. Durch diese beiden Vortheile, wozu der Ertrag des vermehrten Viehstandes kommt, dürfte leicht der Nachtheil ersetzt werden, welcher durch die gesunkenen Fruchtpreise den Ackerbau treffen wird.

Wir sprechen hier vorzüglich von Rindviehzucht, weil es scheint, daß, so lange Kärnten Pferde von einer bestimmten Größe stets um ein Bedeutendes wohlfeiler verkauft werden, als Gestütspferde von gleicher Höhe, der Vortheil wohl auf der Seite der Rindviehzucht bleiben dürfte.

Dieß ist jedoch Gegenstand einer besondern Bilance, welche sich Jeder selbst ziehen mag.

Man hat sich oft darüber gewundert, daß bei der unstreitig so hoch stehenden Bodenkultur in Kärnten, der Bau der Handelskräuter hier fast gar nicht betrieben wird. Die Ursache scheint uns auf der Hand zu liegen. Der Bau der Handelskräuter fordert viel disponible Arbeitskraft und Dünger. In den Thalebenen Kärnten's war der durch die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Wiesen beschränkte Viehstand kaum im Stande, den zu dem angestrengten Getreidebau erforderlichen Dünger zu liefern, auch mangelt es durchaus an Händen. Durch die angedeutete Umgestaltung der Ackerwirthschaften dürften Beide gewinnen und die Einführung dieses höchst einträglichen Baues ermöglicht werden. Hiedurch würde dem kärnt. Ackerbau die Quelle eines sehr einträglichen Ausfuhrhandels eröffnet, der nur da bestehen kann, wo Produkte gewonnen werden, welche an andern Orten gebraucht werden.

Kärnten hat auch hierin einen bedeutenden Vorsprung, da unsere aus vollem Grunde im ganzen Lande hochverehrten Gebrüder v. Moro den Anbau von Handelskräutern schon seit vielen Jahren betreiben und, wie in allen Dingen von patriotischem Interesse, auch hier gewiß thätig und ohne Eigennutz Jedermann zu helfen bereit sein werden.

Die Thalebenen Kärnten's befinden sich in einer ähnlichen Lage, wie das Niederland des Kantons Bern zu der Zeit, als die Eisenbahn aus dem Großherzogthum Baden dahin im Baue war. Bis zu dieser Epoche war das Berner Niederland fast bloß ackerbautreibend; man fürchtete durch das wohlfeile Getreide, welches aus dem Badischen und dessen Nachbarländern eingeführt werden sollte, erdrückt zu werden. Verständige Landwirthe fingen damit an, einen großen Theil ihrer Aecker in künstliche Wiesen umzugestalten; sie verlegten sich mehr auf Viehzucht, deren Produkte in's Ausland gehen und Futterbau.

Die vermehrte Dungkraft gestattete den Bau von Handelskräutern, der ebenfalls viel Geld bringt. Der Ertrag der Landgüter, welcher in der Zeit des Ueberganges aus dem früheren zu dem neuen System zu sinken begann, stieg durch die angewendeten Mittel über alle Erwartung; dieß dürfte auch das Schicksal unserer Ackerbauer sein, wenn sie Muth und Kraft genug haben, den bezeichneten Weg zu betreten, und je früher sie es thun, desto besser, denn um so leichter wird der Uebergang sein.

Ueber das Wasser als Symbol.

Studie von Dr. F. Krones.

I.

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser:
„Vom Himmel kommt es
„Zum Himmel steigt es
„Und wieder nieder
„Zur Erde muß es
„Ewig wechselnd."

Indem ich die Anfangsverse der Dichtung Göthe's: „Gesang der Geister über den Wassern" an die Spitze dieser Studie stelle, glaube ich damit die bedeutsame Rolle des Wassers als Symbol des vielgestaltigen Menschenlebens und seiner Seelenvorgänge im Bereiche unserer Dichtung in schönster und treffendster Weise betont zu haben. Denn in der That hat kein Dichter die geheimnißvolle Wechselbeziehung zwischen Natur und Menschendasein tiefer ergründet und reicher darzustellen verstanden, als eben Göthe, der von des Lebens Höhe diese beiden engverwandten Gebiete durchforschte und mit der Hand des schönfühlenden Dichters und Sehers den durchsichtigen Schleier des Symbols um ihre Erscheinungen wob.

„Mahomet's Gesang" oder der „Strom", die Zwillingsschwester jener Dichtung, die schwungvollste Hymne auf ein großes Menschendasein, auf den schaffenden Genius im Bilde der Stromentwicklung, — bietet uns den symbolischen Gehalt verdeckt, der im „Gesange der G. ü. d. W." offen zu Tage liegt. Während aber hier das Menschendasein in seinen individuellen Gegensätzen betont erscheint, haben wir dort die einzelnen Entwicklungsstufen eines einzelnen Menschenlebens, von seiner Wiege: den wolkennahen Klippen — bis zur Schwelle der Ewigkeit: dem Ocean auseinandergelegt.

Diesen Grundgedanken verwerthet auch Freiligrath in einem lyrischen Ergusse der weihevollen Stimmung und zwar in Nr. 5 der „Sandlieder", wo es heißt:

„Gleich ich dem Strome, welcher tief
„In einem Waldgebirg entsprungen
„Durch Länder und durch Reiche lief
„Und bis zum Meere vorgedrungen?

„O that ich's — Mann geworden jetzt
„Begrüßt den Braus des Meers der seine
„Und doch in ewiger Jugend netzt
„Sein Quell die Wurzeln heiliger Haine.“

Hier haben wir zugleich das Ununterbrochene der Segnungen eines thatenreichen, menschlich reinen Lebens, die Kontinuität humanen Schaffens gezeichnet.

Lenau's Doppeldichtung: „Verschiedene Deutung“ I. II. macht auch den Strom zum Bilde des Lebens: In seinen Wellen und Tropfen, die zerstäubend und verfliegend das Himmelslicht wiederstrahlen, zittert die Geschichte unsers armen, beschränkten „Ich“.

„O Freund auch wir sind trübe Wellen
„Und unser Ich es muß zerschellen,
„Nur stäubend in die Luft zergangen
„Wird es das Irrlicht empfangen.“

Am durchgearbeitetsten erscheint das Sinnbildliche in Lenau's „See und Wasserfall“ und „Niagara“.

Dort sagt der Dichter am Schluße, um die harmonische Einheit zwischen ruhiger Sammlung und rascher That als Nothwendigkeit bleibenden Schaffens anzupreisen:

„Du sollst gleich jenem Bach
„Betrachtend dich verschließen
„Dann kühn, dem Bache gleich
„Zur That hinunterschießen.“

Hier — hat der wahrste Poet des Weltschmerzes sein eigenes Geschick ahnungsvoll symbolisirt;

„Wo des Niagara Bahnen
„Näher zieh'n dem Katarakt,
„Hat den Strom ein wildes Ahnen
„Plötzlich seines Falls gepackt.

„Erd' und Himmel unbekümmert
„Eilt er jetzt im tollen Zug.
„Hat ihr schönes Bild zertrümmert
„Das er einst so freundlich trug.“

Den uralten Vergleich zwischen „Leben“ und „Schiffahrt“ wendet Göthe ebenso tiefsinnig als wahr und lebendig zunächst in der Dichtung „Seefahrt“ an; worin er den Dichter, den Mann der schönen That aus dem Hafen schlaffer Ruhe in das Meer des Lebens bei Sonnen- und Sternenlicht steuern läßt. Von „gottgesandten Wechselwinden“ herum getrieben; aber treulich zustrebend dem Lebenszwecke auch auf dem schiefen Wege „vom Sturm“ verschlagen „weg vom Glück“ und bejammert von Freunden und Lieben „am sichern Ufer“ „steht er männlich am Steuer“ — —. Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe — „Und vertrauet, scheiternd oder landend, seinen Göttern“. Im schönen Gegensatze hiezu findet sich in den „Götter und Menschen“ jene Stelle, die uns die Vergänglichkeit und Beschränktheit unseres Erdenwallens darthut:

„Was unterscheidet
„Götter und Menschen
„Ein ewiger Strom
„Wandelt vor ihnen
„Uns hebet die Welle
„Verschlinget die Welle
„Wir sinken“.

In mitten beider die Bestrebung und Begrenzung des Lebens ermessenden Dichtungen bewegt sich der Gehalt des Gedichtes „Geisteszruß“ als gemüthvolle Apotheose menschlichen Daseins:

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh' —
„Und Du, du Menschenschifflein dort,
„Fahr immer — immer zu.“

So spricht der bedeutende Mensch, von der Abendhöhe des Lebens über das Leben selbst.

Auch Schiller's „Sehnsucht“ bedient sich des geläufigen Bildes zur Veranschaulichung des idealen Zuges im Menschenbewußtsein:

„Einen Nachen seh' ich schwanken
„Aber ach! der Fährmann fehlt,
„Frisch hinein und ohne Wanken!
„Seine Segel sind beseelt“ . . .

Lenau's „Selbstmord“ dagegen erscheint als Ausdruck der düstersten Lebensanschauung, worin das zum „Schiffbruch“ verdammte „zage und wilde Menschenherz“ den ungerechten Tadel der „andern Schifflein“ warnend zuruft:

„Hütet Euch, ihr andern hütet!
„Denkt an eu'rer Fahrten Rest,
„Denn die Nacht der Zukunft brütet
„Manchen Sturm im dunklen Nest!“

II.

In den Kreis der Dichtungen, die das Menschenleben symbolisch in die Erscheinungsweise des Wassers kleiden, gehört auch Frankl's Poem: „Menschenloose“. Es ist die Lebensgeschichte von vier Wassertropfen, deren erster im Sonnenscheine und auf Blüthen schwelgend verfliegt, der zweite in schützende Muschel gebannt zur Perle wird, während der dritte auf glühendes Eisen fallend rasch verfliegt und der letzte schon in den Lüften zerstäubt „eh' er zur Erde fiel“.

W. Wackernagel hinwider erzählt uns in seinem Gedichte: „Nur ein Leben“:

„Ein Tropfen fällt, es klingt,
„Das Meer nur leise,
„Die Stelle wird umringt
„Von Kreis zu Kreise.

„Und weiter immer weiter —
„Nun ruht es wieder —
„Wo kam der Tropfe her?
„Wo fiel er nieder?

„Es war ein Leben nur
„Und nur ein Sterben
„Und kam auch eine Spur
„Sich zu erwerben."

Die Gegensätze der Lebensanschauungen bietet Tanner's „Gerede der Wellen" in gehaltvoller Kürze:

„Eine Welle sagt zur andern:
„Ach wie rasch ist dieses Wandern!
„Und die zweite sagt zur dritten:
„Kurz gelebt, ist kurz gelitten!

A. Grün dagegen versinnbildet die Alles ausgleichende Gewalt des Lebens in der blühenden Dichtung; „am Strande".

„O Meer, o Meer, so licht und mild,
„Wie gleichst du so ganz dem Meere!"

Der reiche Kaufmann, der netzeflickende Fischer, die frohe Braut, die ihre Rosen und die gramvolle Maid, welche ihre Thränen dem Meere anvertraut, haben die Gegensätze des Menschenlooses zu vertreten; doch:

„Fort wogt das Meer und überklingt
„Das Jauchzen und das Stöhnen —
„Fort wogt das Meer und überklingt
„Die Rosen wie die Thränen!

Mit besonderer Vorliebe wählt der Dichtergeist die geheimnißvolle Meerestiefe zum Symbole des Herzens und der Seele, in deren Grunde unbekannte Schätze und kostbare Trümmer ruhen, wie dieß die Sage aller Völker kultivirter Küstenlande vom Meeresgrunde — im materiellen Sinne — überliefert. In stimmungsvollster Weise durchgeführt finden wir dieß in W. Müller's „Vineta". Wie die uralte Wunderstadt (Vineta v. Julie) im Meeresgrunde, so tief begraben ist auch die Liebe im Herzen des Dichters, und wie die Zinnen Vineta's an die Oberfläche der ruhigen See ihren Widerschein senden, so malen sich auch die Trümmer jener schönen Gefühlswelt im Spiegel wehmuthsanfter Erinnerung:

„Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
„Mich versenken in den Wiederschein,
„Und mir ist's als ob mich Engel riefen
„In die alte Wunderstadt hinein!

Und Heine bietet in der dichterischen Prosa seiner Reisebilder ein ähnliches Bild seines Wesens: „Man sagt, unfern dieser Insel, wo jetzt nichts als Wasser ist, hätten einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden, das Meer habe sie plötzlich überschwemmt, und bei klarem Wetter sehen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchthürme, und mancher habe dort in der Sonntagsfrühe sogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geschichte ist wahr, denn das Meer ist meine Seele."

Kürzer und schöner, außerdem fern aller störenden Koquetterie, die leider so oft Heine's Dichtungen verzerrt, spricht er den Vergleich in dem bekannten Liede: „Du schönes Fischermädchen" . . . aus:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
„Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
„Und manche schöne Perle
„In seiner Tiefe ruht."

So ruft auch Geibel in der Dichtung „Siehst du das Meer?" mit stolzem Schmerze aus: „Das Meer bin ich!" Gleich wie sich die Perle in der Nacht der Wogen birgt, so blutet schweigend des Dichters dunkles Herz in „verborgener Kraft". —

Aber auch im Strombette ruhen Schätze verschollener Herrlichkeit, und so lehnt sich Immermann's Dichtung „am Rhein" an die Sage vom versenkten Hort der Nibelungen, wenn er Herz und Liebe mit dem Rheinstrome und dem Schatze vergleicht:

„Mir ward in's Herz gesenket
„Ein Schatz gleich wie dem Rhein,
„Er ist darin ertränket,
„Wird ewig drinnen sein".

Dem Strome selbst, als Symbol himmlischen Friedens, himmlischer Heiterkeit angewandt, begegnen wir im ersten Gesange der Klopstock'sche Messiade, wo es heißt:

„Durch den glänzenden Weg, der gegen die Erde sich wendet,
„Floß seit ihrer Erschaffung, am Fuß des Thrones entspringend,
„Einst nach Eden ein Strom der Himmelsheitre hinunter.
„Ueber ihm oder an seinem Gestad', erhoben von Farben,
„Gleichend den Farben des Regenbogens, oder der Frühe,
„Kamen damals Engel, und Gott, zu vertraulichem Umgang
„Zu den Menschen. Doch schnell ward der Strom herübergerufen,
„Als durch Sünde der Mensch zu Gottes Feinde sich umschuf."

Und so bedient sich auch die Kirche dieses poetischen Symbols, wenn sie von dem ewigen Borne oder Strome göttlicher Gnade spricht, der durch das Leben der Menschheit wogt. (Schluß folgt.)

Am Traunstein.

Den Blick in's weite Land gewendet,
Steht der Koloß in stolzer Ruh';
Da fliegt, vom Himmel abgesendet,
Ihm eine dunkle Wolke zu

Sie klammert sich an seine Spitzen,
Umhüllt ihn rings mit schwarzem Flor,
Und schreibt ihm dann mit rothen Blitzen
Den Willen ihres Meisters vor.

Und als den Auftrag er gelesen,
Erbebt er in dem tiefsten Grund,
Und gibt durch sein erschüttert Wesen
Dem Himmel seine Ehrfurcht kund.

Dann grollt er laut; die Berge zittern,
Und donnernd hallt's durch Wald und Flur,
Als predigt' er aus Ungewittern:
Sink auf die Kniee, Kreatur!

Unterdrückt.

Ein Bächlein, das durch's Blüthenthal,
Vor Freude strahlend, sich ergossen,
Ward am Gebirg' mit einem Mal
Von rauhen Felsen eingeschlossen.

Und wie die Wellen auch sich müh'n
Die Rettung tosend zu erringen:
Der harte Fels verwehrt sie kühn,
Und hindert jedes Vorwärtsdringen.

So kann die Härte oft allein
Das ganze Glück des Daseins morden,
Denn aus dem Bächlein, klar und rein,
Ist nun ein trüber Sumpf geworden.

V. Zusner

Uebergang der k. k. Brigade Dietrich im März 1797 über den Heiligenbluter-Tauern*).

Einer der interessantesten Alpenübergänge eines größeren Truppenkörpers unserer Armee ist jener der Brigade Dietrich im Jahre 1797, Ende März, über den Heiligenbluter Tauern von Kärnten nach Salzburg, der zwar in der österreichisch-militärischen Zeitschrift des Jahres 1837, III., 146, oberflächlich beschrieben wurde, jedoch seiner mit den größten Gefahren und Drangsalen verbundenen Eigenthümlichkeit halber, eine genauere Beschreibung verdient, die wir erneuerten geschichtlichen Forschungen an Ort und Stelle verdanken und zur bleibenden Erinnerung mittheilen.

*) Wir theilen diesen Aufsatz aus der österr. „Militär-Zeitschrift“ von Streffleur 1862 4. B. S. 296 mit, da er das eingehender erzählt, was wir darüber in der „Carinthia“ vom Jahre 1858 Nr. 40 unter der Aufschrift „der Weg über den Mallnitzer-Tauern“ lesen.

Im Kriege von 1797 suchte Napoleon Bonaparte, in Verfolgung der aus Italien nach Kärnten und Krain sich zurückziehenden österreichischen Armee, gegen Ende März das Murthal zu gewinnen, um eine Vereinigung der aus Tirol sich zurückziehenden Armeedivision des Feldmarschall-Lieutenants Spork mit dem Erzherzog Karl zu verhindern.

Spork glaubte nicht mehr über Kärnten in das Ennsthal, wohin seine Bestimmung lautete, durchdringen zu können, und beorderte seine beiden Brigaden zu Uebergängen über die Hochalpen, die in dieser so rauhen Jahreszeit an das Unerhörte grenzen.

Die Brigade Baron Dietrich zog sich von Lienz im Pusterthale durch das Möllthal nach Heiligenblut, während die Brigade Pergee mit dem Divisionsstabe über Ober-Vellach den Mallnitzer-Tauern überschreiten wollte, um wie Erstere in das Salzburgische zu gelangen.

Der Uebergang über den Mallnitzer-Tauern nach Gastein wurde ihm jedoch wegen Eis und Schnee als unmöglich dargestellt, es blieb ihr nun kein anderer Ausweg, als in Gewaltmärschen durch das Lieserthal in Kärnten sich über Gmünd im Angesichte des Feindes durch einen Flankenmarsch zu retten, was sie glücklich vollführte.

Ehe wir den Uebergang der Brigade Dietrich über den Heiligenbluter-Tauern schildern, lassen wir aus Bädecker's Reisehandbuch die Beschreibung dieses Alpen-Ueberganges folgen.

„Auf der Kärntner Seite ist zwei Stunden vom Dorfe Heiligenblut aufsteigend die Tauernhöhe, wo die zweite Bergstufe steiler und beschwerlicher beginnt. Der Pflanzenwuchs hört auf, man hat nur öden Fels und Schneefelder vor sich, prächtiger Blick auf die Gletscher des Großglockner und das Möllthal. Bis zur Paßhöhe 8058 Fuß (das Wormserjoch hat nur 7900 Fuß), dem Höhenthor (Salzburg's Grenze) einem Einschnitte in den Rauriser Tauern, durch ein Holzkreuz bezeichnet, sind weitere zwei Stunden. Dann geht es steil bergab, theilweise über Schnee und lockeren Schiefer, westlich die zerrissenen Trümmer des Bergkogels, in zwei Stunden zum Tauernhause, einer einsamen Hütte am oberen Ende des Rauriser-Thales, sechs Stunden von Heiligenblut. Der Blick auf das Fuscher-Eiskahr und das Wiesbachhorn, weiter auf die Großglocknerberge, dessen höchster Gipfel 12.158 Fuß hat und nach neueren Untersuchungen der höchste Berg Deutschland's ist, gehört zu den großartigsten in den Central-Alpen.“

Auf waldigen Bergabhängen erreicht man in drei Stunden das Dorf Wörth und in einer weiteren Stunde

das Dorf Rauris oder Gaisbach, die beide nach der Konskription vom Jahre 1851 nur eine Bevölkerung von 1427 Seelen hatten.

Die Brigade Dietrich kam am 28. März zu Döllach in Kärnten an. Sie bestand aus dem im Jahre 1792 errichteten ungarischen Gyulai'schen Freikorps, von dem Obersten Machovacs befehligt, einem Transporte des Infanterie-Regimentes Fürst Kinsky Nr. 36 von 13 Offizieren und 500 Mann, einer Division des Infanterie-Regimentes Strassoldo Nr. 27, von 3 Offizieren, 150 Mann, 200 Ranzionirten, 71 Rekonvaleszenten und 20 Mann Artillerie mit einem Offizier.

Die ganze Brigade hatte eine Stärke von 3343 Köpfen.

Am 29. März marschirte sie nach Heiligenblut (eine Meile) und im heftigen Sturm und Schneegestöber über den Heiligenbluter-Tauern, über den man zur Sommerszeit, wie wir oben nachwiesen, von Döllach aus 12 Stunden benöthigt.

Obwohl die Tete dieser Kolonne denselben Tag Abends in Rauris eintraf, hatte sie dennoch einen Verlust von 56 Mann zu bedauern, die theils über die hohen Felsen abstürzten oder der Ermüdung erlagen und auf den Alpen erfroren.

Die Brigade war genöthigt, in dieser unfruchtbaren Gegend den 30. und 31. März Rasttage zu machen, und die in den einzelnen Alpenhütten und im Tauernhause rückgebliebene Mannschaft an sich zu ziehen, zu deren Weitertransport sie am 1. April nach St. Johann und am 2. April nach Radstadt, wo die Vereinigung mit der andern Brigade der Division Sporf stattfand, täglich 67 Pferde Vorspann benöthigte.

Das Einquartierungs-Protokoll des Dorfes Rauris setzt uns auch in die Lage, die Stärke der Brigade Dietrich mit 75 Offizieren und 3212 Mann, daher 3287 Köpfen, anzugeben.

Auch dürfte es nicht uninteressant sein, die Namen der Hauptleute des Gyulai'schen Freikorps kennen zu lernen, als: Graf Gottyani, Hegy, Hermann, Kunich, Pottornay, Graf Morzin, Ran, Poseny, Andrasy, Obüst und des Artillerie-Lieutenants Huber.

Das Tauernhaus des Heiligenbluter-Tauern's, verbunden mit einer Gastwirthsgerechtigkeit, hat die Verpflichtung, den Saumweg über die Alpe zu erhalten, die armen Reisenden zu unterstützen und zu verpflegen, wofür es jährlich 100 fl. aus dem Landesfonde noch gegenwärtig bezieht.

Aehnliche Alpenübergänge mit derlei Bezügen und Verpflichtungen sind im Lande Salzburg außer obigem: 1. Bei Fusch in Ferleiten, ebenfalls über den Heiligenbluter-Tauern neun Stunden. 2. Ueber den Felber-Tauern in's Pusterthal, zehn Stunden. 3. Ueber den Krimml-Tauern in's Pusterthal zwölf Stunden. 4. Ueber den Radstadter-Tauern nach Lungau. 5. Ueber den Mallnitzer-Tauern, von Gastein nach Kärnten.

Bücherschau.

(Marie Christine. Erzherzogin von Oesterreich, von Adam Wolf. — Erster Band von 1742 bis 1788. Zweiter Band von 1788 bis 1798. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1863.)

Es thut unendlich wohl in einer Zeit, wo sich der historische Roman der Darstellung unserer Zustände und der uns so nahen Persönlichkeiten bemächtigt, wir wollen nur das neueste und elendeste Fabrikat einer L. Mühlbach „Erzherzog Johann und seine Zeit" nennen, etwas Gediegenes, Wahres und Ansprechendes zu lesen, und dieses finden wir im vorbezeichneten Werke A. Wolf's, der uns durch seine früheren Ausgaben: „Oesterreich unter Maria Theresia" dann „Aus dem Hofleben Maria Theresia's", nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller vortheilhaft bekannt ist.

Unter den Töchtern der unsterblichen Kaiserin, wovon Karoline den Thron von Neapel, Antonia den von Frankreich, Amalia den von Parma, in so ferne wir das bescheidene Regime eines Herzogs also nennen können, bestieg, hat keine so sehr für das eigentliche Oesterreich, für das Heimatland gewirkt, als M. Christine. Seit 1766 die Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen Teschen, dem sie jedoch letzteres Besitzthum, wenn nicht erstern Titel, so wie seine hervorragende Stellung in Oesterreich gab, hat sie mit ihm durch 14 Jahre die Statthalterei in Ungarn und von 1781 bis 1793, mit beinahe zweijähriger Unterbrechung, die in den Niederlanden verwaltet. So ruhig und ganz im Gegentheile von unsern Tagen erstere Verwaltung zu einer Zeit war, wie sie durch drei Jahrhunderte nicht gewesen, in dem die Magnaten ganz im Einverständnisse mit ihrer Königin lebten, so bewegt und zerrissen war letztere. Kaiser Joseph II. hatte das Gemüth der Niederländer durch Aufhebung ihrer Privilegien, durch die Eingriffe in ihre hergebrachte Verwaltung, in ihre religiösen und kirchlichen Einrichtungen in der Art verletzt, daß selbst der österr. Historiker und Professor an der Wiener Universität, Ottokar Lorenz, in seinem neuesten die Regierung Kaiser Joseph's II. in den Niederlanden

betreffenden Werke, es über sich gewann, zu sagen, derselbe habe darin König Philipp II. durch seinen Eigenwillen und Gewaltthätigkeit gegliehen. Zwei Mal mußte daher Herzog Albrecht mit Christinen fliehen. Das erste Mal als die Niederländer im gewaltsamen Aufruhr gegen den Kaiser die Waffen ergriffen, und das zweite Mal, als sie bereits unter Kaiser Franz II. dann I. nach der Schlacht bei Jemappas (6. November 1792) dem Sieger Dumouriez das Land räumten, nicht ohne daß im nächsten Jahre die kaiserliche Armee unter Coburg und Erzherzog Karl nach einer Reihe von Siegen die Niederlande wiederholt erkämpfte. Doch das Jahr 1794 wendete von neuem das Blatt, und nach dem Siege Jordan's bei Fleurus mußte Erzherzog Karl, welcher anstatt seines Oheims, der wie von einer Verahnung gewarnt, nicht mehr nach Brüssel zurückkehrte, die Stelle als General = Gouverneur in den Niederlanden übernommen hatte, sie wieder und für immer verlassen. Dieses die äußern Umrisse des Lebens von zwei Personen, denen unser Autor die vorstehende biographische Darstellung widmet. Das innere Leben, die Gemüthsbeschaffenheit, die Geistesrichtung, die ganze Persönlichkeit Maria Christinen's sind als dem gesunden Boden des Familienlebens der tugendhaften Kaiserin entwachsen, in aller Wahrheit und Frische gegeben. Christine war die Lieblingstochter Maria Theresien's und die schönste ihrer Schwestern, da damals, wo sie in der Blüthe stand, Antonia erst die Keime jener Anmuth entfaltete, welche sie am Throne Frankreich's ebenso zum Gegenstande der Bewunderung als zum Stichblatte des Hasses machte. Die schwärmerische Liebe der ersten Gemahlin des Erzherzogs, nachhin Kaisers, Isabella von Parma für unsere Christine, die innige Verbindung beider Freundinnen, die so bald der Tod zerriß, gibt unserem Autor Gelegenheit, von den Enthüllungen zu reden, die Christine ihrem Bruder Joseph machte, um ihn über den unersetzlichen Verlust so eines Wesens zu trösten. Während der größte Theil der Geschichtschreiber und Biographen bis auf Ramshorn herab darüber einig sind, Christine habe ihren Bruder durch Vorzeigung der vertrauten Briefe Isabellen's überzeugt, sie habe für ihn nicht jene Liebe gefühlt, deren Entgang ihn nun so unglücklich mache, und dadurch eine gegen das andere Geschlecht abstoßende Empfindung erweckt, führt uns Wolf den Inhalt eines Briefes auf, den sie schon erkrankt an ihre Freundin schrieb, worin sie ein lebhaftes Verlangen nach ihrer Auflösung ausdrückt, jedoch bekennt, es sei ihr einziges Leid, daß sie Christinen verlasse. Entgegen diesem behauptet nun unser Autor, sie habe Joseph innig geliebt, doch sein Herz nur für Freundschaft empfänglich gehalten, sie habe erklärt, man dürfe ihn nicht zu viel liebkosen, sonst halte er es für Schmeichelei und Falschheit. Man sieht daraus, wie schwer es ist, auch aus den eingehendsten Quellen ein sicheres Urtheil über Seelenzustände zu begründen; und doch wie wichtig ist dieses in der Geschichte des großen Kaisers, welcher von nun an des Familienglückes beraubt, ganz andere Bahnen einschlug, als die, welche er als glücklicher Gatte und Vater gegangen wäre. Es entschied dieses sein und seines Volkes Schicksal. Die Erzählung, welche uns als Schlüssel dessen L. Mühlbach in ihrem sonst besten historischen Romane „Kaiser Joseph II. und sein Hof" liefert, indem sie Isabellen noch als Prinzessin einen Geliebten gibt, den ihr Vater tödten läßt, haben wir trotz alles Forschens weder in gleichzeitigen deutschen noch in italienischen Schriftstellern- und Tagesschriften entdecken können.

Die weitern Berichte über unser Ehepaar, ihr Eingreifen in die damalige politische Geschichte oder vielmehr ihr Ergriffenwerden von des Kaiser-Bruders Reformen, ihr Kampf gegen diese einerseits und das Auftreten der Revolution andererseits, sind uns desto schätzenswerther, als sie aus Briefen und den Memoiren des Prinzen geschöpft sind. Vorzüglich sind die beiden Charaktere gezeichnet, die sich gegenseitig ergänzen, so daß seine Ruhe und Nüchternheit, seine tiefe Welt- und Menschenkenntniß, wissenschaftliche und politische Bildung ihre Lebhaftigkeit, ihre angeborne Leidenschaftlichkeit beherrschen. Es hat wohl selten solche Paare in hohen Kreisen gegeben, und auch für die in den untern Sphären dient ihr Lebensabriß als ein kostbarer Spiegel zur berichtigenden Selbstbeschauung. H. H.

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. B. Z–r. in Graz: Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Hrn. Prof. Franz Kr–d in Graz: Wir bitten um den Schluß Ihrer interessanten Studie. Hrn. Prof. Dr. Adolph P–r. in Innsbruck: Die Briefe besorgt. Dank für das Uebrige. Hrn. Prof. R–l. in Marburg: Recensionen sind von geringerem Interesse; dagegen werden uns die versprochenen Aufsätze über Volksgebräuche u. s. w. sehr erwünscht kommen. Hrn. Fercher v. St–d in Pertolsdorf: Schicken Sie doch bald wieder Etwas!

Berichtigung. In der „Carinthia„ Nr. 7 Pag. 43, zweite Spalte 8te Zeile von Unten soll es heißen: David hat die Musik u. s. w., — und in der letzten Zeile der nemlichen Spalte statt: „auf die verdorbene Musik zu sehen," soll es heißen: „auf unverdorbene Musik ꝛc."

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 9 Sonnabend, den 28. Februar 1863.

Aus dem Landes-Museum.

Vortrag über die Römerstraßen in Kärnten.

Gehalten am 16. Jänner 1863 zu Klagenfurt vom k. k. Ober-Landesgerichts-Rathe Michael F. v. Jabornegg-Altenfels.

Ich werde die Ehre haben, heute die Römerstraßen in und durch Mittel-Noricum, d. i. durch das heutige Kärnten, zu besprechen, und sende zum besseren Verständnisse des Nachfolgenden einige Notizen über das Straßen- und Postwesen der Römer voraus.

Um den Verkehr zu fördern, die Sicherheit der neueroberten Provinzen zu überwachen und selbe mit dem übrigen Reiche innig zu verbinden, war es eine der vorzüglichsten Aufgaben der staatsklugen römischen Staatsverwaltung, theils die in den unterworfenen Ländern schon vorgefundenen Straßen auf die bekannt solide Art herzustellen, theils neue Straßen, wo sie solche nicht vorfanden, anzulegen. Besonders wichtig waren diese Förderungsmittel für die Postanstalten des Reiches und für die Heereszüge.

Indem heute in eine umständliche Beschreibung der römischen Straßenbauten nicht eingegangen werden kann, da über diesen Gegenstand ohnehin Bergier*) und Andere umständliche Werke geschrieben haben, so wird hier blos bemerkt, daß die römischen Heerstraßen von solch' solider Konstruktion waren, daß einige derselben, besonders im Römischen, dann in Algerien u. s. w., noch heute nach 18 Jahrhunderten auf größeren Strecken benützt werden. Die Haltbarkeit dieser Straßen lag in dem Unterbau von großen, mit Mörtel verbundenen Bruchsteinen, und an dem an der Oberfläche angebrachten, sorgfältig zusammengefügten Straßenpflaster, worüber Kiessand zur Ausfüllung der kleineren Fugen ausgestreut wurde.

An diesen Straßen waren in angemessenen Zwischenräumen — gewöhnlich in der Entfernung einer Tagreise — Stationen, welche „Mansiones" genannt wurden, errichtet, woselbst die Legionen auf ihren Märschen, die öffentlichen Beamten in Dienstes-Angelegenheiten, ja selbst die Kaiser, wenn sie im Reiche Bereisungen unternahmen, übernachteten. Diese Stationen waren daher mit den erforderlichen Wohngebäuden, Stallungen für die Pferde, Magazine für Lebensmittel, Fourage u. s. w versehen

Außer den Stationen bestanden auf den Reichsstraßen Orte für den Pferdewechsel, „Mutationes" genannt, deren jederzeit mehrere zwischen zwei Mansionen hergerichtet waren

Die Entfernung einer Station von der andern wurde nach Meilen von 1000 Doppelschritten millia passuum oder abgekürzt: M. P., ungefähr der fünfte Theil einer jetzigen deutschen Meile, auf Meilensteinen — milliaria — welche an der Straße von Strecke zu Strecke angebracht waren, und deren erster, die Central-Meilen-Säule, genannt Milliarium aureum, am Forum in Rom stand, berechnet. Indessen wurden selbst in Italien die Distanzen nicht immer vom Central-Meilen-Steine in Rom berechnet, sondern gewöhnlich nur von einer Stadt zur andern; am häufigsten aber war nur die Entfernung von einer Station zur andern am Meilensteine an der Reichsstraße angegeben.

Die römischen Meilensteine waren, wie unsere neuern, cylinderförmig, oben abgerundet, 8 bis 10 Fuß hoch, und hatten 1½ bis 2 Schuh im Durchmesser. Die ersteren Zeilen am Steine enthielten den Namen und die Titel des Kaisers, welcher irgend eine Reichsstraße anlegen oder eine in Verfall gekommene wieder herstellen ließ, dann die Angabe seiner Verdienste um die Herstellung der Straßen und Brücken, und am Schlusse die Distanz von der letzten Mansion oder Mutation, z. B. a Viruno M. P. XV. Im Verlaufe dieses Vortrages werden wir hören, daß in Kärnten mehrere solcher Meilensteine aufgefunden wurden, die wie nun im Lapidar-Museum des kärntnerischen Geschichts-Vereines in Verwahrung haben.

Die römischen Staatsposten scheinen unter Kaiser Augustus entstanden zu sein. Anfänglich bestellte dieser Kaiser auf den Reichsstraßen in angemessenen Entfernungen Leute als Couriere, später aber fahrende Posten. In dem Maße, als sich dann später



*) Nicolai Bergierii de publicis et militaribus Imperii Romani viis. Libri V.

die Reichsgeschäfte, die Zahl der Beamten, dann die Bedürfnisse des Staates und Hofes mehrten, bildete sich unter seinen Nachfolgern diese Einrichtung zu einer mehr komplicirten Anstalt aus. Die Post war eine fahrende und reitende, doch gab es nebstbei auch Boten zu Fuß. Die nächste Aufsicht über selbe war bestimmten Beamten in den Städten, Mansionen und Mutationen übertragen, die unter dem Namen: praepositi mansionum, praefecti vehiculorum *) u. s. w. vorkommen; diese hatten über die Befolgung der Postvorschriften zu wachen, dann die Richtigkeit der Urkunden, womit der Gebrauch der Staatspost bewilligt wurde, zu prüfen, weiters darauf zu sehen, daß die für die Beförderung der Wägen bestimmte Anzahl von Zugthieren bereit sei, und kein Mißbrauch gemacht werde. Die oberste Aufsicht über die Postanstalten hatten die Prätorial-Präfekten und Statthalter in den Provinzen.

Die römische Postanstalt war vorzugsweise nur für Staatszwecke bestimmt, für die Reisen der Kaiser, zur schnellen Beförderung der Beamten in Staatsgeschäften, zur Fortschaffung der Lieferungen für den Staat und Hof. Private hatten also auf diese Anstalt in der Regel keinen Anspruch, außer sie erwarben vom Kaiser eine besondere Begünstigung.

Nun wenden wir uns wieder zum Gegenstande unseres heutigen Vortrages.

Durch das mittlere Noricum, nämlich durch das heutige Kärnten gingen, wie wir aus der Peutinger'schen Tafel und aus dem Antoninischen Reisebuche entnehmen, mehrere römische Reichsstraßen, so wie auch mehrere Haupt-, Landes- und Nebenstraßen.

Was die eben erwähnte Peutinger'sche Tafel und das Antoninische Reisebuch betrifft, so habe ich über Beide bereits in meinem Vortrage vom 28. März 1862, den ich in diesem Saale über Virunum zu halten die Ehre hatte, das Nähere zur Sprache gebracht, und muß mich der Kürze wegen heute auf das damals Gesagte beziehen.

I. Ueber die römischen Reichsstraßen, die vor 16 bis 18 Jahrhunderten unser Alpenland durchzogen, kömmt nun in Wesenheit Folgendes zu bemerken:

Von Aquileja, zu jener Zeit ein Emporium im obersten Theile des adriatischen Meerbusens, führten drei Straßen nach Virunum, nämlich an die Stätte der heutigen Ruinen im Zollfelde, wo damals diese bedeutende römische Kolonial-Stadt gestanden.

a) Die erste Straße ging über Laibach und Cilli nach der Peutinger'schen Tafel und wird mit folgenden Stationen und Distanz-Zahlen bezeichnet:

Aquileja, XIV mille passus, heute noch Aquileja.
Pons Sonti XV „ „ Brücke über den Isonzo bei Görz.
Fluvius Frigidus XXII mille passus Wippachfluß
In Alpe Julia V „ „ Posthaus auf der Alpe (Planino).
Longaticum VI mille passus Logatez oder Loitsch.
Nauportus XII „ „ Ober-Laibach.
Emona IX „ „ Laibach.
Savus fluvius XI „ „ Uebergang über die Save.
Ad Publicanos VI mille passus Podpetsch.
Adrantes XXXVII „ „ St. Oswald am Drauberge.
Celeja XIII „ „ Cilli.
Upellum XVI „ „ Weitenstein.
Colatio XII „ „ Windischgraz.
Juenna XXIII „ „ Globasnitz im Jaunthale.
Virunum oder Varunum heute noch Zollfeld.

Die ersteren 11 Stationen lagen außer dem heutigen Kärnten, und wir können heute in eine nähere Besprechung, außer unserem Zwecke liegend, nicht eingehen, und bemerken bloß im Allgemeinen, daß alle Geschichtsforscher, welche über diesen Gegenstand schrieben, Hofrath von Jordan [1]), Linhart [2]), Mannert [3]), Prof. v. Muchar [4]), Baron Ankershofen [5]) u. s. w. darin einig sind, daß diese Stationen mit Ausnahme Juenna's, an den angegebenen heutigen Orten gelegen waren.

Dagegen müssen wir über die letztgenannte Station Juenna Mehreres berichten. Dieselbe stand, wie zuvor angegeben worden, an der Stelle des heutigen Pfarrdorfes Globasnitz im Jaunthale, etwa eine Stunde vom rechten Drauufer entfernt.

Jordan und Muchar haben sie zwar — wohl nur aus Unbekanntheit mit den örtlichen Verhältnissen — an die Stelle des heutigen Tiefenbach am linken Drau-Ufer nächst Lippitzbach gesetzt, wo weder die Ortslage zwischen den hohen Drau-Ufern sich zu einer Ansied-

*) Wir besitzen eine römische Stein-Inschrift, die von einem praefectus vehiculorum spricht, und in den Ruinen von Virunum im Jahre 1837 nächst dem Wirthshause des verstorbenen Joseph Wernhammer im Zollfelde beim Ausgraben eines Kellers aufgefunden wurde; sie lautet: INVICTO. PATRIO VLB. GAIANVS PRAEF. VEHIC. Man sehe hierüber das kärnt. Wochenblatt „Carinthia", Jahrgang 1838, Nr. 3, 4, 5.

[1]) Jordan de originibus slavicis. T. II, Nr. 366.
[2]) Linhart Versuch einer Geschichte von Krain 1ter Thl. Seite 325 u. s. w.
[3]) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. III. 644.
[4]) Muchar, das römische Noricum. 1ter Thl. S. 271 u. s. w.
[5]) Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. 1ter B. Seite 554 u. s. w.

ung, zu einer Poststation eignet, noch Alterthümer auf eine einstige Niederlassung hindeuten; wogegen diese Station wegen der bei Globasnitz vorgefundenen zahlreichen Gebäudespuren und Strecken einer uralten gepflasterten Straße, wegen den in der Umgebung ausgegrabenen Römersteinen, Gefäßen, Münzen u. dgl., wegen der Namens-Aehnlichkeit — denn in den Urkunden des XI. und XII. Jahrhunderts wurde diese Gegend „Juna, Jnen, Jun" genannt — und endlich wegen der übereinstimmenden Entfernung des Dorfes Globasnitz von Windischgraz mit jener der Peutinger'schen Tafel zwischen Collatio und Juenna offenbar nur bei Globasnitz gestanden sein konnte.

Ich habe dieses wirklich klassische Thal vor Jahren bereist, die vielen römischen Stein-Inschriften und Abbildungen in Globasnitz und der Umgebung selbst kopirt und viele sehr interessante Notizen über ausgegrabene Alterthümer gesammelt, welche ich dann in einem kurzen Aufsatze in der Zeitschrift „Carinthia" zur öffentlichen Kenntniß brachte *). Baron Ankershofen ist dieser meiner Ansicht beigetreten.

Der Zug dieser Römerstraßen ging, von der steierischen Grenze nächst Windischgraz angefangen, durch das Miesthal über Loipach am Fuße der nördlichen Seite der Petzenalpe fort nach Globasnitz, dann von dort über die Drau zur Kreuzer-Realität, woselbst vor mehreren Jahren ein römischer Meilenstein ausgegraben wurde, kreuzte dort die heutige Poststraße und tief längs dem südlichen Abhange des Hammerberges über die Gurk nach Timenitz und von dort endlich in's Zollfeld. Auf dieser ganzen Strecke sind Römersteine, Gebäudespuren, Münzen u. dgl. gefunden worden.

Viel schwieriger dagegen ist es, die Richtung b) der zweiten Straße von Aquileja nach Virunum, wie sie die Peutinger'sche Tafel enthält, auch nur mit einiger Zuverläßlichkeit anzugeben.

Die römischen Stationen auf dieser Straße waren:
Aquileja M. P. XXXV.
Ad Silanos.

Nun sind auf dieser Tafel zwei Stationen durch Winkel zwar angedeutet, aber deren Namen nicht angegeben.

Tasinemetum VIII,
Saloca XI
Virunum.

Wo die vier ersteren Stationen gestanden, läßt sich nicht angeben.

Muchar und Linhart nehmen an, daß der Zug dieser Straße durch das Thal von Wippach über Bischoflack und Krainburg, dann durch den Kankerpaß über Eisen-Kappel nach Eberndorf gegangen sei, wo sie sich mit der Straße von Juenna nach Virunum vereinigt haben würde.

Mannert dagegen glaubt, daß diese zweite Straße von Aquileja in gerader Richtung gegen Norden durch das Isonzothal über den Predil nach Tarvis, dann durch den unteren Theil des Gailthales über Villach nach Virunum gegangen sei, welcher Weg auch wirklich der kürzeste ist. Der Umstand, daß die Römer bei ihren Straßen-Anlagen bekanntlich die kürzeste und mithin geradeste Linie wählten, wenn es die Terrain-Verhältnisse nur immer zuließen, und daß die Gailthaler noch heutigen Tages im Slavischen: „Silani" heißen, die zweite Station dieser Straße „ad Silanos" hieß, spricht allerdings für diese Straßen-Route. (Schluß folgt.)

*) „Carinthia", Jahrgang 1838 Nr. 34, 35, 37.

Skizzen aus dem Volksleben.

(Von F. Franziszi.)

I. Brechlbräuche.

Im kaiserlichen Lustschloße Laxenburg mit seinen geschmackvollen, von einem mächtigen Strome durchbrausten Parkanlagen, wo die Kunst der Natur kaum merklich hier und dort nachgeholfen hat, befindet sich unter den vom mittelalterlichen Geiste durchwehten Rüstkammern und sonstigen Räumlichkeiten ein ganz unscheinbares, kleines rundes Gemach mit längs der Wand hinlaufenden gepolsterten Sitzen. Die ursprüngliche Malerei aber dieser ist ziemlich abgefegt, ein Beweis, daß hier häufige Sitzungen abgehalten wurden — doch keine geheimen Rathssitzungen. In langen Winterabenden versammelten sich hier vor Zeiten die niedlichen Damen des Hofes, um mit ihren zierlichen Händchen den Flachsfaden zu drehen.

Wer sollte sich da nicht unwillkührlich an jene Zeiten erinnern, wo noch in keinem Hause das Spinnrad fehlte, wo es selbst in den Alkoven höherer Gesellschafts-Gruppen zu den gewöhnlichen, ja völlig unentbehrlichen Einrichtungsstücken zählte, und die vornehmste Dame sich nicht scheute, bei dessen Handhabung Hand und Fuß in jene taktmäßige Bewegung zu versetzen, womit sie heutigen Tages einem ganz anderen Hausgeräthe bezaubernde Tonwellen zu entlocken versteht.

Dieses in so mancher Beziehung goldene Zeitalter ist nun ein längst überwundener Standpunkt. Mit dem gewaltigen Aufschwunge der Industrie in unserem Jahrhundert verstummte allmählig das Schnurren des Spinn-

rades — nur am Lande, in abgelegenen Gebirgsthälern ist es noch in seinem vollen Rechte, da ist es noch immer das Symbol des Fleißes und der Wirthschaftlichkeit, der traute Gefährte der Hausfrau, wie das Band ländlicher Geselligkeit, da versammelt sein trauliches Schnurren noch immer Jung und Alt in der geräumigen ebenerdigen Stube, und wie der Faden durch die Finger gleitet und behende die Spule füllt, werden alte Dorfgeschichten, über die schon fast Gras gewachsen, wieder abgesponnen, mißliebige Persönlichkeiten durchgezogen, und die Erlebnisse des verflossenen Sommers und Tages besprochen; nicht selten erschallen fröhliche Weisen wie in der Weihnachtszeit im Möllthal, die bei aller Glaubensinnigkeit einen höchst naiven Anstrich haben.

Die Spinnstube am Lande bietet noch immer ein charakteristisches Bild häuslicher Betriebsamkeit. Da werden die in Reih und Glied aufgestellten dickleibigen Spulen abgehaspelt, da schlägt der Weber, wie das Frühjahr kommt, in einer Ecke seinen tragbaren Webstuhl auf, um das „Gespinnst" zu gediegener Hausleinwand zu verarbeiten. Und wie stolz ist nicht die Hausfrau auf jedes Stück selbsterzeugten Linnenstoffes, wie sorgsam bewahrt sie es im großen Wandschrank, der oft den halben Raum der Stube einnimmt; darum hat sie auch ihre besondere Sorgfalt auf die Pflege des Flachses gerichtet, dessen Kultur wir bis in die ältesten Zeiten verfolgen können; schon dem Moses war der gemeine Lein (linum usitatissimum L.) bekannt, und wenn er so dasteht mit seinen blaßblauen Blüthendolden zwischen dem wallenden Korn, wie ein dazwischenliegendes sanftes Gewässer, da lacht ihr das Herz vor Freude. Und wenn endlich die Erntezeit kommt und Sicheln klingen, da waltet sie wie eine geschäftige Marthe. Der Knotenpunkt, um den sich all' ihre Sorgen drehen, ist — der Flachs, der muß vor Allem gehörig versorgt sein. Sie legt selbst Hand an's Werk, wenn die zarten Leinstämmchen am Wiesenboden in langen Zeilen aufgeschichtet werden, und wenn sie unter Regen und Sonnenschein mürbe geworden und die „Lischen" sich lösen, da ruht sie nicht eher, als bis sie in Besen gebunden und unter Dach und Fach gebracht sind.

Mit der Brechzeit beginnen ihre Sorgen um den lieben Flachs, der ihr so sehr an's Herz gewachsen, wieder auf's Neue.

Wenn die Blätter von den Bäumen fallen und die dem unbewaffneten Auge kaum sichtbaren jungen Spinnen (aranea geometrica und obtectrix) auf langen bereiften Fäden durch die Luft schiffen, während an den Spitzen der das Thal umschließenden Bergkette bereits ein winterlicher Anflug sich zeigt; ist die Zeit zum „Brecheln" da. Daß dabei manche absonderliche eigenthümliche Sitten und Bräuche vorkommen, läßt sich denken. Der Landmann, besonders der Aelpler, weiß allen seinen, oft sehr beschwerlichen und lebensgefährlichen Arbeiten, eine poetische Weihe zu geben.

Wenn die Mitternachtsstunde vom Dorfthurme tönt, kommen die Brechlerinnen zum gemeinsamen Imbiß zusammen und ziehen dann gemeinschaftlich, die „Brechl" (Schwinge) unter dem Arm, zur Brechelstube hinaus. Wenn sie nicht mit einer tüchtigen „Buchtel" (Kienfackel) versehen, kommen sie leicht in Gefahr, über irgend einen Holzblock zu fallen, denn muthwillige Burschen benützen diese Gelegenheit, um sie zu necken, zu schrecken, ihnen den Weg zu verlaufen, der nächstbeste Gegenstand wird dazu benützt. Im Metnitzthale werden sie in ähnlicher Weise beunruhigt, wo sich die Bursche in ihrer nächsten Nähe verbergen und aus sicherem Verstecke alle möglichen Stimmen erschallen lassen. Dieser Brauch heißt „Brechelschrecken".

Sind die Brechlerinnen in der Brechlstube, wo die „Patschin" (Dörrerin) bereits den Ofen in Brand gesetzt, die Flachsbesen gelöst und zum Rösten bereitet hat, endlich unter Gelächter und Scherzen angelangt, da werden die Schwingen eingemacht, und bald darnach beginnt ein fast klingendes Geklapper, das, die lautlose Stille der Nacht unterbrechend, den Wiederhall in den noch schlummernden Bergen tausendfach wachruft. Wie Makbeth's Hexenküche, leuchtet die Stube und wirft grelle Streiflichter in die Nacht hinaus.

Beim Brecheln geht es übrigens recht lustig zu, obschon diese Arbeit in Nacht und Nebel, Kälte und Staubwolken wenig Annehmlichkeiten bietet. Der unverwüstliche Humor, wie man ihn eben bei den Brechlerinnen findet, mitunter die dabei üblichen Bräuche, lassen sie auf alle Beschwerden vergessen und rufen unter ihnen jene heitere Stimmung hervor, die uns diese rußigen, bestaubten Hexlein wie ausgewechselt erscheinen läßt. Nicht mit Unrecht heißt es: *Wenn die Brechzeit kommt, geht unser Herrgott in's Welschland.* Ein eigener dämonischer Geist spuckt in der staubcrfüllten Stube, Scherzreden und derbe Witze fliegen hin und wieder, und Diejenige kommt nicht so leicht ab, unter deren „Brechl" sich viel abgefallenes Werg, das sie die „Braut" nennen, vorfindet.

Aber auch der harmlos vorüberziehende Wanderer wird in ihren Zauberkreis hineingezogen, sei er wer er wolle, und mag er sich gegen ihre zudringliche Freundlichkeit in Berücksichtigung seines Steckes noch so sehr sträuben, er muß sich von ihnen „binden", seinen Arm oder seine Hand mit einem Wergbüschel umwinden las-

sen. Kommt eine distinguirte Person, so beobachten sie ein gewisses Dekorum und tragen ihm das Wergkränzchen auf einem Porzellanteller ganz manierlich entgegen.

Dabei haben sie eigene Sprüche. Eine Probe davon:

Küss d'hand herr Kaplon,
Und heit bind inen on,
An so an tollen herrn
Homer oalle recht gern.

Ohne Trinkgeld geht es selbstverständlich nicht ab, und wer sich dazu nicht bequemen will, muß sich's schon gefallen lassen, wenn sie ihn von oben bis unten mit „Dazen" bestreuen.

Das Brecheln, das an manchen Orten einige Tage dauert, und wobei sich oft die ganze Ortschaft betheiligt, findet in der Brechlbrant, einem höchstdrolligen Aufzug, von dem wir nächstens erzählen, seinen Abschluß.

Aschermittwoch.

Hülle einer irdschen Hülle,
Gleißnerische Maske du!
Gestern bargest Lebensfülle —
Heute starrst in todter Ruh'
Deinem müden Träger zu!

Diese Höhlen, wo voll Schimmer
Augensterne durchgespäht,
Diese Lippen, gähnend immer,
Ach! sie künden so beredt:
Wie's auf dieser Erde geht:

Nach dem Rausch — der Katzenjammer —
Nach Begeist'rung — Nüchternheit —
Nach dem Lärm — die stille Kammer,
Nach dem Fasching — Fastenzeit —
Und so fort in Ewigkeit!

Weg mit dir! — An Grabgefilde
Mahnst du, nicht an Spiel und Tanz;
Gleichst zu sehr dem Menschenbilde
Mit dem abgenützten Glanz'
Nach des Lebens Mummenschanz!

Ernst Rauscher.

Streckverse.

I.

O laßt mich einsam sinnen, mir ist
Von Hymnen so voll die Seele:
Der Wald rauscht auf, und es nicken die Blumen,
Und im Herzen mir fluthet und ebbt
Des Gesanges Strom, ein gedankengoldhaltiger Paktol.
Einmal möcht' ich, bevor ich sterbe, doch aussprechen
Die ganze volle Wonne des Lebens,
Die trotz des beständigen Leids
Mir immer und immer geheim
Die kranke Seele besucht. Wen am rauhesten
Des Schmerzes Stachel berührt, ihn durchschauert am süßesten auch
Die ewige Liebeswonne. Wo tief die Schatten, da weilen
Auch am liebsten die Lichter, und nur wenn's nachtet, blickt
Mit tausend Liebesaugen der Himmel in die Tiefen. —

II.

Sohn und Erbe der Ewigkeit,
Laß ab, beim Augenblick zu betteln!
Was willst du Dieses und Jenes?
Hast du denn nicht Alles?
Sind wir nicht immer voll der Unendlichkeit?
Strömt nicht immer ein Allgegenwärtiges auf uns ein?
Schwimmen wir nicht immer im Urelement?
Was soll dein ewiges Ungestüm?
Was kann uns fehlen?
So lang wir leben, ist Gott in uns,
Und sind wir todt, sind wir in ihm.

Robert Hamerling.

Aus dem Friedhofe.

Novelle von Dr. Fritz Pichler.

(Fortsetzung)

Die Oberfalkensteiner Meierei liegt im Hintergrunde des Thales auf einem Bergvorsprunge, der mit der Stallhofener Alm zusammenhängt. Man steigt ganz mühlos die Gehänge hinauf, immer durch Buschwerk und Gezäune und zwischen regsamen Gehöften mittendurch. Ist man aber einmal oben, da meint man auf einem, wie die Bauern hier sagen, enzhohen Berg zu stehen, so schön ist die Aussicht und so nah' glaubt man die Almen sich gegenüber zu haben. Nun, wie ist der Oberfalkensteiner daheim bestellt? Ein altes Ritterschloß, nicht eines von jenen kirren und langweiligen, wie man sie unter Kaiser Max hat zu bauen angefangen, ein recht keckgelegenes, unbändiges, halb aus Felsen und halb in die Felsen hineingebautes, mit seinem weitausgreifenden Rundthurm und seinen schießschartigen Mauern und klaffenden Zinken — solch' ein Schloß hatte er kurzweg mit Mörtel und handvesten Steinklötzen ausgeflickt, die Dächer feinzierlich mit einem strammen Dachstuhl und starken Bretterladen eingedeckt, die Fensterlöcher hübsch viereckig ausgepicht und hinein die blitzenden Scheiben gehängt, die da schimmernd hinausleuchten in's weithingrünende Bergthal. Ein köstliches Bauernhaus, das diese zur Hälfte angeweißte, zur Hälfte grauverwitterte, von Fichtensprossen

durchklammerte alte Ritterburg. Wenigstens für Den Raumes genug, der da droben wohnte, und sieh' da, Wohnhaus, Stall, Tenne und Heuschupfen ist Alles unter Einem Dach. Im Thurme zu ebener Erde hat der Hausvater seine große Sprechstube. Den Plafond bilden weite Bogen, ein Doppelfenster mit den Scheiben von fünfeckigen Glasblättchen, in Bleifassung, halb blind, und häufig ausgefallen, das legt das Zimmer in's Lichte. Zur linken Hand hinein führt eine Thüre in die Schlafstube der Bäuerin und der Marie; dann kommt eine Rumpelkammer mit einem aufgelassenen Herd und daran stößt zuletzt der Hausflur vom anderen Schloßeingang. Noch ist eine urgroße, kohlschwarze Küche im Erdgeschoße, eine Speisekammer dazu und auch eine größere Stube, geheißen die Wirthsstube, obwohl der Oberfalkensteiner, getreu seinem Wahlspruche, daß bei den Durstigen Nichts aufzustecken sei, weder Wein noch Bier schenkt. Wenn wir noch wissen, daß im ersten Stockwerke, außer einem Herrenzimmer, das der Herr Sohn Student zu Weihnachten, Ostern und den Herbstferien bezieht, nur Aufschüttböden sind, so wissen wir eigentlich genug. So viel haben wir gleich weg, daß der alte Oberfalkensteiner auch mit den alten Traditionen der Ritterzeiten ganz gebrochen hat. Einen breiten Beiderhander, den er halbverrostet aus irgend einer Thurmecke ein Mal hervorgekramt, den hat er ausglühen und für eine Handsäge verarbeiten lassen. Die Chronik hat er dem Herrn Pfarrer gegeben, weil dieser Mitglied von allerlei gelehrten Vereinen ist; denn, wie wir wissen, für die todten Leut' interessirt sich unser Oberfalkensteiner nun einmal gar nicht.

Wie er heute heim kommt, das versteht freilich Niemand. Die Bäuerin ist im Zwielicht gerade noch im Hausflur beschäftiget, etwas Käse, Schinken, Würste, Brot und Wein in einen Tragkorb zu packen. Als die Marie just mit der letzten Flasche vom Keller heraufkömmt, tritt der Alte unter's Thor und hört, wie die Flasche, aus den Händen des Mädchens gefallen, in Scherben geht. Sie waren eben allesammt überrascht worden. Denn während der Alte in's Thal ausgegangen war, hatten sie auf irgend einen Brief, den ein Forstknecht von der Schattseite herübergebracht, beschlossen, morgen in erster Frühe auf die Alm zu gehen. Da gab es nun gute Zurichtung, denn sie wollten sich Nichts fehlen lassen. Nun hat aber leider Gottes das böse Wetter den Alten zu früh heimgebracht, und die Marie bekam für Schreck das Zittern.

— Gerad recht, Alter — so faßte sich schnell die Bäuerin und zog den Ueberraschten hinein in die Sprechstube. Da machten sie sich wohl niedergesetzt und irgend Etwas geplaudert haben. Indeß machte sich Marie ein paar Stoßseufzer zu der flugs hereingekommenen Schulgespannin aus der Nachbarkeusche und klagte ihr die ganze Geschichte.

Wer sie auch wissen will, der trete mit uns sachte vor's Hausthor. Denn der Alte schießt schnurstracks wieder bei der Thüre heraus, tritt über die Stiege hinauf und sperrt sich dann oben im Herrenzimmer ein, wo er seine Steuer- und Gelderbücheln hat. Da geht heute wohl was vor!

Nun wie hast du's, Marie, mit dem nußbraunen Haar und den schönen rothen Wangen? Wir wollen ja wissen, ob dich ein Herzeleid quält, oder ob du heuer vielleicht doch wieder zum Kirchtag tanzen wirst unten im Thal beim Wegwirth? Ach, wir verstehen dich, hast noch keine Ursach' und siehst traurig zum Boden, so dich Einer fragt. Willst vermuthlich keinen andern Tanz mehr thun als den Brauttanz, und von dem mag der Alte Nichts wissen. Er hat kein Geschätz auf alle Untertindnerischen, die da einmal das Wegwirthshaus unten im Thal gehabt haben, und nach der Aeltern Tode elendiglich in alle Welt verstreut worden sind. So ist denn ein Anderer Wegwirth geworden, und so auch ist's gekommen, daß der jüngste Untertindner — sein Name ist Gotthard — so gut ohne Ansitz ist, wie alle anderen Geschwister, die aber längst in Gottes weiter Welt verschollen sind. Heute Abends gewinnen wir eben noch Zeit, mit der Marie selber den Lebenslauf des lieben Gotthard durchzuschauen. Dann wollen wir getrost schlafen gehen, die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht ganz unterdrücken und morgen mit dem ersten Hahnenruf zur Almfahrt aufbrechen. Da wird es köstlich und wunderherrlich sein, hoch im Blauen, über der Welt!

Gotthard Unterlindner also. Draußen in der großen baierischen Hauptstadt, wo der König dazumal so viel gebaut und Bilder und Statuen bestellt hat, dort kennen die Leute den Namen Gotthard Unterlindner recht gut. Man weiß ja, wenn ein gewisser großer und berühmter Bildhauer daselbst ein neues Werk herstellt, so daß nur Alles staunt und vor Verwunderung kaum zur Sprache kommt; man weiß, der Meister hat nicht viel mehr Theil daran, als etwa den Zeichnungsentwurf. Das Detail und die meiste Ausführung ist vom Unterlindner. Nur daß sein Name nicht auf dem Sockel steht oder sonst irgendwo. Blutwenig aber kümmert das unseren Alpensohn. Er ist am Ende kernfroh, daß seine Kraft noch rüstig ist, schier für die hundert Jahr, nach den Fünfzigern wollte er schon was für seinen Namen thun. Groß von Gestalt, fest von Wuchs, zeigt er ein lebensfroh braunes Antlitz mit einem glänzend schwar-

zen, langen, in zwei Theile ausgeringelten Bart, und von rückwärts her schließen sich die dichtlockigen Haupthaare, dunkel wie das Auge, an die wellige Kinnumrandung an. Auch wenn dir morgen, Alpenbesteiger, etwa ein grauer Feinlodenrock mit weiten Aermeln zu Alledem, was du schon erfahren hast, unterkommen sollte, paß' auf, und merk', das möchte der Unterlindner sein. Denn wir können's schon heute nicht verhalten — der den Brief geschrieben hat vom andern Thal herüber, den Brief des Forstknechtes, das ist Niemand Anderer als Gotthard. Er ist eben mit den Akademie-Ferien wieder hereingekommen über Salzburg, den Pinzgau und das Mölltthal herab und traut sich nur nicht eher inmitten in sein heimatlich Dorf hineln, bis er weiß, wie heuer der Wetterhahn beim alten Oberfalkensteiner steht. Denn wenn Nichts zu hoffen ist, so will er nicht eine Streitgeschichte erleben wie voriges Jahr und die Marie nicht umsonst in's Geschrei bringen. Nur etwa einmal hoch oben auf der Almwiesen drängt's ihn mit ihr zu sprechen und dann wieder zu sagen: „Lebwohl, über's Jahr komm' ich wieder! Will dich fragen, ob du im stillen Dorf so oft an mich gedacht, als ich dein in der lauten, brausenden, glänzenden Stadt, dein, die du mein vaterländischer Juwel bist, mir unvergeßlich aus Kinderzeiten, wie Alpenluft, Alpenhorn, Alpensonnenschein. Leb' wohl und sei standhaft." So wollte er auch heuer wieder sagen, oder vielmehr er fürchtete Das zu müssen. Denn daß ihm die Marie einmal, vielleicht schon dieses Jahr, sogar eröffnen könnte: „Weißt du was Neues, Gotthard, der Vater kann dich leiden; du magst immerhin herüber kommen und dir deine Heimat wieder fröhlich anschauen" — nun, das getraut er sich nicht zu denken. Aber, wir verplaudern uns vor dem Hausthor und sollten doch eigentlich früh zu Bette. Nur das noch, Gotthard hängt so sehr an der Heimat, und kein Tag vergeht, ohne daß er sinnt und nachdenkt, wie er daheim auf der Weide, als er noch die braungefleckten Kühe hütete, die ersten Schnitzereien machte. Da fiel zuerst ein Lämmlein aus, dann eine Geis, später einmal ein Hirt dazu; dann komponirte er schon ein Krippenspiel zusammen, und das hatte dem Herrn Kaplan, der viel über Feld ging, gleich so gut gefallen, daß er sich's kaufte und es dem Pfarrer verehrte zu Weihnachten.

Der war ein freundlicher alter Herr und machte den Jungen auf die vergoldeten Figuren in der Kirche aufmerksam. Nur schade, daß der junge Gotthard kein Sitzleder in der Schule hatte. Er saß regelmäßig auf der Eselbank, wiewohl er nicht der größte Derer war, die in der Schule saßen. Nach strenger Ordnung ging's mit ihm nun nicht vorwärts. Man gab ihn in die Stadt, wo er zuletzt bei einem Steinmetz als Geselle eintrat und plötzlich wieder — ein paar Jahre waren's — sich aus dem Staub machte. In Wien ist er dann später wieder aufgetaucht, und dort konnte er sich schon was bei Seite legen von seinen Arbeiten. Aber er hatte das Unglück, daß er kein Ausländer war, und daß man wußte, er lebe auch, wenn's noth, von Brod und Wasser. Auch schimpfte er weidlich auf die Herren los, die wie der Blinde von der Farbe reden und über Figuren mit allerhand Krimskrams von Hin- und Herdemonstriren aburtheilen, ohne zu wissen, wie man einen Finger meißelt. So kam's, daß er auf zwei bis drei ächte, wahre, begeisterte Freunde zwei bis drei Dutzende von Feinden zählte, bei denen es zweifelhaft war, ob ihre Gehässigkeit oder ihre Geistesarmuth größer sei. Daß es ihn im Schwarm solcher Wespen und ähnlichen Ungeziefers länger nicht gelitten hat, liegt auf der Hand. München, für das er vorlängst zu schwärmen angefangen, nahm alsbald den biederen jungen Mann freundlich auf, und daß es diesem dort recht gut ergeht und daß es ihm recht sonnigschöne Tage verspricht, das kannst du wohl errathen, lieber Leser. Wenn du aber verstockt bist und nichts errathen willst, du vaterländischer Zimmerhocker, so sag' ich dir's und du kannst mir's glauben.

Mittlerweile ist es in der Oberfalkensteiner Meierei stille geworden, die Nacht ist eingebrochen und Alles schläft. Was der Alte thun wird, wer weiß es? Nun gute Nacht allen Müden, gute Nacht auch dir, wackere Marie! Vielleicht dämmert dir morgen über den Kuppen der Alpen ein goldener Morgen herauf, den du nimmer geahnt in deinem kindlichen nächtigumdunkelten Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatliche Chronik.

Aeltere Notizen über Kärnten's Bergwerke.

T.—sch.—k. Zu den bedeutendsten Lebensfaktoren Kärnten's gehört unstreitig auch die Montan-Industrie; es kann daher nicht ohne Interesse sein, den Zustand derselben in den vergangenen Zeiten, die Anschauungen hierüber eines Rückblickes zu würdigen, und sich so vergleichenden Schlüssen hinzugeben. Wir wählen hiezu eine Beschreibung Kärnten's hinsichtlich seiner Bergwerke vom Jahre 1727, welche Franz Ernst Bruckmann in einem bereits sehr selten zu findenden Werke „Unterirdische Schatzkammer" uns hinterlassen hat, und welche wir mit einigen gelegentlichen Bemerkungen im Auszuge nachstehend mittheilen.

Kärnten, erzählt er, hat schöne Gold- und Silberminen, welche bereits 700 Jahre bebaut wurden, viel Quecksilber, das

in die ganze Welt, insbesondere aber in das spanische Westindien verfahren wird, Kupferkies, Weißbleierz, Zinnober, Eisenstein und den besten Stahl, welcher auch deßhalb in weitentlegenen Königreichen und Ländern, dohin er nur kommt, ästimirt und gelobt wird. An der Spitze der Bergstädte und Oerter führt er 1. Klagenfurt an, welches viel mineram mercurii hat, eine Bemerkung, welche wir übrigens bei viel älteren Schriftstellern bereits gemacht finden, so lesen wir bei Athanasius Kircher (1664) Folgendes: Unweit Klagenfurt wird unter einem von Bäumen ganz entblößten, von dichtem Grase bewachsenen, beinahe 800 Schritte (dimidiam leucam) messenden Hügel Quecksilber gegraben, man steigt durch senkrecht angebrachte Leitern in die Gruben, deren Tiefe daraus ermessen werden kann, daß man vom Eingange bis zum Ausgange in Allem drei Stunden zählt. Stephan Amiodi (1713) wiederholt den ganzen Inhalt dieser Stelle, und andere Nachfolgende berichten Aehnliches.

Bruckmann erwähnt ferner 2. Villach's mit seinem schönen Hammerwerke, St. Thomas genannt, nebst seinen vielen Bleibergwerken, dessen Erz entweder Weißbleierz ist, oder, wie ein frisch gebrochener Kobalt aussieht, sehr geschmeidig ist, viel Blei und selten Silber enthält, weßhalb man es auch zum Probiren am liebsten braucht.

Ferner werden genannt 3. Bellach wegen seinen in alten Zeiten ergiebig gewesenen Gold-, und Silbergruben, 4. Eberstein mit guten Eisen- und Stahlwerken, 5. Friesach, wo trefflicher Eisenstein gebrochen wird; vor Alters baute man daselbst auch Goldbergwerke, die nunmehr bereits ganz abgenommen haben, 6. Greifenthurm am Hammer, 7. Großkirchheim mit sehr alten Gold- und Silberbergwerken, die bis auf den heutigen Tag nicht ohne Nutzen betrieben werden, 8. Stockenboy, wo der beste Cinnabaris nativa gewonnen wird, aus welchem man allerhand Arbeit, als: Tabaksdosen, Messerschalen, Knöpfe auf die Stöcke u. s. w. schleifen und poliren kann, wie mit keiner andern minera Cinnabaris; die Einwohner dieses Ortes machen bloß Quecksilber daraus, 9. Hüttenberg mit seinen vielen Schmelzhütten und Eisenhammerwerken, die einige hundert Bergleute in Anspruch nehmen, welche hier ihren eigenen Bergrichter haben, 10. das Eisenhammerwerk „Auf dem Hammer" am Loibl, 11. Malborgeth, 12. Pöckstein, 13. Möllbrucken, wo auch viel Messing gemacht wird, 14. Tarvis, wo vor Zeiten gute Gold- und Silberbergwerke teste Strabone gewesen sind, wovon noch Merkzeichen übrig, deren Adern bereits die Römer erschöpften; nun wird da viel Blei und Quecksilber, woron das Haus Oesterreich nicht geringes Einkommen hat, gegraben; auch finden sich in dieser Gegend viele Eisenhammer, 15. Raibl mit vielem Blei, und endlich 16. Treibach mit seinem großen Eisenhammer. Außerdem führt er weiter 17 Orte namentlich an, von denen er jedoch keine rechten und gewissen Nachrichten erhalten konnte, was für Erze sie zu Tage fördern.

Paracelsus nennt Kärnten in seiner zu St. Veit 1538 geschriebenen, der kärnt. Landschaft gewidmeten kurzen Chroniko, was Bergwerke betrifft, das erste Land, von dem sich erst die daselbst in Gebrauch stehende Art und Weise der Bebauung auf andere Bergländer verbreitete. Seine Wasser sind so reich an gediegenem Golde, das sich insbesondere bei St. Paternion gefunden hat, daß von allen fremden Nationen Künstler und Bergleute sich in's Land verfügten. Sein Bleierz versieht nicht allein Germanien, sondern auch Panonien, Turciam und Italiam, desgleichen auch sein Eisen-, Alaun-, Vitriol-Erz, sein Zink, das weiter nicht so in Europa gefunden wird, sein treffliches Zinnober u. s. w. Kurz könnte man, ruft er aus, die Berge Kärnten's wie einen Kasten mit einem Schlüssel öffnen, wo möchte man einen größeren Schatz finden?

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts (1796) schätzte man den Gewinn des Villacher Bleies auf jährliche 22.000, des Raibler auf 10.000 Zentner. Alle in Kärnten gelegenen Bleibergwerke erzeugten jährlich 37.000 Zentner, was, den Zentner zu dem damaligen Preis von 9 fl. gerechnet, 333.000 Gulden an Werthe repräsentirt. In jüngster Zeit gewann man 81.888 Zentner Blei und Glätte mit einem Werthe von 1,091.556 Gulden.

Das Erträgniß an Eisen war 1796 130.000 Zentner, in neuester Zeit jedoch 638.832 Zentner, in einem Werthe von 1,973.465 fl.

Verschiedenes.

(Zur Geschichte der Operntexte.) Einem Pariser Blatte entnehmen wir folgende Bemerkungen über Operntexte. Den Letzteren ist allerdings nicht zuzuschreiben, daß z. B. die Werke der italienischen Kompositeure in der ganzen civilisirten Welt. so begeisterte Aufnahme fanden, sondern lediglich der Musik Aber wie jämmerlich werden auch die Textverfasser bezahlt Rosini u. A. ist immer sehr billig zu seinem Libretto gekommen. Jeder Reimschmied war ihm ausreichend. Später wurde das Libretto etwas mehr gehoben, besonders durch Romani. Namentlich Bellini und Donizetti hatten hiervon den
Der Impresario Rossini's bezahlte einen Text mit zwanzig Scudi. Das Autorenrecht gilt in Italien nicht, wie in Frankreich, wo Scribe für sein Libretto zu „Robert der Teufel" ebensoviel an Tantiême (nämlich einige 100.000 Francs, bezog, wie Meyerbeer für die Partitur. Der Dichter der „Lucia di Lammermoor", Salvatore Cammarano, erhielt 500 Francs, und was hat diese Oper eingebracht! Da ist denn doch Verdi großmüthiger gewesen, er hat demselben Cammarano für den „Trovatore" 1000 Thaler gegeben, und ohne diese Noblesse wäre der Arme im Spital gestorben.

(Die reichste Partiturensammlung in Europa.) In Folge eines nothwendig gewordenen Umzugs hat in Brüssel ein Theil der dramatischen Bibliothek aus dem Parktheater weggeschafft werden müssen, und alle Partituren, die jetzt nicht gebraucht werden, befinden sich nun im Archiv. Bei dieser Gelegenheit hat sich ergeben, daß diese Sammlung wohl die reichste in Europa ist, denn sie umfaßt 477 Opern-, 115 Ballet-, 143 Tanz- und 1284 Partituren von Vaudevilles, Komödien 2c. Unter den Manuskripten ist auch ein Folioband, der 1648 von Theodor de Lamy gedruckt ward und Hymnen und Arien für das Glockenspiel enthält.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 10 **Sonnabend, den 7. März** **1863.**

Aus dem Landes-Museum.

Vortrag über die Römerstraßen in Kärnten.

Gehalten am 16. Jänner 1863 zu Klagenfurt vom k. k. Ober-Landesgerichts-Rathe Michael F. v. Jabornegg-Altenfels.

(Schluß.)

c. Die dritte Straße von Aquileja nach Virunum nach dem Antoninischen Reisebuche enthielt folgende Stationen:

Aquileja M. P. XXX,
Via Bellojo M. P. XXIV,
Larix „ „ XXX,
Santicum „ „ XXX,
Virunum.

Obwohl auch über den Zug dieser Straße unter den Geschichtsforschern verschiedene Ansichten herrschen, so bin ich der Ansicht, daß diese Straße höchst wahrscheinlich durch das Thal des Tagliamento, und durch die wildromantischen Engpässe des Fella - Thales nach Pontafel hinauf, dann über die Wasserscheide bei Saifnitz, über Tarvis, Villach, gegen Moosburg und Emmersdorf in's Zollfeld ging.

Diese Ansicht läßt sich durch mehrere haltbare Gründe unterstützen. Die erste Station Via Bellojo war von Aquileja 30.000 römische Doppelschritte oder beiläufig 7 deutsche Meilen entfernt und lag in der Gegend von Ospedaletto in Friaul; von dort bis Larix waren 20.000 solche Schritte oder bei 6 deutsche Meilen. Diese Station Larix (Lärchenbaum) kann nach aller Wahrscheinlichkeit kein anderer Ort als das heutige Dorf Saifnitz im Kanalthal gewesen sein; denn erstens trifft diese Entfernung von Aquileja überein; zweitens liegt Saifnitz auf einer Hochebene und Wasserscheide, wo noch heutigen Tages Lärchen wachsen, von denen sicherlich schon die Römer dieser Station den Namen Larix beilegten, und endlich was drittens das Wichtigste ist, steht dieser Ort ganz auf den Ruinen römischer Gebäude, besonders der wichtigste Theil, genannt die „Villa“, woselbst fast in jedem Hause bei Bauten und Ausgrabungen von Kellern und Brunnen römische Steine mit Inschriften und Skulpturen, Gebäudereste, dann Büsten, Geräthe von Metall und Münzen, dann — vorzüglich für meine Ansicht sprechend — ein römischer Meilenstein ausgegraben wurde.

Die Station Santicum war von Larix 27.000 Schritte, etwa 6½ deutsche Meilen, entfernt, und ist im heutigen Villach zu suchen; fast an allen Orten zwischen Saifnitz und Villach wurden römische Steininschriften, Reliefs, Münzen u. s. w., insbesondere in neuester Zeit bei Anlegung der neuen Straße nach Tarvis nächst dem Dorfe Maglern eine interessante römische Inschrift, welche von einem Herkules-Tempel spricht, aufgefunden. Am Plateau ob dem Warmbade, außer Villach, wurden bei Anlegung des sogenannten Napoleon-Gartens während der französischen Okkupation Ober-Kärnten's viele römische Alterthümer ausgegraben. In Villach selbst fand man Römersteine mit Inschriften, und vor wenigen Jahren wurde eine silberne Schließe (Fibula) im Gewichte von zwei Mark bei einem Hausbaue aus der Erde aufgewühlt. Uebrigens ist auch schon die Lage dieser Stadt, wo sich einige Thäler ausmünden, an einem schiffbaren Fluße für eine Ansiedlung ganz geeignet, und die klugen Römer, welche unser ganzes Alpenland bewohnten, werden diese Lage gewiß erkannt und benützt haben.

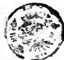
Von Santicum nach Virunum betrug die Entfernung nach dem Antoninischen Reisebuche 30.000 Schritte, beiläufig 7 deutsche Meilen, was noch heute ungefähr die Distanz zwischen Villach und dem Zollfelde ist. Der Weg ging sicher beim Lampe ob Lind über die Poststraße unter St. Georgen am Sternberge gegen Töschling am Wörther - See nach Pörtschach, Moosburg, Tigring, Emmersdorf und Karnburg nach Virunum; denn an allen den genannten Orten fand man römische Alterthümer und zum Theile Steinschriften.

So viel über die drei südlichen Reichsstraßen.

Von Virunum gingen aber auch in den nördlichen Theil Norikum's drei Reichsstraßen, und zwar zwei nach Ovilabis (heute Wels in Ober-Oesterreich) und eine nach Juvavia (heute Salzburg).

Nach der Peutinger'schen Tafel hatte der erste Weg von Virunum nach Ovilabis folgende Stationen:

Virunum M. P. XX heute Zollfeld.
Matucajum M. P. XIII „ Treibach.



Noreja M. P. XIV heute Neumarkt.
Viscellum ad pontem M. P. IX heute Brücke über die Mur bei St. Georg.
Tartusanum M. P. XV heute Rottenmaner-Tauern.
Stiriate „ „ V „ Strechau.
Gabromagum M. P. VIII „ Liezen.
Ernolatia M. P. XII „ Spittal am Pyhrn.
Tutatio M. P. XI „ Klausen.
Vetonianum M. P. XI „ Pettenbach.
Ovilia oder Ovilabis heute Wels.

Der zweite Weg von Virunum nach Ovilabis nach dem Antoninischen Reisebuche hatte folgende Stationen:
Virunum M. P. XX heute Zollfeld.
Candalice „ „ XXX „ Hüttenberg.
Monate M. P. XVIII „ Judenburg.
Sabatinca M. P. XXX „ Knaubat.
Gabromagum M. P. XX „ heute Liezen,
und schloß sich dann jenem ersten, in der Peutinger'schen Tafel bezeichneten Wege an.

Die dritte Straße von Virunum nach Juvavia nach der Peutinger'schen Tafel ging über Friesach, dann über die südwestliche Ecke der oberen Steiermark in das Lungau, von dort über den Radstädter-Tauern nach Salzburg an der Postroute und hatte nachstehende Stationen:
Virunum M. P. XIV heute Zollfeld.
Matucajum M. P. XIII „ Treibach.
Beliandrum „ „ XIV „ Friesach.
Graviacum „ „ XVI „ Grades.
Immurium „ „ XIV „ Murau.
Tamasicum „ „ XIV „ Tamsweg.
In alpe „ „ XVI „ Am Radstadter-Tauern.
Anis „ „ XVII „ Radstadt an der Enns
Vocarium (mangelt die Zahl) heute Hüttau.
Cuculle M. P. XIV heute Kuchel.
Juvavia heute Salzburg.

Alle diese drei Straßen sind noch heute durch die allenthalben auf der bezeichneten Strecke vorkommenden Römersteine angedeutet, und der alte Name bei einigen Stationen sogar noch in der heutigen Benennung erkennbar, z. B. Graviacum (Grades), Immurium (Murau), Tamasicum (Tamsweg), Cuculle (Kuchel) u. s. w. Uebrigens wurde auch in Grades ein Meilenstein gefunden.

Unser vaterländischer Geschichtsschreiber Baron Ankershofen hat zwar die Station Matucajum der dritten Straße an die Stelle des heutigen Ortes Zwischenwässern und die Station Beliandrum an die Stelle der Stadt Straßburg im Gurkthale gesetzt, und angenommen, daß dann aus diesem Thale der Römerweg über den Gebirgsrücken in das Metnitzthal nach Grades gegangen sei, welcher Annahme ich aber nicht beipflichten kann; denn in Zwischenwässern fand sich bisher kein römisches Denkmal vor, wohl aber in und bei Treibach. An diesem letzteren Orte wurden nämlich zwei römische Meilensteine, und zwar einer davon höchst merkwürdig sogar mit der Angabe der Entfernung von Virunum, und ein dritter Meilenstein mit der nämlichen Distanz-Angabe nächst Treibach in Krumfelden ausgegraben, und zwar aus einer bedeutenden Tiefe, welcher Umstand eine Uebertragung dieser drei Meilensteine von anderswoher nicht wahrscheinlich macht; deßhalb muß ich annehmen, daß an der Stelle des heutigen Treibach, dessen Entfernung vom Zollfelde mit der am Steine angegebenen Distanz nahezu übereinstimmt, die römische Station Matucajum gestanden sei. Weiters paßt das uralte Friesach ebenfalls mehr für die Station Beliandrum als Straßburg, da der Weg von Treibach über Friesach nach Grades immer im Thale fortläuft, während wenn man diese Station nach Straßburg setzte, die Straße von dort nach Grades über das hohe steile Prekowa-Gebirge gegangen sein müßte, wo überdieß nach vorgenommenen Untersuchungen an Ort und Stelle keine Spur einer alten Fahrstraße angetroffen wird, und die praktischen Römer den bequemeren, nicht weiteren und minder kostspieligeren Weg in der Ebene ganz gewiß vorgezogen haben werden. Endlich befinden sich in und bei Friesach mehrere römische Inschriften-Steine, die auf eine Niederlassung der Römer an diesem Platze hindeuten. Aber auch abgesehen vom Vorhandensein dieser Steine dürfte es gar nicht zweifelhaft sein, daß die Römer auf diesem Platze, von dem drei Thäler auslaufen, als einem strategischen Punkte unmittelbar vor den Gebirgsschluchten gegen Noreja (Neumarkt), auf dem steilen Felsen ob der heutigen Stadt Friesach ein Kastell mit einer Ortschaft am Fuße desselben erbaut haben werden.

Ich habe meine Ansicht über den Zug dieser dritten Straße über Friesach schon vor einigen Jahren im Wege der Presse veröffentlicht *), welcher auch mehrere mit den Ortsverhältnissen vertraute Geschichtsforscher beitraten.

Mit dem bisher Gesagten beschließen wir die Bemerkungen über diese drei nördlichen Reichsstraßen, weil der Zweck des heutigen Vortrages nur allein die Besprechung der Römerstraßen in Kärnten ist, und gehen nun zu den im Lande bestandenen Hauptstraßen über.

*) Kärnten's römische Alterthümer in Abbildungen I. Heft, Klagenfurt bei Joh. Leon 1843.

Diese letztgenannten Straßen kommen zwar weder in der Peutinger'schen Tafel noch im Antoninischen Itinerar vor; allein sie sind durch andere Merkmale bezeichnet, denen zu Folge über ihr einstiges Bestehen kein Zweifel obwalten dürfte. Wir wollen nun

II. diese Hauptstraßen kurz berühren.

1. Von der südlichen Straße aus Aquileja über Emona, Celeja und Juenna nach Virunum, von der wir zuvor sprachen, zweigte sich nächst der jetzigen Kreuzer - Realität eine solche Hauptstraße westlich ab und lief über den heutigen Ort Ton, woselbst eine römische Meilensäule ausgegraben wurde, dann über Klagenfurt, wo die Statue des sogenannten Antinous (jetzt im Wodley'schen Garten in der St. Veiter-Vorstadt aufgestellt) nebst andern Alterthümern gefunden wurde, und über Krumpendorf, wo am Ufer des Wörther-See's ebenfalls ein römischer Meilenstein aus dem Schlamme gezogen wurde, und mündete bei Töschling ob Pörtschach in die Reichsstraße aus Aquileja über Larix (heute Saifnitz) und Santicum (heute Villach) nach Virunum.

2. Eine zweite Hauptstraße zog sich von Santicum durch das obere Drauthal längs der heutigen Poststraße über Kellerberg, Paternion und Spittal nach Teurnia (heute St. Peter im Holz, eine kleine Stunde ober Spittal), über welche römische Stadt ich im VI. Jahrgange des Archives — der Jahresschrift des kärnt. Geschichts-Vereines — eine historische Skizze mittheilte. Auf dieser Straßenstrecke befinden sich zu Kellerberg, Paternion und Spittal mehrere Römersteine mit Inschriften und Abbildungen, und in Paternion sind sogar die Spuren eines römischen Standlagers (castrum stativum) vorhanden *).

3. Von der römischen Stadt Teurnia ging eine andere Hauptstraße über die nördlichen Hügel, genannt Fratres und Patriari (offenbar Namen lateinischen Ursprunges) nach Gmünd, wo an der Pfarrkirche zwei römische Inschriften in Stein eingemauert sind, von dort durch das Thal des Liserflusses und den Lausnitzgraben bei der Taferneralpe, wo ein römischer Meilenstein mit der Bezeichnung der Entfernung von Teurnia gefunden wurde, über den Radstädter - Tauern nach Juvavia (heute Salzburg).

4. Gleichfalls von Teurnia wand sich eine Hauptstraße in nördlicher Richtung in's untere Möllthal, und lief unter dem Danielsberge vorbei, auf dessen Höhe zufolge der an dem St. Daniels-Kirchlein eingemauerten römischen Steinschrift ein Herkules-Tempel stand, über Ober-Vellach in das Alpenthal der Malnitz, wo zwei Thäler bei dem heutigen Pfarrdorfe Malnitz u. z. das eine gegen Westen, das andere gegen Osten auslaufen, und zog sich durch das östliche Thal bis zum Stapitz-See am Fuße des Ankogels. Von diesem See lief die Straße in vielen Windungen bis zum Kamme des 9000 Fuß hohen Korn-Tauern hinauf, und dann in das salzburgische Anlaufthal hinab. Diese Straße ist mit Granit - Tafeln, die senkrecht eingefügt wurden, noch heutigen Tages gepflastert, und die Erhebung der Straße beträgt nur 2 bis 3 Zoll auf die Klafter.

Die ursprüngliche Anlage dieser vom umwohnenden Landvolke „der Heidenweg" genannten Straße über den Korntauern war von den Römern sehr klug berechnet, weil man selbe zu jeder Jahreszeit, mithin auch im Winter, passiren konnte, (was von den Malnitzern noch heutigen Tages geschieht) während der Uebergang über den westlich gelegenen Malnitzer-Tauern und über das Nasfeld im Winter wegen den hier verschneiten Schluchten zwischen dem Nasfelde und Pöckstein gar nicht ausführbar ist.

Diese Straße führte zu den uralten, bereits von den Tauriskern bebauten Goldminen des heutigen Rathhausberges, von denen schon die römischen Schriftsteller erwähnen. Ich habe diese Römerstraße auf einer Reise in Ober-Kärnten besichtigt, und meine Bemerkungen in der „Carinthia" Jahrgang 1839, Nr. 42 veröffentlicht.

5. Von Teurnia lief endlich noch eine Straße aufwärts durch das Drauthal nach Loncium (heute Lienz im Pusterthale) in Rhätien, auf welcher Wegstrecke gleichfalls Römersteine z. B. in Greifenburg u. s. w. noch vorhanden sind.

6. Eine für uns noch jetzt erkennbare, interessante Hauptstraße war jene, welche aus Italien über die heutige Pleckenalpe nach Tirol führte. Der Bau dieser Straße über die julischen Alpen wurde unter C. Jul. Cäsar begonnen und unter Kaiser Augustus vollendet. Sie war aus Staatsgründen für Rom nothwendig, um die Pyrußen in Rhätien (Pusterthaler), welche, der Beute wegen, von ihren Alpen herab wiederholt in das fruchtbare und reiche Italien einfielen, für diese Raubzüge zu züchtigen, und denselben für immer Einhalt zu thun.

Diese Bergstraße über die Plecken begann auf der italienischen Seite bei dem heutigen Dorfe Tischelwang oder Timau, durchzog aufsteigend den dortigen Gebirgskessel, und bog durch die noch jetzt begangene Einsattlung in nördlicher Richtung auf die Fläche der Alpe, wo heutigen Tages das Gasthaus steht.

Die Spuren alten Straßenpflasters, dann die an-

*) Man sehe im VII. Jahrgange des „Archives" meinen Aufsatz: Geschichtliche Miscellen, Seite 120 u. s. w., wo das einstige römische Standlager bei Paternion besprochen wird.

manchen Stellen im Felsen fortlaufenden Wagengeleise und drei in dem Felsen eingemeißelte lateinische Inschriften, wovon zwei noch gut lesbar, beurkunden das einstige Bestehen und den Zug der Römerstraße über diese Alpe. Beide Inschriften erwähnen der Gefahr, welcher die vorüber Gehenden früher ausgesetzt waren, und bezeichnen die Personen, durch deren Sorgfalt diese Straße hergestellt worden. Graf Concina in Udine, ein Freund geschichtlicher Denkmale, soll auf der italienischen Seite der Alpe schon vor vielen Jahren einige Inschriften, die außer diesen drei an der Straße bestanden, haben abnehmen und nach Udine bringen lassen.

Die Straßengeleise sind bedeutend tief, diese Vertiefungen überall von gleichen Dimensionen, und oben auch gleichförmig abgerundet, so daß dem Beschauer sich unwillkührlich der Gedanke aufdrängt, diese Geleise müßten **künstlich** ausgemeißelt worden sein, um die Wagen vor dem Hinabstürzen in die Tiefe zu bewahren, und Geländer zu ersparen.

Nach Inhalt der untersten Inschrift wurde diese Bergstraße durch die Freigebigkeit der Auguste: Valentinian und Valens, zur Zeit ihres vierten Konsulates, mithin im Jahre 364 nach Christi Geburt eröffnet; demnach sollte man meinen, daß diese Straße erst im IVten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung angelegt worden sei: allein es ist höchst wahrscheinlich, daß sie seit Kaiser August wieder in Verfall gerathen, und unter den beiden obgenannten Augusten in ihren Fundamenten wieder restaurirt worden sei.

Diese Straße ging dann von der Plöckenalpe in das Gailthal hinab nach Mauten, über den Gailberg in das Drauthal und nach Loncium (Lienz in Tirol.)

Ich habe auch diese Alpenstraße*) so wie beinahe alle Theile Kärnten's, wo wahrscheinlich römische Straßen gegangen sind, selbst bereist, untersucht, und mir von den wichtigeren Routen genaue Situationspläne abgenommen, um mir durch eigene Anschauung die Bestättigung dessen, was ich darüber gelesen und gehört habe, zu verschaffen.

Am Schluße wird noch bemerkt, daß

III. Römische **Nebenstraßen** auch längs dem heutigen Gailthale von Mauten bis Villach, von dort über Feldkirchen nach St. Veit, und vom Jaunthale durch das Lavantthal auf den Murboden hinaus in die obere Steiermark gingen, und somit unser Land unter den Römern mit einem Netze von Straßen durchzogen war.

*) Man sehe meinen Aufsatz über die Römerstraßen in Kärnten im I. Jahrgange des „Archives" Seite 52 u. s. w.

Ueber das Wasser als Symbol.

Studie von Dr. F. Krones.

(Schluß.)

Das unerschöpfliche Wesen der **Liebe** bot den Dichtern eben so oft den Stoff zur Dichtung, als die Gelegenheit, das Gebiet der Naturerscheinungen für die bezügliche Bildersprache auszubeuten. So tritt denn auch das Wasser als strömendes und spiegelndes, helles und dunkeltiefes, Leben und Tod in sich schließendes Element in den Kreis symbolisirender Liebesdichtung.

So singt **Rückert** in seinem „Liebesfrühling":

„Ein Strom der Liebe ging
„Aus meiner Liebsten Herzen,
„Den ich in mein's empfing
„Herüber ohne Schmerzen,
„Der, wie er meine Brust
„Durchfunkelt und durchzogen
„Zurück in stiller Lust
„Ergoß in sie sein Wogen."

Gruppe hinwieder läßt den Gegensatz des liebeweckenden Weibes und des liebekranken Mannes in folgendem Bilde erscheinen:

„Du bist der Fluß, der breit vorüberfließt,
„Der nie versiegt und nie verdirbt,
„Ich bin die Blume, die den Thau genießt,
„Die Blume die an ihrer Blüthe stirbt."

Das „unglückliche Lieben" in der ganzen Fülle dämmerhaften Hoffens, wilden Sehnens und öder Trostlosigkeit schildert **Heine** in dem berühmten Liede:

„Mein Liebchen wir saßen beisammen
„Traulich im leichten Kahn — — —"

Das Hauptmoment liegt in der nächtigen Fahrt „im weiten Meer" vorüber an der „schönen Geisterinsel" — „dämmerig im Mondenglanz"; und klingt so dieses gehaltreiche Gleichniß in den stimmungsvollen Versen aus:

„Dort klang es lieber und lieber
„Und wogt es hin und her, —
„Wir aber schwammen vorüber
„Trostlos im weiten Meer."

In ähnlicher Weise knüpft **Müller** v. Königswinter an die Sage von den im Meere spurlos verschollenen **Fischerkindern** die entsprechende Deutung:

„Und weißt du, wir sind die Kinder, —
„Die Maid du, — ich der Knabe,
„Das Meer ist uns're Liebe,
„Die wird uns wohl zum Grabe."

Auch der Liebe Täuschungen finden in den Erscheinungsweisen des Wassers ihre Symbolisirung: So singt das bekannte Volkslied: „O Tannenbaum!" u. s. w.

„Der Bach im Thal, der Bach im Thal
„Ist deiner Falschheit Spiegel,
„Er strömt allein, wenn Regen fließt,

„Bei Dürr' er bald den Quell verschließt,
„Der Bach im Thal, der Bach im Thal
„Ist deiner Falschheit Spiegel!"

Der Schlichtheit dieses Gleichnisses stellt Heine die künstlerische Einfachheit eines ähnlichen Bildes gegenüber in dem Liede:

„Berg und Burgen schauen herunter
„In den spiegelhellen Rhein."

dessen Schluß lautet:

„Oben Lust, im Busen Tücken,
„Strom, du bist der Liebsten Bild!
„Die kann auch so freundlich nicken,
„Lächelt auch so fromm und mild."

Wer Schiller's „Pilgrim" sich vergegenwärtigt, findet darin den in der Dichtung „Sehnsucht" ausgesprochenen Seelendrang nach der Welt der Ideale in neuer Form ausgesprochen und das bezügliche Gleichniß dem Wasserelemente entlehnt. Gleichwie den unglücklich Liebenden das Gefühl unendlicher Oede beschleicht, so wird hier der Idealist von dem Bewußtsein seines unerfüllten Sehnens nach dem ewig fernen Ziele überwältigt.

„Und zu eines Stroms Gestaden
„Kam ich, der nach Morgen floß,
„Froh vertrauend seinem Faden,
„Warf ich mich in seinen Schooß.

„Hin zu einem großen Meere
„Trieb mich seiner Wellen Spiel;
„Vor mir liegt's in weiter Leere,
„Näher bin ich nicht dem Ziel.

„Ach! kein Steg will dahin führen,
„Ach! der Himmel über mir
„Will die Erde nie berühren,
„Und das dort ist niemals hier!

Der humoristische Tiefsinn in der Anschauung des Lebens macht sich in Göthe's Allegorie, der „Zauberlehrling", geltend. Die Wassernoth desselben spiegelt die Gefahren wieder, welche jedem drohen, der als „Lehrling" Gewalten weckt, deren er nicht wieder „Meister" werden kann und der Stoff des Gleichnisses berechtigt uns, dasselbe in den Rahmen unserer Beispiele aufzunehmen.

Jean Paul's Ausspruch: „Die Seele ist ein Stab, der in den Wellen des Körpers sich in mehrere Stücke zu brechen und sich nach ihnen zu bewegen scheint — steht an der Grenze poetischer Anschauung und philosophischer Betrachtung, aber auch er gehört zu den sinnigen Versuchen, aus dem Wasserelemente ein passendes Bild für die Erläuterung einer Thatsache geheimnißtiefer Art zu gewinnen.

Am nächsten liegt die Formverwandtschaft zwischen den Bewegungserscheinungen des Wassers und den musikalischen Tonbildungen. Aber nicht bloß der physische Gesang aus Menschenbrust und Kehle oder die Musik des Instrumentes legen eine Vergleichung mit dem leichtbeweglichen, formenreichen Elemente nahe; auch die Dichtung, der „Gesang der Seele" — borgt mit aller Berechtigung von dem Wasser symbolische Formen.

Läßt man die Töne der Musik sprudeln, rauschen, brausen, rieseln, wogen und wellen — so lassen sich diese bildlichen Ausdrücke eben so gut auf die dichterischen Gefühle und Gedanken anwenden; zunächst freilich auf deren sinnliche Erscheinungsweise in Wort und Vers, dann aber auch auf ihren innersten Gehalt.

Deutet Schiller das Wesen des Distichons als besonderer Form dahin, daß er sagt:

„Im Hexameter steigt des Springquells flüßige Säule,
„Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab" —

so symbolisirt er in der „Macht des Gesanges" das Grundwesen der Poesie als „Regenstrom", der aus Felsenrissen, mit Donnersungestüm, genährt von nie geahnten Quellen — hervorbricht, Eichen entwurzelt und Felsen stürzen macht. Ein gleichartiges aber in einer ganzen Dichtung durchgeführtes Symbol der Poesie, dessen Deutung dem Leser überlassen bleibt — bietet Immermann in der gehaltvollen Hymne: „Die tiefe Quelle", der man wohl gerne den Platz hier gönnen mag:

„Ich weiß einen tiefen Born
„So helle!
„Ich finde mich immer durch Wald und Dorn
„Zur Stelle!
„Ihn bergen die Klippen, ihn bergen die Höh'n
„Die streifenden Wanderer den Born nicht seh'n.

„Er konnte allein der Brust den Schmerz
„Entraffen,
„Er hat mir himmlische Freude in's Herz
„Geschaffen.
„Ich eile zu ihm und werde nicht matt,
„Ich trinke und trinke und werde nicht satt.

„O ewiges Dürsten, heiliger Trank!
„Du Quelle,
„Wie soll ich dir sagen würdigen Dank
„O Welle?
„Ach würd' ich zur Thräne vor sel'gem Leid,
„Dann ruht' ich in dir die Ewigkeit!

„Das ist mein Glaube, daß immerdar
„Es fließe
„Und sich zum duftenden Labsal klar
„Ergieße!
„Laß trocknen die Sonne der Ströme Lauf,
„Sie trocknet die heimliche Quelle nicht auf"

So hätten wir denn die Anwendung des Wassers als poetischen Symboles nach den verschiedensten Richtungen hin angedeutet, wie selbe in der neueren

deutschen Dichtung zu Tage tritt. Niemand, der die nahezu unerschöpfliche Reichhaltigkeit des bezüglichen Stoffes kennt, wird von diesem anspruchslosen Versuche eine auch nur annäherungsweise Vollständigkeit verlangen.

Luitwinde von Silberberg.

(Kärntnerische Sage.)

Horch auf, mein Kind, geht der Vollmond ein,
Sollst Du Herrn Neideck's Ehefrau sein.

„Ich mag nicht sein Herrn Neideck's Frau;
„Sein Haar und Bart sind wüst und grau."

Sind wüst sie und grau, so sind Truhe und Schrank
Von Perlen ihm hell und vom Gold ihm blank.

„Laß', Vater, ach laß' ihm sein Gold und Gut;
„Es trieft von Thränen und duftet nach Blut."

Das lügst Du nur, Freche; und sperrst Du Dich gar,
So schlepp' ich Dich, traun, mit Gewalt zum Altar.

„Und schleppest Du mich mit Gewalt zum Altar,
„So schleppe mich hin auf der Todtenbahr'."

Da stampst Herr Heinz, vor Zorn erblaßt,
Und schreitet zurück in die Halle zum Gast.

„He! „— schreit Herr Heinz von Silberberg. —
„He! füll' uns die Becher, mein guter Zwerg!

„Stoßt an, Herr Neideck, und thut mir Bescheid,
„Dieweil Ihr mein lieber Herr Eidam seid."

Und Nachts, eh' der Mond noch voll erscheint,
Schön Luitwind sitzt auf dem Lager, und weint.

Da huscht in's Gemach ein geflügelter Pfeil,
Der bringt ihr ein Brieflein in großer Eil'.

Schön Luitwind hält's an den Mondenschein:
„Mein Rößlein und ich, wir harren dein."

Ein Bolzen dann fällt auf den Steinaltan,
Hangt eine Leiter aus Seide daran.

Sie schürzt sich, und steigt in das Dunkel hinab,
Und Schauder erfaßt sie, als stieg' sie in's Grab.

„Halt an, schönes Fräulein! Wohin junger Held,
„So lustig im Trabe durch's Haarfeld?"

Was schiert's Euch, Gesell! ob in Freud' ob in Leid'
Wir traben noch Althaus hinunter die Heid'?

„Wohl schiert's mich, Gesell, ob Du weiß oder roth?
„Der Neidecker bin ich, und schlage Dich todt.

„Der Neidecker bin ich, mein Fräulein so bleich,
„Kommt jetzo; die Raben bestatten die Leich.

„Da habt Ihr sie wieder, ich bring' sie als Scherz',
„Und faßt sie in Gold Euch, Herr Silberberg.

„Jo faßt sie in Gold Euch, und Edelgestein;
„Mein ehlich Gemahl kann die Buhle nicht sein."

Ich will sie auch fassen in Steine, bei Gott!
Nicht werd Euch mein adlicher Name zum Spott.

In meiner Kapell', in der Nische beim Chor,
Dort fehlt mir ein Heil'ger, dort hebt sie empor.

„Erbarme, mein Vater, erbarme Dich mein!
„Ich will ja zeitlebens gern Nonne sein".

Die sollst du auch werden! Ihr Bauleute schnell,
Und macht für die Büßerin fertig die Zell'.

„Ach, Vater, mein Vater! verderbst Du Dein Kind?
„Wer wird Dich einst führen, weißhaarig und blind?"

Du willst mich nur führen in Schmach und in Schand',
Ihr Bauleute, rüstig! Verschließet die Wand!

C. G. R. v. Leitner.

Aus dem Friedhofe.

Novelle von Dr. Fritz Pichler.

(Fortsetzung.)

Als die Hahnen in den großen Hofsteigen des Oberfalkensteiner Hofes zu krähen anhuben, standen der Alte in seinem Zimmer, die Bäuerin und die Marie in dem ihren eilig auf und zogen sich hübsch warm an. Denn in den Morgennebeln ist es unwirthlich zu gehen und nach Sonnenaufgang streichen kalte Winde von Westen her. Die ängstige Marie kniete halb angekleidet, und indem sie sich dabei die Haarzöpfe rings um den Kopf zusammen band und die Nadeln in's Geflechte steckte, vor einer Art Muttergottesstaudbild nieder, das auf einem braunen und gelb-schwarz eingelegten Schmalkästchen stand. Sie betete, wahrscheinlich auf ein gut Gelingen des Almstiegs. Vor diesem Bilde sammelte sie all' ihres Herzens sehnsuchtinnige Gluth immer am gesegnetsten zusammen. Denn die überirdische, in reichen Faltenwurf gehüllte Gestalt mit dem erhabenen Augenaufblick, mit der nach Oben zeigenden Linken und der rechten Hand auf's Herz gelegt, diese Gestalt, aus unverwüstlichem und mackellosem Zirbenholz geschnitzt, — sie war aus den Händen des geliebten Gotthard hervorgegangen. Freilich hatte er vor zwei Jahren, als sie das letzte Mal länger zusammen waren, nicht Zeit gehabt, die letzte Feile an das Standbild zu legen, ja einzelne Theile mußten sogar ganz ungeschnitzt bleiben — aber dennoch hatte Marie zu dem Bilde so viel Zuthätigkeit. Wenn sie aber an den Vater dachte, dann schien ihr verloren Gebet, Trost, Hoffnung und Ruhe, hier begann ihr die menschliche Welt mit all' ihrem Trotz entgegenzutreten. Was sollte werden, wenn der Alte heute wirklich mitgeht, wenn er oben auf der Bergschneide mit dem unerwarteten Gast zusammentrifft, den er einst mit geballter Faust aus dem Hause getrieben, weil er weder ordentlich geistlich noch weltlich studirt habe? Was sollte werden? Mitten in diesen Zweifeln begann die Alte mit dem Haupt zu wackeln und leise ihre Verwunderung zu äußern, wie ausgewechselt ihr der Alte gestern fürgekommen sei. Nicht ein Mal einen Lump hat er gestern irgend Jemanden geschimpft.

Und auf die Frage, warum sie denn beide, ohne die sonst das Haus zusammengestürzt, beide auf die Alm gingen, worauf sie geantwortet, die Marie brauche Trost und Ausheiterung und die Erinnerung an den Ort, wo sie voriges Jahr mit ihrem Gotthard zusammengekommen, auf alles das hab' er nur gebrummelt: „Ja ja, freilich, nur geh'n." Im Anfang hätte sie gemeint, der Alte habe ein Glas über den Durst getrunken und wie das schon so komme, der Eine werde im Rausch rebellisch und schlage alle Fensterscheiben ein, der Andere werde weinerlich und ließe sich das Haus über'n Kopf anzünden, so habe sie sich im Anfang die Nachgibigkeit des Alten erklären wollen. Allein im Wirthshaus gewesen zu sein, hob er nicht zugegeben, wenn es auch nicht herauszubringen gewesen, wo er eigentlich sonst zugekehrt habe.

— Marie, nur frisch auf die Beine, schloß das Mütterchen. Man muß das Eisen schmieden, wenn's warm ist. Hat der Alte nicht umgeschlagen über Nacht, so soll er heut' ein Bindband kriegen, von dem er gar keinen Gedanken hat.

Da kratzte es zwei Mal an die Thüre und herein schoß Pluto, der große schöne Haushund mit dem braun- und weißgefleckten Leopardenfell. Wenn er wedelte, so warf er mit dem Schweife die Sesseln um und machte den Menschen das Knie schmerzen. Marie hatte ihn lieb, dafür hielt er auch unwandelbar zu ihr in allen ihren Stimmungen. Da im Hofe unten eigentlich ein gemeinerer Hund, ein fuchsbrauner Spitz wachte, so war Pluto gleichsam die innere Garde in den Herrenzimmern. Vor dem Bette der Marie, gerade unter dem Fenster, hatte er seinen mit Maisfedern gefüllten Polster, den verließ er in aller Frühe, um im Hause herumzutreten, Stiege auf, Stiege ab zu troten, mit der Schnauze zwischen das Schnitzgebälke des Holzganges hinauszuschnuppern und allenfalls die entferntesten, frühesten Fußgänger anzubellen. Dann kam er wieder in die Stuben, patrouillirte von Bett zu Bett, sich mit der Schnauze, die er unter die Decke steckte, von dem Dasein der Seinen zu überzeugen und streckte dann nach langem Kreisgang in die raschelnden Federn sich nieder, wenn noch Alles schlafen zu wollen schien. Sonst aber drängte er zum Frühstück, welches er mit der Katze gemeinsam erpassen mußte und verdiente sich dabei durch freiwillige Beantwortung der nicht gestellten Frage: „Wie spricht der Hund?" gar manchen guten Bissen. Im Verlauf des Tages folgte er der Marie auf Schritt und Tritt und sprang die Leute an, die ihr etwas wegnehmen wollten. War sie unten im Thal, so blickte er vom Gang aus wehmüthig in's Blaue, fraß nicht und winselte zuweilen; auch mochte ihn da die Verkältung schmerzen, die er sich einst im winterlichen Fluß zugezogen, als er, von der Brücke hinabgeworfen, bis zum jenseitigen Ufer schwimmen gemußt. War aber seine liebe Herrin wieder zu Hause, so schien Alles vergessen.

Heute sollte also auch Pluto mitgehen dürfen. Er sprang von dannen und kam, mit einem der vollen Körbchen im Gebiß, wieder zuwege.

So war das Familiendreiblatt bald beisammen, ein williger Knecht und der frischaufspringende Pluto besorgten die Trage, und man brach auf.

Der Alte begann schon durch den ummauerten Hof, in dem die Hühnerfedern im Morgenwind aufflogen, von Schnitt und Mahd und Einfuhr und Dachdeckung zu sprechen und that, als wollte er nur eine Zeit lang mitgehen. Das Mütterchen, dieß bemerkend, stieß an die Marie mit dem Arme an. Diese athmete ein klein wenig auf, bekam aber gleich wieder ein doppeltes Herzklopfen, zudem es gleich hinter dem Falkensteinerhof stark aufwärts geht. So wie die ersten Brandstreifen über den untersten Osthimmel sich auszubreiten begannen und die bleigraue Luft allgemach gegen den Westen zusammengeballt zurückwich, die weißen Nebel sich thalein warfen und von Schlucht zu Schlucht auf- und abwärts wanderten, die Bergkuppen aber alsbald von rosiger Aufgangsgluth angehaucht wurden, schritten die drei Leutchen munterer aus und zeigten der weiterschlossenen Gegend wohl auch ein frisches, von Kälte geröthetes und nicht unfröhliches Gesicht. So lindert die Natur siegreich in ihrer Erhabenheit den Schmerz kleiner Menschenherzen. Aber weh, wenn dieser wiederkehrt! Dann zieht er all' den herrlichen Koloß von Erd' und Himmel hinein in den Strudel seines Thränenstromes und Leid klingt wieder aus der fernsten Sternbahn.

Zwei Stunden war man bereits durch Fichtenwaldung, Kohlenbrandstätten, über fette Alpenwiesen und endlich durch verzwergtes Gesträuche gegangen, da läuteten die ersten Heerdeglocken von den Hälsen zerstreuter Schäflein und der weitestgehenden Kühe. Und allgemach kam man einem Rudel von Gaisen entgegen, welche nach allen Seiten auseinandersprangen und rechts und links ihre schmalen Füßlein auf's Gefelse setzten und dann mit dem Ausdrucke der Neugierde auf die Ankömmlinge sahen. Ein paar schneeweiße Zitlein, die sich verspätet hatten, ließen sich von Marie liebkosen, welches nun freilich Pluto nicht recht dulden wollte. Nach einem Wegumbug, an dessem Ende ein Zaunstieg in die Weideplätze der Kühe führt, stand man nun auf der zwei-

ten großen Wiese, in deren Hintergrund, gegen den letzten Almabhang gelehnt, die untere Almhütte gelegen ist.

Es war bereits voller Sonnenschein über Höh' und Tiefe ergossen und unser Wanderzug fand es für gut, auf der Bank vor dem niedern hölzernen Hause etwas auszuruhen. Der alte Oberfalkensteiner, der seit dem Lobspruch auf den Fichtenharzgeruch nichts mehr geredet hatte, trennte sich nun, ließ sich vom Knecht etwas Fleisch mitgeben und erklärte, er wolle hinüber zur großen Pferdetränke, um nach seinen Fohlen zu sehen und von dort denke er auf den steilen Weg zur zweiten Almhütte einzulenken. Oben sollten sie dann wieder zusammentreffen, um sich auch Etwas zu kochen. Wo bleiben wir, beim Alten, der ganz allein durch steinichte Wiesen stolpert, oder bei Mutter und Tochter, die Knecht und Pluto begleiten? Nun, wir wollen Beiden nachsehen, wenn sie nicht zuweil auseinandergehen, was auf der Alpe selten zu gutem Ende führt. Die Pferdetränke liegt nicht viel seitab und von der zweiten Hütte kann man bequem auf sie herniederschauen. Während die weiblichen Wanderer kaum über die Schlucht, die zum unteren Felsenkamme führt, hinausgekommen, ist der Alte bereits ganz nah' dem kleinen blauen See, der wie ein aufgeschlagen Auge der Alpenhocheinsamkeit zum Himmel emporschaut. Da traben auch die Pferde zu Paaren und zu Rudeln einher. Sie sind freundlich und lustig, ausgejagten Blutes. Böse aber und arglistig ist der Roßknecht Mathis, den der Oberfalkensteiner voriges Jahr aus dem Dienst gejagt wegen einer gestohlenen Sense. Der hat den Alten von Weitem erkannt und ist entschlossen, heut' ihn sich zu vergönnen. Er läßt ihn mitten in's Roßgetummel hereinkommen, sieht nicht um sich, ob außer dem Oberfalkensteiner und ihm selber noch Jemand herabsteige zur Seefläche, läßt ihn also ganz, duckmauserisch grüßend, hereinkommen und wie sie Beide mitten zwischen schwarzen Gäulen, prächtigen Fohlen, glänzenden Schimmeln und sprungfertigen Fohlen Stirn an Stirn sich gegenüberstehen, da packt er den Alten im Genick, wirft ihn, der hell auf schreit, daß die Pferde auseinanderstieben, auf einen Stein nieder und will ihn eben mit dem Peitschenstock ein Leid anthun, als über Mathis selbst ein tüchtiger Zaunknittel sich auf und ab zu schwingen und weidlich einzuhauen beginnt, so daß er los läßt von seinem Herrn und sich gegen den neuen Angreifer wendet. Der aber weiß den Kniff, schlägt dem ohnedieß Verwirrten zwei Mal von rückwärts in beide Kniebeugen hinein, so daß er auf's Knie niederfallen und gleichsam bitten muß. Schändlicher Mathis, nun magst du schauen, wie du wieder auskommst! Der Oberfalkensteiner aber wird seinem Retter, der gerade vom obern Almhaus herab an Ort und Stelle gekommen war, er wird ihm dankend entgegenkommen und ihn als Freund in sein Haus —. Weh', das ist der Gotthard Unterlindner. Welch' ein Erstaunen für Beide. Aber wie schon das Leben all' die Verschlungenheiten, die es in voller Unerschöpflichkeit selber bringt auch selber wieder löst, so gestaltete sich die Hin- und Wiederrede des seltsamen Paares ganz eigenartig gut und wenn der Oberfalkensteiner ein bischen vom alten Trotz in sich brummen hörte, so fielen ihm in's Gedächtniß die zwei schönen, blanken weißen Todtenköpfe, der eine mit der Perlenreihe makelloser Zähne, der andere mit der durchlöcherten Hirnschale. Und wenn ihn dazu die milde, sattwarme Alpenluft aus dem unendlichen Blau herüber anwehte, dann konnt' er nicht böse sein, konnt' es nicht sein, nicht um einen Preis. Und Gotthard hatte sich die Ahnung in die Seele gesenkt, es möchte vielleicht doch der Zeitenlauf den Alten gemildert haben und wenn es nicht ein Sonnentäuschungsbild war, wie das so den Hirten auf den Hochweiden zu erscheinen pflegt, so war just zuvor eine Gestalt mit einem rothen Kopftuche, die der Marien's glich, hoch oben auf dem letzten Wiesenausbug zu sehen gewesen. Ohne deutliche Aufklärungen zu geben und zu vernehmen, und nur im Schellwort über den seiner Rache schon anheim gegebenen Roßknecht einig, waren sie durch eitel Steingeröll und zerschlagene Föhrenstämme hindurch glücklich zum zweiten Almhaus gelangt, von dem auf Büchsenschußweite die höchste Kuppe mit den überfliegenden Wolkennebeln liegt. Da blitzen die kleinen Fensterlein hoch hinaus über ein rundumerstrecktes Wellenmeer von Bergen, nahen und fernen; schroff gegenüber klaffen eisschollen-angefüllte Graufelsklüfte und zwischen den schartigen Zacken schlägt der Geier und Adler die Flugbrücke unter krächzendem Geschrei. Und unten im hellgrünen Thal, soweit die Waldgesenke den Einblick gestatten, herrscht Frieden, der Kirchthurm blitzt und der blaue Fluß scheint, vielfach geschlängelt zwar, still gebannt in ahnungsvolles Schweigen. Ein edles Bild verließ Gotthard, als er in den Herdraum des Almhauses, sich bückend, hineintrat. Drinnen in der Bretterkammer war Alles lautlos, nur die Uhr schlug an: tik tak. Rauch drängte zu allen Fugen heraus und die rußigen Hirtenbuben zeigten verschmitzt lächelnd: „Pst, drinnen schläft Jemand!"

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 11 Sonnabend, den 14. März **1863.**

Skizzen aus dem Volksleben.

(Von F. Franzisci.)

II. Die Brechlbraut.

Seht ihr dort am Brechlplatze den hohen aufgepflanzten Baum, an seinem Wipfel den mit einem Bergkranze umflochtenen Blumenstrauß! wie flaggt das farbige Tuch im Winde! Es ist das Signal, „daß heute Abends der Schimmel einreiten wird.“

Am frühen Morgen schon brachte ein weißgekleidetes Mädchen in einem mit allerlei Backwerk gefüllten Körbchen dem „Ritter“ das in Reimen verfaßte Einladungs-Schreiben. Daß er kommen wird, hat er ganz zuverläßig zugesagt, darum verspricht man sich einen heiteren Abend, den die Brechlerinnen mit Sehnsucht erwarten. Wie beeilen sie sich, um ja recht bald mit dem Rest der Arbeit fertig zu werden.

Während die Dämmerung über die Berge sich niedersenkt, die Laute des Tages verstummen und nur noch die „Brechl'n“ im regellosen Takte klingen, werden in der Stube des nahestehenden Gehöftes alle Voranstalten für eine ländlich-sittliche Abend-Unterhaltung getroffen. Alle halbwegs transportablen Einrichtungsstücke werden hinausgeschafft. Der mit frischem Linnenzeug gedeckte Tisch und das gewaltige Bouquett, aus den letzten zusammengeraffien Herbstblumen gewunden, geben der Stube ein völlig festliches Ansehen. Das Hinterstübchen wurde als Schankkeller hergerichtet, da steht auf einer provisorischen Tafel neben einer behäbigen Flasche geistigen Inhalts, Glas an Glas, wie ein wissensdurstiger Schülerkreis um's Katheder und zwischen zwei Stühlen gewiegt sich ob der Elasticität der Boden-Dielen eine Kufe schäumenden Gerstensaftes. In der Küche draußen knistert das Feuer, brodeln die Töpfe am Herde. Die Hausfrau darf man heute kaum anreden, sie hat vollauf zu schaffen, um die kulinarische Frage des Abends zu lösen, sie erwartet Gäste von weitem her, denen sie was Rechtes aufsetzen will. Schon kommt ein Wagen angefahren, bald darauf ein zweiter. — Die Stube füllt sich mit Gästen aller Art. Der Hausherr macht die Honneurs und kredenzt bald diesen bald jenen ein frisch gefülltes Bierglas. Unter die Geladenen werden mit Bergkränzchen umwundene Sträuße von künstlichen Blumen vertheilt, die sie in's Knopfloch des Rockes oder auf den Hut stecken.

Nach kurzer Toilette kommen die Brechlerinnen und nehmen an dem mit dampfenden Gerichten besetzten Tische ihre Plätze ein.

Kaum daß sie mit dem Mahle fertig sind, erdröhnen Pistolensalven vor dem Gehöfte.

Der Ritter ist im Anzug.

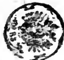
Die liebe Jugend, klein von Statur, flüchtet sich auf Stühle und Bänke.

Musikanten lassen sich in der Vorlaube hören, ein Tusch, noch ein Tusch — und die Thüre fliegt auf, ein Bursche kommt athemlos herein und geht auf den Brechltisch los; er fragt: ob sie den Ritter einlassen wollen, wo nicht, so ziehe er weiter. Er möge nur kommen. — Da zeigt sich in der dunklen Oeffnung der Stubenthüre ein weißer Pferdkopf förmlich aufgezäumt und so täuschend aus Linnentüchern zusammengestoppelt, als ob der leibhafte alte Schimmel vom Stall hereinblickte. Die Augen sind mit schwarzen Ringen bezeichnet, die Zügel aus Stroh geflochten.

„Machts auf thür und thor
„Der Brechlbraut-ritter is davor,
„Thuts weg enkre stühl und bänk
„Der brechlschimmel kommt zu enk“

ruft eine Stentorstimme; während der Schimmel in seiner vollen Größe zum Vorschein kommt, — wirklich eine geisterhafte Erscheinung — und darauf der Ritter in weißen Hemdärmeln, den niederen Hut mit weidgerecht geschlichtetem Strohausputze am kühn erhobenen Haupte, über dessen breite Krämpe eine Schärpe auf die Schultern herabfällt. Nach allen Seilen vor dem schaulustigen Publikum sich verbeugend, beginnt er im echten Volkston:

Ich reit herein durch stau und lau
Grüß z'erst den hausherrn und sei frau
Ich reit herein zum brechelfest
Grüß die brechelbrautmutter und ihre Gest
Uber nenn Alm reit ich herein
Uber tiefe graben und hohe zäun.



Mit flammendem Gesichte entgegnet die Brechlbrautmutter hinterm Tisch:

„Thät dir die brechelbraut nit g'faln
„Was reitest herab von der alm".

Und so geht der Reimkampf immer lebhafter fort, und je derber die Späße, desto größer ist die allgemeine Heiterkeit. „Dieser Ritter, der versteht's, so ein abgeschliffenes Maul hat keiner weitum, und wenn erst die Lori dazu kommt, so werden sie mit der Brechlbraut unter zwei Stunden nicht fertig, die weiß ihn gehörig abzutrumpfen und er bleibt ihr dann auch nichts schuldig", lispelt ganz leise ein gewiegter Landwirth seinem Nachbar in's Ohr, „Schade, daß sie heute nicht da ist, sie hat erst vor einer Stunde absagen lassen." Warum? Jedenfalls beleidigter Künstlerstolz! Aber der Ritter ist weithergekommen, er ist ein Meister in dieser Rolle und weitum gesucht, daher geht er auch auf Gastrollen über die Marken des Dorfes hinaus, was nicht Jeder wagt, da er auf allerlei Sticheleien gefaßt sein muß, und wenn er nicht schlagfertig und redegewandt ist, gar leicht eine Schande für sein ganzes Dorf aufheben kann. Der Ritter gestikulirt aber auch auf seinem nie ruhenden, bald die Brechlerinnen, bald das Publikum beunruhigenden Schimmel, daß es eine Freude ist. Obschon die meisten „Sager" stereotype Normen sind, merkt man es doch, daß er zu Zeiten nicht ungtücklich extemporirt.

Der ganze Streit dreht sich um die Brechtlbraut, einem Korbe, gefüllt mit einem „Reindling", mit Krapfen, Aepfeln und Blumensträuschen, welchen die Brechelbrautmutter hinter dem Tische verborgen hält.

Als Intermezzo wird der Schimmel beschlagen. Ein berußter Schmied drängt sich mit seinem Gehilfen hervor; aber das ungeduldige trojanische Roß schlägt aus und Beide liegen am Boden. So oft sie ihr Werk beginnen wollen, wiederholt sich die Scene, die von drastischer Wirkung auf das Zwergfell der Zuschauer ist und sie gleichzeitig mit in die Handlung verflicht; während der eine den schweren Hammer suchend sich bückt, macht der Müllerbursche daneben mit seinem weißen gestrickten Röckchen und seinem mehlbestaubten Käppchen ein recht bittersüßes Gesicht, als ob er mit dem gesuchten Gegenstande irgendwie in unliebsame Berührung gekommen wäre. Aber bald erheitert sich sein Gesicht wieder, ja es wird nun völlig verklärt vom Lichtschimmer, der mit einem Male die Stube erfüllt. Der Ritter hoch zu Roß hatte seinen Paß mit Siegel und Petschaft, um sich zu legitimiren, hervorgezogen, und da die Beleuchtung des äußeren Schauplatzes Manches zu wünschen übrig ließ, ein Kerzenlicht zur Hand genommen; aber der aufgerollte Papierbogen kommt dem Lichte zu nahe, fängt Feuer, daß die hellen Flammen bis an die Decke emporschlagen.

„Is die brechelbrautmutter frisch
„So geht si über'n tisch
„Is si aber kroank
„Soll si gehn nach der bank".

Auf diese Aufforderung des Ritters erhebt sich die zungenfertige Maid und besteigt mit ländlicher Grandezza, das Körbchen am Kopfe tragend, den Tisch:

„Die brechelbrautmutter is weiß und roth
„I glaub der Spielmann is schon todt".

Der Ritter ruft, seinen Hut schwenkend, den Musikanten zu:

„Spieleut sind schwarzenbacher
„Aufmahn werden's am koarfreitag nocher".

Die lassen sich das nicht zwei Mal sagen und spielen einen Ländler auf, der der Maid so gewaltig in die Füße schlägt, daß sie ganz zierlich über die Tischplatte tanzt bis an die äußerste Ecke hin, wo sie der Ritter, der sich unterdessen vom Pferde geschwungen, und dem die Brechlbraut, das Körbchen sammt Inhalt überreicht, in seine Arme nimmt und mit ihr den Reigen eröffnet.

So schließt der dramatische Schwank, der oft über eine Stunde dauert, mit einer animirten Tanzunterhaltung, die gewöhnlich erst der hereinbrechende Morgen beendet.

Deutsche Dichter in Oesterreich.

II.

Christian Schneller.

Die Gegenwart ist der Poesie nicht sehr hold, sonst müßten sich die Werke eines Dichters, wie Christian Schneller, einer größern Verbreitung erfreuen. Wir halten es um so mehr für eine Pflicht der Journalistik auf ihn hinzuweisen, da er ferne im Süden zu Roveredo den verlornen Posten deutscher Bildung mitten unter Welschen fest und männlich behauptet. Schneller ist der Sohn eines Bauern und wurde am 5. Nov. 1831 zu Holzgau im Lechthale geboren. Er machte seine Gymnasialstudien zu Hall und Innsbruck, im Herbste 1855 ging er nach Wien, um sich dort der Medicin zu widmen. Da dieser Vorsatz nicht aus innerem Triebe entsprang, so verließ er bald die akademischen Hörsäle und wurde Hofmeister bei einem Baron in Nieder-Oesterreich. Zugleich beschloß er, sich dem Gymnasial-Lehramte zu widmen, er wurde 1856 zu Roveredo angestellt, wo er seitdem sich befindet. Bereits früher waren von ihm in belletristischen Blättern und Musenalma-

nachen Gedichte erschienen, im Jahre 1857 gab er sie gesammelt unter dem Titel: „Aus den Tiroler Bergen" bei Bauer und Raspe in Nürnberg heraus, dedizirt sind sie seinem Freunde und Lehrer Adolph Pichler, der auf seine poetische Entwicklung vielfältig Einfluß nahm, indem er ihn zu einer strengen Durchbildung der Technik und Form antrieb. Diese Gedichte erregten durch den Glanz der Darstellung und die Lebendigkeit der Naturschilderung die lebhafte Theilnahme von Kennern. In der Heimat gingen sie, obgleich ihrer Verherrlichung geweiht, ziemlich spurlos vorüber. Im Jahre 1860 erschien bei Wagner „Am Alpsee" ein reizendes kleines Epos, welches der bekannte Aesthetiker Carriere mit Recht den Arabesken Neureuther's vergleicht. Es ist Schneller's bedeutendstes Werk und verdient auch wegen seines tiefen sittlichen Gehaltes Anerkennung. Im Jahre 1861 schleuderte er entflammt vom Zorne Andreas Hofer's den frechen Gelüsten der Italianissimi einen Ciklus Sonette entgegen, welche in den „Stimmen der Zeit" veröffentlicht wurden. Sie fanden laute Anerkennung. Schneller macht nicht in Gesinnung, er kümmert sich nicht darum, „wo Barthel Most holt," daher mag er wohl darauf verzichten, jemals eine seinem Talent entsprechende Stellung zu erlangen. Möge er im stillen Kreise der Häuslichkeit die Entschädigung dafür finden.

Von Morgen bis Abend.

(Von Ruy Gonzalez.)

Ich zog hinaus durch Busch und Hag,
Da tönten hell die Glocken,
Sie läuten ein den jungen Tag
Mit heiligem Frohlocken.

Und schnell zum Kirchlein hin hinauf,
Ich muntern Schritts gegangen;
Ein Hochzeitsfest und eine Tauf',
Ward fröhlich drinn begangen

Als wieder ich, beim Abendschein
Des selben Weg's gekommen,
Sah dort ich einen Todtenschrein,
Hab' Schluchzen ich vernommen.

Ernst tönt' die Glock' in's Thal hinab;
Dem „Menschen" der geschieden,
Dem „Tag" der sank in's ew'ge Grab,
Sie läutet Beiden „Frieden"!

Allerseelen auf dem Meere.

(Von Ruy Gonzalez.)

Es ist ein Fest der Trauer
Am weiten Erdenrund;
Es schimmert auf den Gräbern
Von Kerzen, Blumen, bunt.

Und über arme Gräber
Die keine Hand bekränzt,
Weht sanft der Hauch der Liebe,
Der fromm auf jenen glänzt.

Auch auf dem Oceane
Da wogt es hin und her;
Kein Fest wird da begangen
Auf Gräbern tief im Meer;

Gott selber aber senket
Den Sternenkranz herab,
Und läßt ihn lieblich glänzen
Auf jedem Wellengrab.

Die Trauerweide.

(Treu nach dem Spanischen des Salvador Bermudez.)

Alles athmet neues Leben
Bei der Sonne Purpurschein.
Weiße Nebelwölkchen schweben,
Und die Lüfte heben, weben,
Sie in Rosengluthen ein.

Schifflein steuert in das Weite,
Von dem Sand am Ufersaum.
Und es bläht der Segel Breite,
Daß sein Kiel im Fluge gleite,
Spaltend durch den Meeresschaum.

Kannst die zarte Blüth' belauschen,
Wie sie aus der Knospe bricht;
Lüfte hörst du Küsse tauschen,
All' die Erd' ist süßes Rauschen,
All' der Himmel — Glanz und Licht.

Du nur, ernste Trauerweide
Unempfindlich all der Pracht,
Hebst die Stirne nicht in Freude,
Senkst zum Ufer, tief im Leide
Deines Hauptes Lockennacht.

Ach! umsonst, daß deine Zweige
Baden sich im reinen Quell;
Daß der Sonne Bild sich neige,
Und vom Wind gekräuselt, zeige
Flammend sich in jeder Well!

Ach vergebens, daß voll Treue
Schüchtern, zart, dein Lieb, die Luft
Sanft und tröstend dir sich weihe,
Deine trübe Stirn bestreue
Stets mit Frische und mit Duft.

Denn dein Leid es wächst und steiget
Wie das Gras im Meeresschooß;
Immer mit dem Sturm gebeuget,
Stets dem Schmerze zugeneiget,
War nur „Weinen" stets dein Loos.

Zarter als die Blumengarben,
Mitleidsvoll kränkst du den Schmerz
Nicht mit Duft und bunten Farben,
Denn du kennst der Seele Narben,
Denn du kennst ein müdes Herz.

Dein und unser Sein hienieden,
Gleich an Jammer ist's und Weh'n;
Keinen hat der Schmerz gemieden,
Allen ward wie dir beschieden,
Werden — Leiden — und Vergeh'n!

Ida Freiin v. Euloz.

Aus dem Friedhofe.

Novelle von Dr. Fritz Pichler.
(Fortsetzung.)

Gotthard hatte nicht so bald den knurrenden Hund erblickt, als er wußte woran er sei. Leise und mit an sich gehaltenem Athem trat er in die älpliche Stube ein. Da schaute die Oberfalkensteinerin aus einem zerblätterten alten Buch auf und trat dem alten Freunde des Hauses mit einem ganz still gewisperten „Nun, Gott gesegn' es" entgegen.

„Die Marie ist eingeschlafen vor Müdigkeit" setzte sie schnell bei „und der Alte ist auch da."

Nachdem Gotthard mit ein paar Worten Alles in's Reine gesetzt, daß er wie durch ein Wunder mit dem Alten sich auf's Beste einverstanden habe, trat er in die Ecke des Zimmers zur Bank, darauf Marie schlief. Da lag sie nun vor seinen Augen, die seit zwölf langen, langen Monden Ersehnte, lag mit warmangerötheten Wangen und der Herzschlag machte die blauen Aederchen an dem weißen Halse hüpfen. Die kleine Hand war lässig vorgefallen und ein Ring, ein gewisser Ring glänzte, wonniglich behütet, vom vierten Fingerchen. Sie hatte gesprochen, wiewohl sie schwieg und ihres Auges Himmel verdeckt war durch die bannenden Schleier des Schlafgottes. Gotthardeu fiel ein, wie das traurig wäre, wenn Marie anstatt schlafend todt wäre und läg' auf der Bahre, still, sanft und bleich, nur ohne je wieder die Augen aufschlagen zu wollen. Dann mußte er ohne Ende lang an ihrer Ruhestätte weilen, gleich als warte er, bis sie aufsehe. Solches erwägend ward er von der Mutter gebeten mit ihr hinaus auf die sonnenerwärmte Hochwiese zu gehen, Marie werde schon rufen, wenn sie wach geworden. Sie verließen leise die Stube, Pluto blieb auf der Wacht und draußen kamen der Alte und das Mütterchen zusammen, erzählten sich die Roßknechtgeschichte unter allerhand neuen Anschauungen und bemerkten nicht, daß Gotthard seitab in den Schatten eines Zirbelkieferstrauchs gegangen war, um dort in den Rasen gelagert geradeauf in den grenzenlosen blauen Himmel zu spähen. So ganz in's Firmament hinaus gehoben, ließ er sein Leben von der ersten Zeit, als er Marien tief im Thal als Hausnachbar kennen gelernt, bis auf die heutige Stunde stummen Wiedersehens vor sich vorübereilen und bedachte, wie das so eigen sei, wenn man einen langersehnten, geliebten Menschen, um dessentwillen man von weiter Ferne hergereist, in tiefem Schlafe treffe. Ob er Marien im Herzen treu geblieben, darüber konnte er sich selbst wohl mit Ruhe antworten. Jene Eine Erscheinung, die einmal in der Isarstadt — es war an den Marmorstufen in des Herzogs von Baiern Palastsaal — an ihm vorübergegangen und durch Wochen darnach ihn mit huldvollen Worten begleitet, sie war allerdings nicht ohne Gefahr für ihn gewesen. Hatte doch ihr Name so schönen Klang und schien sie sich doch für Gotthard's menschenabgewandtes Streben mit voller Seele zu begeistern. Aber der letzte Rathschluß war alsbald gefaßt und seine Wahrheit mit Energie erkannt: „Neue Liebe ist immer ungerechte Liebe; das volle Herz besitzen nur die Erinnerungen, unsere ganze innere Welt versteht nur, wer uns seit Kindeszeit an kennt; Verbindungen nach urfremden Vergangenheiten bringen nicht Heil und täuschen nur durch Scheinbilder des Glücks; d'rum wer seine Jugendliebe verloren oder verstoßen hat, kann nie und nimmermehr Ersatz finden; also halt' er an dem treuen Wesen erster Liebe mit aller Gluth, ob es lebe, ob es gestorben sei." Neu gekräftigt von solchen Betrachtungen, die in der Bergegesellschaft an Eindrucksriesigkeit gewonnen halten, ward Gotthard von dem Oberfalkensteiner-Paare überrascht; die Zween hatten sich vollständig beredet und das Ende vom Lied war, daß die Mutter es — sie wußte nicht wie — hoch über der Welt beim Wehen gottentsendeter Almluft bewirkt hatte, Gotthard müsse vom Alten als Sohn begrüßt werden. Dieß war nun allhier geschehen und die Drei begaben sich jetzt in die Stube.

Marie! Wie fuhrst du hold erschrocken von der ungewohnten Liegerstatt auf, riebest die unsicher aufgeschlagenen Aeuglein und wußtest nicht im Augenblicke, ob du zu Hause seiest, oder auf einem fremden Ort und warum es schon heller Tag sei in deinem — nein, das ist nicht dein Zimmerchen. Du erwartetest doch Etwas, war's ein Traum? Nein, nein, sieh' nur um dich, du bist Gotthardeu's halber heraufgestiegen zu Gottes Höhen — hier ist er, hier steht er vor dir, in Händen gehalten von Vater und Mutter. Sieh', das hat dir der

Himmel bereitet, dieweil du schliefest und deine Seele wanderte durch die Sterne. Eh' du noch verstehst das Unerforschliche, bist du aufgesprungen, bist an seinen Hals gefallen und verbirgst deines Angesichts liebliche Röthe in seinen dunkelnden Locken. Nun wohl, Ihr seid vereint! Sprechet nicht, erklärt es nicht, und laßt alle Furcht, blickt euch nur in die Augen und freut euch des Herzschlags, er stockt gar bald.

Pluto war's, der von den Freudensprüngen zuerst abgelassen, der durch sein „wie der Hund spricht" anzuzeigen unverdrossen war, daß es so eigentlich irdische Essenszeit geworden. Der Alte schickte nun, sich in den Stubenwinkel mit einem Pfeifchen setzend, sein Weib um Milch, frischen Käse und Schwarzbrod in die andern Verschläge der Hütte, die Marie und den Gotthard aber hinaus auf die Almspitze, um Ringelblumen, und weil er sie überhaupt da nicht brauchen könne. Wer war froher als unsere Zwei? Ueber das Gezäune der Almsiedelei steigend fühlten sie den scharfen Wind von der höchsten Kuppe herüberwehen und Marie klagte über leichtes Kopfweh. Gotthard verwies sie auf den Stubenrauch und versprach ihr Linderung durch die freie Luft. Sich oftmals anschauend, ob sie's denn wirklich seien, die da hinausgingen mit des Vaters Willen, trugen sie gerne und mit leichter Seele die Mittagsstrahten der thronenden Sonne und beugten sich spielend nieder, um sich in die Wette mit Blumen zu beschenken, blauen Genzianen, gelben Ringelblumen, rothen Felsrosen und allerlei saftigem Geblätter. Bald waren sie zu höchst oben, wo die Hirten über die Schneide gehen, eine Wehr aus Steinen zusammengetragen ist, wo endlich von der jenseitigen Welt die nahen und fernen Kuppen auftauchen und die Thäler sichtbar werden von einer neuen unendlichen Ferne. Hier nun saßen sie nieder und Gotthard war selig, den großen Durst der sehr erschöpften Marie mit einer lächelnd begrüßten Orange, die er in Stücke schnitt, stillen zu können. Er schwur, nicht im Mindesten zu dürsten, als Marie von Allem die Hälfte ihm aufnöthigen wollte. In Wahrheit aber verlangte er nach Labung, wie nur je Alexander in der Wüste. Er dachte dabei, daß er den Helm mit dem einzigen Thautropfen für sie geben oder, befehle sie's, hinwegschleudern würde. Er sah hinab auf die tief unten gelagerten Heerden; sie alle schwiegen im Mittagsschlaf und durch die heißen zitternden Lüfte herauf glänzte kuhlungsvoll der blaue kleine unbewegte See. Wie gern entbehrte er für sie! Auch seinen Rock warf er noch um ihre Schultern und dann lachten sie zusammen über den weiblichen Almhirten. Solcher zarter Spiele Sonnenpunkt war ein Kuß und als diese Seligkeit genossen war, nahmen sie Abschied von den Höhen und eilten mit Weile hernieder in's Almhaus.

Im Almhaus nun, in der stillen Stube, war inzwischen Alles, was nur eß- und trinkbar war, zusammengetragen und wie zu einem Fest aufgetischt worden. Zwischen Fleisch-, Brod- und Käsetellern, einigen Gläsern und vollen Flaschen stund ein weißer, blaugeblümter Topf. In den sollte der Almstrauß zu stecken kommen. Eh' sie sich's versahen, Vater und Mutter, (den Pluto nicht ausgenommen, der ein Töpflein mit Milchbrei für sich entdeckt hatte), traten Gotthard und Marie verklärten Angesichts wieder in die Stube ein. Sie waren Eins. Nun ging es an ein Schmausen und Zutrinken, das schier kein Ende nehmen wollte und auf ein Haar der Hochzeittafel ähneln zu wollen schien. Marie selber war, so sagte sie nämlich, der rothe Wein etwas zu Kopfe gestiegen und gerne brach man, in Anbetracht anderweitiger Umstände, zur Heimfahrt auf. Man hielt denselben Weg ein, den zuvor die Weibsleute, der Knecht und Pluto gekommen waren. Nur daß man statt außerhalb des Weidezaunes zu gehen, diesen überstieg und die „Halt" in ihrer weiten Strecke passirte. Da regte sich eben das Rind zum „Jausnen" und ein und das andere schöne Kühlein mit den dunklen Glotzaugen wanderte den Farben der Menschenkleider nach und kam immer schneller in's Getaufe. Pluto hinwider sprang ihnen scherzend vor die Schnauze, so daß die Kälblein oft mit aufgeworfenem Schweif in die Kranabethstauden hineintrampelten. Darauf riefen die Mutterkühe herab ihr mahnendes „Muh" und die entweichende Gruppe war von einer neuen und neugierigen abgelöst. Da ist es nun unsern Wanderern plötzlich zu Muth geworden, wie dem Schlangenbeschwörer Fridolin zu Friedelach, der die böse Schlangenkönigin heranzüngeln sieht. Denn hinter dem letzten Rudel Rind her, kommt jetzt gravitätisch der mächtige Almstier. Und sie sind noch nicht beim jenseitigen Zaun angekommen! Zu spät, daß man auf der Marie hellrothes Tuch denkt; kaum es abgeworfen ist, strampft das Unthier daher, die Hirtenbuben schreien oben hellauf, Gotthard umfängt mit seinen Armen die zitternde und bleiche Marie und langt der Erste, siegreich wie der wettlaufende Siegfried, am Zaune an; über diesen klettert Marie mit letzter Kraft, und sinkt jenseits in einen Rasen von Hochgras und Carthäusernelken. Gotthard aber reißt ein knotenreiches langes Stück aus dem Zaun und eilt vom Neuen in's Schlachtfeld, die Allen zu beschützen. Mit drohenden Hieben verscheucht er das zornschnaubende Ungethüm, deckt den Rückzug der nicht wenig erschreckten Eltern, und sendet endlich, durch Pluto's Gebiß und schallendes Gebelle

reichlich im Kampfe unterstützt, diesen zum Beutemachen, um Marien's verlornes Kopftuch aus. Ein neuer Schlußkampf entbrennt, mit einem Gejohle, daß die grauen Felswände im Kessel erzittern, stürzt noch ein Mal der wilde Herrscher des Rindes herbei, und sucht, den Kopf erst unten an der Erdfläche vorgebogen und mit den wohlgewetzten Hörnern drohend, Tuch und Hund gleich listig zu erfaßen; aber mit blutender Weiche entfleugt das treue Hausthier, durchmißt pfeilschnell die Weidestrecke und ist endlich mit einem Satz, das arg-zerrissene Rothtuch in der Schnauze, jenseits des Zaunes. Nun sind sie zwar Alle wieder beisammen, die zusammen gehören, aber ein Jedes hat schier seinen Theil. Man erreicht lässig das erste Almhaus, dort giebt das frische Wasser einige Stärkung und namentlich thun Marie ein paar Kopfumschläge, wie sie Gotthard reicht, recht wohl. Wie die Sonne tiefer geht, beschreitet auch unser Zug wieder den tiefer gelegenen Wald, erreicht bald ein um das andere Bauernhaus und langt endlich bei dem letzten Vorsprunge, der dem Falkenstein gegenübersteht, an. Marien war leichter geworden, als sie nun wußte, der Heimweg sei mehr kurz. Gotthard hingegen, wie ermüdet er auch von seinen vielen Berggängen und seinem Doppelkampfspiel des heutigen Tages war, er trug fast gänzlich Marien mit dem einen Arm und sagte ihr, die mehr schlafend als wachend zu gehen schien, endlich im Abendzwielicht jeden Stein, jede Wegkrümme, jedes Gesträuchreis an, das sie mit den Füßen meiden müsse. Solche Wege bereitet nur die Liebe. Nun sah man schon die ersten Lichter aus dem Oberfalkensteiner Hof aufblitzen und der Alte, mehr um Marien die letzte Viertelstunde Wegs zu erleichtern, begann die Einquartirung Gotthard's zu ordnen. Er müsse sich durch vier Wochen — so lang hab' er ja Zeit? — im Studentenzimmer zu rechte setzen, inzwischen wolle man mit der Marie schon fertig werden und sie tüchtig auseraminiren, ob ihr von den zwei Jahren Stadtdienst und Kochstudium in der „Krone" noch was sei hängen geblieben. Wenn sie dann in Gottes Namen Beide nach München müßten, so könne der Student gleich mit und bei ihnen wohnen und in die fünfte Lateinschule eintreten. Nachdem die Mutter noch ein Mal, wie immer aber vergebens, ihren Wunsch ausgekramt hatte, es wär' doch schön, wenn der Junge „geistlich" würde, der Alte hingegen mit dem alten Stichwort eingefallen war: „Sind lauter unzufriedene Leut'" — traten zuerst Gotthard und Marie mit einem stillen innigen Händedruck in's Vaterhaus und — alles ablegen, grüßen und begrüßt werden, sich niedersetzen und sich laben, endlich zu Bette gehen, das war alles im Nu geschehen.

Marie ward von dem Mütterchen nur mit Mühe begutet. Das brachte dampfenden Chamomillenthee und Schafgarbensaft, und strich die heiße Stirne des Mädchens mit Arnika-Tinktur ein, durch die der Alte weltberühmte Kuren zu machen pflegte. Kaum daß die Fiebernde noch Zeit und Macht gefunden, vor das lieblich-geschnitzte Frauenbild, zu dem sie heut' Morgens so brünstig gebetet hatte, dankend hinzuknieen. Die Aufregung wegen des Alten, die Angst um Gotthard, die Almhitze, schnelles trinken, und dann der Schreck wegen des Rindes obendrein, von dem weiten Weg gar nicht zu reden, das alles — so überlegte Mütterchen bei sich — muß der Marie geschadet haben. Wenn sie jetzt ernstlich krank würde! (Schluß folgt.)

Bücherschau*).

(Göthe's „Hermann und Dorothea" in's Englische übersetzt, (Nutt.)

Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche über Göthe's Hermann und Dorothea mit einem Vorworte von Hermann Hettner. (London, Williams und Norgate.)

Ob die Engländer durch irgend einen Denkproceß sich werden überzeugen können, daß Göthe's „Hermann und Dorothea" ein Meisterwerk epischer Kunst, und das Hauswesen unseres Wirthes „zum Löwen" in seiner Art ebenso bedeutungsvoll sei, wie die Residenz des Priamus, oder das Lager der Griechen, mag ernstlich bezweifelt werden. In der That! wir vermuthen, daß es viele ehrliche, des Deutschen durchaus nicht unkundige, und keineswegs des poetischen Gefühles ermangelnde Menschen gibt, deren Theilnahme an dem Schicksale des freienden jungen Hermann jenen kleinsten Grad, den man gewöhnlich durch Gähnen ausdrückt, erreichen würde, lange bevor sie die neun Gesänge, die gleich jenen Herodot's, nach den neun Musen benannt sind, zu Ende gelesen, geschweige denn verdaut haben. „Du mußt mich lieben lernen", sprach der „Flaschenteufel" in Mr. Peake's einst berühmtem Melodram zu seinem Opfer mit Recht, der Meinung, daß die Neigung, deren Gegenstand er war, nothwendigerweise ein erworbener Geschmack sein müsse. Dieselben Worte könnten an den Leser gerichtet werden von dem verliebten Helden, der hochgesinn-

*) Wir theilen diesen Aufsatz aus der englischen Zeitschrift „Athenäum" in der Uebersetzung mit, weil es von hohem Interesse ist, zu erfahren, wie die englische Kritik einem deutschen Meisterwerke gerecht wird. A. d. R.

ten Heldin, dem wunderlichen Vater, der guten Mutter, dem philisterhaften Apotheker, und dem weisen Pastor, die in Göthe's epischer Idylle, oder idyllischem Epos — welchen Ausdruck dann der wißbegierige Leser vorziehen mag — auftreten. Ohne Zweifel ist es für Jene, welche es zu würdigen verstehen, ein großes Werk — gleichwie Oliven Denjenigen, die sie lieben, eine ausgezeichnete Frucht scheinen — und wenn der anonyme Autor der Uebersetzung uns in der Vorrede versichert, daß es „ein sehr hübsches Gedicht" sei, voll von künstlerisch-vollendeten Bildern aus dem Leben der deutschen Mittelklasse, wie es zur Zeit der ersten französischen Revolution war, voll von reizenden Beschreibungen der Personen und Schauplätze, — voll, mit Einem Wort, von Interesse und Belehrung jeder Art" — so fühlen wir, daß der Ton dieser Anempfehlung, wie warm auch immer, gleichwohl nicht hoch genug sei.

Ein Werk, in dem jeder Charakter ein plastisches Individuum ist, ausgestattet mit Eigenthümlichkeiten, wie sie sich mitten in einem ursprünglichen und einförmigen Leben entwickeln, großen, ja selbst kleinen Städten unbekannt, die in Gegenden, welche an den politischen Welt-Ereignissen Antheil nehmen, gelegen sind, in welcher eine so vollkommene Geschichte sich auf so einfachem Grunde aufbaut, in welcher das große Ereigniß der Zeit sich wiederspiegelt, ohne den gemüthlichen Charakter des Gemäldes zu verwischen, und in welchem die Wirklichkeit nie gewöhnlich wird — ein solches Werk ist denn doch Etwas mehr, als ein „hübsches Gedicht"! Wir finden, daß wir uns beinahe der Worte W. v. Humboldt's bedienen. „Die schlichte Einfalt des dargestellten Gegenstandes" — sagt er — „und die Größe und Tiefe der hervorgebrachten Wirkung, diese sind die zwei Eigenschaften, welche in Göthe's „Hermann und Dorothea" auf das Mächtigste, und unwillkührlich die Bewunderung des Lesers erregen. Dinge, die sich so äußerst entgegengesetzt sind, daß sie nur durch den Genius des Künstlers, und zwar nur in einen glücklichsten Momenten in Verbindung gebracht werden können, werden mit einem Male unserem Geiste vorgeführt; — Menschen, so wahr und individuell, daß sie nur der Natur und der lebendigen Gegenwart entnommen sein können, und gleichzeitig so rein und ideal, daß die Wirklichkeit sie nimmer erreichen kann. In der bloßen Zeichnung einer einfachen Handlung erblicken wir ein volles und vollendetes Bild der Welt und Menschheit." Die Uebersetzung ist im Allgemeinen treu und zierlich in reimlosen Versen ausgeführt. Daß der Uebersetzer sich des im Original angewandten Hexameters enthielt, verdient Anerkennung, denn was auch über diesen Punkt gesagt werden mag, englische Hexameter sind unerträglich — ungenügend dem klassisch Gebildeten, und unverständlich dem gewöhnlichen Leser. Kaum befriedigender freilich sind deutsche Hexameter; nur daß zufällig die Gründer der neuen deutschen Poesie: Klopstock und Andere, eine Vorliebe für das alte Versmaß zeigten, und diesem dergestalt frühzeitig einen Boden gewannen; wohingegen behauptet werden kann, daß die englische Poesie unabhängig von Hexametern — die da nur als gelegentliche Grille erscheinen — besteht. Und selbst in Bezug auf Deutschland muß daran erinnert werden, wie geschmacklos Klopstock's Maße dem älteren Göthe erschienen. Jene, welche Göthe's „Hermann und Dorothea" genauer studiren wollen, wird die neue Auflage von W. v. Humboldt's ästhetischen Versuchen, mit einer einleitenden Vorrede von H. Hettner, sehr willkommen sein. Diese Studien sind in gewissem Sinne als das Resultat der Gespräche Humboldt's mit Schiller zu betrachten, und die darin ausgesprochenen Ansichten gehören zu der Anschauung, die in Schiller's philosophischen Schriften niedergelegt ist.

Der Autor hatte das Beispiel Lessing's vor Augen, der von der einzigen Gruppe des Laocoon eine umfassende Theorie des wesentlichen Unterschiedes zwischen poetischer und plastischer Kunst ableitete, und bemühte sich gleicherweise eine vollständige Theorie der Dichtkunst zu entwickeln, indem er die hohen Vorzüge von Göthe's Epik auseinandersetzt. Aber während Lessing's Buch entzückend ist, sind Humboldt's Studien leider abschreckend trocken, was selbst sein Herausgeber nicht in Abrede stellen kann. Trockenheit jedoch wird kaum ein Schreckmittel für Jene sein, welche an die philosophischen Produkte des Vaterlandes gewohnt sind, und Humboldt's Stoff ist unter allen Umständen gut, wie mangelhaft auch die Form sei.

Heimatliche Chronik.

Ueberschau des Jahres 1862 in Bezug auf Kärnten von H. Hermann.

(Fortsetzung.)

Das Jahr 1862 beginnt ohne besondere Anzeigen einer politischen Veränderung. Oesterreich in seiner konstitutionellen Ausbildung fortschreitend, bemüht sich, seine Hauptaufgabe, die Besserung seiner Finanzen zu lösen, die im Jahre 1861 nicht zum Abschlusse kam. In Kärnten beschäftigt nichts so sehr die Aufmerksamkeit seiner Bewohner als die Eisenbahn-Angelegenheit und zwar in Klagenfurt die Verbindungsstraße mit dem Bahnhofe, welche im Laufe des Jahres zur Ausführung kommt, der Stadt einen ganz neuen Prospekt öffnet und zu

weitern Bauführungen in der Richtung nach Süd eine neue Bahn bricht.

10. 12. und 28. Jänner.) In diesen Tagen werden folgende Erderschütterungen in verschiedenen Gegenden des Landes, besonders längs der Drau, wahrgenommen. Ferlach zählt deren in jenen 18 Tagen nicht weniger als eilf. Im Lande zeigt sich eine große Wassernoth: Brunnen und Bäche vertrocknen, während anderwärts die Flüsse überfluthen und besonders die Donau große Verheerungen anrichtet.

(5. Febr.) Die Arbeiten der Kärntner-Eisenbahn von Klagenfurt nach Villach werden vergeben. Das Ausgeboth beträgt beinahe zwei Millionen. Die Arbeiten werden im Laufe des Jahres rüstig in Angriff genommen und fortgesetzt.

(7. Febr.) Die erbliche Reichs-Rathswürde wird dem Grafen Konstantin von Lodron von Sr. k. k. apostolischen Majestät verliehen.

(21. Febr.) Der in der jüngsten Kultur- und Literärgeschichte Kärnten's viel genannte und um das Land viel verdiente Jubilararzt Dr. Gottfried Kumpf stirbt zu Klagenfurt in seinem 82ten Lebensjahre.

(26. Febr.) Die Feier des Jahrestages der Verleihung der Verfassung wird sowohl in unserer Landeshauptstadt als allenthalben in den Städten und Märkten Kärnten's, selbst an mehreren kleinern Orten, kirchlich und durch sonstige freudige und dankbare Kundgebungen, wie z. B. durch Einleitung einer Sammlung für eine Turnhalle, begangen.

(5. April.) Der Gesangsunterricht zur Hebung der Kirchen- und Profanmusik im Lande wird an der Normalhauptschule zu Klagenfurt organisirt und durch Subvention S. F. G. des hochwürdigsten Fürstbischofes und des Fondes der Domstadtpfarre begonnen.

(16. April.) Der Vertrag wegen Einführung der Gasbeleuchtung in der Landeshauptstadt wird zwischen der Gemeinde-Vorstehung derselben und dem Unternehmer L. A. Riedinger aus Augsburg abgeschlossen. Das betreffende Fabriksgebäude, der Gasometer, wird im Laufe des Sommers an der Südostseite der Stadt erbaut. Es ist die erste Anstalt dieser Art in Kärnten.

(21. April.) Frau Baronin Freiin von Herbert stirbt hier in ihrem 69ten Lebensjahre. Ein tief gefühlter Verlust für das Land und die Hauptstadt, für welche sie sich besonders durch Einführung und Erhaltung bei den Kleinkinderbewahr-Anstalten durch ihren umfangreichen Einfluß und unermüdete Thätigkeit, so wie ihre Opferwilligkeit verdienstlich gemacht und so ein Beispiel für die Verbreitung dieses wohlthätigen Institutes, welches mehrfältig, wenn auch im kleinern Maßstabe, im Lande Nachahmung gefunden, gegeben hat. Sie war im wahren Sinne eine Mutter der Armen und vielbegabte Förderin aller humanen und Bildungs-Anstalten.

(22. April.) Das Taubstummen-Institut für Kärnten erhält durch die Gnade Sr. k. k. apost. Majestät aus dem Erträgnisse der 5ten Staats-Wohlthätigkeits-Lotterie eine Subvention von 18.000 fl., wodurch der Ankauf eines eigenen Hauses für die Anstalt möglich wird. Es ist das ehemalige Mondscheinwirthshaus in der Völkermarkter-Vorstadt.

(28. April.) A. h., für Kärnten bedeutungsvolles Gesetz wegen Aufhebung der Bergfrohnen.

(1. Mai.) Feierliche Einweihung des im schönsten Style und mit weiten Räumen durch das hierortige Ursulinenkonvent, an der Gassenseite des Klostergartens neu erbauten Waisenhauses und der weiblichen Dienstbothen-Erziehungs-Anstalt.

Die Eröffnungs-Feierlichkeit der Weltausstellung in London, welche aus Kärnten von den Eisen- und Blei-Industrieanten, der R. v. Moro'schen Tuchfabrik, mit den Umfahrer und Ferlacher Gewehrfabriks-Erzeugnissen, Bienenstöcken u. s. f., zusammen 15 Nummern, beschickt wird. Die Resultate davon besprechen wir später.

(16. Mai.) Unser hochw. Fürstbischof reiset nach Rom ab, um dort zum Pfingstfeste der Kanonisirung der japanesischen Martyrer mit den meisten Bischöfen Oesterreich's und den von Sr. Heiligkeit veranstalteten Konferenzen derselben, welche in solcher Zahl und aus allen Ländern der Welt seit Jahrhunderten nicht vorgekommen, beizuwohnen. Trifft am 21. Juni wieder hier ein.

(30. Mai, 2. und 3. Juni.) Wiedereinrücken des vaterländischen Regimentes in Abtheilungen aus Italien. Die Mannschaft wird auf dem ganzen Wege, von Pontafel bis Klagenfurt, feierlichst und herzlichst empfangen, und da wie in der Hauptstadt von den Bewohnern derselben bewirthet.

Verschiedenes.

(Neues von Meyerbeer.) Der nimmer rastende Meyerbeer hat mehrere kleine Koncertstücke komponirt, so ein geistliches Lied aus Thomas a Kempis und ein Männerquartett mit obligatem Tenorsolo, das unter dem Titel: „der blinde Hesse" keine Humoreske oder gar ein „garstig" (d. h. politisches), sondern ein ernstes, poesievolles Lied ist.

(Ein französisches Drama von deutschem Autor.) Ein einaktiges Drama in antikem Styl und Versen: „Niobe", die Erstlingsarbeit eines jungen, seit einiger Zeit in Paris lebenden deutschen Schriftstellers, Namens Schmidt, kommt in französischer Sprache nächstens im Odeon-Theater zur Aufführung.

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. Fercher v. St—d. in Perchtoldsdorf: Dank und herzlichen Gruß; baldige Besserung. Hrn. Prof. Dr. Adolph P.—r. in Innsbruck: Blatt, Brief, Beiträge und Buch dankend erhalten. Hrn. Dr. Guido P—: . in Triest: Wann kommen die versprochenen Sachen? Hrn. Karl E—r. in Agram: Den Brief erhalten. Wegen der Pränumeration ist Alles in Ordnung. Hrn. Joseph Gr—r. in Grafenstein: Ehrenmänner pflegen bisweilen ihr Wort zu halten.

Berichtigung zu „Carinthia" Nr. 8. Seite 60 Zeile 16 von unten statt „zuruft" lies zurückweist. S. 60 Z. 4 von unten statt „verfliegt" lies verzischt. S. 61 Z. 23 von oben statt „Meere" lies Leben. S. 61 Z. 12 von unten statt (v. Julie) lies (v. Julin.)

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 12 Sonnabend, den 21. März **1863.**

Der selige Domitian, Herzog von Kärnten.

(Von H. Hermann.)

Unter dieser Aufschrift lesen wir im eben erschienenen 7. Jahrgange des Archives für vaterländische Geschichte und Topographie eine Abhandlnng des Herrn Professors Dr. Karlmann Fiae, welche einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen kommt. Wir meinen die seit Hansiz, Eichhorn und Millerdorfer vielfältig erwogene und in ihren versuchten Lösungen bestrittene Feage: ob Domitian mit Inguo Eine Persan, ob er Herzag van Kärnten, der Apostel des Christenthums in demselben in profaner Gestalt war?

Wir haben in neuester Zeit die Erzählung van dem bekannten Gastmahle Inguo's, wo er die zum Christenthum bekehrten Landleute an seine herzogliche Tafel zag, den Adel, die heidnischen Szupanen aber im Vorhofe auf irdenen Geschirren abspeiste, — mit jener von Wilheim Tell in eine Reihe gestellt, und als ein im Munde des Volkes umgehendes, bald auf diese bald auf jene Persönlichkeit angewendetes Märchen erklärt gelesen; wie denn auch zuletzt die bekannte Maultasche in diese Volksmythen eingeschoben wurde.

Ohne uns hierin weiter einzulassen, glauben wir, daß ein tausendjähriges Alter den „Ungenannten" über die Bekehrung dee Kärntner, welcher uns jene Ueberlieferung bewahrte, voe dem Verwurf schützt, sie aus dem Sagenkreise des Königs Artus, den erst Eschenbach Anfangs des 13. Jahrhunderts in die deutsche Welt einführte, entlehnt zu haben, der ihm höchst wahrscheinlich eben so unbekannt war, als so viele andere Sagen des früheren Mitteinlters, welche die Forschung der neuesten Zeit an's Licht stellte — man erinnere sich nue der „Niebelungen"; während er mit seiner Erzählung eine historische Thatsache der Behauptung entgegen stellen wallte, Salzburg gebühre das Verdienst der Bekehrung der Karantaner nicht, die ee namentlich mit ermeldter Schilderung nicht etwa einem Kirchen- sondern einem weltlichen Fürsten zueignete.

Unsee Autar, welcher seine Beweise nicht so fest auf vergilbte Pergamente oder Papiere, sondern mitunter auf manumer tale Ueberbleibsel stützt, beruft sich unter andern in Behauptung seines ersten Satzes, daß Domitian Heezag in Kärnten war, auf sein Geabmal in Millstatt, dessen ursprüngliche Inschrift lautete: „Domitianus Dux, primus fundator hujus Ecclesiae, qui convertit istum populum ad Christianitatem ab infidelitate."

Der Jesuit Geanelli, welcher 1727 die Topographie der Pravinzen Innerösterreich's in Latein heeausgab, hat unter dem Artikel: „Millestadium" aus dem reichen Fande dortiger Urkunden, welcher seinem Orden, als damaligem Besitzer von Millstatt, zu Gebothe stand, und waraus auch die Bollandisten für ihre auf den 5 Februar gesetzte Lebensgeschichte des seligen Modestus schöpften, uns abige Inschrift aufgeführt. Nach seiner Angabe,*) die übrigens mit den anerkannten sonstigen Geschichtsquellen übereinstimmt, stiftete Graf Aeibo im Jahre 1102 die Benediktiner-Abtei Millstatt und Abt Martin entdeckte bald daeauf die Gebeine Domitian's, die er auf einem anständigen Orte bewahrte. Abt Otta baute nach einer verheerenden Feuersbrunst das Kloster neu auf und erweiterte es. Bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß neben den Ueberbleibseln des seligen Damitian's auch die eines weiblichen Körpers und eines Kindes sich befunden hatten, und die Kehrseite jenes Steines zeigte die Aufscheift: „Hac sunt reliquiae Mariae uxoris ejus." Abt Otta veranlaßte nun die feierliche Uebertragung der Reliquien diesee deei Peesonen, und die Gurker Akten, wie sie noch als Material für eine künftige Bisthums-Geschichte im historischen Museum erliegen, referiren, daß dieselbe von dem Fürstbischofe Johann Schallermann am 17. J[illegible] 1441 voegenommen wurde. Ueber Damitian's Selig[illegible]hung jedoch, obwohl sie in allen darauf falgenden Akten als geschehen aufgeführet wied, so wie auch Hema's Seligsprechung im Jahee 1465 erfolgte, fanden wir die Urkunden nicht vor. Im Jahre

*) Daß Domitian die Idole [illegible] dortigen heidnischen Slaven, bestehend in drei Säulen [illegible] Stein, auf deren erster ein Löwen-, andern ein [illegible] und dann wieder ein Ziegen-Kopf aus Metall sich b[illegible], in den nahen See stürzte und dafür eine dem göttlichen Erlöser geweihte Kirche erbaute, war eine allgemeine Sage der Umgegend und erhält sich noch im dortigen Wappenbilde. Daraus erklärt sich die Verehrung, die man seinem Andenken zollte.



1492, erzählt Gronelli [1]), wurde die Domitiani-Kapelle eigens erbaut, der Altar hergerichtet, an welchem den 5. Februar jeden Jahres das Andenken des Seligen durch eine zu seinen Ehren gefeierte heilige Messe begangen wird, und auf dem noch gegenwärtig in einer Glas-Einhüllung geborgen und mit Verzierungen ausgeschmückt, jene drei heiligen Leiber ruhen. Wie bis in neueste Zeit an der seligen Hildegard Grabstätte zu Stein reiche Spenden an die Armen am Vorabende des St. Agathafestes und auch sonst öfter des Jahres vertheilt wurden, geschah es, so lange die Jesuiten Millstatt besaßen, auch dort, besonders durch Bierspenden an des Stiftes Unterthanen.

Unsere Burg-Kapelle zu Klagenfurt wurde nach ihrer Erbauung am 17. Jänner 1734 von dem Fürst-Bischofe zu Lavant zu Ehren des seligen Domitian's eingeweiht, und wir sehen ihn abgebildet in Fresko an der Hinterwand des Hochaltares. Johann Riller von Pfeilheim schrieb ihm zum Andenken ein eigenes Officium oder die Tageszeiten vom seligen Domitian, die Referent las, ohne ihr Vorhandensein weiter erfahren zu haben.

Soviel vom ersten Theile unserer Ueberschrift, dem seligen Domitian. Um nun zum zweiten Theile derselben, zu ihm als Herzog von Kärnten zurück zu kommen, so können wir zu dem, was der gelehrte Verfasser über das Wirken desselben, seine Eigenschaft als Herzog, die Identität seiner Person mit Inguo, über dessen Gastmahl und die Inaugurationsfeier am Salfelde sagt, Nichts hinzusetzen, sondern nur auf seine, den meisten Lesern dieses Blattes ohnehin zugängliche Abhandlung hinweisen. Am meisten befriedigt uns die geniale Art und Weise, wie Professor Flor es darthut, daß Inguo, des, ursprünglich deutscher Abkunft entsprossenen, Heerführers deutscher Name, in den des heiligen Domitian's, Bischofs von Tongern,[2]) welchen er annahm, verschmolzen wurde, gleichsam der fränkischen Herrschaft über die Slaven den Ausdruck gab, und die Verschmelzung beider Nationalitäten in Kärnten andeutete, in welchem Orts- und Eigennamen oft das einzige Merkmal der einstigen Originalität sind.

[1]) Wir werden die Beschreibung der Kapelle und deren Inschriften bei Gelegenheit nachtragen.

[2]) Aehnliches finden wir auch sonst in der heimischen Hagiographie. So hieß die fränkisch benannte selige Hildegard auch Agatha, ihr Gatte Albuin auch Paul; mithin der lateinische Kirchenname neben dem nationalen. So die heilige Kummernus Wilgefortis oder auch Liberata.

Die romantische Dichtung in Deutschland,

in der Periode 1800—1830.

(Von Dr. Max Wellner.)

I.

Die Romantik datirt schon aus dem Mittelalter. Die eigentlich sogenannte romantische oder neue Schule aber ging am Ende des 18. Jahrhunderts von Jena aus; am Anfange des 19. Jahrhunderts war ihr Sitz in Berlin.

Ueber das Wesen der romantischen Schule sind viele irrige Meinungen im Umlaufe. Ungerecht nennt Göthe das Klassische, das Gesunde, das Romantische, das Kranke. Einseitig sieht Jean Paul in der Romantik Mystizismus und Bodenlosigkeit, Menzel und J. Schmidt Lüderlichkeit, Heine das Mittelalterliche, das wunderbare Element, Gelzer das christlich germanische, Eichendorff das katholische Element.

Ebenso oberflächlich ist die Ansicht, die Romantik sei ein bloßes Haschen nach Ungewöhnlichem, oder sie sei eine bloße Apologie des Königthums und ritterlichen Adels, oder eine Vertheidigung religiöser Ascetik des Aberglaubens, Pietismus und Ultramontanismus.

Der Impuls zur Romantik wurde von der Schlegel-Tieck'schen Schule gegeben. Die Veranlassung zur Schlegel-Tieck'schen Schule (1795—1815) war die Polemik gegen den trivialen Kotzebue, gegen den faden Spieß, gegen den weichen Lafontaine, gegen die nüchternhohle Moral Iffland's, gegen die rationalistische Aufklärung Lessing's und besonders Nicolai's, gegen die übertriebene Sentimentalität. Man schloß sich an Calderon, Shakespeare, Cervantes, an Fichte und den Naturphilosophen Schelling.

Die französische Oberherrschaft drückte damals weite Strecken Deutschland's; das Kaiserreich hörte auf. Man wendete sich daher von der traurigen Gegenwart in die herrlichere Vergangenheit; das Mittelalterliche ist also nur zufällig in der Romantik.

Der A. W. Schlegel-Tieck'sche Musen-Almanach 1802 trat zuerst als romantische Schule den sogenannten Klassikern entgegen. Die Contrastpoesie dauerte nun fort und kulminirte während den Befreiungskriegen. In dieser Schule kann man mehrere Zweige unterscheiden, so die Begründer der Romantik, die fantastischen Humoristen, die Ultramontan-Conservativen.

Dann folgen die patriotischen Lyriker. Der innigste Abzweig der romantischen Schule ist die sittliche schwäbische Schule, die sich auch nicht mehr in die Vergangenheit verlor, da es nicht mehr nöthig war. In die Jahre 1820—30 fällt der romantische Verfall in Ro-

man und Drama. Romantische Nachzügler treffen wir einzeln noch später.

Die Romantik ist eine Reaktion gegen den Rationalism, gegen die revolutionären Strömungen, gegen die Frivolität des Lebens.

Im Ganzen ist die romantische Schule, etwa Hoffmann und Glauren ausgenommen, christlich-gläubiger, als das kirchlich-oppositionelle 18. Jahrhundert. Sie ist mehr katholisch (Brentano, Göeres) als protestantisch (Steffens, Uhland); sie neigt mehr zu Göthe (Fr. Schlegel, Tieck) als zu Schiller (Kleist, Körner).

Schiller fand die Manier dieser Herren ganz und gar zuwider.

Und auch Göthe, der sie vor der Welt protegirte, ärgerte sich heimlich über sie. So schreibt er 1808 an Zelter: „Mich bringen ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich, viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und Andere arbeiten und treibens immerfort, aber Alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcan's ein wundersamer Schlangenbube entstand."

Die Romantik ist patriotischer, als das kosmopolitische 18. Jahrhundert, trotz der Uebersetzungslust.

Der Gegensatz zur romantischen Poesie ist nicht „klassisch" (mustergiltig) nicht antik, nicht plastisch (eine unplastische Poesie wäre gar keine), sondern: Tendenzpoesie, d. i. Poesie der Idee willen, oder wie Schiller sie nennen würde, sentimentale Poesie. Die Romantik ist naiv, tendenzlos; die Dichtung ist hier Selbstzweck. Die Form überwiegt den Inhalt, das Gefühl den Verstand, das Innere das Aeußere.

Der nichtromantische Poet idealisirt die Wirklichkeit; der romantische möchte das wirkliche Leben mit der Poesie identifiziren.

Die Novelle und die Lyrik gelingen den Romantikern am Besten, die Didaktik (Idee) und das Drama (Einheit) sind dem Wesen der Romantik entgegen.

Während die nichtromantische Poesie auf Sonderung des Ungleichartigen ausgeht, so gefällt sich die romantische in beständigen Mischungen. Dieses Mannigfache ist das Wesen der A. W. Schlegel'schen Schule.

Derselbe Dichter schreibt bald schauerlich, bald heiter, bald ist er von der Natur entzückt, bald Kunstenthusiast, bald geht er spekulativ-philosophisch vor, bald objektiv-naturbescheibend, bald andächtig, bald lüstern; ernst, scherzend; demüthig, frech; irdisch, göttlich; sinnlich, sittlich; ideal, real; lebensfroh, lebenshassend, bald Calderon'isch, bald Shakespeare'isch. — Diese Contrastsucht ist meiner Ansicht nach die sogenannte romantische Ironie.

Bei den Schlegel-Tieck'ianern ist die Ironie extremer, bei den spätern Romantikern (z. B. Kerner) milder.

Ferneres gemeinsames Merkmal ist das Prävaliren der Phantasie, der Haß gegen allen hausbackenen Verstand, gegen das Allzuprosaische des Lebens; daher das sinnliche Streben der Romantiker, extremer bei den Schlegel'ianern, ausgeglichener bei den Schwaben.

Ferner der Haß gegen die affektirte Sentimentalität, gegen den schaalen Rationalism — daher das wunderbare Element.

Die Romantiker wollten alle Gefühle des Menschen aufreizen, um nur die Lebensprosa in Poesie zu metamorphisiren, sei es durch Häßlichkeit, Schönheit, Tragik, Komik. Aus der Gegenwart flüchtete man in's Mittelalter oder farbenbunte Morgenland. Von der Kunst und Poesie hatte man einen hohen Begriff; die Aufklärung thue der Poesie Abbruch.

Die Romantiker wollten Wissenschaft und Poesie, Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde, Denken und Empfinden, Glauben und Kultur, Staat und Kirche, Religion und Leben, Dichtung und Wirklichkeit harmonisch versöhnt wissen. War das Leben zu rauh, sah man es von der Ferne an — dies der romantische Nebel! Um sich aber nicht in Träumereien zu verlieren, deckte man die grellen Disharmonien der Wirklichkeit auf, ja man bespöttelte die menschlichen Empfindungen, fremde und eigene. Von hier aus ist der Schritt zu den Jungdeut, schon nicht groß; und wirklich neigen viele Romantiker wie Tieck, Immermann später zur jungdeutschen Richtung hin.

Daß die romantische Schule (Arnim's Volkslieder und Uhland ausgenommen) nicht populär wurde, ist ebenso zu erklären, wie daß Göthe nicht so volksthümlich wurde wie Schiller. Schiller hatte eine einzige Manier. Die Tieck'ianer konnten wegen ihrer vielen Manieren nur schwer ins Volk dringen.

Die Verdienste der Romantiker sind indeß nicht unbedeutend; abgesehen von denen um das Christenthum und den Patriotismus, muß man das Verdienst um die Hebung der Form hervorheben.

Die Romantiker schufen eine biegsame, bilderreiche

Sprache, neue künstliche Versformen, die keine Nachäfferei der griechischen Metra bekundeten.

Die Romantiker schufen die Literatur- und Kunst-Geschichte, die deutsche Mythologie, sie erfrischten die Philologie (Grimm) und die Staatswissenschaften (Müller). Die Uebersetzungskunst erhoben die Tieck, Gries, Streckfuß, Kannegießer.

Auch auf die Entwicklung der Künste hatte die Romantik Einfluß; ich erwähne die romantische Malerschule (1810 in Rom: Overbeck, Cornelius, Schaorr) und die romantische Musik (Weber, Lindpaintner, Marschner). — Gegner der Romantik waren: Seume, Voß, Kotzebue, später die Jungdeutschen und die politischen Lyriker der vierziger Jahre.

Aus dem Friedhofe.

Novelle von Dr. Fritz Pichler.

(Schluß.)

Und sie ward es. Nächsten Morgen wachte sie, erst mit Entweichen der Nacht eingeschlafen, unter heftigen Phantasieen auf. Der Dorfchirurg, Herr Bockmeyer, wurde geholt. Der hatte nur zwei Kurarten, entweder Aderlassen, wo er eine Krankheit zu erkennen glaubte, oder Prügel, wo seine Weisheit nicht ausreichte.

Diesmal verkannte der Dorfäskulap wenigstens die Gehirnentzündung nicht, folglich, so war sein Schluß, celerrime Aderlassen. Im Hause herrschte großer Schreck. Alles trat leise auf und ging sachte an die Arbeit, Pluto schienderte mit gesenktem Schweife in den Hallen umher, und selbst die Vögel auf den Bäumen gegen das Fenster zu, wo die Aermste lag, die sangen mit halber Stimme und verhaltener Kehle. Nur einen Vogel wollte die alte Traut, die hundertjährige Magd, in der Nacht hell aufschreien gehört haben, es war derselbe Vogel, der eine Leiche ankündet, und ruft: „Trag weg, trag weg!" Dann geht der Tod in's Haus und trägt die Seele weg.

Den Tag über war die arme Kranke, die nunmehr bleich und schwach dalag, nicht merklich bedenklicher, aber sowie wieder die Nacht gekommen, schüttelte sie Fieber und das sonst so ruhige Kind hob sich des Oefteren stöhnend auf. Gotthard ging nicht vom Bette. Er reichte ihr jeden Trank. Sie kannte ihn bald nicht mehr. In der Nacht wandte sie sich wol auch mit bitterer Miene des Unwillens von ihm ab. Darob ging der arme, in goldnen Hoffnungen so sehr Getäuschte, ein um das andere Mal in die Vorstube und weinte bitterlich.

Am nächsten Morgen nun zog frische Hoffnung in's Haus. Marie hatte die aufgehende Sonne mit einem freundlich verklärten Blick empfangen. Auf die Frage wie sie sich fühle, meinte sie, es fehle ihr garnichts, nur einen Wunsch habe sie — noch, einen Wunsch, den ihr Vater und Mutter zu erfüllen nicht versagen würden. So bat sie denn, daß man den Herrn Pfarrer heraufholen möge vom Dorf. Bis der erschienen war, ordnete Marie vom Bette aus, nicht ohne öfters unter Schmerzwimmern in die Kissen zurückzusinken, an, daß man auf den weiß bedeckten Tisch bringe ein Kreuz, sechs Lichter, den Almstrauß, ein Gebetbuch und eine Schale mit zweien Ringen. Nach kurzer Zeit kam der Pfarrer mit dem Meßner; der Dorfchirurg mußte zu ihm wichtige Worte gesprochen haben. So wie Alle um Marien versammelt waren, nahm sie Gotthard's Hand in die ihre und bat die Welt und die Kirche, sie möchten Beide noch heute Marien als das Weib Gotthard Untertinduer's anerkennen. Der Pfarrer selber inniglich gerührt, hieß nun durch wenige Minuten die Anwesenden abtreten, empfing das Bekenntniß der fast Schuldlosen, und begann dann unter schluchzender Theilnahme des Hausgesindes und bei brennenden Kerzen die Angelobungsfeier, die zugleich der Abschied vom Leben war. Als es zum Anstecken der Ringe kam, verschwam die Klarheit in Marien's Augen und kalter Schweiß brach über ihr Angesicht hervor. Die Lippen bebten, die Hände zerknitterten den arglos gereichten Straus und es war bald gewiß, daß ein heftigerer Anfall der Krankheit zurückgekehrt sei. Nun eilte das junge erschütterte Leben rasch seinem Ende zu und mit dem Sonnenlauf hatte auch die Lebensbahn Marien's geendet. Sie war gestorben als selige Braut.

Das war ein unerhörter Schlag im Oberfalkensteiner Hof. Es war so rasend schnell gegangen mit Gefahr und Entscheid! Kaum, daß man sich fassen konnte zu thun und zu leisten, was den Todten gebührt. Sie meinten wol gar, Marie müsse und dürfe nicht aus dem Haus; so fest hielt Gotthard immer und immer fort ihre Hand. Aber die Trennung der Seelen heischt auch leibliche Entrückung. Man mußte endlich bedacht sein, die verblichene Jungfrau so schön als möglich der Erde in den Schooß zurück zu legen. Von der Bahre, darauf sie gelegen war drei Tage und zwei Nächte, zwei Ringlein am Finger und den Almstrauß um das Haar gewunden, huben sie die schönsten Burschen des Thaldorfs und nun wallte bei Glockengeläut durch die Schlucht vom Oberfalkensteiner Hof ein langer, langer

Zug zwischen Gezäunen, einzelnen Höfen und Huben hindurch, und über die letzten Hügel hinab — eine schwarze bewegliche Zeile — gegen den friedsamen Gottesacker von Stallhofen. Unter welchem Strom von Thränen die schollige Erde über der starren Leiche der Lieblichen sich schloß, sei hier ungesagt; alsbald war ein aufgehügeltes Grab mehr im Friedhof und das sah ohne Zähren Keiner.

Aus dem zerstiebenden Zug der Leichenbegleiter hatte sich der neunzigjährige Küster, der mit gemüthlicher Ruhe auch am Platze erschienen, nur den Obersalkensteiner herausgeholt. — Nun, sie haben Euch schnell d'rangekriegt die todten Leut, Vater Obersolkensteiner. Hätt' nicht geglaubt! Neulichst habt Ihr erst nichts wissen wollen von ihnen und jetzt seid Ihr schon da und werdet, wenn mir recht ist, mehr als einmal die Woche wiederkommen. J nu, seht, seht. Die todten Leut! — Werd es müssen, antwortete der Obersalkensteiner, indem er sich eine Thräne aus dem Auge wischte und dann die Hand des Alten erfaßte. Werd' es oft genug müssen. Bitt' Dich laß mir da eine Bank hinmachen, lieber Alter, daß ich sitzen kann, wenn ich zu der Meinigen komm', will recht oft kommen und Du magst immer da sein und dann mit mir in's Wirthshaus gehen, so Du Hunger oder Durst hast, oder hinauf noch dem Hof zu der Alten oder brauchst sonst nur zu sagen was Du möchtest, Kleider, Mehl, Milch. Oder Deinen Jungen nehm ich zu mir, oder Deine Leni statt meiner Marie. Ach Du lieber Gott, so was krieg' ich doch nimmer. Sag's nur Niemand, daß ich Dir's danke, Dir allein, wenn ich gegen meine Marie weicher worden bin und ihr den letzten Wunsch erfüllt hab. Nun behüt' Dich Gott und wenn Du auf die beiden Todtenköpf zu denken kommst, schau auch auf unser Grab. Einmal sind wir allzusammt in der Beinkammer.

Und seit dieser Zeit war der Obersalkensteiner, so oft er nur zu Thale stieg, im Friedhof. Die ersten Wochen schaute er den Arbeiten seines Gotthard zu. Der stellte das Standbild der Hoffnung, wie er es vor ein paar Jahren Marien unvollendet zurückgelassen hatte, fleißig unter quellenden Thränen zu Ende gebracht, nunmehr auf dem Rasenhügel ihres von Alpenblumen übersäeten Grabes auf. Tag um Tag seines letzten Aufenthaltes zwischen diesen Bergen legte er die letzte Feile an's Werk der Liebe und hatte endlich diese gefeiert durch das schönste Denkmal, das im ganzen Leichengarten zu finden war. Die Hoffnung, mit zarter Hand auf's Wiedersehen jenseit der Sterne deutend, sie ward von Allen beschaut, Alle gingen getröstet von ihr. So mochte wohl auch Gotthard wieder aus den heimatlichen Fluren hinausgezogen sein in die ruhmspendende Fremde. Seitdem pflegt er jedes Jahr in Begleit des treu zu ihm haltenden Pluto in sein Heimatdorf an's Grab der angelobten Braut zu kommen und so lang er lebt, wird wol der Rasen nicht dürr, bleibt das Denkmal der Liebe ewig neu. Und immer dieser Jahresfrist leben und weben die Alten vom Obersalkensteinerhof in Mahnungen der Todten aus dem Friedhofe. Das ist ein schöner Garten, rings um die uralte gothische Kirche gezogen. Der Himmel blaut, der Kirchthurm blitzt, es schwärmen die Bienen und flattern bunt-schillernde Schmetterlinge von Blume zu Blume. Da ist dereinst kein Weinen um die Todten, da ist all' ein seliges Vergessen und Vergessensein.

— —

Bücherschau.

(Frühblumen aus Tirol. Gedichte von L. v. Hörmann, Angelika, H. v. Vintler und J. E. Waidfreund. Innsbruck. Wagner. 1863.)

Dieß der Titel eines anspruchslosen, aber sehr nett ausgestatteten Büchleins, das gekauft und gelesen zu werden verdiente, wenn der Reinertrag auch nicht für das Uhland-Denkmal bestimmt wäre, denn die Blumen, welche wir darin treffen, sind in der That echte Alpen-Blumen, und mit Ausnahme von wenigen ganz unbedeutenden, wohl eines besseren Looses würdig, als in Vergessenheit zu verblühen — eines Looses, dem freilich heutzutage, bei der Ueberfülle der poetischen Flora, auch die schönsten anheimfallen. Besonders zeichnen sich L. v. Hörmann's Gedichte durch einfache Naturfrische, wahren Liederton und eine anmuthende volksthümliche Weise vortheilhaft aus; doch zeigen auch die Beiträge der Uebrigen von Talent. Wir glauben, die Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir einige hier zur Probe folgen lassen:

Im Mai.

Hörst du im Wäldchen vor der Stadt
Die Maienpfeifen klingen,
Hinaus, hinaus, wer Freude hat
Und Lust an solchen Dingen.

Dort fliegen im warmen Sonnenschein
Zwei lebensfrohe Falter,
Die Hummel brummelt hinterdrein,
Wie ein griesgrämiger Alter.

Sie kommt nicht nach, das wurmt sie sehr,
Sie möchte so gerne hüten,
Und fuchtelt zornig hin und her
Und pufft an Apfelblüten.

Die andern flattern lustig fort,
Sieh'st Du sie nicht, mein Schätzchen?
Jetzt sind sie schon im Wäldchen dort,
O da gibt's liebe Plätzchen. —

Weiß Gott, wo jetzt die beiden sind,
Wie wird der Brummbär fluchen;
Komm, laß uns eiligst schau'n, mein Kind
Wir wollen ihm helfen suchen.

L. v. Hörmann.

Einkehr.

Wer mag so spät noch draußen sein?
Die Klinke hört man drücken;
Ein Wanderbursche tritt herein
Und nimmt das Ränzlein vom Rücken.

„Ich habe gesehen das große Meer,
Die Schiffe mit Segel und Masten,
Aus weiter Ferne komm' ich her
Und möchte die Nacht hier rasten."

„Was senkst du Maid die Augen so tief,
Komm setze dich zu mir nieder;
Und schaut auch der Bursche da drüben schief,
Gib mir das Röslein vom Mieder."

„Ihm blühet im Garten — er hat es gut —
Ein ganzer Strauß von andern,
Mir aber schmücket keines den Hut,
Und morgen muß ich wandern."

Angelica.

Nacht am Alpensee.

Geruhig liegt und spiegeleben,
Von schirmendem Gefels umgeben,
Im Vollmondlicht der Alpensee;
Kein Lüftchen streicht, ihn wachzuwehen,
Und träumend rings die Blumen stehen,
Die zarten Kinder dieser Höh'.

O, welche tiefe Himmelsstille,
Welch' süßen Friedens reiche Fülle
Haucht in die Seele mir dies Bild!
Die Meute wilder Leidenschaften,
Die unten jeden Schritt behaften,
Schweigt hier gezähmt und lämmermild.

In meiner Brust, der sturmerregten,
In meinem Sinn, dem vielbewegten,
Ist's endlich einmal Feiertag! —
O Friede, könnt ich ganz dich fassen,
O, dürft' ich nie dich wieder lassen
Bis zu des Herzens letztem Schlag!

H. v. Vintler.

Der entschlossene Patriot.

Schlafe ruhig, o Deutschland, die Patrioten, die wachen.
Eilen mit Wort und mit That freudig für dich in den Kampf.
Also dacht ich mir einst in einem gemüthlichen Städtchen,
Wo ich beim „brüllenden Stier" zechte, ein fröhlicher Gast.
Wackere Herren hatten sich dort beim Biere versammelt
Und das Gespräch war gewürzt mit Politik und Tabak.
Einer vor allen that sich hervor mit energischen Lungen,
Daß ihm ob langem Gered' öfters die Pfeife erlasch.
Ja, fast hätt' er vergessen des lieblichen Gerstengetränkes,
Doch der heilige Zorn weckte beständig den Durst.
Wie er lange gesprochen und reichlichen Beifall genossen,
Endigte er den Sermon, schwunghaft, wie sich's gebührt:
„Teufel! Er möge nur nahen, der Franzmann den Wassern des Rheines! —".
Droht' er und führte den Krug eben gefüllet zum Mund.
„Nicht ein Tröpflein, das schwör' ich, soll der Verhaßte mir kriegen!"
Schrie er, und trank nun das Bier schnell mit gewaltigem Zug.

J. C. Waldfreund.

(Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman von Hermann Schmid. 3 Bände. Fleischmann, München.)

Was sollen wir lesen? — Diese Frage hört man nicht selten. Die Antwort nennt dann irgend einen französischen oder englischen Roman in einer jämmerlichen Pfennigübersetzung. Deutsche Werke empfiehlt man nicht, sie sind ja nicht vornehm genug und überdieß oft pedantisch. Wir lassen uns dadurch nicht abhalten, obiges Werk allen Freunden einer spannen-

den Lektüre zu empfehlen. Schmid nimmt als erzählender Schriftsteller einen hohen Rang ein, wer kennt nicht sein „Schwalberl“, seine „bairischen Dorfgeschichten?“ Er sucht seine Stoffe mit Vorliebe in den Alpen und auch der Kanzler von Tirol gehört diesen Kreisen an. Der Kanzler von Tirol ist niemand Anderer als der berühmte Biener, welcher unter Claudia dem Lande wichtige Dienste leistete, und von ihrem Sohne, dessen wälschen Höflingen er unbequem war, dem Schwerte des Henkers überliefert wurde. Dieser Roman bietet eine Fülle Beziehungen auf die Gegenwart, welche sich von selbst aufdrängen, ohne daß sie gezwungenerweise herbeigeschleppt sind. Die Zeichnung der Charaktere ist eben so trefflich, als die Schilderung von Land und Leuten. Schmid hat auf das Werk mehrere Jahre verwendet und gründliche historische Studien gemacht, die er bei der Ausarbeitung verwerthete. Sehr beklagenswerth wäre es, sollte es der Birchpfeiffer in die Hände fallen, denn er ist voll dramatischer Motive, aus denen ein theatralischer Flickschneider mit Erfolg Etwas zusammenstoppeln könnte.

Was der Laffenthaler Hans'l seinem Vettern von dem Landtage in Klagenfurt erzählt.

(Von Julius Seeliger.)

Verwich'ne Wachen bin zum Markt i kämen
Nach Klagenfurt, und als mei G'schäft i g'richt,
Kunnt i die Neugier länger nit bezähmen,
Zu hören, was im Landtag wahl geschicht.
Um a Zehne bin i drum auf's Landhaus gangen,
Wa in an schön getapezierten Saal
Die Sitzung na nit glei hat angefangen,
Weil noch nit voll dee Deputirten Zahl
Da hab' geseg'n an Zaun i van Staketen
Gestellt von aner zu der andern Wand,
Der uns're Männer, die das Land vertreten,
Und die anderen Leut haltet ausanand.
Beim Fenster steht—s' schaut aus als wie a Bühne —
Da sitzt auf hochem Stuhl der Präsident,
Und vor ihm is a Ding, das die Tribüne
Man — wie i hör' — für Extraredea neunt. —
A Bissel tiafer rechts vom Präsidenten
Sicht man den Landes-Chef, zue linken Hand
Den Sekratar, von der Tribüne drenten
Steht Tisch an Tisch beisammen bis zur Wand.
Bei an van diesen Tischen sitzen Drei' —
Die Stenographen – die in an Ding fort
An' Jeden, der da g'redt hat, nach der Reih'
Vam Maul weg g'schrieben haben jedes Wort.
Der Excellenz Herr hat mit aner Glocken
Das Zeichen geben, daß es aufangt jetzt —
I sag' enk, Vetter, i bin eecht erschrocken —
Warauf a Jeder auf sein Platz si setzt.
Los is es gang'n — sie haßens Debattiren
Für'n General, i sag enk's war a Hetz' —
Von an Saldaten aber war nix z'spüren,
Sie haben g'redt nur vam Gmonde-Gesetz.
Und wenn's mit anem G'setzel fertig waeen,
Hat der Excellenz sie um die Meinung g'fragt,
Und Jeder thät's durch Aufstehn affenbaren,
Wer van den Herren zum G'setzel ja hat g'sagt. —
Drei Stunden hat die G'schicht bereits gedauert.
I abee bin nit gangen vor'm End;
Bin g'standen an dee Wand wie angemauert,
Bis „Aus is!“ endlich sagt der Präsident.
Bereits verstanden hab i zwar nit Jeden,
Der da geredt hat und gedisputirt,
Doch hab' i nachgedenkt, und aus den Reden
Den ganzen Sinn zusammenbuchstabirt. —
Da hab' i g'segn, daß zu uns klanen Leuten
Recht Karntner-Herzen hab'n d' Landtagsherrn,
Die, wa's nur geht bei all'n G'legenheiten
Dem Bauer helfen möchten gar sa gern, —
Daß alle G'wählten — es seien Sieben und Dreißig —
Des Valkes und des Landes Bestes wall'n,
Bloß über's Wia sein sie öfters schleißig,
Wie sie's z'sammenbring'n und dermachen soll'n.
Dach Vetter, zu dem was i jetzt will sag'n,
Muß i das valle Glas nehmen zur Hand;
Den guten Herren, die im Landhaus tagen
Bring' i an Trinkspruch und dem Karntnerland.
„Hach sallen uns're Valksvertreter leben,
„Die in dee Lieb' zum Lande einig sein;
„Was sie berathen und wonach sie streben,
„Das schütze Gatt und lasse es gedeih'n!“ —
Und was i sag' wird g'wiß zum Herzen bringen, —
Kommt's aus an treuen Karntner Herzen doch —
Staßt an, Herr Vetter, laßt das Glas erklingen:
„Der karntnerische Landtag lebe hoch!“ —

Heimatliche Chronik.

Ueberschau des Jahres 1862 in Bezug auf Kärnten von H. Hermann.

(Schluß.)

(11. Juli.) Preisvertheilung nach der Londoner Weltausstellung. Theils mit Medaillen, theils mit ehrenvallen Erwähnungen werden von den Einsendern aus Kärnten ausgezeichnet: Compagnie Rauscher, R. v. Jakamini, Frhr. v. Silbernagl, Bar. v. Herbert, Diez und Tscheligi in Villach, Puntschart und Rauscher in St. Veit, Nachtmann in Hermagor, Umfahrer in Klagenfurt, die Gebrüder R. v. Maro, Gräfin Rathburga v. Egger, Graf Karl v. Christallnigg, die Rothfärbeeei zu Seebach, Offner in Wolfsberg, Pikl in Himmelberg.

(12. Juli.) Eröffnung des deutschen Schützenfestes zu Frankfurt am Main, welches, auf die durch alle Gauen Deutschland's und der Schweiz ergangene Einladung, von zahlreichen Schützen — bis zu 3000 — besucht wird, so daß die Zahl der Gäste bis zu 11000 steigt. Der kärntner. Landtags-Ausschuß widmet dem vom hiesigen Schützenstande zur Vertretung des Landes bei diesem Feste Gewählten (Franz R. v. Wolf, Veteran der Klagenfurter Schützen-Gesellschaft) eine Subvention, und diese übersendet durch ihn einen werthvollen silbernen Pokal sammt Teller, auf welchem erstern das Landeswappen und jenes der Stadt in zierlicher Fassung abgebildet sind, als Ehrenpreis.

(3. bis 6. September.) Gewaltige Regengüsse richten im Gail-, obern Drau-, Malta- und Kanalthale furchtbare Verheerungen an.

(12. Oktober.) Eröffnung der von der k. k. Ackerbaugesellschaft in Kärnten im Lokale der Landes-Schießstätte zu Klagenfurt veranstalteten Ausstellung von heimischen Acker-, Obst- und Gartenbau-Produkten, dann jenen der Seiden- und Bienenzucht, welche sehr zahlreich und beifällig besucht wird.

(13. November.) Das erste Lokomotiv fährt auf der Kärntner Eisenbahn von Marburg bis an die Landesgrenze.

(18. November.) Beginn der Gasbeleuchtung in der Landeshauptstadt, gefeiert durch Musik und Gesang. Uebrigens wurde der ursprüngliche Vertrag mit Riedinger wegen Einführung der Gasbeleuchtung in Klagenfurt bereits zwei Jahre früher, als am 16. April 1862, von dem Herrn Bürgermeister und kais. Rath Ferdinand Hauser abgeschlossen und die Publikation vom 9. April 1862 gab dessen in das Leben Treten durch die Bestimmung ihrer Einrichtungen kund.

(29. November.) Se. k. k. Majestät ernennen zum Inhaber des durch Todfall vakant gewordenen vaterländischen Regimentes Nr. 7 bisher Prohaska, den k. k. Feldm.-Lieutenant Jos. Freiherrn von Maraičić.

(30. November.) Se. Majestät der Kaiser vertagt den Beginn der Session des auf den 10. Dezember 1862 einberufenen Landtages in Kärnten auf den 8. Jänner 1863.

(14. Dezember.) Abends um 9 Uhr ist in Kärnten ein helles, rothes und strahlendes Nordlicht sichtbar. In Wien verhindern der umwölkte Himmel und die ungünstige Lage des Observatoriums seine Beobachtung, während die magnetische Störung es vermuthen ließ und unser meteorologischer Vorstand, Dir. Prettner, es bereits am andern Morgen nach Wien telegraphirte. Die Erscheinung ist aus dem Grunde so merkwürdig, weil sie in einem großen Theile Europa's gleichzeitig wahrgenommen wurde, und, wie uns ein Artikel der allgemeinen Zeitung vom 18. Dezember von Frankfurt a. M. aus sie eingehend schildert, ein solches Schauspiel in diesen Zonen äußerst selten, am wenigsten in solcher Intensität, Farbenpracht und Dauer (von anderthalb Stunden) zu sehen ist.

(18. Dezember.) Schluß des ersten österreichischen Reichsrathes durch seine Majestät den Kaiser, mit einer Thronrede, in welcher allerh. Derselbe es betont, daß die Erwartungen, mit denen Se. Majestät die mit dem Diplome vom 20. Oktober 1860 und mit dem Grundgesetze vom 26. Februar 1861 in's Leben gerufenen Institutionen in dessen Hände legte, nicht getäuscht und die dem Reichsrathe gestellten Aufgaben in der Art gelöst wurden, daß eine Reihe der wichtigsten Gesetze zu Stande kamen.

Was der Monarch gesprochen, hat lauten Wiederhall gefunden und Nichts hat das einsichtsvolle und redliche Gebaren des Reichsrathes so sehr erprobt, als der thatsächliche Ausdruck im Geldcourse, indem mit Beginn des Jahres 1862 derselbe bei Silber auf 141 und noch etwas darüber stand, und mit 30. Dezember auf 114 herabgesunken war.

Das Jahr 1862 war übrigens in seinen Elementarereignissen, außer den Wasserschäden, weniger verletzend als das frühere. Dem normalen Winter folgte ein zeitliches Entwickeln des Wachsthums und es versprach eines der fruchtbarsten Jahre zu werden, wenn nicht die Nässe bis zur Ernte zu sehr vorgeherrscht, die üppigen Saaten niedergedrückt, und so der Früchte viele in ihrer Ausbildung gehindert hätte, so daß das Ergebniß der Wiesen ein reichliches, weniger der Wintersaaten war. Dafür entschädigten großentheils die Sommerfrüchte, da die Witterung später beständig, freilich für manche trocken und höher gelegene Gegenden zu regenlos wurde. Was so selten der Fall ist, gab es im Herbste lang hinaus keinen Reif, das Heidekorn wie in der Nachbarschaft der Wein gerieth vortrefflich, nur das Obst hatte uns der Wurmfraß größtentheils genommen. Es war sohin unser Abschied vom Jahre 1862 in mehr als Einer Hinsicht ein befriedigender.

Verschiedenes.

(Ein Dürer-Album.) Im Verein mit A. Kreling hat jetzt Wilhelm von Kaulbach eine Sammlung der schönsten Holzschnitte Dürer's, welche nach den von dem Künstler gefertigten Originalen in gleicher Größe auf's Neue in Holz geschnitten sind, vollendet. Das Werk besteht in drei Abtheilungen aus zusammen 42 Cartonblättern, wovon die erste Abtheilung 12 Blätter der großen Passion enthält; die zweite Abtheilung umfaßt in 20 Blättern das Leben der Maria, und die dritte Abtheilung bringt in 10 Blättern Scenen aus der Offenbarung Johannis und dem Leben der Heiligen. Die Kritik spricht sich über das Unternehmen sehr günstig aus und hebt namentlich die technische Vollendung der Holzschnitte hervor.

Briefwechsel der Redaktion.

Herrn C. R. Rieck in Marburg: Besten Dank; wird ehestens benützt werden. Herrn Dr. Fritz P–r. in Graz: Den Brief erhalten. Herrn Robert H–g. in Triest: Das Packet ist uns zugekommen Weiteres nächstens brieflich

Berichtigung zu „Carinthia“ Nr. 10. Seite 80 lies prächtige Schecken, statt Fallen. Nr. 11, S. 88 lies statt: Frau Baronin, Marie Freiin von Herbert.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 13 Sonnabend, den 28. März **1863.**

Das Leben und Treiben der Bewohner in den Alpen.

„Wenn ein bis dahin nur an die sanft welligen Formen des Mittelgebirges gewöhntes Auge zum ersten Male in der Ferne die Alpen erblickt, so ist dieser erste Eindruck ein mächtig erschütternder, aus Freude und Bangen gemischt. Da blitzt sie auf die silberne Krone des Erdtheiles, da zieht sie sich hin in bläulicher Ferne die blendend weiße Gebirgsmauer und zackt in geradlinigen Formen in wild zerrissenen Hörnern, Nadeln und Wänden empor — mehr Phantasiegebild will es scheinen, als Wirklichkeit."

Mit diesen markigen Worten leitet Dr. H. A. Daniel in seinem jüngst erschienenen 4. Buche: „Deutschland in seinen physischen und politischen Verhältnissen (Stuttgart 1863)" die Alpen in ihrer Gesammtheit ein, und hält darin eine anziehende ethnographische Uebersicht über „Land und Leute", über deren Nationalitäten, Beschäftigungweisen und Charaktere. Rücksichtlich der ersteren können wir die Blätter dieser Abhandlung füglich übergehen. Schaubach nennt die Alpen in ethnographischer Beziehung einen bunten Mosaikboden, zusammengesetzt aus Völkern aller Zeiten und Länder. Nach Rougemont sind unter den bewohnten 400 Thälern die 40 wichtigsten je von einer besonderen und eigenthümlichen Völkerschaft bewohnt.

Ungleich mehr glauben wir jedoch einige jener Episoden aus dem Leben und Treiben der Bewohner in den Alpen im Allgemeinen wiedergeben zu sollen, die Dr. Daniel in seinem Werke so lebendig schildert, und welche vom realistischen Standpunkte des Nutzens auch für unser Heimatsland Kärnten, als integrirenden Theil des großen Längenthales der Ostalpen, so wie für den geehrten Leserkreis von gemeinschaftlichem Interesse sind.

Die Beschäftigungen in den Alpen, so fährt der geehrte Verfasser fort, sind mancherlei. Obenan steht jedoch die Alpenwirthschaft. Die zahlreichen Matten sind von der Natur selbst zur Viehweide bestimmt und können auch vom Menschen nur als solche verwerthet werden. Der zwar kurze, aber dichte und besonders gewürzhafte Gras- und Kräuterwuchs derselben gibt ihnen einen bedeutenden Vorzug vor allen Wiesen und Weiden des niederen Landes. Aber die Niedrigkeit des Grases und die mehrentheils weite Abgelegenheit und die vielfach von Felsenriffen durchsetzte, oder mit Steingeröll überstreute Oberfläche der Matten macht das Abmähen und Trocknen zu Heu meist unthunlich; das Vieh muß deshalb die Matten abweiden, und kann dann natürlich auch nicht täglich den weiten Weg dahin und zurück machen. Daher hat denn der Bergbewohner seit undenklichen Zeiten den löblichen Brauch gehabt, zur Sommerszeit das Vieh unter der Obhut eines Hirten (Senne) auf den entfernteren Alpenmatten weiden zu lassen. Zu diesem Zwecke ist auf jeder Alp eine Hütte errichtet, worin der Senne, in den östlichen Alpen wohl auch die Sennerin oder Schwaigerin während der ganzen Weidezeit wohnt, das Vieh melkt, Butter und Käse bereitet, auch das Vieh selbst zur Noth Unterkunft findet.

Der Auszug (Auffahrt) der Heerde auf die Alp beim Beginn des Sommers ist ein besonderes Fest für Menschen und Thiere; ebenso ist die Rückkehr derselben von dort im Herbste für die Aelpler von Bedeutung. —

Begleiten wir die „Schwaigerin" aus dem Dorf auf die Alm. Der längste Tag des Jahres ist vorüber das Gras „unten" ist schon gemäht und als Heu eingebracht, der Johannistag ist gekommen, und mit ihm die Zeit des „Auftriebes". Alle Vorbereitungen zum Auszuge sind getroffen; die Almerin hängt der Leitkuh die Almglocke um, und sobald sie ertönt, geräth alles Vieh in unruhige aber freudige Bewegung; es drängt in Hast nach der Thür um ins Freie zu kommen und brüllt aus voller Kehle. Das ist gleichsam der erste Gruß an die fette Weide. Alle Hausbewohner sind versammelt, der Vater, dem die Thränen in die Augen treten, weil er sich von den lieben Kühen und Kalben trennen muß, auf welchen sein Wohlstand beruht, gibt der Magd und den Knechten gute Lehren und Weisungen, die sie schluchzend anhören. Endlich wird die ungeduldige Heerde mit Dreikönigswasser besprengt, zieht munter bergauf, der Jodl schließt den Zug, und



Bauernhofe kehrt nun auf Monate eine tiefe Ruhe ein: die Ställe sind leer.

Um desto regsamer wird es auf der Alm, wo das Vieh auf weiter Weide sich die würzige Kost sucht. Dort herrscht die Almerin oder Schwaigerin. Selten schön wohl aber derb und vom kräftigen Gliederbau, hat sie einen gutmüthigen Ausdruck im Gesichte. Dem Fremden gibt sie bei Sturm und Ungewitter gern ein Unterkommen, die einfache Almkost biethet sie freundlich dar, und den Weg weist sie Jedem gern. Das ist genug; den dichterischen Einbildungen braucht eine Viehmagd nicht zu entsprechen, sie hat es mit der harten Wirklichkeit zu thun, eben so hat die Erzählung eines berühmten Alpenfahrers, wie eine Sennerin ganz naiv einen für ihn bestimmten Holzlöffel durch den Mund zog und also reinigte, ihre Parallelen.

Die Schwaigerin versteht sich auf die Alpenwirthschaft aus dem Grunde, sorgt für die ihr anvertrauten Geschöpfe, ist zuverlässig, dem Hause treu ergeben und sehr genügsam. Den ganzen Tag über hat die Almerin vollauf zu thun und zu arbeiten. Der Morgen graut; die Thiere verlangen nach frischem Thau, der auf der Höhe so reichlich fällt und namentlich in den Alchemillenblättern große Tropfen bildet. Die Schwaigerin ergreift den Melk-Kübel und öffnet einer Kuh nach der andern die Thür. Bald sind alle gemolken und auf der Weide; die Almerin sammelt nun Grünfutter auf geeigneten Grasplätzen, klettert an den Felshalden umher oder holt von Eschen, Ahorn und Buchen Laub herab, das als Leckerbissen dient. So kommt der Mittag heran, und die „Rinderschaft" ist allmählig der Hütte wieder näher gerückt, Hirschel und Gamsel, Braunäugl und Leberl, die schwarze Mahm, das Dockerl und Wachtl und wie die Kühe alle noch weiter heißen, liegen im Schatten, wiederkauen, und gehen zur Melkerin, sobald sie ihren Namen ruft. Diese trägt den schäumenden Kübel der Hütte zu und darf nun erst an ihr Mittagsmahl denken, das aus Brod, Milch, „Topfen", Butter und „Läulerkoch" besteht, dann und wann auch aus Fleisch, das man ihr „von unten hinauf" bringt; denn zu Zwischenräumen erscheint ein Hausgenosse, um die von der Schwaigerin bereitete Butter abzuholen. Abends findet sich die Schaar der Rinder zur Nachtruhe ein; sie weiß, daß sie Grünfutter als Abendkost erhält und zum dritten Mal gemolken wird. Nachher ist tiefe Ruhe in der Hütte und auf der Alm; nur die Bergamsel flötet im Busche.

Wohl ist es schön auf der Alm, „wenn's klar Tag hat und's Vieh gsund ist"; aber ängstlich wird es der einsamen Bewohnerin der Hütte, wenn die Sonnenschwüle donnernde Gewitter erzeugt, und zuckende Blitze die Heerde bedrohen. Und wenn dann die Nebel hereingezogen kommen! Schwer und fröstelnd lagern sie sich tagelang über die Alm und wollen gar nicht weichen, bis sie sich endlich in kaltem Regen auflösen, während dann auf den Berggipfeln Schnee fällt, und der Sturm Flokken und Wolken vor sich hertreibt. Dann läßt das Vieh den Kopf hängen und die Schwaigerin ist „völlig zag". Sie möchte lieber unten in der Kirche oder beim Tanze sein. Nur Geduld; der Michaelistag rückt immer näher heran, mit ihm geht die Almzeit zu Ende; man denkt an's „Abfödeln" und an den Heimtrieb, und geht es endlich thalein, so trägt jede Kuh Blumenkränze auf den Hörnern, im Dorfe herrscht allenthalben Freude und jeder Hausvater zählt unter den Heimgekehrten „die Häupter seiner Lieben". Allgemach breitet sich der Winter in's Thal, und die Schwaigerin sitzt in den langen Abenden beim Kienspan am Spinnrocken, oft in Gesellschaft befreundeter Almerinnen aus der Nachbarschaft. Sie singen Almlieder und erzählen einander Alles, was sie in der Sommerszeit erlebt, wie der einen oder andern einmal der Kräuter-Wastl, der Jager oder Ameisler (Charakterfiguren im Gebirge) von der, von dem und jenem einen Gruß gebracht und in der Hütte „Unterstand" gefunden.

(Schluß folgt.)

Isabella Kapello.

(Von H. Hermann.)

Den 22. September 1846 starb zu Klagenfurt die Witwe Elisabeth Schulz, Institutsarme, und wurde im allgemeinen Friedhofe an einer uns unbekannten Stelle begraben.

Man könnte glauben damit sei Alles abgethan, was eine bedeutungslose Person betrifft; doch nein, dem, der ihre Schicksale näher kennt, welcher während ihres mehr als dreißigjährigen Ablebens zu Klagenfurt Gelegenheit hatte, die Erinnerungen an eine glänzende Vergangenheit, an die Tage schwerer Prüfungen, mit den Wenigen, denen sie sich vertraute, zu theilen, ist sie mehr. Jetzt, wo am Weichselstrande jene Szenen sich wiederholen, deren Zeugin sie einst war, erneuert sich auch ihr Andenken; das bald zu verlöschen bestimmte Bild ihrer einstigen Vergangenheit, mit lebhafter Vergegenwärtigung der von ihr durchlebten vielbewegten Zeit. Wir wollen es versuchen auf dem sichern historischen

Grunde[1]) ihre Persönlichkeit hinzustellen, die nur aus der Großartigkeit der sie umgebenden Erscheinungen auffallende Streiflichter erhält.

Elisabeth (Isabella) war im Jahre 1764 zu Venedig geboren, wo sie von ihrem Vater, Guiseppe Capello, der am Theater angestellt, als sein einziges Töchterchen, eine sorgfältige Ausbildung für sein Fach erhielt; denn die Kunst geht ja nach Brod. Nicht Ein Mal erzählte er ihr von der Urgroßtante Bianca Capello, welche Franzesco von Medizis, Großherzog von Florenz, zu seiner Gattin wählte, die jedoch an Einem Tage mit ihrem Gemahle durch Gift endete. Ein naher Verwandter, Pietro Andrea Capello war venetianischer Botschafter unter Maria Theresia am Wiener Hof[2]) gewesen; doch auch von dieser Seite gab es für die in dunkler Armuth Vereinsamten keinen Sonnenblick. Als Isabella das neunte Jahr erreicht hatte, äußerte sie, da ihre schwache Stimme für die Oper keine Aussicht gab, ihre Neigung für das Ballet, für welches ihre schlanke Gestalt, ihre ausgezeichnet schönen Formen und lebhafte Mimik, sie vorzüglich eigneten. Ein guter Freund verschaffte unserm Capello einen vortheilhaften Ruf an das Theater St. Carlo zu Neapel, welches für Isabella bald der Schauplatz ihrer künstlerischen Triumphe, aber auch der italienischen Erregtheit und der Intriguen und Künstler-Eifersucht wurde. Bekanntlich nimmt der Italiener mehr als irgend Jemand Partei für seine Theater-Helden und Heldinnen, und ihre Namen ertönen mehr als die der berühmtesten Gelehrten in Salon's und Kaffee's.

Es war im Jahre 1785, als der Günstling und Kämmerling des Polenkönigs Stanislaus, August Poniatowski, Corticelli mit seinem Balletmeister Dauvigny nach Neapel kam um für die Warschauer Bühne, welche Etwas in das Abnehmen gerathen, für jeden Preis Mimen und Tänzerinnen ersten Klasse zu gewinnen. Nicht sobald wurde ihnen Isabella Capello genannt und sie hatten sie gesehen, als ihr von Beiden ein reiches Engagement geboten wurde, welches Vater und Tochter um so bereitwilliger annahmen, als nicht bloß Dornen, sondern selbst Dolche auf jenem vulkanischen Boden ihnen aufgeschossen waren.

Stanislaus August, der Sohn eines um Polen hochverdienten Vaters, geboren 1732, berechtigte schon in seiner Kindheit zu großen Hoffnungen und erhielt einen angemessenen Unterricht. Seine Reise nach Paris, die er noch als Jüngling machte, ließ ihm die Manieren des Königs Ludwig XV. studiren, stürzte ihn aber auch in den Pfuhl von Ausschweifungen, wozu ihn nichts so sehr verleitete, als sein inniger Freundschaftsbund mit dem Engländer Williams, einem liederlichen Menschen, der ihn auch 1755 auf seiner Sendung an den Hof nach Petersburg begleitete und in Liebeshändel mit der Großfürstin Katharina verwickelte. Genöthigt Petersburg zu verlassen, brachte er es bald wieder dahin, daß er im Jahre 1757 als Gesandter und bevollmächtigter Minister an den russischen Hof geschickt wurde, wo er dann mehr als je Gelegenheit fand, sein Verhältniß fortzusetzen und sein eigenes Geschick vorzubereiten. Nach seiner Abberufung wurde er Landbothe und als 1764 Katharina den russischen Thron bestieg und König August III. von Polen-Sachsen starb, konnte Katharina mit Geld und Waffen es durchsetzen, daß ihr Günstling zum König von Polen gewählt wurde. Von nun an nahm die nordische Semiramis, die wie eine Spinne diesen ihren Raub ausgesogen, den entschiedensten Einfluß auf des Königs und seines Landes Geschicke; doch schien es, als hätte sich von diesem Augenblicke ihr Herz umgewandelt. Mit Medusen's-Blicken sah sie nun ihren früheren Günstling an, ihn durch ihren Zauber festbannend, bis er seinem Unglücke erlag.

Wir wollen indessen die Lichtseite seiner Regierung in's Auge fassen, welche zur Zeit, als Isabella ihr Loos mit dem seinen verband, den Blicken Europa's noch zugekehrt war. Stanislaus war einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, geistreich, beredt, edel als Mensch, ein Freund der Künste und Wissenschaften, voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, für weise Gesetze und gute Gerichtspflege. Der König hatte ein Einkommen von ungefähr sieben Millionen polnischen Gulden, welches er für Herstellung prächtiger Gebäude, die er von fremden und einheimischen Künstlern auf das Geschmackvollste ausstatten ließ, auf das Theater, wo Oper und Ballet wechselten und die Sammlung einer auserwählten Bibliothek von Antiken und Medaillen unter Leitung Albertrondi's, verwendete. Die italienischen Maler Canoletti und Bacciarelli schmückten seinen Pallast zu Warschau und sein neu gebautes Lustschloß Lazienki aus. Wie Karl XII, Friedrich der Große, Kaiser Joseph II. und Katharina II. genoß Stanislaus keine Familienfreuden. Er hatte Anfangs seiner Regierung den Plan, um die Hand einer Erzherzogin sich zu bewerben; doch gegenüber Katharinen, mit der man ihn heimlich vermählt hielt, durfte

[1]) Als historische Quellen unserer Darstellung benutzen wir: Biographie universelle. Vol XXII. Thaddäus Kosciusko von Falkenstein, Leipzig 1827. Die Geschichte Polen's von Alexander Bronikowski, Dresden 1827; vorzüglich aber die Geschichte Polen's von Joachim Lelewel, Leipzig 1847.

[2]) Arneth, Maria Theresia's erste Regierungs-Jahre. 1. Theil, S. 277.

es seinen Wunsch nicht laut werden lassen, und als im Jahre 1791 der Reichstag die Erblichkeit des Thrones beschloß, wurde Friedrich August Churfürst von Sachsen, im Falle seines Todes, als Nachfolger erkoren. So allein stehend suchte er Befriedigung im Kreise seiner Umgebung und vorzüglich der ihm Geistesverwandten, so daß regelmäßig alle Donnerstage am Hofe ein Kunst- und literarisches Diner stattfand.

Unter solchen Verhältnissen und Voraussetzungen betraten die beiden Kapello's Warschau. Der Ruf, welcher Isabellen vorausging, wurde durch ihr Auftreten übertroffen; denn sie verband mit seltener Schönheit noch eine imposante Gestalt. Der König räumte den Beiden in seinem Sommerschlosse Lazienki eine eigene Wohnung ein und ein Viergespann stand fortwährend zu ihrer Verfügung. Es waren Tage des Freudentaumels, des Ueberflusses, wo wie Isabella sich nachhin ausdrückte, der Champagner in Strömen floß, und kein Wunsch nach Kleiderputz und Juwelenschmuck unbefriedigt blieb. Im Jahre 1787, wo Stanislaus nach der Ukraine und der Krim abging, um in Kanion und Cherson, wie Joseph II. der Selbstherrscherin Katharina seinen Besuch zu machen, erhielt Isabella Urlaub, um mit einem Theile des Ballets über Danzig eine Fahrt nach Stockholm zu machen, zu jener Inselstadt, welche unter allen europäischen Residenzen, selbst Konstantinopel nicht ausgenommen, die herrlichste Lage hat.

Hier dachte sie, wenn auch unter nordischem Himmel und umgeben von einer großartigen Felsenscenerie, ihrer einstigen Heimat und im Hoftheater König Gustav's III., welcher im Jahre 1783 bei seinem längeren Aufenthalte in Venedig eine ungemeine Pracht entfaltet und seitdem seine Vorliebe für Venetianer bewahrt hatte, entwickelte sie in mehreren Produktionen den Reiz, mit welchem sie Warschau zu entzücken gewohnt war.

Stanislaus, welcher von seinem ersten Meister Ludwig XV. Manches nachgeahmt, hatte nie eine Pompadour, eine Dubaris, er war galant, ohne der Weiber Sklave zu sein. Die Geschichte nahm daher wohl von seinem Luxus, seiner Verschwendungssucht, weniger von seinen Privatleidenschaften Kenntniß. Man beklagte nur seinen Mangel an Auswahl und seine Hingebung an Leute von niedriger Herkunft. Es waren schwüle Tage, welche ein baldiges Ungewitter voraussehen ließen; es war ein kurzer Sinnenrausch, der Isabellen in dem Alter des Leichtsinnes, der Leidenschaft und des Unbekanntseins mit den äußern und Staatsverhältnissen betäubte. Sie ahnte nicht, daß das Schiff des Glückes, welches sie trug, an dem bunte Wimpel prangten, dem Sirenengesang von Ferne entgegenschallte; einen tiefen Leck in seiner Unterlage mit sich trug, der ihm gemach den Untergang an treulosen Felsen brachte. O die lachenden Stunden haben langen, bittern Thränen, nicht bloß des Schmerzes, sondern auch der Reue den Ursprung gegeben! (Schluß folgt.)

Der Fisch im Brunnen.

Ein Jubel zieht durch's Haus, als wär'
Das große Loos gewonnen:
Da sprudelt hell, — ei, seht nur her! —
Das Wasser aus dem Bronnen.

Geleitet ward's im Rohr von Stein
Von kühler Felsenklause
Als Gottessegen frisch und rein
Quillt's mitten in dem Hause.

Nun schüttet zu die Grube frisch
Im Keller tief zur Stunde,
Doch holt zuerst den kleinen Fisch
Heraus im dunkeln Grunde.

Er lebte dort manch langes Jahr
Einsam, das Licht entbehrend
Und hielt das Wasser rein und klar
Die Würmerbrut verzehrend.

Hätt' er's gehalten nicht so rein,
Das Wasser wär' verdorben,
Und wer es trank Jahraus, Jahrein —
Er wäre dran gestorben.

Da bist du schon am Tagesschein,
Du muntere Forelle!
Nun ist gar schwarz die Farbe dein
Und war einst bunt und helle.

Doch weil du uns gar lange Zeit
So guten Dienst erwiesen,
Sollst du nun auch nach Billigkeit
Die Freiheit neu genießen.

Ich trage dich hinaus zum Fluß,
Der strömt so klar und helle,
So nimm den letzten Dank und Gruß
Mit in die blaue Welle! —

Chr. Schneller.

Das Verhängniß.

Gewitter entladen sich wälderentlang,
Erschüttern die Nacht mit gewaltigem Klang:
Ihr Stürme des Herzens, erwacht nur, erwacht,
Hinaus in die Pracht,
Hinauf zum befreundeten Blitzstrahl!

Ein flammender Wille beflügelt den Schritt,
Auf Klippen erhöhet der vermessene Tritt;
Ich pflanze den Fuß in der tönenden Schlacht
Des Sturm's und der Nacht
Mit Macht auf den felsigen Vorsprung.

„Allsiegende Mutter, beseelte Natur!
Du spendest den Wesen auf Flur und Azur
Zum Wachsen das Mark, zum Erdulden den Muth,
Zum Streben die Glut
Zum Wirken die Weihe des Einklangs.“

„Doch sprich, wem entflammt der verbrechende Geist,
Der tückisch ergrimmt die Geschlechter umkreist,
Woher, ach, die Thränen, die richtende Wuth,
Das rauchende Blut,
Die Knechte der taumelnden Willkühr?“

„Entrollst du dich gleich mit des Donners Gebraus,
Bestellt ist dein Feld und erleuchtet dein Haus;
Wie streng das Gemüth mit dir geh'zu Gericht,
Du schmiedest uns nicht
Die Schmach der Zerrüttung und Zwietracht.“

„Dem Freund, der mit heiliger Frage dir naht,
Bekennst du die Tiefen der keimenden That;
Beweisende Göttin, entwölke die Sicht,
Entschleiere dein Licht,
Erschließe der Wirren Beweggrund!“

So wandert der Ruf durch den wirbelnden Raum;
Da drängt sich's heran wie der prächtigste Traum;
Es schwillt das Gewölk, es entschwankt dem Gefild
Gebild auf Gebild
Und webt sich und schwenkt sich im Umschwung.

Gestalt bei Gestalt! Und im schwebenden Kranz
Erhöht sich ein Dom mit bedrohendem Glanz,
Es hallt vom Gewölb ein befremdlicher Ton:
„„Du stehst vor dem Thron
Der mächtig beschickenden Gottheit!““

Da wanken die Kuppeln, da theilt sich das Thor,
Es funkelt das Antlitz der Göttin hervor;
Versunken im wallenden Wolkengesenk,
Erklirrt ihr Gelenk
Und schreckt durch gigantischen Gleichschritt.

„„Vergebens beschwörst du den Geist, der dich schuf,
Zum Geist der Erschaffenen kehre den Ruf —
Du schaust der Geschöpfe Geschöpf und erbangst?““
„Dich ahn' ich mit Angst,
Du Schrecklichstes nennst dich Verhängniß!“

„„Wer wirkt mir des Schreckens verwirrende Tracht?
Wem dank' ich Gewaltige Wesen und Macht?
Dem irrigen Trachten der irdischen Brust,
Der sträflichen Lust
Am trotzig verwegenen Unmaß!““

„„Im Dunkel des Jammers, im Glanz der Gewalt,
Im Blute der Völker empfang ich Gestalt:
So lang ihr verkennt die verliehene Kraft,
Behalt' ich in Haft
Die freundlichen Engel des Daseins.““

„„Du siehst, wie der Aether mit Geistern sich füllt,
Du staunst, wie Gesicht um Gesicht sich enthüllt,
Du witterst den Sturm, der mich stöhnend gebar:
Erkennst du die Schaar?
Und rühren dich Stimmen der Vorzeit?““

Fercher v. Steinwand.

Poesie der Idee.

(Aus Dr. A. Victor Svoboda's „Die Poesie in der Malerei.“*)

Da die belebende Seele eines Gemäldes die Idee ist, so muß vor Allem diese für den poetischen Gehalt desselben maßgebend sein. Die Idee oder der von der Phantasie des Malers erfundene und gestaltete Stoff eines Bildes ist entweder dem Gebiete des menschlichen Geisteslebens entnommen, welches sich in geschichtlichen Thaten, in Schöpfungen der Phantasie (z. B. Religionsmythen), in Stimmungen des Gemüthes, Regungen der Leidenschaft in den verschiedenen Formen der Lebensbeschäftigungen und in menschlicher Sitte überhaupt kundgibt, — oder sie ist aus dem weiten Kreise des Naturwirklichen, des außer dem Menschen Geschaffenen geholt. — Poetisch wird die Idee eines Bildes dann genannt werden, wenn sie eine durch Ursprünglichkeit, Großartigkeit, Kühnheit und sachlichen Gehalt für sich einnehmende Vorstellung der schöpferischen Phantasie des Malers ist und es vermag, die Phantasie des Beschauers selbstproduktiv zu machen. Die Letztere läßt, durch die Kraft, Neuheit und den Schwung der Phantasievorstellung des Künstlers gefesselt, sowie durch die Lebendigkeit der Versinnlichung derselben angeregt, — den Schein des Realen mit einer Unmittelbarkeit auf sich wirken, daß sie oft dem Eindrucke des Wirklichen nahe kommt; — sie versetzt sich durch Nachdichten und Vervollständigen des nur Angedeuteten lebhaft in die dargestellte Situation, wodurch ein inniger Wechselverkehr zwischen dem Geiste des Künstlers und dem Geiste des Beschauers hergestellt wird. Enthüllt der Maler in seiner Schöpfung einen über das Gewöhnliche sich erhebenden, von gesteigerter Geistesthätigkeit zeugenden Gedanken so erhebt er auch uns, die wir sein Bild sehen, und uns in dessen Verständniß und Genuß vertiefen. Wir

*) S. Carinthia Nr. 3.

machen beim Betrachten desselben gleichsam einen Blick in eine reiche Künstlerseele, welche durch das Erzeugniß ihrer schöpferischen Begeisterung an unseren Sinn eine zur Theilnahme auffordernde Ansprache hält.

Bezieht sich die Idee eines Gemäldes auf Gemüthszustände, so wird sie dann poetisch wirken, wenn die Regungen des Gefühls, die sie vorstellig macht, nicht krankhaft sind, sondern einem gesunden, kräftigen, von sittlichen Prinzipien getragenen Geistesleben entquellen und das menschliche Wahre und Würdige betonen.

Auch Bilder dieses Inhaltes wirken wie ein inniger Anruf an des Beschauers Gemüth und regen dasselbe zum Mitfühlen an. Bei den Eindrücken, die es empfängt, wird gleichfalls die Phantasie in Anspruch genommen, denn sie ist es, welche sich in die dargestellte Situation vermöge ihres Dranges, das von der Kunst Gebotene geistig zu schauen und innerlich zu genießen, lebhaft hineindenkt und durch das Zusammenwirken ihrer anschaulichen Vorstellungsbilder Gefühle oder Gemüthsstimmungen mittelbar erzeugt.

Es werden auf diesem Gebiete poetischer Gedanken, welche auf die hellen und düsteren Seiten des Gemüthslebens hinweisen, oft Motive auftreten, welche in einem Gedichte, mit Phantasie und Geschmack durchgeführt, gleichfalls eine günstige Wirkung erzielen müßten.

Die von historischen Gemälden behandelte Poesie der That, bei welcher der Geist aus der stillen Welt der Innerlichkeit gegen Angriffe auf seine Freiheit und Selbstständigkeit reagirend austritt, beruht vor Allem auf dem Pathos, welches sich entweder in der Willigkeit, das Leben für einen sittlichen Zweck dahinzugeben, oder in dem Ringen um dessen Erhaltung offenbart. Auch sie wendet sich an die Phantasie der Betrachtenden und regt sie zur lebhaften Theilnahme besonders dadurch an, daß sie an den Ernst menschlicher Schicksale oder an die Tragik der Lebenskämpfe gemahnt. Die Letztere erschüttert, aber erhebt zugleich, indem sie den menschlichen Geist, welcher im Vertheidigen von Ideenrechten eher das Leben als die Ueberzeugung opfert, in seiner achtungswerthesten Gestalt zeigt.

In Sittenbildern ist es wiederum das menschlich Wahre, was an unseren Sinn sympathisch herantritt. Auch aus ihnen leuchtet uns ein Strahl des Geisteslebens entgegen, der die Anschauungsthätigkeit unserer Phantasie belebt.

Daß die Domäne der Poesie in der Malerei nicht über die Grenzen des geistigen Seins und Wirkens hinausreicht, zeigt sich selbst in Darstellungen, welche Motive aus ungeistigen Bereichen behandeln. Diese sind nur dann poetisch, wenn sie Gleichnisse für das Thun und Leiden des Geistes liefern.

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die Poesie der Idee bei einem Gemälde nur in Verbindung mit der Poesie der beseelten Form und der Farbe zur vollen Geltung gelangen könne. —

Mit den ideellen Ursachen der Poesie in der Malerei haben die Faktoren, welche in der Dichtkunst Phantasie und Gemüth erregen, manche Aehnlichkeit. Man spricht einen poetischen Gehalt nur jenem Gedichte zu, welches einen ursprünglichen, innerlich gehaltvollen Gedanken in einer rhythmisch wohllautenden Form behandelt. Die Einwirkung desselben auf die Phantasie des Lesers wird um so tiefer und mächtiger sein, je mehr es Einiges hinzuzudichten und zu vervollständigen übrig läßt. Deshalb wird das blos Angedeutete, das kurz Ausgeführte, das gedankliche Helldunkel eines Gedichtes die Einbildungskraft des Lesers in eine lebhaftere Thätigkeit versetzen, als Verse, welche sich in eine breite Detailausmalung einlassen und Alles logisch genau und klar darlegen.

Bei lyrischen Schilderungen von Gemüthsregungen zeigt es sich ebenso deutlich wie bei Dichtungsarten, welche menschliche Thaten als Stoffe behandeln (Epos und Drama), daß die schöpferische Geisteskraft des Dichters in einen innigen Rapport mit der Phantasie des Lesers trete und daß diese das eigentliche Organ für das Verstehen und Genießen poetischer Kunstwerke sei.

Bücherschau.

(„Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginne bis zum Schluß des Jahres 1862. Nebst einleitender Betrachtung über seine socialen, ökonomischen und politischen Ursachen. Nach den besten Quellen bearbeitet von Konstantin Sander, Hauptmann in der königlich preußischen rheinischen Artillerie-Brigade Nr. 8" [Frankfurt, Küchler].) Eine klare, wohlgeordnete Darstellung jenes amerik. Bürgerkrieges, der, aller Voraussetzungen spottend, nun schon seit bald zwei Jahren die Welt in Spannung erhält. Dieselbe ist um so dankenswerther und kommt um so mehr zur gelegenen Zeit, je schwieriger es bei der langen Dauer des Krieges so wie bei der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes nachgerade für den deutschen Leser wird, sich ein klares Bild von dem Gang der Ereignisse zu verschaffen. Das Ganze zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die geschichtliche Einleitung sowie die Erörterung der politischen, ökonomischen und socialen Ursachen des Krieges umfaßt, bis

zu jener Wegnahme des Fort Sumter im Hafen von Charleston in Südcarolina, mit welcher (April 1861) das Signal zum thatsächlichen Ausbruch der Feindseligkeiten gegeben war. Der zweite Abschnitt reicht bis zur ersten Schlacht von Bull's Run (Juli 1861), durch welche der bis dahin in Europa und namentlich in Deutschland ziemlich verbreitete Glaube an das militärische Uebergewicht des Nordens einen so schweren Stoß erhielt. Der dritte und letzte umfaßt die Ereignisse von eben dieser Schlacht bis zu Ende des Jahres 1862. Als Quellen haben dem Verfasser, wie er selbst sagt, „in erster Reihe die mündlichen und schriftlichen Mittheilungen der frankfurter Geschäftswelt (das Buch ist in Frankfurt a. M. verfaßt), sowie des dortigen amerikanischen Generalkonsulats gedient; daneben wurden die officiellen Armee-Register von 1860 und 1862, ferner die Botschaften des Präsidenten nebst den dazugehörigen Aktenstücken sowie die wichtigsten Zeitungsberichte benutzt, desgleichen verschiedene in letzterer Zeit erschienene Broschüren, welche denselben Gegenstand behandeln. Die Darstellung ist einfach und übersichtlich, das Urtheil des Verfassers maßvoll und vorsichtig; das Prognostikon, das er dem Ausgange des Kampfes stellt, lautet bei allendem ziemlich ungünstig, indem er eine Wiedervereinigung des Südens mit dem Norden für unmöglich hält. Befremdlich ist uns nur die Art und Weise gewesen, wie der Verfasser zum Schluß den gegenwärtigen amerikanischen Bürgerkrieg benutzt, die Nothwendigkeit großer stehender Armeen zu behaupten; hier sieht das argumentum ad hominem denn doch etwas gar zu deutlich hervor und bedauern wir, daß der schließliche Eindruck des übrigens so verdienstlichen Büchleins dadurch einigermaßen beeinträchtigt wird.

(„Zur Geschichte der Juden in Worms und des deutschen Städtewesens. Nach archivalischen Urkunden des kaiserlich königlichen Ministeriums des Aeußern in Wien von G. Wolf“ [Breslau, Schletter]) Die mittelalterliche Stellung war eine ganz besondere, insofern hier zu den zwei Herren, denen die Juden im Mittelalter gewöhnlich dienten, nämlich dem Kaiser und der betreffenden Stadt, hier noch ein drittes Element hinzutrat: der Bischof. Das Bisthum Worms, verwaltet von dem jedesmaligen Erzbischof von Mainz nahm bekanntlich im deutschen Reiche eine besonders wichtige Stellung ein und so war denn auch der Einfluß, den Worms auf die dortigen Juden ausübte, jederzeit ein höchst bedeutender. Ueber die eigenthümlichen Verwicklungen, die daraus entstanden, gibt eine Reihe von Urkunden Auskunft, welche der Verfasser hier zum ersten Mal zum Abdruck bringt und die den eigentlichen Kern des Schriftchens bilden; dieselben reichen vom Anfang des 14. bis Ausgang des 17. Jahrhunderts und enthalten auch in kulturhistorischer Hinsicht manches Neue und Interessante.

Heimatliche Chronik.

Bericht über die Thätigkeit des kärntn. Geschichts-Vereines im Solarjahre 1862.

(Auszug aus dem, von dem Vereinssekretär Anton R. v. Gallenstein in der allgemeinen Versammlung der Vereinsmitglieder am 30. Jänner 1863 gehaltenen Vortrage.)

Was zuvörderst Jenes betrifft, was in wissenschaftlicher Beziehung in dieser Jahresfrist geleistet und gewonnen wurde, so betheiligt sich der Geschichts-Verein in freundlichem Zusammengehen mit dem nachbarlichen naturhistorischen Museum seit dem Winter $186^{1}/_{2}$ auch an den populär-wissenschaftlichen Vorträgen, welche allwöchentlich während der Winter-Monate in den Lokalitäten des Museums abgehalten werden. Es sind im Winter $186^{1}/_{2}$ von Mitgliedern des Geschichts-Vereines an fünf Abenden Vorträge gehalten worden, nämlich: Vom Vereins-Direktor Ritter von Moro: „über den Fürstenstein in Karnburg, und den Herzogsstuhl am Zollfelde;“

vom Professor Dr. Karlmann Flor: „über etruskische Denkmale in Kärnten;“

vom Oberlandes-Gerichtsrathe Franz v. Jabornigg-Altenfels: „über Virunam“ und

vom Vereinssekretär zwei Vorträge: „über die Geschichte der deutschen Kleidertrachten.“

Letztgenannter betheiligte sich auch an den Vorträgen für Frauen an zwei Abenden, und sprach: „über Geschichte der deutschen Frauentrachten“ und über „Virunum.“

Die eben genannten vier Vereinsmitglieder haben sich auch wieder bereit gefunden, im Winter $186^{2}/_{3}$ an diesen Vorträgen mitzuwirken, und der Vereinsdirektor v. Moro, so wie der Oberlandes-Gerichtsrath v. Jabornigg-Altenfels sind ihrer diesbezüglichen Zusage und zwar Ersterer im Dezember 1862, Letzterer im Jänner 1863 bereits nachgekommen.

Das siebente Heft der Vereins-Zeitschrift: „Archiv für Geschichte und Topographie Kärnten's“ ist vollendet, das Material für das achte Heft liegt bereit. Die Chronik, welche mit dem Jahre 1861 begonnen wurde, wird fleißig fortgesetzt. An der Fortsetzung, und rücksichtlich Vollendung des Handbuches der Geschichte des Herzogthumes Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern (von Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen) wird fortwährend rüstig gearbeitet. Professor Dr. Tangl obliegt unermüdlich der mit warmer Vaterlandsliebe auf sich genommenen Aufgabe, und hat dem Vereins-Ausschusse bereits das Manuskript für das zweite Heft der von ihm in Ausführung genommenen Abtheilung übergeben, deren erstes Heft schon im Drucke nahezu vollendet ist.

Mit gleichem Eifer sammelt und bearbeitet Professor Beda Schroll das reiche vielzerstreute Material für „die Geschichte der Kärntner-Herzoge aus dem Hause Sponheim.“

Die statutengemäße Hauptaufgabe des Geschicht-Vereines,

die Sammlung der Materialien für die Vaterlands-Geschichte, vor Augen hattend, glaubte der Vereins-Ausschuß einer zwar ziemlich bedeutenden aber zur wesentlichen Förderung dieses Hauptzweckes dienenden Auslage um so weniger sich entziehen zu dürfen, da auch die nachbarlichen historischen Vereine in Gratz und Laibach in derselben Angelegenheit die für sie minder großen Ausgaben nicht gescheut haben. Es hat nämlich die k. k. Finanz-Landes-Direktion in Gratz einen bedeutenden Theil der dortigen älteren Orts-Archivalien ausgeschieden, deren, zum Theil auch urkundlicher Inhalt die politische und vorzugsweise die Kulturgeschichte der drei Nachbarländer Kärnten, Steiermark und Krain so vielfach und häufig eingreifend berührt, daß es unverantwortlich gewesen wäre, diese Akten und Urkunden der Papierstämpfe anheimfallen zu lassen. Nach den von Dr. Tangl vor Kurzem eingelangten Mittheilungen sind die für Kärnten bestimmten Verzeichniße, welche 994 Folio-Seiten füllen, nun vollendet, und es wird demnach auch die Ausfolgung der Urkunden und Akten binnen Kurzem stattfinden können.

Im Laufe des Herbstes 1862 ist nun auch die Neu-Aufstellung und Ordnung der Vereinsbibliothek nach dem in der hiesigen k. k. Studien-Bibliothek eingehaltenen Organisations-Plan geschehen, und wird nun an der schließlichen Zusammenstellung der Kataloge durch den sehr eifrigen und geschäftstüchtigen Skriptor Alois Weiß gearbeitet, wie nur immer die stündlichen Unterbrechungen durch die Besuche, welche die Vereins-Bibliothek erhält, es gestatten, deren Zahl in solcher Progression steigt, daß die Befriedigung und Contrallirung derselben, so wie die Evidenzhaltung der ausgeborgten Bücher in der That ein sehr zeitraubendes Geschäft geworden ist; denn die bezüglichen Vormerkungen weisen für das Jahr 1862 (ungerechnet die zahlreichen Leser, welche im Bibliothek-Lokale selbst ihren Studien obliegen) bereits 1546 Parteien nach, an welche Bücher ausgeborgt worden sind, während im Jahre 1861 die Zahl derselbe 1200 betrug.

Zu den wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften, mit denen unser Geschichts-Verein in freundschaftlichem Verkehr und Schriftentausche steht, hat sich im Jahre 1862 die neu in's Leben getretene „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ gesellt.

Endlich hat die Vereins-Direktion eines der wichtigsten, ältesten und merkwürdigsten historischen Denkmale Kärnten's unter die Obhut des Geschicht-Vereines gebracht: Den Fürsten-Stein von Karnburg, den altehrwürdigen Sitz, auf welchem die Inauguration der Kärntner-Herzoge durch den Herzog-Bauer stattfand.

Ist nun somit das Bild des wissenschaftlichen Lebens des Vereines kein unbefriedigendes, so stellt sich auch andererseits sein materielles Gedeihen nicht ungünstig dar. Das neue Lokale über dem rothen Landhaussaale hat durch seine Ausstattung bis nun fremde, wie einheimische Besuche auf das Freundlichste angesprochen und ist wirklich eine Zierde des Hauses geworden.

Die baulichen Herstellungen und Adaptirungen sind vom hohen Landes-Ausschuße zum größten Theile als solche erkannt worden, welche billiger Weise vom Hausherrn zu bestreiten kommen, und es ist die Summe, die auf nahezu 700 fl. sich belaufen hat, mit Vorbehalt der Genehmigung des hohen Landtages, aus dem landschaftlichen Domestikal-Fonde vorläufig vorschußweise bestritten worden. Die Güte der hohen Landes-Vertretung hat den Geschichts-Verein im Jahre 1862 bereits mit einer Subvention von 500 fl. Oesterr. Währung bedacht, und wie seit mehreren Jahren schon, hat auch in dem eben abgewichenen die löbliche Sparkasse - Direktion die Vereins-Kassa wieder mit dem Beitrage von 300 fl. wohlwollendst beschenkt.

Die zahlreichen, mitunter sehr werthvollen Geschenke, welche dem Geschicht-Verein im Jahre 1862 gewidmet worden sind, werden, in einem eigenen Verzeichnisse aufgeführt, wie bisher üblich, im nächsten (achten) Hefte der Vereins-Zeitschrift mitgetheilt werden.

Nahe dem Jahres-Schluße ist der Geschicht-Verein noch durch das außerordentlich werthvolle Geschenk Sr. Excellenz des Hrn. k. k. Internuntius in Konstantinopel, Frh. von Prokesch-Osten, die herrliche, aus 200 Stücken bestehende Sammlung antiker Münzen freudigst überrascht worden. Diese Sammlung, der großen Mehrzahl nach griechische Münzen enthaltend, ist mit nicht vielen Ausnahmen, eine Reihe von Prachtstücken und Seltenheiten, welche wohl nur in sehr wenigen Provinzial-Museen zu finden sein dürften. Eine weitere Vervollständigung dieses numismatischen Schatzes ist uns überdieß nach von dem hohen Spender in erfreuliche Aussicht gestellt.

Diese so überaus gütige Bedachtnahme auf unseren Geschicht-Verein ist für Kärnten um so schmeichelhafter und ehrender, da der Internuntius durch Geburt der benachbarten Steiermark angehört, und nur eine besondere Vorliebe für unser Heimatland der Grund seiner so warmen, an unserem Verein schon wiederholt freigebigst bethätigten Gönnerschaft ist. Ein anderes sehr werthvolles Geschenk ist dem Verein von Seite der edlen Familie von Reyer, welcher derselbe schon so Vieles zu danken hat, im Jahre 1862 zugeflossen, indem die wohlgeborne Frau Antonie von Reyer selbem ein kostbares, auf Pergament geschriebenes, mit zahlreichen vortrefflichen Miniaturen geschmücktes Brevierbuch aus dem 16ten Jahrhunderte gewidmet.

In der Statistik unseres Vereines sind im Laufe 1862 mehrfache Aenderungen eingetreten.

Am 21. Febeuar hat derselben sein um Kärnten und für dessen Geschicht-Forschung hochverdientes, durch ein halbes Jahrhundert mit unermüdlichem Eifer und wärmster Vaterlandsliebe thätiges Mitglied Dr. Johann Gottfried Kumpf, zugleich Ausschuß-Mitglied und Direktors-Stellvertreter des Vereins, welchem er seit dessen Gründung angehörte, und außerdem noch 7 Mitglieder durch den Tod, 3 durch freiwilligen Austritt verloren; dagegen aber 21 neu beigetretene Mitglieder als Zuwachs begrüßen können.

Der Geschicht-Verein zählte mit dem Schlusse des Sonnenjahres 1862: 52 Ehren- und 406 ordentliche Mitglieder.

Die Einnahmen der Vereinskassa haben im Jahre 1862 auf 1353 fl. 36 kr., die Ausgaben auf 1500 fl. 50 kr. sich belaufen und beträgt sonach der schließliche Kassenabgang 147 fl. 14 kr., welcher jedoch in den für dieses Jahr nach rückständigen Beiträgen volle Deckung findet.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 14 Sonnabend, den 4. April **1863.**

Das Leben und Treiben der Bewohner in den Alpen.

(Schluß.)

Das Betreiben der Alpenwirthschaft setzt schon einen gewissen Wohlstand voraus. Allein die minder begüterten Alpenbewohner haben auch vielerlei andere Erwerbszweige. Bei ihrem natürlichen Talente zu mechanischen Arbeiten werden Viele kunstreiche Schnitzer, geschickte Drechsler ꝛc. Beschäftigungen, zu denen ihnen die höheren Alpenwälder das geschätzte Holz der Zirbelkiefer liefern; andere machen Flechtwerke aus Stroh und anderem Material, oder sammeln Arzneikräuter, seltene Steine, Pech und was sich sonst noch verwerthen läßt. In manchen Gegenden, wie in Tirol, ist der umherziehende Handel eine Hauptbeschäftigung vieler Bewohner; fast jedes Thal hat dort seinen besondern Handelszweig oder sein Gewerbe, mit dem sich ein Theil seiner Angehörigen den Sommer über umherziehend beschäftiget. Der Pusterthaler wandert als Teppichhändler, der Lechthaler mit Schnittwaaren und Sehenswürdigkeiten, der Zillerthaler mit Lederwaaren, der Vorarlberger wandert als Maurer oder Stuccaturarbeiter u. s. w. Auch das Schlagen des Holzes in den Wäldern beschäftigt eine große Anzahl Alpenbewohner. Die Holzschläger oder Holzknechte bringen gleich den Sennen den Sommer fern von ihren Wohnungen im Gebirge zu, nur daß sie an Sonntagen dieselbe besuchen können, da ihre Stämme nicht wie die Heerden einer Beaufsichtigung bedürfen. Eine Lieblingsbeschäftigung des Aelplers ist die Jagd, vornemlich die Gemsenjagd; (wo es noch Gemsen gibt?) und abgesehen davon, daß Unzählige sie gelegentlich des Vergnügens wegen betreiben, gibt es auch Viele, die sie als Erwerb benützen, obwohl der Ertrag höchst gering und die dabei bestehenden Gefahren oft sehr groß sind. Für die Dürftigkeit des Gewinnes entschädigt indessen die Befriedigung des leidenschaftlichen Dranges. —

Der Charakter der Aelpler hat ebenfalls bei allen Besonderheiten, doch seine gemeinsamen Züge: Muth und Ausdauer, Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Genügsamkeit, Festhalten an alten Sitten, wahre Religiosität gehören dahin. Auch hierin macht sich das geltend, was die ganze Lebensart Uebereinstimmendes hat, denn größtentheils sind jene Charakterzüge eben von dieser bedingt. Sehr viele gewöhnliche Geschäfte, die im Flachlande ohne Mühe verrichtet werden, erfordern in den Alpen große Anstrengung und sind mit den äußersten Gefahren verbunden. Die Elemente drohen beständig mit der Vernichtung alles dessen, was mühseliger Fleiß geschaffen und errungen hat; ein einziges Gewitter kann die Felder fußhoch mit Steingeröllen überschütten und die Arbeit vieler Jahre herausfordern, um den Schaden wieder gut zu machen. Aber der Alpenbewohner leistet diese Arbeit auch unverdrossen, wenn ihn ein solches Unglück betroffen hat, und verzagt nicht bei dem Gedanken, daß auch diese Mühe wieder vereitelt werden könne. —

Die nöthigsten Arbeiten für den Haushall sind oft mit Lebensgefahr verbunden. Wenn ein Aelpler nach dem nächsten Dorfe über ein Bergjoch geht, so mag er jedesmal denken, daß dies vielleicht sein letzter Gang sei: ein Gewitter, ein Nebel, ein Schneegestöber, das ihn überrascht, kann ihn ins Verderben stürzen. Darum ist er vor jedem Geschäft bedacht, sich mit seinem Schöpfer abzufinden, und die äußerlichen Erinnerungszeichen an diese Obliegenheit, an denen es ihm nicht fehlt, Kreuze, Heiligenbilder, Kapellen, verfehlen ihre Wirkung nicht.

Die Stärke und Gewandtheit, die der Aelpler im steten Kampfe mit den mächtigen Naturgewalten sich aneignet, sind ebenfalls lebhaft in seinem Bewußtsein und darin liegt eben der Grund der unter diesen Bewohnern sehr verbreiteten Rauflust, die sich nicht selten als roh darstellt, ja oft geradezu in Wildheit ausartet.

Daß auch das mechanische Talent der Alpenbewohner häufig in ihren, die Aufbietung aller und jeder Thätigkeit beanspruchenden Lebensverhältnissen einen mächtigen Sporn findet, der sie zu allerlei sinnreichen Erfindungen treibt, ist eine längst bekannte Thatsache. Die Frische, die Kraft, die Knochenlage offenbart sich vorzugsweise in ihrer Gesangeslust. In vielen Gegenden ertönt [illegible] niedrigsten Hütte Gesang und Citherspiel. U[illegible] fremden Wanderer belebt nicht jenes weithi[illegible]

Jauchzen und Juchen der Sennen und Sennerinnen, das von den saftgrünen Alpenmatten und sonnigen Grashängen entgegenschallt? Ebenso ist das Jodeln eine den Alpen eigenthümliche Gesangsweise.

Zu der ständigen Bevölkerung der Alpen gesellt sich zur Sommerszeit eine wandernde. Die Alpen sind ein Hauptreiseziel. Wie vielfach wissenschaftliche und künstlerische Interessen dort ihre Rechnung finden, schildert Schaubach auf eine anschauliche Weise.

„Während der Geolog und Geognost hinanklettert zu den der Pflanzendecke entstiegenen Wänden, um die ihren Zinnen aufgeprägten Hieroglyphen zu entziffern, oder vom hohen Schneegipfel herab auf gefährlichen Pfaden der Geschichte der Eisgebilde folgt von ihrer Entstehung bis hinab zu ihrem Ende am Ausgusse der Gletscher, — findet er hier auf dem Trümmerhaufen von Geschieben seinen Freund, den Mineralogen hämmernd wie einen Steinklopfer an der Straße, um zu sehen, welche Schätze ihm der Gletscher von seiner Geburtsstätte herabgeführt habe. Dort eilt der Botaniker der schönen Heerde des Alpenviehes voran, welche, die jauchzende Sennerinn an der Spitze, froh der Alpe zuzieht, um vor ihr die schönsten Blüthen der Hochalpen zu pflücken; hier hat sich niedergelassen der Maler, um jene schöne Häusergruppe mit ihrer eben so bunten Volksscenerie, oder den blauen Spiegel eines Sees, oder die Staubsäulen eines Wasserfalles, oder die grünen Stufen der Eiswelt, oder die schönen Umrisse einer ganzen Bergkette mit allen ihren bunten Farben, Tönen und Schattirungen in seine Mappe einzutragen, um einst sich und Andere auch in fernen Ländern hieher zaubern zu können. Seine Reisegefährten sammeln unterdeß die Sagen des Volkes, die Geschichten der Trümmer alter Burgen und noch älterer Volksstämme, deren Nachkommen hier hausen, kurz die Bruchstücke der Geschichte. — Andere werden von ihren Aerzten ausgeschickt „um Alpenluft zu schlucken," um in der schönen, großen Gotteswelt den Leib zu kräftigen, und den Geist zu erheben und zu verjüngen. Viele kommen, um an dem majestätischen Hochaltare Gott anzubeten, der nirgends sonst auf dem Erdenrund so Wundervolles und Herrliches auf gleich engen Raum zusammengedrängt hat. Manche freilich treibt nicht Andacht, sondern fade Modelust in diesen Tempel der Natur, den sie nicht verstehen, — und sie sind es auch besonders, die durch ihren Luxus und ihre Sünden hie und da die Natur der Alpenbewohner in Habsucht und Ueppigkeit verkehrt haben, wiewohl das Gesagte vielmehr von den von aller Welt befahrenen und bestiegenen Touristenstraßen seine Geltung haben mag, als von den abgelegenen Thälern und Höhen —."

Soweit der Verfasser des vorgenannten Werkes.

Wenn eine rechte und glückliche Alpenreise schon an und für sich als eine Würze für's Leben angesehen werden kann, so können wir zum Schlusse immerhin der freudigen Hoffnung Raum geben, daß die in zwei Monaten bevorstehende Eröffnung der Kärntner-Bahn uns recht viele Besucher zuführen wird, die ein Interesse dafür haben, „Land und Leute" durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Bietet doch das alpenumkränzte Kärnten mit seinen Burgen, namentlich jener großen Zahl von Touristen, welche nicht nach großen Städten pilgern wollen, sondern im Schooße der Natur Erhohlung und Erquickung von den städtischen Aufregungen suchen, so Viel des überwältigend Schönen und anmuthig Lieblichen dar, daß dieser patriotische Wunsch wohl in jeder Beziehung gerechtfertiget erscheint. Keiner dürfte kalt und fühllos bleiben, wessen Fuß, besonders die Thäler Oberkärnten's durchwandert, wo die erhabene Offenbarung der Alpennatur in ihrer ganzen Frische und Ursprünglichkeit thront, und in wundervoller Harmonie der ewigen Schöpfung jene Geheimnisse des Eispalastes „Großglockner" enthüllt, welche Wissenschaft und Kunst in gleicher Weise befriedigen.

M. F. Klatzer.

Isabella Kapello.

(Von H. Hermann.)

(Schluß.)

Die Verwicklungen und der endliche Untergang Polen's hatten ihren Grund sowohl in den nationalen Einrichtungen und dem Parteigeiste als in der Schwäche und Abhängigkeit der leitenden Hand so wie in der Ungunst der damaligen Zeitverhältnisse. Die Art und Weise, wie Stanislaus auf den Thron kam, haben wir bereits besprochen. „Warum seufzte die Nation beständig in den Fesseln, die sie niemals abzuschütteln vermochte?" lauteten die Worte Kociusko's, des unverdächtigsten aller Zeugen jener Zeit, die des Manifestes vom 2. Mai 1794 aus seinem Lager zu Wuniari. „Eben deswegen, weil die Intriguen und die List Rußland's stärker waren, als die Waffen, und die Polen selbst zu ihrem eigenen Verderben mitwirkten. Die verschiedenen Begriffe, welche die unglücklichen Polen über die Regierungsform hatten, und ihre abweichende Meinung

über die Grundsätze, nach welchen die Freiheit und die National-Konstitution gegründet werden sollte, erregten gleichfalls Zwiespalt unter ihnen. Zu dieser im Grunde unschuldigen Verschiedenheit der Meinungen gesellte sich auch ein sträflicher Geist des Egoismus und ein hartnäckiges Beharren bei Privatabsichten, woraus am Ende die unselige Neigung, sich mit fremden Höfen zu verbinden entstand, die eine niedrige Unterwürfigkeit zur Folge hatte." Und doch waren diese seine Vorwürfe gegenüber seinen Landsleuten mit den schonendsten Ausdrücken abgefaßt. Das liberum veto, der verbietende Ruf, womit jeder Landbote die Beschlußfassung des Reichstages unterbrechen konnte, die Verdorbenheit und der Luxus des Adels, die Wuth, sich gegen die Regierung zu conföderiren, die religiöse Spaltung, wodurch die Dissidenten in die Stellung der deutschen Protestanten kamen, alles dieses bereitete die Katastrophe vor, welche der unglückliche Stanislaus zu erleben ersehen war. Wie die polnische Barer Conföderation die erste Theilung Polen's im Jahre 1773 nach sich zog, so die Targowitzer die zweite und letzte 1793 und 1795. Vor diesen beiden hatte man, nach dem Beispiele Frankreich's im Jahre 1789, am 3. Mai 1791 eine Constitution geschaffen, nach welcher das Wahlreich aufgehoben und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden sollte. Doch die Targowitzer Conföderation verwarf die bereits vom Reichstage beschlossene Constitution und Polen hörte auf ein eigener Staat zu sein. Jetzt zeigten sich die schrecklichen Folgen solcher Zerrissenheit. Der König trat, im Glauben, noch zu retten was zu retten war und Rußland für sich zu erhalten, der Targowitzer Conföderation bei, der Boden wankte unter seinen Füßen und die Mächte Rußland und Preußen ließen ihre Armeen einrücken, um, wie sie sagten, dem dämagogisch-jakobinischen Treiben ein Ende zu machen. Kosciusko, der unter Washington gedient, stellte sich als Diktator (Naczelnik) an die Spitze der Nationalbewaffnung; er errang mit kleiner Macht große Vortheile; doch unterlag er bei Maciejowice (10. Okt. 1794) dem Feldherrngenie und den Waffen Suwarow's; er fiel mit Wunden bedeckt, und sein Ausruf: finis Poloniae! wurde zur Wahrheit und ist es geblieben.

Man denke sich die Lage des Königs in dieser unseligen Periode. Die Theilungen des Landes, welche bereits 1793 das Gebiet des Staates auf das kleinste Maß reduzirten, entzogen ihm die Mittel. Nach der ersten Theilung besaß er noch 1,260,000 Thaler Einkünfte; allein die fortwährenden Unruhen, die stürmischen Reichstage von 1782, 1784 und 1786, die öftere Anwesenheit fremder Truppen, die Nothwendigkeit, die Steuern zu vermehren, das Stocken der Gewerbe, denen besonders der König unter die Arme gegriffen hatte, alles trug dazu bei, den König auf das Aeußerste zu beschränken. Bald zog man die Krongüter mit denen der politisch Kompromittirten ein; der König lieferte all' sein Gold und Silber in die Münze und in die Kriegskasse, und jene Armuth wuchs so sehr, daß ihm mehrere Landboten, als der russische Gesandte Sievers am 19. Juni 1793 auf die für den König bestimmten Gelder Beschlag legte, 500,000 polnische Gulden anboten, die er jedoch mit dem Ausdruck der Erkenntlichkeit ablehnte.

Mehr als alles dieses war die fortwährende Unsicherheit in der Hauptstadt. Die frohen, heitern, vollen Gesichter verschwanden immer mehr, dafür tauchten jene unheimlichen Gestalten auf, welche mit der Härte ihrer Physiognomien, den stieren Augen und den hervortretenden Augenknochen, den Ausdruck des derbsten polnischen Charakters der Hartnäckigkeit, der bis zur Wuth gesteigerten Leidenschaftlichkeit an sich trugen. Das Nationalunglück wurde auf die Rechnung derjenigen geschoben, die einer verhaßten Partei angehörten und so geschah es, daß am 11. Mai 1794 das Revolutions-Tribunal in Willna mit dem Aufhängen begann und jenes zu Warschau fast gleichzeitig über eine Zahl angeblicher Vaterlands-Verräther, darunter der Bischof von Liefland, Kasakowsky, das nämliche Schicksal verhängte. Den 28. Juni wiederholte sich dieses schreckliche Schauspiel der Volksjustiz vor den Augen des Königs. Verurtheilte und ganz Harmlose wurden wie in den Septembertagen zu Paris der Nemesis geopfert, so daß selbst Kosciusko, welcher beim Heere war, dieses auf das bitterste tadelte und nebst Niedersetzung eines Kriegsgerichtes, welches die des Hochverrathes Ueberwiesenen auf der Stelle verurtheilen sollte, auch die Hinrichtung der sieben Rädelsführer bei erneidtem Auftritte befahl, was ihm die Pariser sehr übel nahmen.

Zwei Mal wurde Warschau belagert. Das erste Mal 1794 von den Preußen, wo jedoch die Standhaftigkeit der Polen siegte. Der König selbst hatte an den Schanzen arbeiten geholfen und die Frauen seines Gefolges mit ihm. Das zweite Mal, den 4. Novbr. 1794, wo Suwarow die stark befestigte Vorstadt Praga erstürmte und die Kanonenkugeln bis in den königlichen Pallast flogen. Nun kapitulirte Warschau; alles floh, was fliehen konnte. Der König, der sich seinem Schicksal ergebend in das Innere seines Palastes zurückgezogen hatte, verließ am 9. Jänner 1795 Warschau unter russischer Eskorte und wurde nach Grodno gebracht, wo er am 25. November 1795 seine Abdankungsakte als dem Tage seiner Krönung unterzeichnete, die man Katharinen

an ihrem Namensfeste als einen Strauß überreichte. Im Jahre 1797 nach Petersburg berufen, als Katharina gestorben war, trug er das erniedrigendste Erscheinen an Paul's Hof nur kurz. Er starb am 12. Februar 1798 in seinem 66. Jahre, wie man sich leicht denken kann, an gebrochenem Herzen.

Bald hätten wir den Hauptgegenstand unserer Erzählung aus den Augen verloren; doch davor bewahrt ihn unsere Versicherung, daß Kapello mit seiner Tochter bei dem Könige, wie in den Tagen des Glückes, so auch in jenen geschilderten schrecklichen Tagen standhaft aushielten; daher wir die vorangehende Schilderung als nöthig erachteten.

Noch die ersten Tage des Aprils 1794, wo die Russen unter Jageiström Warschau besetzt hatten, wollte man die Parteien versöhnen und die Gemüther friedlicher stimmen.

Isabella trat noch ein Mal und zwar das letzte Mal im Ballete „Die Werber" auf, welches jedoch, so schuldund harmlos es war, dumpfes Murren, Pasquille und endlich laute Drohungen hervorbrachte. Von da au bis zu des Königs Wegführung gab es keine Ruhe mehr für die Treuen des Königs. Isabella und ihr Vater konnten nicht mehr öffentlich erscheinen; jene Blutsscenen bedrohten auch sie und nur ein geheimes Versteck und die sorgsamste Verkleidung entzogen sie den spähsüchtigen Augen der Wühler und Schlächter. Was sie da aushielten, litten und duldeten, durch den Anblick des Königs, der sie nur selten und da im Stillen sehen konnte, beschreibt keine Feder; der Eindruck davon blieb so mächtig, daß man, in den Unglücklichen die Erinnerung daran zu wecken, erzitterte.

Stanislaus hatte Isabellen's lebensgroßes Bildniß in einem seiner Säle aufgestellt. Als die Tage der Noth und Gefahr kamen und der Gallerie-Direktor aus Dresden nach Warschau reiste, um diese mit den Gemälden aus der Sammlung des Königs zu bereichern, gab er, so schmerzlich ihm es war, auch jenes hin, ahnend, daß es sonst der Gegenstand der Wuth und der Beschimpfung werden würde.

Als der Tag der Trennung kam, wo es fliehen hieß, um nicht in ein Verließ oder auf das Schaffot zu wandern, bestiegen Vater und Tochter eine gemeine Kibitche in tiefer Vermummung. Alles das Wenige, was sie hatten, mußten sie zurücklassen und Isabella war nur noch im Stande, einige Dukaten, die ihr geblieben, in ihr Unterkleid zu nähen. Nur so entgingen sie den Händen habgieriger Kosaken und den noch grausameren des revolutionären Pöbels. Glücklich auf österreichischem Gebiete angekommen, weilten sie zu Bielitz, wo sie fremd, abgehärmt und auf einen ärmlichen Anzug beschränkt, nur mit Mühe und auf vieles Bitten eine Herberge fanden. Der alte Kapello war durch die überstandenen Schrecken, Leiden und Gefahren durch die Reise mitten im Winter und auf elenden Wegen so erschöpft, daß er sich auf das Krankenlager gebannt sah, von dem er nicht wieder aufstand. Seine Tochter pflegte ihn mit kindlicher Liebe und Aufopferung; die letzten Nothpfennige, jene Dukaten gingen daran und kaum halte sie so viel, um seine Leiche bestatten zu lassen. Allein stand sie nun da in dieser Welt, ihre physische und moralische Kraft war gebrochen, der Gedanke an Theater, an die koketten Wendungen und Stellungen des Ballets war ihr zur Pein geworden, und sobald es ihre rothgeweinten Augen erlaubten, griff sie zur Nadel, um ihren Unterhalt nothdürftig zu verdienen. Der Einzige, welcher sich der Unglücklichen annahm, war der k. k. Regiments-Fourier Schulz, der ihr schon während der Todeskrankheit ihres Vaters wesentliche Dienste geleistet hatte, dem sie auch, um mit Ehren neben ihm zu leben, als er um ihre Hand anhielt, diese am Altare reichte, so geringe dadurch ihr Loos war und so sehr sie in der Lage blieb, ihr Brot selbst zu verdienen. Sie folgte ihm in die verschiedenen Garnisonen. Noch hatten sich die Spuren ihrer Schönheit nicht ganz verwischt, sie, die Dreißigerin, erholte sich nach und nach, aber die Schwermuth verließ sie nicht mehr. Ein Sohn nur war die Frucht ihres Ehestandes, den sie jedoch früh verlor. Als sie nach langem Herumziehen im italienischen Feldzuge von 1813 mit ihm nach Klagenfurt kam, hatte sie das Unglück, auch den Gatten zu verlieren, welcher Schicksalsstreich sie vollends auf das Krankenbett brachte. Hier war es, wo die Familie Liegel sich ihrer annahm, und die Hauptmannswitwe die karge Kost ihrer Kinder mit ihr theilte, sie schwesterlich pflegte. In Gesellschaft dieser edlen Freundin ließ sie sich, wenn auch selten, über die Tage der Vergangenheit heraus und aus ihren mit reichen Thränen begleiteten Erzählungen sammelte Berichterstatter den Stoff zu diesem Erinnerungsblatte.

Im Dr. Kumpf'schen Hause fand sie später durch Jahre eine Zufluchtsstätte, und die wunderbar andauernde Zeit, wo sie als taube, schwache Matrone, doch noch ansehnlich in der Erscheinung, von der öffentlichen Mildthätigkeit eine Unterstützung genoß, sorgte die Doktorsfrau und Gewerkin Wodlei für ihre Unterkunft und Einrichtung. Sie ist nun schon vor lange heimgegangen, nur Wenige werden ihrer gedenken; indessen diese einfachen Zeilen mögen beredler sein, als ein kalter Leichenstein; noch manches Herz sich bewegt finden bei Durch-

zeſung derſelben und erwägen, daß im Leben auch das größte Glück nicht vor dem Fall bewahrt, und daß Manchem, der noch vor Kurzem geglänzt, ein gleiches Loos beſchieden. Möge er es nur mit gleich chriſtlicher Geduld ertragen und auch ähnliche theilnehmende Herzen ſich ihm aufthun.

Blumenlegende.

Als noch der Herr in ſeiner Güte
Auf dieſer Welt gewandelt iſt,
Da gab er Namen jeder Blüthe
Und jeder Blume, die da ſprießt
Zu Wald und Feld, auf Wieſ' und Flur;
Und auf das Wort aus ſeinem Munde
Still horchte ſie, im Herzensgrunde
Es treu bewahrend — Ein Blümchen nur,
Ein kleines, hatt' ein ſchwach Gedächtniß
Und, weil's zuhörte ſchon verzagt,
Konnt's nicht behalten das Vermächtniß,
Das Gott der Herr zu ihm geſagt;
Darüber grämt' es ſich gar ſehr
Und ſenkt' zu Boden thränenſchwer
Das blaue Köpfchen — da fällt ihm ein
Zu fragen ſeine Schweſterlein,
Bei rothen, gelben, braunen, weißen
Ging es herum geſchäftiglich
Und ſprach: „o ſagt, wie heiße ich?“
Doch Roſe, Nelke, Lilie, Veilchen
— und wie die Blumen alle heißen, —
Sie dachten d'rüber nach ein Weilchen,
Doch wußten nicht des Blümchens Namen,
Nur jene, die ſie ſelbſt bekamen.
Da ſeufzt es: „ſoll ich's wirklich wagen
„Perſönlich nochmal anzufragen
„Bei meinem Schöpfer, Gott dem Herrn?“
Der aber ſieht es ſchon von fern;
Wie's erdwärts ſcheu den Blick geſchlagen
Bald langſam zögernd, bald geſchwind —
Ein furchtſam und verſchämtes Kind
Sich naht, und wie Er niederſchaut
Von ſeinem gold'nen Wolkenthron,
Vor dem es jetzo ſchüchtern ſteht,
Und wie's zu ſeiner Majeſtät
Sich aufzublicken kaum getraut,
So hebt der Herr mit güt'gem Droh'n
(Er merkte längſt die Abſicht ſchon)
Mit mildem Vaterangeſicht
Den Finger auf, zum Blümchen ſpricht
Er lächelnd dann: „Vergiß mein nicht!“

Ernſt Rauſcher.

Sonett.

Wie ſehr ich auch das Herz beruhigt glaube
Und ſtill die heiße, wilde Leidenſchaft;
Oft ſchäumt ſie auf in ihrer alten Kraft
Und meine Ruh' fällt wieder ihr zum Raube.

Daß ſich der Baum der Hoffnung neu belaube,
Den ich ſchon hielt für einen dürren Schaft —
Ich hab' es nicht erwartet. Immer rafft
Die Seele ſich empor aus nied'rem Staube,

Und ſtrebt dem Ziele zu, dem Ideale,
Das, wie ein Stern die dunkle Nacht erhellet,
Mich ganz erfüllt mit ſeinem Himmelsſtrahle,

Und mir mit ſüßer Luſt den Buſen ſchwellet.
Ob ich's erreiche? Nimmer glaub ich, nimmer!
Der Stern iſt hoch — für mich iſt nur der Schimmer.

Ludwig Ißleib.

Die romantiſche Dichtung in Deutſchland.

(Von Dr. Max Wellner.)

II.

Die Begründer der Romantik.

Die Häupter der neuen Schule waren Novalis, die Brüder Schlegel und Tieck.

Georg von Hardenberg mit dem Dichternamen Novalis (Familiengut) kam 1772 zur Welt; 1797 ſtarb ſeine fünfzehnjährige Braut Sofie von Kühn. Als er ſich 1801 mit Julie von Charpentier verlobte, ſtarb er und zwar in den Armen Fr. Schlegel's unter Claviertönen. Novalis war Amtshauptmann und Salinenaſſeſſor in Thüringen.

Seine Schriften (3 Theile) ſind fragmentariſch. Die Lehrlinge von Sais ſollten ein fyſikaliſcher Roman werden. Heinrich von Ofterdingen, iſt großartig angelegt; aber die Symbolik und Blumenſprache ſind nicht im Stande, den Mangel an Handlung zu verdecken. Novalis vergöttert die Poeſie und Kunſt und haßt die Philiſter in Göthe's Romanen.

Unbeendet blieb ein encyklopädiſches Werk. Merkwürdig ſind die Hymnen an die Nacht, d. i. das Himmliſche; innig ſind die geiſtlichen Lieder.

Novalis iſt ein frommer, religiös-gläubiger Idealiſt, der aber zuweilen zu einer myſtiſch-abſtruſen Naturfiloſofie umſchlägt; ein innig-zarter Poet voll träumeriſcher Sehnſucht, der ſich aber auch gern in lyriſches

Feuer hineinsang. Tieck und Carlyle verglichen ihn mit Dante.

Wir kommen nun zu den Dioskuren (Götterbuben, übersetzt Wieland) Schlegel.

August Wilhelm Schlegel (12 Bde.) war 1767 zu Hannover geboren; 1805 bereiste er mit Frau von Staël Frankreich, Italien und Dänemark, im Jahre 1808 hielt er in Wien die bekannten Vorlesungen. Im J. 1809 wurde er Legationsrath in Stockholm; nach einem Aufenthalte in der Schweiz wurde er 1818 Professor in Bonn und starb 1845. Seine beiden Ehen mit Mariane Michaelis und Frl. Paulus wurden wieder getrennt.

Bis 1798 etwa war Schlegel Schüler Heyne's und gehörte der s. g. klassischen Schule an; seit 1798 trat er in Weimar und Jena selbstständiger auf, polemisirte gegen Iffland, Kotzebue, Wieland und machte Propaganda für die romantische Schule. Hervorzuheben ist sein mit Fritz herausgegebenes Athenäum. A. W. Schlegel ist ein wissenschaftlicher Sprachkenner und der gefürchtete Kritiker der Romantik, indeß nicht selten parteiisch. Seine Wiener Vorlesungen griffen das französische und deutsche Drama scharf an.

Außerdem ist A. W. Schlegel der bedeutendste deutsche Uebersetzer; er steht, was Glätte der Form betrifft, weit über Voß. Er übersetzte aus 8 Sprachen.

Als Poet künstelt er zu sehr; seine Gedichte sind geschmeidig, formgerecht, aber es geht ihnen die Innigkeit ab. Als Dramatiker ist er kalt, als politischer Schriftsteller unbedeutend. Gefällig ist übrigens seine Prosa.

Eitel spielte er gern den Aristokraten.

A. W. Schlegel ist kritischer, breiter, ruhiger, Fritz Schlegel poetischer, tiefer, stürmischer.

Friedrich von Schlegel (10 Bde.) wurde 1772 zu Hannover geboren, wurde Dr. Fil., 1798 erschien die Lucinde. Dann sehen wir ihn in Jena, Dresden, Paris.

Im Jahre 1803 wird er in Cöln zugleich mit seiner Frau Katholik. In Wien wurde er kais. Hofsekretär, und starb plötzlich bei einem Mittagmahle im J. 1829.

In der Periode bis zum Pariser Aufenthalt huldigt er einer panteiistischen Naturanschauung; das stolze, finnliche Ich stemmt sich stürmend gegen die sittlichen Schranken und die Offenbarungsreligion; Spinoza und die Revolution begeistern den Autor. In der zweiten Periode wird er katholisch-gläubig, sittlich, hierarchisch-conservativ.

Als Poet weiß er seine Phantasie nicht zu zügeln.

Jean Paul bemerkt über ihn: „Er ist ein unbefangener, sanfter, fast kindlicher, einfacher Mensch. Indem ich sein Herz höher stelle, so finde ich auf der andern Seite sein Gehirn nicht vollöthig."

Fr. Schlegel schwankte wie alle Romantiker hin und her; bald sehen wir ihn sinnlich abgespannt, bald andächtig begeistert.

Die Lucinde 1798 ist ein bizarres Machwerk; die Ehe wird unwürdig dargestellt, Witz und Frivolität wechseln ab. Kotzebue schrieb hierauf den Hyperboräischen Esel; A. W. Schlegel dagegen die Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten Kotzebue.

Alarcas ist ein schwülstig hohles Produkt; der Versuch, antike und romantische Elemente und Silbenmaße zu vereinen, mißlang.

Bekannt ist seine Literaturgeschichte.

Der Musaget der romantischen Schule ist Tieck, welcher Göthen balanciren sollte. Tieck ist 1773 in Berlin geboren; er hielt sich fast in allen größern Städten Deutschland's eine Zeit lang auf; auch in Rom und London war er. Seit 1819 lebte er meist in Berlin. Er starb 1853.

Oehlenschläger nennt ihn den romantischen Aristofanes.

Ich unterscheide bei Tieck, der über ein halbes Jahrhundert schriftstellerte, drei Perioden, und zwar 1) die mittelalterlich-gemüthliche bis 1802; 2) die fantastisch-launige, schwärmerisch-ironische bis 1823; 3) die jungdeutsche anti-schwärmerische Novellenperiode.

William Lovell ist ein Roman voll Phantasie, aber düster, kalt und breit.

Franz Sternbald's Wanderungen sind Anfangs fromm, später sinnlich; die Sprache ist die ruhige Göthe's. Die Kunst wird als heilig aufgefaßt.

Leberecht's Volksmährchen sind naiv, heiter, witzig.

Die komischen Satyren sind geniale, polemische Mährchendramen, sie verschafften Tieck das Attribut des Aristofanes, wurden aber nie populär. Der gestiefelte Kater 1797 geißelt die prosaische Philisterhaftigkeit der Nicolai, Iffland, Böttiger; der launig-ironische Prinz Zerbino die Nützlichkeitstheorie.

Genovefa ist eine Verherrlichung des Mittelalters; es ist ein kindliches, lyrisches Gedicht voll Einfalt, freilich breit und undramatisch.

Der Oktavian ist eine Apatheose des Ritterthums. Frisch sind die Mährchen im Phantasus.

In der dritten Periode schuf uns Tieck die Gesprächsnovelle, eine dialogisirte Abhandlung didaktischer oder polemischer Natur. „Eigensinn und Laune" geht gegen die Frauen-Emancipation, Vittoria Accorambona für dieselbe; die Idee in der letztgenannten Novelle ist etwa die,

daß Ehe ohne Liebe Concubinat sei. Der Schluß ist frivol.

Bekannt ist die s. g. Zopfnovelle: Gesellschaft auf dem Lande. Der „Gelehrte" geht gegen allen wissenschaftlichen Dilletantism, das „Liebeswerben" gegen den heutigen Literatenstand. Der Aufruhr in den Cevennen ist religiös-schwärmerisch gehalten.

Tieck übersetzte den Don Quixote, die Minnelieder, Shakespeare.

Tieck ist eher skeptischer Naturfilosof, als gläubiger Christ.

Seine Ironie, seine Polemik gegen die Aufklärer und die Nützlichkeitstheorie, sein sprudelheißer Shakespeare-Enthusiasm kennzeichnen ihn als Romantiker; er mengt das Deutsche und Fremde, Religiöse und Weltliche, Gespenstige und Graciöse, Komik und Tragik, Phantasie und Reflexion, das Mystische und Ironische, das Klare und Unklare.

Tieck versteht es, das Abenteuerlichste psychologisch darzustellen.

Schiller sprach ihm ungerecht alle Kraft und Tiefe ab; in der Form ist Tieck zuweilen nachlässig und läßt sich ganz gehen.

Tieck verdient die vollste Anerkennung als Schöpfer des komischen Theaters und besonders der dramatischen Novelle.

Tieck fand viele Nachahmer: Wackenroder, Bernhardi, Franz Horn u. A.

III.

Der Nordsternbund.

Der Nordsternbund trat im J. 1803 in Berlin zusammen. Der Zweck war, die Romantik populär zu machen, im Volke zu verbreiten, wurde aber nicht sonderlich erreicht.

Hieher zu zählen ist der herb-biedere Chamisso. Chamisso de Boncourt (6 Bände) wurde 1781 in der Champagne geboren, siedelte als Emigrant nach Preußen, wurde Leibpage der Königin, 1801 preuß. Lieutenant. Berlin wurde seine zweite Heimat. Seine Weltumseglung verschaffte ihm eine große Menschenkenntniß; er starb 1838 in Berlin als Vorsteher der königlichen Herbarien.

Chamisso ist ein vielseitiger Poet. Vorzüglich sind seine humoristisch-komischen Romanzen. Bekannt ist die Mährchennovelle Peter Schlemihl; seine verlorene Heimat mochte Chamisso zuerst auf die Idee des verlorenen Schattens gebracht haben. Er dichtete auch gesellige, innige Lieder (Frauenliebe).

Psychologisch tief ist das Mährchen Abdallah und die Erzählung Salas y Gomez.

Von Geburt ein Franzose ist er von Gesinnung ein Deutscher. Markiger Ernst, lebensfreudiger Humor, tiefe Gelehrsamkeit charakterisiren ihn.

Zuweilen verläuft er sich ins Bill're und Grauenhafte.

Wilhelm von Schütz schrieb einige lyrische Dramen (Lacrimas, Niobe).

Der Berliner Ludw. Robert († 1832) parodirte in dem Lustspiel: die Ueberbildeten, die Formen der Schlegel'schen Schule. Jungdeutsch ist sein späteres Stück: die Macht der Verhältnisse.

Ministerresident in Karlsruhe, Varnhagen von Ense, († 1858) schrieb einen fleißigen Memoirenstyl.

Der bedeutendste Name, der hier zu nennen ist, ist Friedrich Baron de la Motte Fouque, ein geborner Brandenburger.

A. W. Schlegel oktroyirte ihm den Dichternamen Pellegrin.

Fouque focht schon in den 90er Jahren und später während der Befreiungskriege mit, lebte dann als verabschiedeter Major in Berlin. Seine zweite Frau ist Karoline v. Briest. Er starb 1843 in hohem Alter.

Meister ist er in der militärischen Biografie; auch schrieb er Kriegslieder.

Hervorragend und ungerechter Weise vergessen ist er als Novellist.

Manche seiner unscheinbaren Erzählungen sind wahre Musterstücke. Die Rast auf der Flucht ist voll Kraft, Mark, Charakteristik und echt christlich; das Element des Wunderbaren ist wundervoll in dem „bösen Geist im Walde" benützt. Wie hier Fouque eine große Phantasie bekundet, so bietet er in den Rübezahlgeschichten nette Schwänke.

Manche der Erzählungen ist freilich zu breit, der Zauberring unhistorisch, das Epos Corona (1813) schwach.

In Eginhard und Emma ist Emma echt weiblich und doch kühn männlich dargestellt.

Am bekanntesten ist Undine und der Held des Nordens.

Undine ist ein unendlich neckisches und doch inniges Mährchen; Heine nennt es treffend „einen Kuß."

Großartiger und kräftiger ist der heidnische Held des Nordens, Sigurd; die nordische Götterlehre leibt und lebt hierin. Heine bemerkt indeß von Sigurd, er hätte

so viel Muth, wie 100 Löwen und so viel Verstand, wie zwei Esel.

Fouqué ist germanisch patriotischer und religiöser, als Tieck. Er ist der galante, ritterliche Junker der Romantik, seine Poesie ist altnordisch-reckenhaft, selbst starr aristokratisch, und doch wiederum zart.

Die Phantasie ging zuweilen mit ihm durch, weßhalb er der Don Quixote der Romantik genannt wurde.

Nach Barthel vertritt Novalis das mystische, Tieck das poetisch-ideale, de la Motte das ritterlich-feudale Element der mittelalterlichen Romantik.

Verschiedenes.

Statistisches über die deutsche Theaterwelt. Die beiden für das Jahr 1863 gelieferten Berliner Theaterkalender, der von Entsch und Engel herausgegebene, samt der von Ferdinand Röder, bieten uns Gelegenheit, heute den deutschen Bühnenstaat uns in seiner Zusammensetzung und Gliederung etwas genauer anzusehen. Die Zahl sämmtlicher bei deutschen Theatern Angestellten dürfte sich, nach den Namensverzeichnissen in jenen Kalendern zu schließen, in runder Summe wohl auf 6000 belaufen. Ueber 200 Städte gibt es, welche sich — wenigstens zu Zeiten — eines Theaters rühmen können; verschiedentlich sind die Bühnen zweier oder mehrerer Städte unter einem Direktor vereinigt, so daß z. B. in der einen zur Winterszeit, in der andern im Sommer gespielt wird. Solche Vereinigungen finden u. A. statt zwischen Bamberg und Baireuth, Bautzen und Freiberg, Bingen und Kreuznach, Celle und Lüneburg, Coburg und Gotha, Coblenz und Neuwied, Liegnitz und Glogau, Göttingen und Sondershausen, Goslar und Hildesheim, Memel und Tilsit, Nürnberg und Fürth, Pest und Ofen, Riga und Mitau u. s. w. Es existiren in Deutschland 23 Hoftheater, wozu noch zwei von Höfen subventionirte Theater — die in Neustrelitz und Oldenburg — kommen, alle übrigen sind Privatunternehmungen, sei es nun ständige Bühnen d. h. eigentliche Stadttheater, oder ambulante Gesellschaften. Einige Städte besitzen mehr als eine Bühne, nämlich Berlin acht, Wien sechs, Hamburg vier, München drei, sowie Dresden, Hannover und Köln je zwei. Nicht mit bedacht sind hierbei die Sommer- oder Tivolibühnen; abgesehen davon, daß mehrere der Berliner, Wiener, Münchner und Hamburger Theater bei Wiederkehr der warmen Jahreszeit sich eben zu Sommertheatern verwandeln, und ausgenommen die kleinern Orte, wo eine Bühne überhaupt nur in Form sogenannter Tivolis oder Arenas existirt, dürften die leidigen Sommertheater sich jetzt nur noch etwa in Bremerhafen, Breslau, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Greifswald, Lübeck, Magdeburg und Mainz vorfinden. Was deutsche Theater im Auslande betrifft, so existiren je zwei solche in Amsterdam und in Rotterdam, je eins in Gothenburg, Paris, Petersburg, Riga, Reval und Helsingfors. Die Endpunkte in den österreichischen Kronländern, wo deutsche Bühnen sich befinden, dürften Hermannstadt in Siebenbürgen, Essegg in Slavonien, Cilli in Steiermark, Lugos in Ungarn rc. sein. Die Schweiz zählt deutsche Theater in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich; Amerika besitzt dergleichen in New-York, Cincinnati, New-Orleans, San Francisco u. s. w. — Das meiste Personal, nämlich ein jedes über 300 Menschen, beschäftigen die Hoftheater zu Berlin und Wien. — Gastspiele fanden im Laufe von 12 Monaten an den aufgezählten Bühnen weit über 1000 statt, ein Beweis, daß zur Frequenz des Eisenbahn- und Postverkehrs unsere Künstler sehr beträchtlich beitragen. Die Zahl der Novitäten stieg über 900, ein Dokument dafür, daß noch immer hinlänglich producirt wird.

Mozart'sche Kompositionen in der Original-Partitur. Sammler von Autographen und Seltenheiten möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die Stargardt'sche Handlung in Berlin 23 Original-Handschriften, Kompositionen von Mozart, zum Verkauf anbietet. Das Hauptstück derselben ist „Appollo und Hyacinthus", eine lateinische Komödie für die Universität Salzburg, die erste dramatische Komposition des Meisters, welche noch nicht in Stich erschien. Auf dem Titel der Partitur steht von Mozart's eigener Hand: „di Wolfgango Mozart produtta 13 May 1767."

In Sachen der Wiener Hofopernschule. Die Prüfungen der zur Aufnahme in die neubegründete Hofopernschule in Wien angemeldeten Zöglinge haben ein glänzendes Resultat geliefert. Die acht Prüfungstage stellten sowohl bei den männlichen wie bei den weiblichen Schülern die höchst erfreuliche Thatsache fest, daß Oesterreich, sowie es bisher ganz Deutschland mit den besten Gesangskräften versehen, fortfährt, einen wahren Schatz von Stimmmitteln hervorzubringen. Der Bedarf an Zöglingen für die Hofopernschule ist durch die eben beendeten Prüfungen bereits nahezu gedeckt. Interessiren wird es, zu vernehmen, daß Wien und Ungarn das größte Kontingent der weiblichen, Wien und Böhmen aber das größte Kontingent der männlichen Zöglinge geliefert haben.

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. Jos. Gr—r. in Grafenstein: Nur so fort! Hrn. F. H—z—l. in St. Veit: Werden Sie uns nicht bald wieder mit Etwas erfreuen? Hrn. Oberl. Friedr. M—r. in Graz: Vergessen Sie unser nicht ganz! Hrn. Dr. Ludwig J—b. in Laibach: Es scheint, daß Sie die Gedichte nicht benützen konnten; in diesem Falle erbitten wir sie uns zurück. Hrn. Dr. Max W—r. in Graz: Die bewußten Exemplare sollen Ihnen zukommen. Hrn. Jos. Gsch-l. in Unterdrauburg: Schweigen ist der Gott der Glücklichen. Hrn. R. W: Unbrauchbar.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 15 | Sonnabend, den 11. April | **1863.**

Aus dem Landes-Museum.

Vortrag
über „die phisikalischen Eigenschaften der Luft“,
gehalten
vom Josef Payer, k. k. Oberrealschul-Director,
am 16. Jänner 1863.

(Stenographisch aufgenommen.)

Unser Erdkörper, welcher zum größten Theile mit Wasser bedeckt ist, wird von einer Lufthülle umgeben, welche wir, jedoch nicht ganz mit Recht, Dunstkugel, Athmosphäre nennen.

Am Grunde dieses Luftmeeres entwickelt sich das größte organische Leben, welches die atmosph. Luft vermittelt. Die Dichtigkeit der atmosph. Luft, ihre Bestandtheile, die Strömungen derselben, ihr Dunstgehalt, so wie auch die Verbreitung der Wärme in derselben sind die Elemente für die Entwicklung des Lebens, für die Flora und Fauna. Daher sind eben die Aenderungen in der atmosph. Luft von größtem Interesse.

Hr. Professor. Dr. Mitteregger hat vor vierzehn Tagen die Bestandtheile der atmosph. Luft sehr eingehend besprochen. Ich werde heute den phisikalischen Theil derselben, und zwar vorzüglich ihre zwei wichtigsten Eigenschaften, nemlich die Ausdehnsamkeit (Expansivkraft) und die Schwere hervorheben, um daraus einen Schluß auf die Höhe der Atmosphäre ziehen zu können.

Die atmosph. Luft hat die Eigenschaft der Schwere mit allen übrigen Körpern gemein; sie hat aber auch die, dieser Aggregationsform spezifische Eigenschaft der Ausdehnsamkeit (Elasticität), welche ganz vorzüglich von der Wärme abhängt.

Die Expansivkraft ist nicht allen Gasarten in demselben Grade eigen, es werden sich daher immer nur die Molküle einer und derselben Gasart mit gleicher Kraft abstoßen, und wir unterscheiden in dieser Beziehung eine spezifische Expansivkraft der Gase. Wir wollen aber nur von der Expansivkraft der atmosph. Luft sprechen.

Die atmosph. Luft nimmt, wenn der Druck auf sie aufhört, in Folge der Expansivkraft einen immer größeren Raum ein, sie vergrößert ihr Volumen — sie dehnt sich aus. Daß die atmosph. Luft unter dieser Voraussetzung sich wirklich ausdehnt, kann man durch ein einfaches Experiment zeigen.

Man nimmt eine zum Theile mit atmosph. Luft gefüllte Blase, bringt sie unter den Rezipienten einer Luftpumpe und verdünnt die Luft in demselben. Sobald nun die atmosph. Luft im Rezipienten verdünnt wird, dehnt sich die in der Blase enthaltene Luft durch die Expansivkraft aus (zeigt es) und würde, wenn wir die Verdünnung weiter treiben, die Blase zersprengen; lassen wir die Luft in den Rezipienten wieder einströmen, so kehrt die Blase und mithin die in ihr enthaltene Luft in ihr voriges Volumen zurück.

Die Expansivkraft wird also eine Vergrößerung des Volumens der atmosph. Luft erzeugen, wenn der Druck von Außen auf diese vermindert wird.

Die Expansivkraft der atmosph. Luft ist auch von der Wärme abhängig. Wenn wir die atmosph. Luft auf irgend eine Weise erwärmen, so dehnt sie sich ebenfalls aus. Es würde uns jedoch zu lange aufhalten, wenn wir dieses Experiment durchführen wollten. Die Expansivkraft der atmosph. Luft ist daher von zweierlei Faktoren abhängig, nemlich von ihrer Dichte und von ihrer Temperatur.

Die Abhängigkeit der Expansivkraft der atmosph. Luft von der Dichte wird durch das Mariotte'sche Gesetz, die Abhängigkeit von der Temperatur aber durch das Gay Lussac'sche Gesetz ausgedrückt.

Wir wollen zuerst das Letztere besprechen.

Wenn wir die atmosph. Luft in irgend einem Raume, der sich vergrößern kann, unter gleichbleibendem Drucke von 0° bis 100° C. erwärmen, so dehnt sie sich so sehr aus, daß sie ihr Volumen um 100/273 vergrößert. Wenn aber die atmosph. Luft in einem Gefäße eingeschlossen ist, das sich nicht vergrößern kann, so wird ihre Expansivkraft durch Erwärmung sich vergrößern, d. h. das [illegible]streben, sich auszudehnen, nimmt zu, und zw[illegible]selben Verhältnisse, als das Volumen zunch[illegible].

Erwärmt man die Luft von 0° bis 100° C., so [illegible] ihre Expansivkraft um 100/273, oder auf einen Grad

bezogen, um 1|273 zunehmen. Dieses Gesetz, welches die Abhängigkeit der Expansivkraft von der Temperatur ausdrückt, heißt, wie schon früher erwähnt, das Gay Lussac'sche Gesetz.

Das zweite, das Mariotti'sche Gesetz gibt die Abhängigkeit der Expansivkraft von der Dichte der Luft an. Ist die atmosph. Luft doppelt so dicht, so ist auch ihre Expansivkraft doppelt so groß; wird die Dichte eine drei — vierfache, so nimmt auch die Expansivkraft in demselben Verhältnisse zu; d. h. die Expansivkraft der atmosph. Luft steht im geraden Verhältnisse mit der Dichte derselben.

Da aber die Dichte im verkehrten Verhältnisse zum Volumen steht, so steht auch die Expansivkraft im verkehrten Verhältnisse mit dem Volumen.

Die Expansivkraft der atmosph. Luft steht also im geraden Verhältnisse mit der Dichte und im verkehrten Verhältnisse mit dem Volumen. Eine dritte Form dieses Gesetzes heißt auch: Die Expansivkraft steht im geraden Verhältnisse mit dem auf die atmosph. Luft ausgeübten Drucke.

Nun wollen wir uns zur Schwere der atmosph. Luft wenden. Schwer sein, heißt nichts anderes, als das Bestreben besitzen, zur Erde zu fallen. Wiewohl die atmosph. Luft nicht sichtbar ist und wir sie daher mit unserem sinnlichen Auge nicht fallen sehen, so ist sie dennoch schwer. Wir können aber aus vielen anderen Erscheinungen auf den Druck und mithin auf das Gewicht und auf die Schwere der atmosph. Luft schließen.

Einer der wichtigsten Versuche, der in dieser Hinsicht angestellt wurde, ist der Torricelli'sche Versuch, welcher etwa vor 200 Jahren ausgeführt wurde. Bis dahin wußte man nicht, daß die atmosph. Luft einen Druck ausübe.

Man stellt den Torricelli'schen Versuch auf folgende Weise an: Man nimmt eine Glasröhre, welche vier Linien weit, 30 bis 32 Zoll lang und auf einer Seite zugeschmolzen ist. In diese Röhre gibt man Quecksilber und neigt sie einige Male hin und her, damit die etwa im Quecksilber vorhandenen Luftbläschen sich sammeln und gegen aufwärts steigen können. Dann ersetzt man den Raum, den die Luftbläschen einnehmen, mit Quecksilber, verschließt die Röhre mit dem Finger, und taucht das offene Ende derselben unter in einem Gefäße vorhandene Quecksilber. Zieht man den Finger weg, so bemerkt man, daß das Quecksilber in der Röhre etwas sinkt, aber bei einer gewissen Höhe ruhig stehen bleibt. Das Quecksilber bleibt bei 27—28 Zoll hoch stehen und wird offenbar nur vom Drucke der Luft getragen; denn die atmosph. Luft wird auf das im Gefäße befindliche Quecksilber, wie auf jeden andern Körper drücken und dieser Druck wird vermöge der leichten Verschiebbarkeit der Theilchen des Quecksilbers von demselben nach allen Seiten, und daher auch nach aufwärts in die mit Quecksilber gefüllte Röhre fortgepflanzt.

Es sind hier zwei Kräfte, die sich gegenseitig aufheben und mithin auch gleich groß sind, in's Auge zu fassen. Die eine nach aufwärts wirkende Kraft ist der Druck der atmosph. Luft, und die andere nach abwärts strebende das Gewicht dieser Quecksilbersäule. Wenn ich nun eine von zwei im Gleichgewichte stehenden Kräften bezüglich ihrer Größe weiß, so kenne ich auch die andern; wüßte ich die Größe des Druckes der Luft, so wäre mir auch das Gewicht der Quecksilbersäule bekannt. Nun haben wir aber offenbar kein Mittel in der Hand, den Druck der Luft zu bestimmen, wohl aber vermögen wir, das Gewicht der Quecksilbersäule zu berechnen. Die Röhre mag eng oder weit sein, das Quecksilber bleibt immer auf der Höhe von circa 28 Zoll stehen. Nehmen wir nun an, es sei diese Röhre genau einen Quadratzoll weit, so hätten wir es mit einem prismatischen Körper zu thun, der einen kubischen Inhalt von 28 Kubikzollen hätte. Das Gewicht eines Kubikzolles Quecksilber ist bekannt, es ist 14.2 Loth.

Wenn wir nun das spezifische Gewicht eines Kubikzolles Quecksilber mit der Zahl der Kubikzolle, nemlich mit 28 multipliziren, so erhalten wir 12.4 Pfund. Es drückt also eine Quecksilbersäule vom Querschnitte Eines Quadratzolles und 28 Zoll Höhe mit 12.4 Pfund. Weil nun dieser Druck dem Drucke der atmosph. Luft das Gleichgewicht hält, so muß auch die atmosph. Luft einen solchen Druck auf die Fläche Eines Quadratzolles ausüben, und dieser Druck wird mit dem Namen einer Atmosphäre bezeichnet. —

Bei Flüssigkeiten ist der Druck immer mit der gedrückten Fläche proporzional.

Wenn nun die atmosph. Luft auf Einen Quadratzoll mit 12.4 Pfund drückt, so drückt sie auf 2—3—n □ Zoll 2—3—n mal, mithin auf Einen Quadratfuß 144 mal so stark, welcher Druck 17 Centner 85 Pfund beträgt. Wenn wir die Oberfläche eines mittelgroßen Menschen mit 12 Quadratschuh annehmen, so beträgt der Atmosphärendruck auf dieselbe 214 Centner. Wie kommt es aber, daß wir von diesem Drucke, welcher auf unsern Körper stattfindet, nichts merken und uns in der atmosph. Luft so frei bewegen, als ob kein Druck vorhanden wäre?

Nur wenn wir uns sehr rasch bewegen, bemerken wir einen kleinen Widerstand der Luft.

Wenn wir z. B. die Hand flach ausstrecken, so wird die Fläche allerdings von oben nach abwärts gedrückt, allein die Luft drückt ja auch von unten nach aufwärts, somit heben sich beide Drucke auf.

Warum wird nun aber unsere Hand von diesem großen Drucke nicht gequetscht? Weil eben in unserer Hand auch atmosph. Luft von gleicher Spannkraft ist; diese Luft drückt ja auch entgegen und daher wird dieser einwärts gerichtete Druck so vollkommen aufgehoben daß wir von demselben nichts merken.

Wie groß ist wohl der Druck der gesammten Atmosphäre auf die Oberfläche der Erde?

Der Gesammtdruck der Atmosphäre auf die Erdoberfläche würde, wenn man den mittlern Barometerstand zu 28 Zoll annimmt, dem Gesammtgewichte eines Quecksilbermeeres gleich sein, welches die ganze Erdoberfläche bis zu einer Höhe von 28 Zoll bedeckte.

Ich will Ihnen durch einen Versuch einen Atmosphärendruck sichtbar machen. Es ist hier über einen oben offenen Rezipienten eine Blase so gespannt, daß er durch dieselbe geschlossen wird.

Wenn man nun die Luft unter dieser Blase mittelst der Luftpumpe verdünnt, so wird der obere Druck frei werden und die Blase gegen abwärts drücken, ja sogar zersprengen (er zeigt es). Es wird hier dieses Einwärtsdrücken bemerklich und durch diesen Druck ist auch die Blase zersprungen. Diesen Druck würden wir auch empfinden, wenn die Luft in unserem Körper verdünnt würde.

So viel über den Druck der atmosph. Luft, wenn, wie allgemein bekannt, mit dem Barometer gemessen wird.

Wie groß ist nun aber das spezifische Gewicht der atmos. Luft? mit welcher Frage sich schon Archimedes beschäftigte, ohne zu einem günstigen Resultate zu gelangen. Er ging dabei auf folgende Weise zu Werke: Er nahm eine Blase mit atmosph. Luft gefüllt, wog dieselbe und erhielt das Gewicht der Blase mit der atmosph. Luft, welche eingefüllt war. Dann entfernte er die Luft aus dieser Blase durch Ausdrücken, wog sie abermals, erhielt aber gegen seine Erwartung dasselbe Gewicht wie früher, und schloß nun daraus, die Luft habe kein Gewicht, wobei es bis auf Torricelli's Zeiten geblieben ist.

Daß er sich hiebei täuschte, wollen wir gleich zeigen. Ein jeder Körper verliert, wenn er in eine tropfbare oder elastische Flüssigkeit gebracht wird, so viel von seinem Gewichte, als die Flüssigkeit wiegt, die er verdrängt. Als er nun diese Blase mit Luft gefüllt hatte, so hat die Blase an ihrem Gewichte verloren, und zwar genau so viel, als die verdrängte, oder was dasselbe sagt, als die in der Blase enthaltene Luft wog. Als er nun die atmosph. Luft herausgepreßt hatte, und die Blase abermals wog, mußte er das gleiche Gewicht erhalten, wie früher, denn was die Blase durch die ausgepreßte Luft an Gewicht verlor, gewann sie durch den geringeren Gewichtsverlust.

Um das spezifische Gewicht der Luft zu bestimmen, verfährt man jetzt zwar auf dieselbe Weise, wie Archimedes, nur nimmt man ein Behältniß, welches das Volumen nicht ändern kann.

Man nimmt einen solchen Ballon (nimmt einen Glasballon), läßt Luft einströmen, schließt und wiegt ihn. Man erhält auf diese Weise das Gewicht des Ballons mit der in demselben enthaltenen Luft.

Dann schraubt man diesen Ballon auf den Rezipienten der Luftpumpe und pumpt so lange Zeit als die Barometerprobe noch eine Verminderung der Luftdichte anzeigt, schließt dann den Ballon, schraubt ihn vom Rezipienten ab und wiegt ihn. Der Gewichtsverlust in der Luft ist nun in beiden Fällen gleich geblieben, weil das Volumen des Ballons sich nicht änderte.

Man findet beim zweiten Abwägen wirklich ein kleineres Gewicht, welches von dem früher erhaltenen abgezogen, das Gewicht der im Ballon enthalten gewesenen Luft erscheinen läßt. Auf diese Weise hat man gefunden, daß Ein Kubikschuh atmosph. Luft 2.34 Loth wiegt, oder daß 14 Kubikschuh Luft nahezu Ein Pfund wiegen.

Vergleichen wir das spezifische Gewicht der atmosph. Luft mit dem spezifischen Gewichte des Wassers. Ein Kubikschuh Wasser wiegt, wenn es sonst rein ist, 56.4 Pfund. Das Wasser wiegt daher 769.9 mal so viel als die atmosph. Luft. — Vergleichen wir weiter das spezifische Gewicht der Luft mit dem spezifischen Gewichte des Quecksilbers.

Ein Kubikschuh Quecksilber wiegt 770 Pfund, daher ist das Quecksilber 10517 mal dichter als die Luft.

Wenn man die Dichtigkeit des Wassers als 1 annimmt, so ist die Dichte des Quecksilbers 13.6, und die Dichte der Luft 1/770. Es wird also Ein Kubikschuh Luft 770 mal weniger wiegen, als Ein Kubikschuh Wasser, und 10517 mal weniger, als Ein Kubikschuh Quecksilber.

Wir wollen nun darauf übergehen, die Höhe der atmosph. Luft zu besprechen, wiewohl sich hierüber noch nichts mit absoluter Gewißheit sagen läßt.

Interessant aber sind die Wege, auf denen man diese Höhe zu bestimmen suchte.

Bevor wir auf die Höhe der atmosph. Luft übergehen, wollen wir die Dichtigkeitsverhältnisse der Atmosphäre in verschiedenen Höhen betrachten, wenn sie durchaus die gleiche Temperatur hätte.

Denken wir uns eine Luftsäule von der Erdoberfläche an bis zur Grenze der Atmosphäre, welche in gleiche Schichten von so geringer Höhe eingetheilt ist, (der Herr Vortragende zeigt eine entsprechende Figur an der Tafel), daß die Dichte der Luft in derselben Schichte als gleich angenommen werden kann, so muß nach dem Mariotti'schen Gesetze jede höhere Luftschichte eine geringere Dichte als die nächst untere haben oder, was dasselbe besagt, die Luft muß von oben gegen abwärts an Dichte zunehmen.

Die oberste Schichte wird von der Erde angezogen, und muß in Folge der Schwere die nächst untere Schichte zusammendrücken, und somit ihre Dichte und Expansivkraft vermehren.

Dieser Druck wird nun, durch das eigene Gewicht der zweiten Schichte vermehrt, auf die dritte übertragen, welche wieder auf die vierte drückt u. s. w. Jede Luftschichte hat also einen um so größern Druck auszuhalten und besitzt eine um so größere Dichte, je höher die Luftsäule ist, die auf ihr lastet, oder je größer ihre Entfernung von der Grenze der Atmosphäre ist.

(Schluß folgt.)

Volksgebräuche der Slovenen in Steiermark.

Von Karl Roman Rieck.

I. Hochzeitsgebräuche.

Mit Allgewalt drängt die Kultur in allen Gauen unseres Vaterlandes Oesterreich vor; sie schont nicht Namen, nicht Sprachunterschiede, sie will alle zu einem gebildeten Volke machen. Leider verschwinden mit diesem Vordringen der Kultur die Sitten und Gebräuche der einzelnen Stämme immer mehr, wie ihre Nationalkleidung verschwindet; hie und da nur sind noch Ueberreste der alten Zeit in Liedern, seltener noch in Gebräuchen vorhanden. Auch die Slovenen der Steiermark haben durch den Jahrhundert langen Verkehr mit ihren deutschen Nachbarn Vieles von ihren eigenthümlichen Sitten verloren. Das Vorhandensein der deutschen Sprachinseln mitten im Slovenenlande, wie Marburg, Pettau, Cilli u. s. w., hat auf die Veränderungen und das Zugrundegehen nationaler Gebräuche einen wesentlichen Einfluß geübt. Wir dürfen daher Ueberbleibsel solcher Gebräuche aus der alten Slaven- und der Römer-Zeit nur ferne von den Städten in den Thälern der windischen Büheln suchen und in den weniger besuchten Einschnitten des Bacherer-Gebirges und den im Südosten der Steiermark befindlichen Distrikten. Zunächst wollen wir die Hochzeitsgebräuche besprechen.

Ist ein heiratsfähiger Sohn vorhanden, so bespricht sich der Vater zur gehörigen Zeit mit ihm, wen man in die Familie wählen soll, und bei dieser Gelegenheit werden die Standunterschiede so strenge festgehalten, wie in aristokratischen Familien, so daß es z. B. sehr selten vorkommt, daß ein Bauernsohn ein Weinzierlmädchen heirathet. Ueberhaupt macht der nervus rerum einen wichtigen Ausschlag bei der Wahl der künftigen Lebensgenossin, und frühere Liebe wird gar häufig bei Seite gesetzt und vergessen. Ist die Braut (nevesta, die Unwissende) bestimmt, so sucht sich der Vater einen vertrauten Freund aus, um auch mit ihm noch über die vorgenommene Wahl zu sprechen, und sein Ausspruch wird stets berücksichtigt. Stimmt er mit der Wahl überein, so wird er zum Hochzeitbitter und Hochzeitführer (starašina) gemacht; eine nothwendige Bedingung für dieses Ehrenamt ist Sprachfertigkeit, denn von dieser hängt oft das Gelingen der Ehe ab. Der starašina geht nun entweder allein zuerst in das Haus der Auserkorenen, um das Terrain zu recognosciren und die Anfrage zu stellen, ob man überhaupt zu einer Vereinigung geneigt sei, oder er kommt alsogleich mit dem präsumtiven Schwiegervater und Bräutigame; Letzterer muß aber im Vorhause die Entscheidung seines Geschickes abwarten. Sind die beiden Hochzeitbitter in das Zimmer des Vater oder Vormundes (gerof, ob vom deutschen: Gerhab?) eingetreten und haben sie mit einem andächtigen: Hvaljen bodi Jezus Kristus gegrüßt, so beginnen sie mit einem Gespräche über den Gesundheitszustand der Schweine u. dgl., kurz mit einem ganz gleichgiltigen Gegenstande, bis sie endlich durch allerlei Uebergänge auf den eigentlichen Gegenstand zu sprechen kommen; nämlich zur Werbung. Ist der Vater des Mädchens bereit, seine Tochter zur Frau geben, so wird der Bräutigam, welcher noch immer im Vorhause wartet, hereingerufen, und die Brautleute reichen sich die Hände, wobei der starašina eine salbungsvolle Rede über die Pflichten in der Ehe hält. Dann wird die Mitgift fest-

gesetzt und endlich der Tag der Hochzeit bestimmt, gewöhnlich ein Sonntag oder Montag, nie aber Dienstag oder Mittwoch, weil man sagt, daß an diesem Tage die Schinder und Roßdiebe sich trauen lassen.

So naht der Abend vor dem Trauungstage heran, an welchem es besonders im Hause des Bräutigams lustig hergeht, da er vom Junggesellenstande Abschied nimmt, was ihm der staračina mit eindringlichen Worten vorhält. Aehnlich ist es im Hause der Braut.

Am Hochzeitstage früh versammeln sich die Hochzeitsgäste im Hause des Bräutigams, um im geordneten Zuge zur Braut zu ziehen, deren Haus wo möglich mit einer rothen Fahne geziert ist. Häufig wird auch gefahren, wobei die Musikanten, die nirgends fehlen dürfen, auf einem mit Tannenbäumchen und Bändern geschmückten Leiterwagen voranfahren, die übrigen mit geschmückten Pferden folgen. Gelangen sie zum Hause der Braut, so finden sie alle Thüren geschlossen, ja es würde als üble Vorbedeutung angesehen werden, wenn eine Thüre nicht gesperrt wäre, man würde auf spätere Untreue der Braut schließen. Mit einem: Gelobt sei Jesus Christus klopfen sie nun an, allein es erfolgt keine Antwort, so ein zweites und drittes Mal, die Musikanten füllen die Zwischenpausen aus; endlich wird der äußere staračina (denn auch die Braut hat ihren staračina drinnen) scheinbar ungeduldig und spricht: „Wie kommt es, daß bei eurem Hause ein christlicher Gruß nicht erwidert wird; habt ihr vielleicht keine Zeit für uns? müßt ihr das Vieh füttern? Laßt das jetzt und antwortet uns." Der innere staračina spricht: „Wer seid ihr? was wollt ihr? wer hat euch das Recht gegeben, unsere Ruhe zu stören?" Der äußere staračina: „Beruhigt euch, wir sind friedliche Wanderer, und begehren von euch nichts anderes, als daß ihr uns in eure Stube hineinlasset; wir reisten lange Zeit (hier nennt er das Alter des Bräutigams) umher und suchten eine theure Blume, um sie in unseren Garten zu versetzen; die gesuchte Blume hat sich nun in eurem Hause gezeigt, darum laßt uns in eure Mitte." Der innere staračina: „Wenn ihr nicht übermüthig sein werdet und euch mit dem begnüget, was wir euch vorzusetzen im Stande sind, so wollen wir euch einlassen, doch noch unter der Bedingung, daß ihr mir die zustellenden Fragen beantwortet." Auf die Einwilligung zu dieser Bedingung folgt das Oeffnen der Thüre, und der Zug betritt unbedeckten Hauptes das Gemach. Der innere staračina frägt nun: „Wer seid ihr? Habt ihr vielleicht eine Schrift, welche auf fünf Ecken zugesiegelt ist?" Der äußere staračina: „O ja, die haben wir," und reicht die Hand dar (die Hand ist die Schrift, die Finger die Siegel), alle andern machen es ebenso, der innere staračina frägt weiter: „Habt ihr vielleicht noch eine Schrift, die für euch spricht." Als Antwort zieht der äußere staračina eine Flasche mit Wein hervor, schenkt in ein Glas ein und trinkt zu. Nach mehreren Begrüßungen fragt nun der äußere staračina um die Blume, welche sie im Hause wissen, man möge sie hereinbringen. Hierauf wird ein häßliches altes Weib herbeigeführt, die sich für die frühere Geliebte des Bräutigams ausgibt, und ein Kind, das sie auf den Armen hält, als sein Kind erklärt, sie sagt, nur wenn er ihr eine Entschädigung gebe, trete sie ihr Recht ab. Nachdem dieser Zwischenfall geordnet ist, wird endlich die wahre Braut hereingeführt, der man anfangs fremd begegnet, doch sie später als die gesuchte Blume anerkennt und sich zu einem Frühstückschmause setzet, an welchem nur die Brautleute nicht theilnehmen. Nachdem sich dann der Zug zum Kirchgang geordnet hat, wird mit voranschreitenden Musikanten zur Trauung geschritten, wobei in der Kirche von allen Gästen gesegneter Wein getrunken und außer der Kirche Brod vertheilt wird, damit Gott die neuen Eheleute in ihrer Ehe nicht darben lasse. Sodann wird zunächst in ein Wirthshaus gegangen, getanzt und gezecht bis zum Abend, wo die Brautleute in ihre Behausung gehen. Eine nothwendige Bedingung beim Hochzeitsgange ist, daß der Bräutigam, und sei es auch im heißesten Sommer, mit einem Mantel bekleidet ist. Die Späße, welche während des Hochzeitsmahles (das bei Reichen an mehreren Tagen wiederholt wird) von verkleideten Musikanten vollbracht werden, sind oft sehr derber Natur. Daß Schlägereien besonders unter jenen Burschen vorkommen, welche nicht geladen, außerhalb des Hauses mit Trank beschenkt werden, bringt die Natur der Sache mit sich, daher auch diese Burschen Wegelagerer (prežare) genannt werden. Als ein abergläubischer Gebrauch verdient noch angeführt zu werden, daß die Braut bei der ersten Wäsche die Hemdärmel des Mannes zubindet, weil sie damit die Obergewalt über ihn zu erhalten glaubt, hat der Mann es früher selbst gethan, so muß sie ihm stets ganz unterthänig sein.

Letzte Liebe.

Ein Kampfspiel ist's von seltnem Glanz:
Wer seinem Arm vertraut,
Gewinnt heut nebst dem Siegerkranz
Die allerschönste Braut.

Sie zogen herbei von nah' und von fern,
Sie kämpfen in Liebesglut,
Ihr Auge strahlt als Minnestern,
Wer hätte da nicht Muth?

Und als das Turnier zu Ende gebracht,
Liegt Mancher besiegt im Sand,
Nur Einer schwingt sein Banner mit Macht,
Der jedem Ritter stand.

Gewaltigen Schrittes tritt er vor,
Es bangt der holden Braut,
Er lüftet den Helm, da wallt um's Ohr
Gelocke, fast ergraut.

Er kniet vor sie, die Jungfrau hebt
Den Kranz für ihn als Gruß,
Er schaut empor, ihr Herz erbebt:
Ist's Liebe, ist's Verdruß?

Gott schütz' dich, holde Königsmaid,
Und schick' dir Lieb' und Glück,
Vertrau' auf mich in Freud' und Leid,
Doch nimm den Kranz zurück!

Wo lebt der Mann im weiten Land
Dein würdig zum Gemal?
Behalt den Ring, frei sei die Hand,
Dir ziemt die bess're Wahl;

Und bist du glücklich und sterb' ich dann,
So steig' aus deinem Glanz,
Und leg' in Huld dem stillen Mann'
Auf's Herz den Todtenkranz!

Tschabuschnigg.

Sonette.

I.

Wen deiner Töne Funkensaat umstoben,
Der glaubt aus Fernlanden dich gesendet,
Und reih't, was Schönstes Reim und Rede spendet,
Zum Kranze, dich zu rühmen, dich zu loben.

Und wer sein Aug' von fern' zu dir erhoben,
Der staunt dich an, erglüht und steht geblendet,
Und liebt dich, fromm und scheu dir zugewendet,
Wie man die Engel liebt im Himmel droben.

Doch wem dein schönes Herz sich aufgeschloßen,
Wer wochenlang dich schaute, grüßte täglich,
Und einen Hauch nur deines Mund's genossen:

Der wein' und sterbe: denn er muß unsäglich
Unglücklich werden oder glückgesegnet
In einem Maß, das Menschen unerträglich.

II.

Ich werde nie die Frucht der Liebe brechen
Vom Baum der Schönheit schleichend wie die Diebe,
Noch werd' ich je als Bettler süßer Triebe
Am Gnadentisch des Mitleids mich bezechen.

Du würdigst dich, vertraut mit mir zu sprechen,
Und schmollst und frogst, warum ich fern' dir bliebe?
Die kleine Scheidemünze deiner Liebe,
Sie will ein reiches Dichterherz bestechen?

Du liebst mich nicht. Laß ab, dies dauerlose
Almosen deiner Huld mir zuzumessen.
Dein Sinn ist flüchtig wie der Duft der Rose!

Nicht zähl' ich mich zu denen, die man pressen
Darf an die Brust mit tändelndem Gekose,
Dann sagen: geh', und lern mich vergessen!

Robert Hamerling.

Heimatliche Chronik.

Die Eisenbahnbrücken über die Gurk und Drau.

g Wir stehen am Ufer der Gurk, die ihre Wellen durch Auen und Wiesengründe dahinwälzt.

Ein breiter Graben mit steilen Geländen bildet in der weiten Ebene das Beet der Jaundation. In mäßiger Entfernung bildet der Zug der Satnitz ein reiches Bild seiner reizenden Formen; rechts senkt sich ein steiler Felsen mit bewaldetem Haupte in das Thal, während links ein sanftes Waldgehänge sich in der schwungvollen Linie eines breiten Sattels verliert, der zum Theil hinter den scharf begrenzten Felsen verschwindet. Auf diesem Sattel, umgeben von einzelnen Häusern, Obstgärten und Feldern liegt die Kirche von Mieger. Mitten durch die Einsattlung und über den Wäldern blickt die schroffe Felsenmasse des Obir- und Altberges wie ein Bild im Bilde hervor, umrahmt vom Himmelsblau und den frischen Farben von Fels und Hain, welche selbst schmucke Goldleisten entbehrlich machen.

Und mitten durch dieses Prachtgebilde der Natur hat die Industrie einen breiten Strich gezogen.

Es ist dies die Eisenbahnbrücke über die Gurk, an welche sich beiderseits mächtige Dämme bis zum Thalgelände anschließen. Die Brücke hat drei Oeffnungen, deren mittlere, durch welche das Wasser der Gurk fließt, größer ist als jede der beiden andern. Das Conglomerat der Satnitz hat den Baustein geliefert, nur die obersten Deckplatten der Pfeiler sind von St. Veiter Kalkstein angefertigt. In dieselben sind die Eisenplatten eingelassen, auf welchen das Gitterwerk der Brücke ruht.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Tragfähigkeit irgend eines Balkens nach seiner hohen Kante eine ungleich größere sei, als nach seiner Flächen, und daß die Tragfähigkeit

mit der Breite des Trägers in einfachem, mit der Höhe in quadratischem Verhältnisse wachse. Es ist daher bis zu jener Grenze, bis zu welcher man einen solchen Träger mit Vortheil steif gegen seitliche Ausweichung erhalten kann, von Nutzen, den Träger so hoch als möglich zu machen. Man hat in dieser Weise Blechwände angefertigt; bei größeren Spannweiten hat man jedoch statt den vollen Flächen der Wände bloß Rippen hergestellt, welche die Zwischenräume zwischen sich unausgefüllt ließen, dafür aber eine größere Dicke erhielten, als es bei den Blechwänden der Fall ist. Diese Rippen formen ein Gitterwerk von breiten Streben, welche sämmtlich untereinander und mit den oberen und unteren Gurtungen an den Kreuzungsstellen vernietet sind, und so eine fest zusammenhängende Wand bilden.

Die Gurkbrücke hat zwei solche Träger, doch werden bei mehrgeleisigen Brücken zuweilen auch mehrere angewendet.

Um nun diese Träger in ihrer gegenseitigen Lage zu erhalten, und seitliche Schwankungen der einzelnen Theile zu verhindern, werden die Längenträger durch sogenannte Querträger verbunden, und um ungleiche Längenverschiebungen unmöglich zu machen, dienen Diagonalstreben. Die Anordnung der Ersteren ist ähnlich der der Hauptträger, die Letzteren bestehen aus Rundeisen.

Unter der großen Zahl von Construktionsarten für Brücken hat das Princip der eisernen Gitter in neuerer Zeit wegen seiner Dauerhaftigkeit, der Einfachheit in der Erzeugung, indem gleiche Bestandtheile in so großer Zahl herzustellen sind, wegen verhältnißmäßig einfachster Aufstellung und anderer Vortheile die meiste Verbreitung gefunden.

Die gewalzten Gitterstäbe oder Platten so wie die Bleche und Winkeleisen der Gurtungen werden wohl am besten am Bauplatze selbst zusammengestellt und gebohrt, um nach dem Auseinandernehmen, Ausreiben und Anstreichen beim Wiederzusammenfügen Verwechslungen vorzubeugen.

Das Zusammenstellen beginnt man mit den Gurtungen, worauf die Gitterstäbe eingesetzt werden, und zwar wird jedes Gitter in der Regel in horizontaler Lage vernietet, und nach der Vollendung mittelst Zahn- oder Schraubenwinden in seine vertikale Lage gehoben. Nun werden die Querträger und Diagonalstreben eingepaßt.

Aus Oekonomie pflegt man die Brücke nicht in ihrer ganzen Länge auf einmal herzustellen; so wurde auch die Gurkbrücke in zwei Theilen auf der neue liegenden Aufdämmung fertig gemacht. Nach Vollendung des ersten Theiles wurde derselbe in die Richtung, welche er später einnehmen soll, mit großer Genauigkeit gebracht und sodann vorgeschoben, um für die Arbeit an dem zweiten Theile Platz zu machen.

Das Verwalzen des Brückenkörpers geschieht in einer ebenso einfachen als sinnreichen Weise, und wurde schon beim Baue der Berner Aarbrücke angewendet.

Zu dem Ende werden Walzenpaare, die auf soliden Unterlagen ruhen, unter die unteren Gurtungen der Brücke geschoben, welche deßhalb mittelst Winden gehoben wird; eben solche Walzenpaare werden an den Pfeilern angebracht.

Damit jedoch das Gitter der Gurk vor seiner Ankunft an den zwei Mittelpfeilern und an dem zweiten Landpfeiler nicht auf die ganze Länge der Spannung frei zu hängen kam, wurden zwischen den Land- und Mittelpfeilern je ein und zwischen den Mittelpfeilern zwei hölzerne Joche errichtet, welche ebenfalls Walzenpaare trugen.

An jeder Walze befindet sich ein hölzerner Hebel, der bis über die Höhe der Construktion hinaufreicht, und ein Sperrrad, in dessen Zähne ein Sperrkegel des Hebels derart eingreift, daß er bei der Vorwärtsbewegung des Hebels die Walze und das darauf ruhende Gitterwerk mitnimmt, während er beim Zurückziehen des Hebels über die Zähne hingleitet.

Durch diese Einrichtung wurde es möglich, bei gleichzeitigem taktmäßigen Angreifen mit einem einmaligen Gange die Construktion von 444 Fuß Länge und 14 Höhe sammt den darauf befindlichen Arbeitern um circa drei Zoll vorzuschieben.

Ist das Ziel erreicht, so wird das Gitterwerk mittelst Hebgeschirren so weit gehoben, um die Walzen herausnehmen zu können; die Gurkbrücke wurde nach dieser Operation auf die Untertagsplatten niedergelassen; bei mehreren derartigen Brücken jedoch, wie z. B. bei der Waldehuter, hat man die Eisenconstruktion nicht unmittelbar auf die Platten, sondern auf Rollen aufgelegt, welche auf den Platten ruhen, damit sich die Eisenmasse des Gitters bei Temperaturveränderungen mit geringerer Reibung verschieben, und daher das Mauerwerk weniger in Anspruch nehmen könne. Ist im Mittel der Brücke ein Pfeiler, so pflegt man nur an diesem keine Rollen anzubringen, damit die Verschiebung bei Wärmeänderungen von hier aus gegen beide Enden oder zurück geschehe.

Die Fahrbahn liegt etwas über der Hälfte der Construktionshöhe.

Wir verlassen die schöne Gegend, und hoffen, daß dieselbe sehr bald ein regeres Leben offenbaren werde, da das ziemlich bedeutende Gefälle der Gurk und die Nähe eines Stationsplatzes mancher Anlage günstig sein dürfte.

Durch einen bedeutenden Felseneinschnitt im bituminösen Schiefer gelangen wir zur Draubrücke.

Dieselbe liegt nahe am Einfluße der Gurk an einer Stelle, an welcher der Fluß zwar allerdings kein vollkommen regelmäßiges Bett hat, jedoch an excessivem Ausschreiten ziemlich gehindert ist.

Wenn wir uns einige Jahre zurückversetzen, so taucht vor unseren Augen das lebendige Bild des damaligen Zustandes der Brücke auf. Hier schnaubte die Dampfmaschine, dort wetteiferte das eintönige Gepicke der Steinmetze, dort ertönte der Gesang sonnverbrannter Maurer, und überall erzählte uns der Potentaduft von der Genügsamkeit des italienischen Arbeiters.

Die Brücke hat zwei Land- und vier Mittelpfeiler, deren Fundamente hinter Fangdämmen auf ganzen Wäldern von Piloten ruhen. Die Anlage war ursprünglich bis auf eine gewisse Höhe auf Doppelspur gemacht.

Auch hier lieferte das Conglomerat den Baustein, und wenn derselbe auch durch sein Gefüge keinen besonders hübschen Eindruck macht, so imponiren uns doch die colossalen Quadern, welche daraus gemeißelt wurden.

Das Gitterwerk wurde in drei Theilen angefertigt, und hat zusammen eine Länge von 942 Fuß und eine Höhe von circa 17 Fuß. Das Geleise kommt an die Krone der Construktion zu liegen, und wird in dieser Weise einen prachtvollen Anblick aus dem Waggon gestatten, der leider dahinschwindet, wie die mächtige Welle der Drau.

Darum würde es sich der Mühe lohnen, alle die schönen Bilder der Kärntnerbahn durch Photographien der ruhigen Beschauung zugänglich zu machen.

Bei Sager durchbricht die Drau den Zug des Conglomeratgebirges, und schwenkt ihren Lauf; dadurch gewährt das breite Thal mit seinem reizenden Buschwerk einen tiefen Einblick; im Hintergrunde wird das Bild durch die gewaltigen Formen des Obir, der von der Brücke aus gesehen in überraschender Majestät zum Himmel emporragt, abgeschlossen. Steilab fallen die sagenvollen Felsen des Scarbin zu unserer Rechten, während links die Kirche von Möchling aus dem Grün der Bäume hervorsieht, ein Monument bergend, das leider nur von allzuvergänglichem Holze gefertigt, würdig wäre, im Großen ausgeführt zu werden.

Heute klingt noch das unaufhörliche Hämmern schwarzer Cyclopen an unser Ohr, bald jedoch wird die Eisenmasse von 15.000 Centner ihren Weg gemacht haben; wir werden darüber wegfahren, wenn auch mancher Furchtsame den Hut tiefer in die Stirne drücken wird, um nicht hinabzufallen.

Verschiedenes.

Die neueste Fortsetzung der Kaulbach'schen Goethe-Galerie. Kaulbach strebt eifrig der Vollendung seiner „Goethe-Galerie" zu und ist bereits wieder mit einer neuen Composition dafür beschäftigt. Es ist dies eine Szene aus den „Wahlverwandtschaften". Ottilie hat das ertrunkene Kind Charlotten's soeben aus dem Teiche gezogen. Sie sitzt nun in dem steuerlos dahintreibenden Nachen und schaut voller Entsetzen auf die kleine Leiche in ihrem Schooß. Den Hintergrund füllt eine parkartige Waldpartie, jene Landschaft, die Goethe in dem betreffenden Kapitel mit so meisterhaften Zügen geschildert hat, ebenso vorzüglich hat aber Kaulbach zu zeichnen verstanden. Auf dem Zweige eines nahen Baumes schaukelt sich gleichsam als Symbol des hereinbrechenden Unglücks eine Eule. —

Statuen auf der Elisabethbrücke in Wien. Der Verein zur Förderung der bildenden Künste in Wien hat beschlossen, aus seinen Mitteln die Elisabethbrücke mit acht Standbildern historisch berühmt gewordener Oesterreicher zu schmücken. Die Figuren werden in Stein ausgeführt, und zwar wählte man Herzog Heinrich Jasomirgott, Herzog Rudolf IV., Herzog Heinrich VII., Bischof Leopold, Graf Kollonitsch, Joseph Freiherr von Sonnenfels, Salm und Starhemberg, von welchen letzteren Beiden schon Modelle vorhanden sind. In zwei Jahren sollen sämmtliche Statuen fertig sein.

Das Theater in Jassy. Ueber dasselbe berichtet Eduard Bloch's „Bühnen-Cirkular" Folgendes: Das Theater in Jassy ist ein ziemlich großes Gebäude, welches in seinem Innern vier Galerien über einander zeigt. Aber wie verschieden ist schon der Anblick, den der Zuschauerraum darbietet, von den deutschen Theatern. Die erste Galerie besteht nicht aus Logen, sondern es sind vollkommene Boudoirs mit Sopha's, Fauteuils, Spiegeln und Tischen, auf denen silberne Armleuchter mit unzähligen Wachskerzen prahlen. Das Meublement gehört dem Inhaber der Loge und der Abonnementspreis für eine solche ist, für jeden Abend berechnet, fünf Dukaten. Wie spottbillig erscheinen dagegen Fremdenlogen in Deutschland! In diesen Boudoirs nistet die starre Großbojarie in goldbordirten Kleidern. Die zweite Galerie, auf ähnliche Weise eingerichtet, präsentirt uns die Kleinbojaren, die nur zweieinhalb Dukaten des Abends für ein sehr mittelmäßiges Schauspiel zu verschwenden haben. Der dritte Rang ist leer. Warum? weil es keinen Mittelstand gibt. Der vierte Rang oder der Maldauische Olymp, nicht besser wie der in deutschen Opernhäusern, läßt die beköpfelten Köpfe von langtalarigen Juden sehen, die das Aussehen alterthümlicher, halbverwitterter Statuen haben und nur dazu zu dienen scheinen, die schwerfällige und plumpe Decke dieses großen Tempels der Musen mit ihren Schultern zu stützen. Sie bezahlen einen Zwanziger, d. h. sechs Silbergroschen ungefähr. Welcher Unterschied zwischen fünfzehn Thaler Gold und sechs Silbergroschen, aber lange noch nicht ein so großer wie der, welchen ein Großbojar zwischen sich und einem dieser armen Teufel vorhanden wähnt. Das Parket ist fast nur von Offizieren angefüllt. In Rücksicht ihres geringen Soldes — hundert Dukaten jährlich, gerade so viel wie in Leipzig — hat der Theaterdirektor sich herbeigelassen, für diese Herren den Preis von vierzehn Piastern — einem Thaler fünf Silbergroschen — auf die Hälfte zu ermäßigen, wofür sich Ersterer in denselben warme Verehrer der Kunst und dankbare Claqueurs erworben hat. Die Bühne, obgleich ziemlich groß, steht nicht weniger verblichen und abgenutzt aus, als ihre Acteurs und Actricen, die, auf der Flucht vor Gläubigern in diesen Winkel der Erde verschlagen, ihr Bestes thun, mit ihren mittelmäßigen Talenten zu renssiren, was ihnen wohl nimmer gelingen dürfte, wenn sich nicht ihrer die obenerwähnten Offiziere bereitwillig annehmen würden und sie mit Beifallsspenden überhäuften.

Der Nachlaß Kupelwiesers. Der vor Kurzem verstorbene Professor der Wiener Kunstakademie, Leopold Kupelwieser, hat eine ziemlich reichhaltige Sammlung verschiedener Bilder und Zeichnungen hinterlassen. Unter Anderem befand sich in diesem Nachlaß ein Porträt Franz Schubert's. Es ist dies eine Bleistiftzeichnung, welche den berühmten Liederkomponisten im Brustbilde darstellt; die Identität wird durch die Unterschrift zweifellos. Alle Diejenigen, welche Schubert im Leben gekannt haben, behaupten, daß das Porträt sprechend ähnlich sei, und meinen, es könne etwa aus den Jahren 1822—24 herrühren.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 17 **Sonnabend, den 25. April** **1863.**

Maria Anna,

Erzherzogin von Oesterreich.

I.

(Wie sie die Unsere wurde.)

Von H. Hermann.

Da wir eben das herrliche zweitheilige Buch Adam Wolf's: „Maria Christine, Erzherzogin von Oesterreich," (Wien bei Gerold 1863) vor uns haben, dünkt es uns eine Ungebühr, von ihrer kaiserlichen Schwester der Erzherzogin Maria Anna, in einem Blatte nichts zu sagen, welches seit einem halben Jahrhunderte Alles zu bewahren sich zur Aufgabe machte, was dem Vaterlande in irgend einer anerkennenswerthen Beziehung angehörte.

Maria Anna war das einzige Mitglied unseres, nunmehr über ein halbes Jahrtausend Kärnten beherrschenden Regentenhauses, welches in unserm Heimatlande lebte und da seine Ruhestätte wählte. Ihre Wohlthaten, ihre Vermächtnisse, ihre Monumente dauern fort, aber ihr Andenken, die Erinnerung an ihre Persönlichkeit verlöschen täglich mehr. Darum ist es die Aufgabe desjenigen, welcher die Mittheilungen darüber noch aus erster Hand besitzt, sie noch eher zu Papier zu bringen, als sie mit ihm selbst in den Abgrund der Zeit versinken. Maria Anna hatte in vielen Stücken mit ihrer bevorzugten Schwester Maria Christina, der es gegönnt war, auf dem Welttheater eine bedeutende Rolle zu spielen, wenig außer den Tagen der Jugend und der Erziehung gemein; indessen ihre Geistesrichtung, ihr Edelsinn und ihre Menschenliebe stellen sie ihr würdig dem Wollen und somit dem Verdienste nach zur Seite, und für uns Kärntner war sie mehr. Maria Christine verewigt Canova's Meisterstück in der Augustinerkirche der Kaiserstadt, das schönste Monument Wien's; unsere Erzherzogin, die einfachste aller Steintafeln in der Gruft der Elisabethinnen zu Klagenfurt, die im Jahreslauf kaum Ein profanes Auge anblickt, und außer dem frommen Gebete der dankbaren Frauen kein Laut verkündet.

Maria Anna war die erstgeborne der Töchter*) der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia; sie erblickte am 6. Oktober 1738 das Licht, kurz vor der Reise, welche die damalige Erzherzogin Maria Theresia drei Jahre vor dem Tode ihres Vaters Kaiser Karl VI. mit ihrem Gemahle Franz Stephan, Herzog von Lothringen, nach Florenz unternahm, der dort die Huldigung als nunmehriger Großherzog von Toskana, welches er mit Lothringen vertauscht hatte, empfangen sollte. Sie erhielt in der Taufe noch die Namen Josefine, Antonia, Johanna. Ihre Pathin war die jüngere Schwester ihrer Mutter, die Erzherzogin Maria Anna, vermählt mit dem Bruder ihres Vaters, dem Herzoge Karl Alexander von Lothringen.

Mariannen's Kinderjahre fielen in die schwere Zeit, wo ihre Mutter kaum wußte, an welchem Orte sie ihre Niederkunft ruhig abwarten könnte, die ihr dann den Sohn Josef, den nachmaligen Kaiser schenkte. —

Der politische Himmel hatte sich indessen aufgeheitert. Maria Theresia saß wieder gesichert auf dem Throne ihrer Väter; ein prunkvoller Hof, dem ihre Schönheit, Anmuth, Regentenweisheit und Milde Glanz und Anziehungskraft verliehen, umgab sie, und ein glückliches Familienleben gedieh da, wo ein festes Band der Liebe zwei Gatten aneinander schloß, wie es in den höchsten Regionen nur selten Herzen einigt. Auf diesem gedeihlichen Boden wuchs Maria Anna in Gemeinschaft ihrer Schwestern empor, von denen Maria Christine und Maria Elisabeth ihr im Alter am nächsten standen und sohin eine gemeinschaftliche Erziehung mit ihr genossen. Die eigentliche Leitung derselben ging von der Kaiserin selbst aus. Sie duldete hier keine Einmischung, keinen fremden Willen. Jeden Tag zur Mittagsstunde mußten die Kinderfrauen zu ihr kommen und Bericht erstatten. Sie nahm Kenntniß von jedem Buche, welches ihre Töchter in die Hand bekamen, von jedem Briefe, den sie schrieben. Sie überwachte den Unterricht, setzte Gebete auf, welche die Kinder Morgens und Abends in ihren Händen sprachen. Wie ihre Tageszeit geordnet war, wie sie bei allen Audienzen, bei jeder Fahrt pünktlich die Stunden einhielt, so forderte sie es von ihrer Umgebung. Man kann sagen, die Kinder brachten den Tag von sechs Uhr Früh bis sechs Uhr Abends mit Beten und Lernen zu. So ganz

*) Erzherzogin Elisabeth war am 5. Februar 1737 geboren; allein sie starb bereits den 2. Juni 1740.

und gar herrschte auch hier ein altdeutsches Familienleben voll Zucht und Gehorsam. Es war die ernste, strenge Schule, in welcher die Kraft des Willens und die Ordnung des Geistes gedeihen konnte. Rauschende Feste für die Jugend gab es nicht. Es war eine Auszeichnung, wenn die beiden ältern Töchter: Maria Anna und Maria Christine nebst Erzherzog Josef mit den Eltern speisen, wenn sie ihre Tante, die Prinzessin Charlotte von Lothringen besuchen durften.

Erst mit vierzehn Jahren waren sie etwas freier gehalten. Sie durften den französischen Komödien bei Trautson, den kleinen Soréen bei Bathiany und Tarouca beiwohnen, und in den Singspielen mitwirken, welche Metastasio für den Hof dichtete. Die Kaiserin nahm sie auf kleinen Fahrten nach Schloßhof, Presburg und Goldegg mit. Marianna machte, so erst achtjährig, am 19. Juni 1747 die Fahrt mit ihren Eltern auf der Donau nach Presburg zur Krönung mit.*)

Der Unterricht war, wie die Bücher jener Zeit mangelhaft; die Mittheilungen aus der Natur- und Völkerkunde sprachen von fabelhaften Thieren und Halbracen der Menschen.

Von der Geschichte erhielten die Zöglinge nur Abrisse aus der des Alterthums, Verzeichnisse der jüdischen und egyptischen Könige. Von einer pragmatischen Weltgeschichte war keine Rede. Nur der religiöse und Sprachunterricht wurde gefördert, besonders der im Französischen.

Maria Anna zeigte übrigens schon von früher Jugend an besondere Vorliebe für die Wissenschaften und Künste, und pflegte unter ersteren vornemlich auf Born's Anleitung die Mineralogie und Numismatik, unter letzteren die Malerei und Aetzkunst. Sie besaß eine werthvolle Mineralien- und Münzsammlung, deren Beschreibung sie in dem Werke: „Schau- und Denkmünzen, welche unter der glorwürdigen Regierung der Kaiserin Maria Theresia geprägt worden sind" (Zwei Abtheilungen. Wien 1782 und 1783, Folio, deutsch und französisch) der Oeffentlichkeit übergab. Ihr Lehrer in der Malerei und Aetzkunst war Friedrich August Brand, k. k. Rath und Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Als im Jahre 1766 die k. k. Kupferstecher-Akademie in Wien unter dem Schutze des Fürsten Kaunitz begründet wurde, erklärte sich das Jahr darauf den 5. März die Erzherzogin als Mitglied derselben, ebenso nahm sie die Ernennung der Akademie zu Florenz als Mitglied an. — Im Jahre 1772 erschienen von ihr „sechzehn radirte Blätter" mit der Unterschrift: „Gemalet und geätzet von Ihrer kaiserl. Hochheit Erzherzogin Maria Anna." Diese gewählten und komponirten Gegenstände sind in Wasserfarben gemalt, und mit der Radirnadel wiederholt. Es sind Landschaften, Seestücke, aufgehangenes Geflügel, Stillleben in verschiedenen Manieren der Bombacciodenmaier. Besonders schön sind darunter ein paar Schwarzkunstblätter: ein nächtlicher Brand in der Manier des van der Poel, und ein Mondenschein in den Manier des van der Neer. Diese beiden Letztern — leider nicht die übrigen — befinden sich noch gegenwärtig im Besitze des Elisabethinnenklosters allhier. Sie zeigen von den Erstlingsfortschritten in der Aetzkunst und können daher nicht nach dem Maßstabe der Gegenwart beurtheilt werden. Jedenfalls gewährt ihr Anblick einen seltenen Genuß, wenn man es anschlägt, von wem und unter welchen Verhältnissen sie gefertigt wurden. Die Mondlandschaft, eigentlich ein Seestück, scheint uns das Vorzüglichere.

Kehren wir zu den innern Verhältnissen, denen des Hauses und der Familie unserer Erzherzogin zurück, erwägen wir ihre Persönlichkeit und Stellung, so wird uns ihre spätere Lebensrichtung, ihr Gemüth und ihr Charakter erklärbar und erhalten ihre sichere Deutung.

Maria Christine war früh schon eine entwickelte Schönheit; ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit stimmten mit ihrer äußern Erscheinung überein. Ihr wurde daher die Freundschaft einer edlen gleichgesinnten Frau, die Verehrung und Liebe eines Mannes zu Theil, dem sie zeitlebens beide im vollen Maße erwiedern konnte. Erstere war Isabella von Parma, König Josef's Braut und Gemalin. Letzterer Albert Prinz von Sachsen, dem es gegönnt war, dem Gegenstande seiner Neigung sich zu nähern, bis er nach jahrelangem, doch hoffnungsvollem Harren Christinen's Gemal und Herzog von Teschen wurde. Nicht so war es bei Maria Anna; sie sah das Emporblühen ihrer Schwester, während sie früh schon verkümmerte; ihr Wuchs nahm eine schiefe Richtung, und selbst ihre Gesichtszüge, so sehr sie eine zarte Frische und das blaue kaiserliche Auge erhellte, erhielten ein mehr männliches Aussehen, und der übrige Körper blieb gegen die Büste in der Ausbildung zurück. Einsam und verlassen fühlte sie sich gegen ihre Schwester in jenen Höhen, zu denen selbst der Schall des hohen Treibens des gemeinen Volkes nicht hinaufdringt, wo Anstand, Hofsitte und die beengende Umgebung selbst die freie Aussicht in die übrige Welt verhindern. Eine gewisse Schwermuth lagerte daher auf ihrem Gemüthe, sie fühlte, daß ihr der Beruf zu Lebensfreuden, zu dem, was das weibliche Herz so sehr begehrt, fehlte und früh schon entschloß sie sich einer Welt zu entsagen, die ihr nur leere Ehrfurchtsbezeugungen und Ergebenheits-Geberdungen bot, um

*) Arneth M. Theresia 1. Band, Seite 268.

irgend an einem kleinern Orte doch ganz das zu sein, was sie wollte, und im Gegensatze des Ueberflusses an Lebensfreuden im Anblicke des fremden Reichthumes nicht die eigene Armuth desto schneidender zu fühlen. Die Kaiserin, welche dieses alles täglich mit sicherem Blicke beobachten konnte, leitete auch die Schritte und Aufmerksamkeit ihrer Tochter nach jener Seite hin, wo sie hoffen konnte, ihr einen Ruheplatz zu bereiten.

Man suchte Mariannen eine besondere Vorliebe für das Klosterleben abzugewinnen, und auch sie selbst fand am meisten Befriedigung, wenn sie unter jenen weilte, die mit ihr im Schicksale und im Gemüthe so sehr übereinstimmten, obwohl, wie der Tourist Swinbuner noch im Jahre 1780 von ihr behauptet, sie angenehm und ganz von den Manieren einer Weltdame war. Die Reise des Hofes nach Innsbruck zur Vermählung des Erzherzogs Leopold im Juli 1765 indessen gab die eigentliche Veranlassung zur bestimmten Wahl, welche die Erzherzogin mit ihrem Aufenthalte dann treffen sollte, wenn die Kaiserin Mutter den Schauplatz ihrer großen Thaten verließ, der ihr jedoch nur durch ihre Familie der theuerste wurde, die sie daher, in soweit es ging, bis zu ihrem Tode um sich versammelt sehen wollte. Jene Reise ging über Klagenfurt, und am 12 Juli wurde dem Elisabethinnenkloster das Glück, daß die Kaiserin mit dem römischen König Josef, dem Großherzog Leopold und den Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christine es besuchten. Maria Anna flößte durch ihr Auftreten, ihre Freundlichkeit und Theilnahme, welche sie Allem, was die Frauen und ihre Krankenanstall betraf, schenkte, der Oberin ein solches Vertrauen ein, daß diese die Bittschrift um Unterstützung wegen Erbauung eines ordentlichen Krankenhauses in ihre Hände legte. Aber mehr als dieses Gesuch bewirkte der Eindruck, welchen der Anblick der zwar armen und einfachen aber reinlichen Wohnzimmer der Nonnen, die sorgfältige Krankenpflege, die herrschende Ruhe und Herzen gewinnende Liebe, der heitere, wenn auch fromme Geist der Schwestern auf Marien's Herz machten. „Hier möchte ich weilen, hieher mich zurückziehen,“ war, wie sie es nachhin gestand, der geheime Wunsch ihrer Seele.

Der plötzliche Tod des kaiserlichen Vaters, die unbeschreibliche Trauer der Mutter, die ihr Leben von nun an fast nur zwischen dem Arbeits-Kabinette und der Todtengruft theilte, die Verehelichung Christinen's ließen Mariannen's Wunsch laut werden, und die Kaiserin, welche im Jahre 1755 in Prag ein Stift für 30 adelige Damen gegründet hatte, ernannte am 2. Februar 1766 ihre älteste Tochter Maria Anna zu dessen Aebtissin.

Die nächste Veranlassung, die Beziehungen zu dem Kloster in Klagenfurt zu erneuern, gab die im Jahre 1767 von der Oberin desselben mit zwei Schwestern in Angelegenheit des Klosterbaues unternommene Reise nach Wien. Marianna stellte sie unter eigene Obhut, ließ ihnen alles Sehenswerthe zeigen und zog sie an ihre Tafel. Der Erfolg war für die Bittstellerinnen ein günstiger; aber bei weitem der günstigste, als Marianna im Jahre 1769 der Oberin es brieflich eröffnete, sie habe nun den festen Entschluß gefaßt, zwar nicht als Klosterfrau, jedoch in der Einsamkeit und im Dienste des Nächsten ihr Leben zu schließen, wozu sie den Aufenthalt in Klagenfurt in der Nähe des Konventes nehmen wolle, um diesem und dem Lande nützlich zu sein. Kurz darauf wurde vom Kloster und Kirchengebäude ein Plan aufgenommen, der daranstoßende Mayische Garten sammt den anliegenden Feldern gekauft, der Grundriß der Residenz und des Garten's sammt Nebengebäuden entworfen und sogleich mit dem Baue begonnen. Ein ununterbrochener Briefwechsel mit der Oberin versetzte die Erzherzogin jetzt schon, wo sie, wie sie sich ausdrückte, noch zu den Füßen ihrer Frau Mutter der Kaiserin ihre Schuldigkeit erfülle, an die ersehnte Stätte ihres künftigen Weilens. Baron Michael Herbert und später Graf Johann Christallnigg besorgten ihre Aufträge, die nicht minder das Kloster als ihre Residenz betrafen.

Als im Jahre 1776 Herzog Albert mit Maria Christine ihre italienische Reise unternahmen, machten sie auf der Rückkehr von Laibach aus einen Abstecher nach Kärnten. Sie fuhren über den Loibl nach Rosegg, dem neuen Schlosse des Oberstkämmerers Grafen Rosenberg; dort ruhten sie einen Tag aus, den 12. Juli sahen sie in Klagenfurt Palais und Garten an, welche Maria Theresia ihrer Tochter Marianna herrichten ließ. Sie waren von der Lage wie von der Bauart, zu der man vorzüglich das kaiserliche Sommerschloß Hetzendorf zum Muster genommen, nicht ganz erfreuet, und es scheinen nach der Hand, da erstere keine Aenderung litt, an letzterer manche Umstaltungen getroffen worden zu sein. Jedenfalls war vieles noch unvollendet und daher weniger augenfällig, besonders die Anpflanzungen, wozu man unter andern die große Linde in der Gartenecke in weiterer Entfernung sammt Wurzeln aushob und dorthin übersetzte, sowie die kostspielige Wasserleitung von der Glan zu den Springbrunnen und ihren Becken bereitete.

Der am 29. November 1780 erfolgte Tod der großen Kaiserin, der edelsten der Gattinnen und Mütter, zerriß das Band, welches Marianna noch an Wien knüpfte, und der Wille Kaiser Josef's II., der nunmehr als unbe-

hinderter Selbstherrscher auftrat, nöthigte seine Schwestern Marianna und Elisabeth, die eine nach Klagenfurt, die andere nach Innsbruck abzureisen, wo wir erstere wieder treffen.

Studien aus dem Volke.

Von Valentin Pogatschnigg.

I.

Die Ortsneckereien.

Wenn ein Kirchtag die Bewohner mehrerer Dörfer zu einem gemeinsamen Feste vereinigt und Musik und Tanz sie dann Abends auf den Tanzboden führt, entfesselt sich mit den Füßen auch Herz und Zunge des Volkes. In Lied und Rede quillt hervor ein mächtiger Strom frischen, urwüchsigen Lebens. Vor Allem ist es das Lied, in dessen beweglichen und zugleich einschmeichelnden Formen Witz und Laune am liebsten spielt. An Stoff gebricht es nie. Die verschiedenen Abschnitte der „großen Passion", die Lächerlichkeiten und socialen Gegensätze der Einzelnen wie ganzer Volksgruppen und Dörfer liefern eine reiche Fülle desselben. Je mehr es gilt, ganze Massen zu treffen, um so kräftiger wird auch die Geißel geschwungen. Die ganze Rüstkammer des Spottes wird da ausgeleert, alte und junge Thorheiten der einzelnen Dörfer, berühmte Lallenburger Streiche erfahren in den Reimen dieser Dorfpoeten ihre verdiente und schlagende Persiflage. Ein Lied ruft das andere hervor, eine höhnende Bemerkung fällt nach der andern, und in vervielfachter Stärke kehrt eine Grobheit jedesmal an den Urheber zurück. Dergleichen improvisirte Wettreimereien und Wortgefechte, in denen die Geister des Dorfes auf einander platzen, gleichen reinigenden Gewittern, durch welche die Atmosphäre von den angesammelten Dünsten befreit wird. Es liegt auch eine elementare Gewalt, etwas Keckes, übermüthig Trotziges in ihnen und der Dialekt hat den Liedern selbst mit richtigem Takte die treffende Bezeichnung „Trutzliedlan" gegeben. Freilich wird das Finale oft ziemlich dramatisch; nicht selten bildet eine Prügelei den Epilog und die handelnden Parteien verlassen mit blutigen Köpfen und zerkratzten Gesichtern den Schauplatz.

Die Neckereien, wie sie bei solchen Gelegenheiten in Liedern, Schelten und Geschichten gehört werden, haben für den Kulturforscher besondern Werth. In dieser höchst eigenthümlichen Art gegenseitiger Censur quillt für ihn ein eben so ergiebiger Born als in Pfarrarchiven und Gemeindekanzleien. Erst in neuerer Zeit hat man ihnen mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Der Geograph Wilhelm Andreä theilt unter dem Titel: „Witz und Spott in der geographischen Sprache der Völker" eine nicht unbeträchtliche Anzahl von solchen Schelten, wiewohl ohne gelungene Auswahl und unter vorwiegender Berücksichtigung der Länderspotte in der von ihm redigirten geographischen Zeitschrift mit. Auch in Pröhle's Sammelwerke: „Unser Vaterland" wurden vom Sprachforscher Adam Kuhn andere, vorzüglich Nord-Deutschland betreffende veröffentlicht. So verlockend auch das Thema sein mag, so will ich doch wegen Mangel an vorliegendem Materiale mich in keine weitere Ausführung einlassen, sondern mich lediglich auf einige Mittheilungen aus Kärnten und Steiermark beschränken.

Wenn der Siedler des rauhen Waldgebirges gegen den Marschbauern des Nordens, oder der Vorderpfälzer gegen den Westricher eine vornehme Geringschätzung hegt, so begegnen wir einem analogen, wenn auch zum Theil umgekehrten Vorurtheile bei den Bewohnern unserer Länder. Der Bauer des Thales oder der Ebene (des Gän's) ist sowohl an Besitz als Intelligenz der Aristokrat unter der Landbevölkerung. Dieser seiner Stellung sich wohl bewußt, thut er auch mit seiner Ueberlegenheit gerne groß, streicht sein Leben, sein Dorf und seine Gegend auf Kosten des „Bergers" heraus. Im Verkehre wie bei der Unterhaltung wird der „Berger" wie eine Aschenbrödel behandelt, auf welche die Pfeile des Witzes und Spottes abgeschoßen werden. M. Lexer führt in seinem kärntischen Wörterbuche zwei Trutzliedchen an, welche von den vielen, die ich gehört habe, mir vorläufig zur Hand sind:

Hoachpergar Puobn
Die groaßen, wie die klan
Thun wir inn untra Poankl
Und thuen a Pretl fürioan.

Pergar Puobn, Pergar Puobn
Künent schen ploas'n,
Hoant schwarze Haar, Rißn drin
Schnorz ba der Noasn.

Aber auch der Berger fühlt sich dem übermüthigen „Lantner" gegenüber ebenso in seiner Individualität und schleudert ihm das trotzige Liedchen zu:

Woann der Moanat schen scheint,
Scheint er in Pergmann's Goarten
Woann der Pergar Pua kimmt,
Mueß der Loantner woarten.

Wie eine dunkle Ahnung von der individualisirenden Macht des Bodens zieht sich dieser Gegensatz durch das ganze Land hindurch und wir können ihn nicht minder in slavischen Theilen finden. Auch hier stehen sich dolencen und podhorancen ähnlich gegenüber.

Das wahre und eigentliche Gebiet des Spottes beginnt bei den Schattenseiten und Lächerlichkeiten der einzelnen Ortschaften und Stände. Die Geschichte von den sieben Schwaben und den weißen Lallenbürgern findet da manches würdige Seitenstück. — In der Eisenkappel wird eine Mordgeschichte gesungen, mit welcher man die Rechberger verspottet, weil sie einmal mit großartigen Vorkehrungen, einen Wolf zu erlegen, auszogen und als sie ihn erschlagen hatten, sich erst überzeugten, daß es kein Wolf, sondern — ein Hund war! — die beiden Ortschaften des obern Möllthales Fleiß und Bockhorn necken sich auf verwandte Weise. Die Veranlassung dazu soll der Verlust mehrerer Ziegenböcke gewesen sein. Als man nach langem Suchen die Hörner derselben unten in Bockhorn fand, beinzichtigten die Fleißner die Bewohner von Bockhorn des Diebstahls. Die beleidigte Ortschaft erwiederte: „Wenn auch die Hörner bei uns an's Licht kamen, so habt doch ihr das Fleisch der Böcke gegessen." Von daher datirt das Spottverslein derselben auf die Fleißner:

„Wir hoam wohl die Bockhorn,
Ihr oaber seids dö Fleischnoarrn."

Möllbruggen und Sachsenweg im Möllthale und Kötschach und Mauthen im Gailthale trakliren sich mit denselben harmlosen Witzen. Dagegen züchligt andere oberkärntische Orte schon auf eine etwas derbere Art folgendes epigramatisches Lied:

Sachsenburg ka Wind
Stanfeld ohne Kind
Greifenburg ohne Schand und Spott
Is a Gnoad vor Gott. —

In der Steiermark erfreut sich vor Allem Bruck an der Mur einer volksthümlichen Berühmtheit und spielt in verschiedenen Spottgeschichten eine Rolle. Von den im Bezirke Harlberg gelegenen Dörfern Erbersdorf und Wattersdorf erzählt man sich allerlei köstliche Narrethei und zwischen Kirchberg und Studenzen im Raabthale werden folgende „Gstanzl" gesungen:

Der Kirchbergische Thurn
Duet glanzen von Blöch
Dö Studenzerischen Buabn
Sein hanti wia Pöch.

Das Studenzerische Derfl
Is loami loami,
Buabn häts vüel
Dabr kloani kloani.

Das Studenzerische Derfl
Is sandi sandi,
Buabn seint vüel
Dabr grandi grandi.

Weinhold bringt in seiner Abhandlung „Ueber das steirische Volkslied" noch einige solche Lieder von den beiden Dörfern und ich brauche bloß darauf zu verweisen.

Die Beobachtung, die wir im Kleinen an einzelnen Dörfern gemacht haben, wiederholt sich im Großen an bedeutenden Volksgruppen und Ländern. In den Liedern der österreichischen und salzburgischen Bauern ist mancher beißende Spott gegen den Steirer enthalten. Auf das „Kärntner lei lei!" welches wieder jener gegen seinen kärntischen Nachbar im Munde führt, erwidert dieser mit ruhiger Resignation:

Bin a lustiger Bua
Bin a Koarntner lei lei;
Wo a scheans Diandl is
Is a Koarntner dabei.

Gegen den Tiroler ist der Vorwurf im Schwunge, daß er erst mit 40 Jahren gescheidt werde, und gegen den Krainer wird gerne die Schelte geschleudert:

Kroaner und noch oaner
Hambt an toten Hund derschloagn

oder auch wohl:

99 Juden und ein Zigeuner
Moachn erst Einen Krainer.

Mit diesen wenigen Daten, welche mir eben vorlagen, habe ich eine Thatsache angedeutet, welche im sozialen Leben des Landvolkes nicht ohne tiefere Bedeutung ist. Ihr Grund reicht manchmal in eine frühere geschichtliche Periode hinauf und wurzelt mitunter in alten Stammesdifferenzen oder auch wohl Grenzstreitigkeiten alter Gemeinden. Noch häufiger liegt er in den Naturverhältnissen der Ortschaften selbst, durch welche der Gegensatz zwischen den verschiedenen Kulturen geschaffen wird. „Es liegt eine tiefe Wahrheit, heißt es in den Pfälzern von Riehl, in diesen oft von beißendem Sarkasmus getragenen Spötteleien der Bauern. Es heißt: Ehre das Land, das dich nährt und ehre es in seinen Eigenthümlichkeiten, welche seine Vorzüge sind." — Bereits oben haben wir

sie eine Art von Censur genannt. Sie sind der Ausdruck der gegenseitigen Meinungen der Dörfer und daher nur von wohlthätigen Folgen.

Der Bauer lernt durch sie nur ihre Heimat mehr schätzen und ehren, indem er sie gegen fremde Angriffe zu vertheidigen sich genöthigt sieht. Aber der beißende Spott öffnet den Leuten oft auch wieder die Augen, wenn sie von zu großer Eigenliebe geblendet sind und deckt ihre Schattenseiten und Albernheiten auf. Man wird vielleicht sagen, daß sie gefährlich werden können. Aber welche Sache kann es nicht werden, wenn sie mißbraucht wird! Und hört sie deswegen, wenn sie anfänglich gut war, auf, gut zu sein? Es gibt auf jenen Einwurf keine bessere Antwort als die eines großen österreichischen Regenten, der einem Denunzianten auf die Nachricht von einem über ihn zirkulirenden respektwidrigen Bonmot erwiederte: „So lange meine Wiener noch lustig sind und Witze machen, steht es noch immer nicht gefährlich."

Lerchenlied.

Wie du, o Lerche, beglückt dich erhebest
Und strebest sangerglüht,
Wie du, o Lerche, die Gleise
Der reineren Kreise
Mit fröhlichem Leben umwebest:
So regen auch wir im Gemüth
Die heiligen Schwingen,
Dir klangvoll nachzudringen.

Kein Hoffen ging uns verloren,
Kein himmlisches Gut, das uns eingeboren!
Noch schwellt uns den nimmer verwelkenden Muth
Mit freudiger Wallung das heitere Blut;
Noch wirkt er in uns, der gewaltige Geist,
Der mächtig befruchtend die Träume beschwebt,
Die klagende Seele den Banden entreißt,
Den müden Gedanken beschwingt und erhebt
Und kühn mit den Klängen der Schöpfung verwebt.

Wenn Schicksal und Glück uns liebkosend umwinden:
Kein Trieb sei unbeschworen,
Um den wärmenden Blick der Natur zu empfinden!
Kein wirthliches Erdreich unerkoren,
In dem es gegönnt ist, mit jungem Behagen
Den spendenden Busen der Gottheit zu finden,
In wonnigen Sprossen emporzutagen
Und sonnig blühend in's Leben zu ragen!

Wenn Zeit und Verhängniß sich drohend entbinden:
Kein tröstendes Wort sei vergebens geboren
Und flög' es heran mit versengenden Winden!
Kein Freund sei gewiesen von unseren Thoren,
Der tief im Gemüth hat ein warmes Gelüsten,
Mit uns sich zu rühren, zu rüsten,
Und muthige Liebe, um glühend zu wagen,
Im Kampf mit der Lüge sich sprühend zu schlagen!

Wir kennen kein Weichen,
Im edlen Verlangen
Kein fragendes Bangen,
Im Drang zu erreichen
Kein Erbleichen,
Kein zweifelndes Hangen!
Es zieht uns die hohe,
Unsterbliche Lohe
Nach heiligen Bahnen!
Wir fassen die liedergeflügelten Fahnen
Und tragen sie grüßend von Schwelle zu Schwelle,
Wir tragen sie rufend von Höhen zu Höh'n,
Von Helle zu Helle
Und lassen sie wallen bewältigend schön.

Und wenn uns die alten
Geleitenden Götter fliehen,
Wir lassen sie ziehen,
Kein Binden, kein Halten!

Denn immer entwanden
Sich neue Gewalten
Den wogenden Tiefen der ewigen Ferne
Und welche noch schweben, entschwingen sich gerne;
Doch sind sie erstanden
Zu schönen Gestalten,
So wandeen sie leise von Sterne zu Sterne
Und streben zu landen.

Fercher v. Steinwand.

Malteiner Studien.

Von Paul Kohlmayr.

„Das Maltathal steigt als das kleine Elend von dem „Hauptkamme der Tauern ostwärts herab, vereint sich „bald mit dem zweiten Thalaste, dem großen Elend, „läuft noch kurze Zeit nach Osten und tauscht endlich „diese Richtung mit einer südöstlichen, welche es sofort bis „Gmünd beibehält."

So beiläufig läßt sich einer der ersten Bergsteiger der Jetztzeit, Dr. Anton v. Ruthner, in seiner Abhandlung über das Maltathal und den Hochalpenspitz, in den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft V. Jahrgang Seite 149 u. f. f. enthalten — vernehmen.

Demnach fängt das Maltathal mit dem „Elend" an. Ominöse Sache. Zwar haben verschiedene Schriftsteller das Wort „Elend" hier von den Elenthieren herleiten

wollen, die einst daselbst ihren Aufenthalt gehabt — allein das ist eine ziemlich kecke Behauptung, wofür gar kein Grund vorliegt — keine Urkunde, keine Ueberlieferung, keine Wahrscheinlichkeit! — Es ist nichts Wahres daran. Die besagten Literaten wollten den berechtigten Begriff ausmerzen, da sie das historische Faktum nicht kannten, welches allerdings bald unregistrirt geblieben wäre, wenn nicht Schreiber Dieses vor Kurzem davon Nachricht erhalten hätte.

Mancher gütige Leser wird lächeln über den Eifer, mit dem ich für die richtige, lokale Deutung eines Wortes auftrete. Doch bin ich eben kein Silbenstecher, und da in Oberkärnten die Alpen in jeder Beziehung eine wichtige Stelle einnehmen, so ist eine öftere Besprechung ihrer Namen, Geschichte und Beschaffenheit in einem heimischen Blatte nicht vom Ueberflusse.

Name, Geschichte und Beschaffenheit der Elendalpe rühren aber wirklich vom Elend, menschlichem Elend her und stehen damit von jeher in Wechselbeziehung.

Dies anzudeuten nach eingeholten Erkundigungen will ich mich kurz fassen.

Die Elendalpe, worunter, wie jetzt, so auch von jeher Groß- und Klein-Elend verstanden wird — die Elend-Alpe gehörte ehevor nach Mallnitz.

Sie hieß damals die Sternhoferalpe nach dem Besitzer, dem Sternwirth in Mallnitz, und war eine Kuhalpe mit einer Sennerin und mehreren Haltern. In neuerer Zeit will man den Weg vom Seethal über die Großelendscharte in das Großelendthal recht practicabel finden und die Mallnitzer Wildschützen wenigstens kennen sich im Elend vielleicht besser aus als zu Hause.

Jetzt ist übrigens die Elendalpe eine Ochsen- und Pferdealpe, zugleich weiden darin über Sommer etliche tausend Schafe.

Wie aus der Sternhoferalpe eine Elendalpe geworden, das ging so zu. Der Uebergang aus der Mallnitz, die Großelendscharte, war in früheren Zeiten viel besser. Aber, wie es auch anderwärts geschichtlich feststeht — so kamen auch hier öfters Jahre vor, wo der Schnee auf der Höhe gar nicht schmolz, und die Kühe also durch den Schnee in die Alpe mit großer Mühe getrieben werden mußten.

Im Anfange des vorigen Jahrhundertes ereigneten sich diese Fälle besonders häufig und es bildete sich an der Scharte das Firneis aus. Ja es gewann der Uebergang allgemach das Ansehen eines Gletscher-Feldes mit all seinen Schründen und Fährlichkeiten.

Wie schwer war es da für den Mallnitzer Alpenbesitzer, sein Vieh, seine Kühe über diese Schnee- und Eisfelder zu spediren.

Dazu kam, daß bei dem allmäligen Vereisen der Umgebung die bei 6000' hochgelegene Kuhalpe selbst immer häufiger in der Mitte des Sommers sogar heftigen Schneestürmen ausgesetzt war, und das liebe Vieh darunter unendlich zu leiden hatte. Den schwersten Stand hatte dabei natürlich die Sennerin selbst, der die Besorgung und Fütterung der Thiere oblag. Es kam endlich das verhängnißvolle Jahr, in welchem — man weiß nicht aus welchem Grunde, aber es lassen sich gar viele Ursachen denken, — die Sennerin sich nicht mehr entschließen konnte, nach Hause zurückzukehren. Das Vieh war bereits abgetrieben, aber sie blieb zurück, blieb in der Alpe. Man sandte Boten über Boten nach ihr aus. Allein sie kam nicht mehr nach Hause. Der letzte Bote fand sie als todten, erstarrten Leichnam in der winterlichen Hütte. Daß unter solchen Umständen der Sternhofer keine Sennerin mehr bekam, liegt auf der Hand. Sie war im Elende gestorben. Der Herr stand in der größten Verlegenheit.

Es war ein rechtes Elend — eine so große Alpe und keine Aussicht, sie ferner benützen zu können.

Wenn ich nur Jemanden fände, der mir von meinem Elende helfe — dachte und sagte der Sternhofer! Und es fand sich dieser Jemand im Pauker zu Hilpersdorf. Der kaufte ihm das Elend ab, der taufte nun die Alpe: Elendalpe, und seitdem gehört sie faktisch zu Maltein. Es sind noch nicht viel über 100 Jahre.

Aber, obwohl der neue Besitzer die Kuhalpe aufließ, und darin bloß Haltvieh auftrieb, brachte sie ihm doch keinen Segen. Ja man gratulirte den vorlängst verstorbenen Besitzer der Paukerhütte, daß er so glücklich gewesen, sein „Elend“ gut verkauft zu haben — eine Gratulation, die freilich ziemlich spöttisch gemeint war.

Jetzt ist das Elend ein gemeinschaftlicher Besitz von vielen Parteien, die eine bestimmte Anzahl Ochsenrechte ꝛc. haben, und demnach auch mit den Auslagen participiren müssen.

Da der Weg hinein vom Ausgange des Maltagrabens 7—10 Stunden sich erstreckt; da man in der Alpe keinen Tag vor reichlichem Schneefalle gesichert ist, so ist es auch jetzt noch vollkommen gerechtfertiget, die Alpe „Elend“ zu nennen.

Wenn, wie im September vorigen Jahres, Gewitter und Regen die Bäche schwellen, und Brücken wegreißen, so seufzen auch die diesseitigen Besitzer des Elendes, die doch durch die Thalsohle des Grabens hineingelangen können, dann ist der Besitzer der Alpe für sie, für ihre Halter und für ihr Vieh ein rechtes Elend.

Seit dem September vorigen Jahres gibt es eigentlich keinen Maltagraben mehr, sondern nur einen Elendgraben, so einen recht elenden Graben! und selbst das Maltathal hat nur theilweise ein Recht mehr, sich Maltathal zu nennen, weil man seinen hinteren Theil mit viel größerem Rechte Elendthal nennen sollte; so ein recht elendes Thal, von Schutt und Bachschluchten, Letten und Baumstumpfen in wirrem Durcheinander angefüllt;

durch welches sich ein recht elender Weg über mehrere elende Brücken windet, den Niemand freiwillig wandelt und befährt — ein elender Behelf für die eiserne Nothwendigkeit!

Das Elend hat sich also ausgedehnt, aber glücklicher Weise leben wir in Zeiten, wo das Elend nur wenigen Menschen mehr unbekannt ist. Dennoch kann man sich der süßen Hoffnung hingeben, dem Elende durch die Kenntniß desselben gehörige Schranken zu setzen.

Maltein im April 1863.

Heimatliche Chronik.

Auszug aus der Copia Testamenti*)

von Herrn Grafen von Widmann, Nobili di Venetia, auch Herrn und Landmann in Kärnten. Anno 1630. Zum Catastrum Villach.

pag. 35. „Und wann Keiner nicht wollte exequieren, was ich oben gesagt, oder aber alle Linien und Deszendenten sollten ein Ende haben, also daß die Institution, oder Elektion der Erben, so von Letzten meines Geschlechtes, wie oben gemeldet, soll gemacht werden, nicht geschehen, welches nicht zu glauben, sondern wird kontinuiren ewiglich durch göttliche Gnad; Alsdann will ich, ordiniere und schaffe in solchen Fall, daß gemeldtes Kapital der Vierhundert Tausend Thaler, oder 14000 Thalern jährlichen Einkommens, das ist: 6000 Thaler in dieser durchlauchtigen Venedigischen Herrschaft, und 8000 Thaler in Kärnthen und Teutschland, von gemeldten 6000 Thaler jährlich Einkommens in obgemeldter hiesigen Herrschaft alle Jahr ewiglich haben sollen die Herrn Consules und das Kapital im teutschen Fantega zu Venedig tausend Thaler, und auf Ihren Gewissen verobligiret seyn 800 Thaler von diesen tausend zu dispensieren, sowohl in Almosen, als in Verheirathen der Töchter, so von armen Teutschen geboheen, unter den Nahmen einer Commissoria des Hans Widmanns; Die übrigen 200 Thaler sollen unter die obgemeldten Consulen und Capitat ausgetheilt werden, die im teutschen Fantego ihr Tafel haben, und nicht Andern. Die anderen 5000 Thaler oder ducati jährl. Einkommens will und ordiniere ich, daß sie sollen angelegt werden zur Stiftung eines Collegii zum studieren in dem Markh Este in meinem eigenen Hauß, so ligt in contrada Coldengio, welches soll alomodirt werden mit Zimern, die sich zu gemeldten Effekt schicken und daß darin 12 Studenten 2c. 2c. 2c.

pag. 36. „Und von denen restierenden 8000 Thaler oder duanti jährlichen Einkommens, welche man extrahieren soll aus obgemeldeten restierrenden Capital so in Kärnthen oder Teutschland ist investiert woeden, will ich, ordiniere und verlaß, daß sie angelegt werden zu Aufrichtung eines Collegiò in der Stadt Villach in meinem grossen Hans, welches auf den Platz derselbigen Stadt liegt; welches ich vermeine schon gebaut ist a proposito mit genugsamen Zimmern zu diesen Effekt, daß darinen wohnen können 12 Scholaren, so erwählt werden sowohl geistlichen als weltlichen Standes. Diese Erwählung soll geschehen von dee Regierung, so Herrn, so in Clagenfurth gubernieeen, und in teutscher Sprach genannt werden Herrn Verordnete, oder die 6 Weisen die das Land gubernieren, samt dem Burggraff und Landshauptmann, bey welchen auch seyn soll der Burgeemeister und Stadtrichter der Stadt Villach unter den Nahmen einer Commissarioso das Haus Widmanns; Und die Scholaren sollen in den bemeldten Studien bleiben 6 Jahr, das ist 14 Jahe ihres Alters bis in das Zwanzigste, und also sukzisive, kontinuirlich, und daß sie nicht länger als 6 Jahr darin veeharren können, aber wohl weniger. Allda sollen die Schoiaren mit ihren tugendsamen Schulmeistern wohnen, und die Scholaren auferzogen, und in allen Tugenden unterwiesen werden, auch ihee Nahrung, Kleidung und Hausrath haben, wie es sich gezimmen wied, und den Schullmeistern soll ihr billiges Stipendium gegeben werden. Es solle auch die löbl. Regiernng zu Clagenfurth, samt den Burgermeister, Capèton oder Richter von Villach Gewalt haben, daß extradiret werden und eingebracht obgemeldte 8000 Thaler, von welchen die Regierung anlegen sall zur Nahrung, Kleidung, Hausrath der gemeldten 12 Scholaren und ihren Schullmeistern, wie auch zur Besoldung dieser Schullmeister 4500 Thaler jährlich, und 500 Thaler sollen aus getheilt werden unter der löbl. Regierung odee Gubernatoren desselbigen Landes und der Stadt Clagenfurth, damit sie invigilieeen und fleißig Sorg trag, auf das exequiert werde mein gegenwärtig Ordinanz. Beinebens ordiniere, und kommtiere, daß allzeit sollen allen Andern vorgezogen werden in der Erwählung obgemeldtee Schalaren Diejenigen, welche ein größern Dependenz von unsern Hauß haben, und näher Demselbigen zugehören, und das soll man observieren sowahl in Diesem, als in dem Andern in Italia, wie oben angeordnet worden.

Und tausend Thaler von denen restierenden 3000 Thaler aus gemelten 8000 jährlichen Thalern will ich und verlasse, daß die Stadt, der Rath, Burgermeister, Haubtmann odee Richter von Villach, allda ich geboheren, haben, bekommen und disponieren, nehmlich 200 Thaler den armen Spital in Villach und 600 für 30 Arme und nothwendige Personen aus der Stadt Villach meinen Vaterland, nach Guttdünken des Raths, Burgermeister und Richters, also daß ein jeglicher bekomme 20 Thaler; und die übrige Thaler sollen getheilt werden, 50 dem Burgermeister, 50 dem Richter und 100 dem Rath damit sie meine gemeldte Ordinanz exequieren.

*) Diese vidimirte, echte Testaments-Copia ist in dem Archiv der Stadt Villach aufbewahrt.

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. Dr. Fritz P–r. in Graz: Erhalten. Allen Dank. Hr. F. v. St–d. in Berchtolsdorf: Wir erbitten uns das Buch zurück, falls Sie es nicht mehr benöthigen. Hrn. Dr. Hubert L–g. in Görz: Wann?

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

// Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 18 **Sonnabend, den 2. Mai** **1863.**

Maria Anna,

Erzherzogin von Oesterreich.

II.

(Wie sie die Unsere war.)

Von H. Hermann.

Bereits unterm 30. November 1780, den Tag nach dem Hinscheiden der Kaiserin, schrieb Marianna an die Oberin des Elisabethinnenklosters zu Klagenfurt: „Gott hat meine größten, liebsten, meine einzigen Banden aufgelößt und ich gehöre Ihnen jetzt allein. Dero gehorsamste Tochter Marianna." Mit diesen Worten gab sie ihrem ganzen künftigen Leben den Ausdruck. Es stund ihr nach des Kaisers Willen frei, Prag oder Klagenfurt zu wählen. Sie that das Letztere; denn dort war ihr die Welt zu groß, hier, wo damals keine Landes-Regierung, nicht einmal eine ständische Repräsentation bestand, konnte sie sich im Kreise der wenigen Auserwählten frei bewegen; sie durfte weder nehmen noch empfangen. Der 25. April 1781 war der Tag, an dem sie mit ihrem Gefolge in Klagenfurt eintraf, wo bereits die Residenz zu ihrer Aufnahme bereit stand. Doch nicht dorthin richtete sie zuerst ihre Fahrt; mitten durch eine ungemeine Volksmenge, ohne sonstige Feierlichkeiten, nur bei jenen, die sie sich allein bedungen, den Segenswünschen der Herzen, hielt sie am ermeldten Tage Nachmittags um 4 Uhr ihren Einzug in die Elisabethinenkirche. Auf einen Betschemel sich niederlassend, empfing sie knieend den Segen. Während der Litanei konnte man wahrnehmen, wie die Thränen das sonst heiter scheinende Antlitz netzten. Sie wußte ja: hier werde ich leben und einst meine bleibende Ruhestätte finden. Ihr Weg von der Kirche ging in das Kloster, wo sie sich der Oberin zu Füßen warf, sich ihr empfehlend. So viel Demuth und Liebe mußte ihr die Herzen gewinnen.

Dem Hofstaat der Erzherzogin stand als Obersthofmeisterin die Gräfin Colloredo vor; Graf Enzenberg, der Appellationspräsident, fungirte als Obersthofmeister, Graf Johann Polikarp Christallnigg als Kämmerer, der Priesterhaus-Direktor Josef v. Edling wurde Burg- und zugleich Vorstadtpfarrer von Lorenzen, welcher seit 1783 in dem angekauften, dem Kloster gegenüberliegenden Hause, nun dessen Eigenthum, wohnte. Der berühmte Theolog und Philosoph Exjesuit von Storcherau wurde Hofprediger. Von Garden und prunkenden Livreen war keine Rede; erstere ersetzten ihr die zahlreichen Armen, die ihre Wohlthaten empfingen. Doktor v. Best, ihr Leibmedikus, und nach seinem Tode Doktor Gaggl, wie der Leibchirurg Störk sorgten nicht sowohl für sie und ihr Haus; sie leisteten den Kranken und Preßhaften unentgeltlich Dienste, besonders der ausgezeichnete Operateur Störk, zu dem die Hilfsbedürftigen vom Lande im eigentlichen Sinne hereinströmten, während die Erzherzogin jährlich an die Stadtapotheken ihre Ordinationen mit 3000 fl. bezahlte. Außer den sonstigen Armen genossen besonders Lernende ihre ausgiebige Unterstützung und man berechnete ihre diesfälligen jährlichen Spenden auf 6000 fl.

Die Neigungen ihrer Jugend, die Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, hatten die Erzherzogin auch hier nicht verlassen. Wenn ihr zunehmendes Brustübel, die Folge ihres fehlerhaften Baues, ihr das längere Sitzen an der Staffelei, die angestrengte Neigung des Körpers verbot, suchte sie ihre numismatischen Sammlungen und antiquarischen Studien aus der reichen Fundgrube am Saalfelde zu vermehren und zu befriedigen. Hier in den Ruinen Virunum's veranstaltete sie eine großartige Ausgrabung, welche vorzüglich Enzenberg leitete. Die Ausbeute entsprach ihrem Geschmacke und noch in neuester Zeit traf man in der Residenz Bruchstücke von Römersteinen, Statuen und Inschriften, eine große Zahl hohler Ziegel aus den römischen Wandheitzungen.

Die Sammlung, welche das Kloster von ihr besitzt, und die wir in der Schlußanmerkung näher beleuchten, enthält drei goldene Kettchen und einen Magnetring welche dort aufgefunden wurden, sowie einen großen ornamentirten Ring mit einem Saphir, der angeblich in der Gruft von St. Paul gefunden, ihr von dem dortigen Abte Edling verehrt wurde.

Die übrigen dort gesammelten Broncefiguren, Münzen, Glasgefäße u. dgl. wanderten nach der Hand theils in das Antikenkabinet in Wien, theils nach Pesth in die dortige Bibliothek. Unter andern fand man in einem



Grabesgewölbe ein über die Leiche eines kleinen Kindes geblasenes Glas, welches jedoch, grün und unrein, dessen Anblick hinderte, so daß man die noch erhaltenen Körpertheile und mehrfachen Verzierungen nur sparsam entdecken konnte. Marianna ließ das Glas öffnen; allein wie die äußere Luft mit dem Inhalte in Berührung kam, zerfiel Alles in Staub.

Die beste Gelegenheit zu jenen antiquarischen Ausflügen bot das von der Erzherzogin angekaufte und möglichst hergestellte Sommerschloß Annabichl, an der nach St. Veit führenden Poststraße. Hier brachte Marianna meistens ihre Nachmittage in der schönen Jahreszeit zu, genoß der herrlichen Aussicht und erquickenden Naturfrische. Das nachbarliche Lavantthal, dessen paradiesische Reize ihr Fürstbischof Schrattenbach, der allzeit heitere, und der Abt von St. Paul, Anselm von Edling, der stets wortfertige, mit so reizenden Farben geschildert, besuchte die hohe Frau im Jahre 1781 und 1782, wo sie einige Zeit in St. Andrä und St. Paul verweilte.

Im März 1782 hatte die Erzherzogin dem Kirchenoberhaupte, Papst Pius VI., bei der Durchreise nach Wien, in Laibach, wohin sie sich von Klagenfurt mit vielen des Adels begab, ihre Ehrfurcht erwiesen. Am 4. März 1786 war sie nach Bruck an der Mur gereist, um das so lang entbehrte Glück zu haben, ihre Schwester, die Erzherzogin Maria Christine, welche eigens dahin kam, und sonst in Brüssel residirte, wo Herzog Albert von Sachsen Teschen als Statthalter der Niederlande regierte, nach langer Trennung wieder zu sehen. Damit waren ihre Ausflüge abgethan, da ihre sich verschlimmernden Gesundheits-Umstände ihr das Fahren immer mehr unerträglich machten. Dafür erhielt sie eine Zahl Besuche von Mitgliedern ihrer erlauchten Familie.

Kaiser Josef II. besuchte seine Schwester zuerst am 8. Dezember 1783, wo er sich einen Tag in Klagenfurt aufhielt und mit seiner Schwester das ihr so theuer gewordene Elisabethinnen Kloster betrat, in dem er besonders die Munterkeit der Frauen beifallswürdig fand, mit der sie ihre oft so schweren Krankendienste versahen. Diesen Besuch wiederholte der Monarch im Juni 1785, wo er jedoch nur sehr kurz bei seiner Schwester verweilte, welcher der Kaiser beide Mal durch zärtliche Aufmerksamkeit und Gewährung, fremde Linderung bezweckender Wünsche, die Erinnerungen an das Jahr 1780 zu tilgen suchte.

Im Herbste 1781 empfing die Erzherzogin den Besuch ihres geliebten Bruders Maximilian, dem sie eine Operette produziren ließ, deren Stoff Graf Enzenberg, deren Musik Graf Christallnigg besorgte.

Ebenso willkommen war Marianna die Ankunft der Erzherzogin M. Amalia von Parma am 4. Juni 1783, welche sich bei ihr neun Tage aufhielt, einem großartigen Balle im Landhaussaale beiwohnte und mit ihrer Schwester alle merkwürdigen Orte der Umgegend besuchte. Dieses Vergnügen für unsere hohe Frau wiederholte sich im Frühjahre 1786, wo ihr Bruder der Erzherzog Ferdinand von Mailand mit seiner Gemalin M. Beatrix von Este auf seiner Rundreise durch Frankreich, Holland und England bei ihr einsprach. Die Erzherzogin gab ihnen eine musikalische Akademie, einen Ball und eine Beleuchtung. Diese Feste waren in jener Zeit fast die einzigen, welche die Eintönigkeit der Klagenfurterwelt unterbrachen und eine Bewegung in das dortige gesellschaftliche Leben brachten. Solche Feste, die reichlichen Almosen und Spenden, welche von der erzherzoglichen Residenz ungehemmt flossen, der frohe Anblick der mit allen Klassen der Bewohner in unverkennbarer Herzlichkeit und ungezwungener Freundlichkeit verkehrenden Tochter der unvergeßlichen Kaiserin; die Offenhaltung ihres großen, schönen, mit Springbrunnen und Spalieren, nach damaliger Versailler-Sitte, ausgestatteten Garten für alle Menschen, und zuletzt ihr Benehmen in der, im Kriegs- und Hungerjahre 1789 ausgebrochenen allgemeinen Noth machten sie Klagenfurt und Kärnten im höchsten Grade lieb, werth und theuer. Die Erzherzogin schrieb an ihre Schwester die Königin Carolina von Neapel um Getreide. Man überschiffte davon 6000 Vierlinge nach Triest, und da ihr Transport nach Klagenfurt zu hoch gekommen wäre, wurden sie dort veräußert und das gelöste Geld, 23.000 fl., unter die hierländigen Armen vertheilt.

Die Klagenfurter wußten die Wohlthat und das Glück ihrer Anwesenheit zu schätzen, und bereits am 6. Oktober 1781, als am Vorabende ihres Geburtstages, überraschten sie die Erzherzogin mit einer Beleuchtung. — Fürstbischof Auersberg hatte sich zu diesem Zwecke die Ehre ihres Besuches zu Zwischenwässern erwirkt, und als sie am Abende heim kam, prangte eine herrliche Triumpfpforte am Eingangsgitter der Residenz, 60 Tonkünstler ließen sich in wechselnden Tonarten, auf den verschiedensten Instrumenten hören, und ein herzerschütterndes „Maria Anna lebe hoch" erbrauste aus tausend Kehlen. Die Erzherzogin war tief bewegt, und sprach die denkwürdigen Worte: „Ich bin wohl glücklich unter Euch. So gute und erkenntliche Herzen habe ich wohl an keinem Orte angetroffen. Ich habe 40 Jahre in Wien gelebt, aber man hat es mir nicht gezeigt, daß man mich liebe." Solche Aeußerungen der Anhänglichkeit und Liebe offenbarten sich noch oft, doch nie mehr, als da man sie verlor.

Mariannen's häusliches Leben war eine Abwechslung von Lichtglanz und einer bis in das Dunkle gehenden Schattirung, je nachdem die Eindrücke von Außen, die Gesundheit und die innere Bewegung wirkten. Die eigenthümliche, wenn auch nicht angeborne Färbung ihres Gemüthes war Schwermuth, der sie jedoch sich nicht hingab, sondern in erheiterndem Umgang, oder in frommen Uebungen, in Erhebung des Geistes, Gleichmuth suchte und errang. Wie ihre Mutter und Geschwister, war sie erregbar und lebhaft, scherzhaft oft in den trübesten Stunden. Indessen wie die entgegengesetzten Pole sich anziehen, genoß Niemand ihre Freundschaft und ihre Achtung in so hohem Grade, als ihr Hofpfarrer Josef Edling. Noch sieht man in dem Nebenzimmer der Frau Oberin der Elisabethinnen sein Portrait gegenüber dem seines Bruders, des Abtes von St. Paul. Während dieser eine äußerst geistreiche, angenehme und heitere Physiognomie hat, stellt sich jener als ein hagerer, kränkhafter, grünlich-blaßer Mann dar, auf dessen Lippen nur Ernst und Schweigen ruht. Und so war es auch; und doch wurde dieser düstere aber gewissenhafte, herzliche und tief denkende Mann, am meisten von der Erzherzogin ausgezeichnet, und ihm von ihr, als er den 6. August 1786 nach langen Leiden starb, in der Gruft zunächst jener Stelle, wo die Erzherzogin ruhen wollte, die Ruhestätte angewiesen.

Ihre vorzüglichsten Gesellschafter waren Enzenberg, Christallnigg, Fürstbischof Schrattenbach, Hofpfarrer und Abt Edling, zuletzt der an die Stelle des erstern getretene Paulitsch, später Fürstbischof von Gurk, dann die Gräfinnen von Enzenberg und Christallnigg. Niemand jedoch genoß in dem Grade ihre Freundschaft und ihr Vertrauen, als die Oberin Xaveria Gasser, welche sie mit dem zärtlichen „Du" als Schwester behandelte; und für die wie für ihr Kloster und ihre Krankenanstalt, deren Betten sie von 11 auf 24 zu vermehren wußte, sie zu sorgen nie aufhörte.

Einst war sie eine große Liebhaberin von Musik und ein Familiengemälde des Hofes zeigt sie noch, wie sie mit ihrem Bruder Josef am Klaviere sitzt. Damals sang sie, von ihrem Bruder auf dem Klavier begleitet, selbst bei einem öffentlichen Concerte, dem der Hof beiwohnte. Doch auch diese Freude verklang unter den Mißtönen ihrer Kränklichkeit. Sie wurde sehr korpulent; dafür vermehrte sich ihre Athemlosigkeit, ihre Beklemmung. Man versuchte Bäder, und da ihr zuletzt das Gehen sehr beschwerlich fiel, wurde am Balkon der Residenz gegen Osten ein Theil des Gitters beweglich gemacht, um sie, gleich wie es bei ihrer kaiserlichen Mutter geschehen war, in einem Lehnstuhle von demselben an das Erdgeschoß herabzulassen. Dabei unterließ sie jedoch ihre geistlichen Uebungen im Kloster nicht, wo sie in früheren Jahren oft acht Tage Exercitien machte, und in ihrem Eifer nicht selten die Frauen ermüdete. Nie war sie müssig: entweder eine Strickerei, oder die Verfertigung von feinen Schnüren aus gezupfter Seide, behufs von Verfertigung kirchlicher Paramente, beschäftigten sie in den freien Stunden, die ihr von dem lebhaften Briefverkehr mit den Ihrigen erübrigten.

Hatte die Erzherzogin die letzten drei Jahre in Klagenfurt im steten Kampfe mit ihrem unheilbaren Uebel zugebracht, war ihr Blick stets dem Endziele ihres Lebens zugewandt. Ihr Tod, der am 19. November 1789, dem Feste der heiligen Elisabeth, wie sie es immer gewünscht und vorhergesagt, ein so edles Leben schloß, hatte daher alle die Offenbarungen ihrer echt christlichen Gesinnung, ihrer standhaften Ergebung und thätigen Menschenliebe im Gefolge, die ihre Freundin Xaveria Gasser eingehend und ergreifend schildert. Ihre Beerdigung erfolgte ohne Prunk; die Leiche wurde auf ihre Anordnung von Bürgern bis in die Mitte der Vorstadt zum Standbilde des heil. Florian getragen und dann in der Gruftkapelle eingesetzt, wo sie ruht, und die nach ihrem Verlangen nur sich durch die Inschrift: Dom. Maria Anna peccatrix, nata VI. Octobris MDCCXXXVIII. denotadee XIX. Novembris MDCCLXXXIX., requiescat in pace — kennzeichnet.

Den Schmerz, die Trauer so Vieler, denen sie Wohlthäterin gewesen, in Worte fassen zu wollen, wäre vergeblich. Sie selbst suchte durch ihr bereits am 17. März 1787 verfaßtes Testament den Eindruck, das Gefühl des herben Verlustes zu mildern, indem sie ihre Sorgfalt mit dem, was sie besaß, möglichst auf alle Leidtragenden erstreckte. Ihr Vermögen war bei ihren bemessenen Revenüen und ihrer fortwährenden Wohlthätigkeit unter dem Begriffe der öffentlichen Meinung.

Das größte Habe bestand in dem unterm 20. März 1781 bei Johann v. Adamowitsch im Veröczer Comitate angelegten Kapitale von 120,000 fl. welches sie dem Elisabethinnenkloster, als Universalerben, vermachte, welches jedoch gegenwärtig, nachdem es alle die Finanzrevolutionen durchgegangen, nur noch 48.000 fl. beträgt, die, dem Kloster vom Schuldner ausgezahlt, nun in öffentlichen Obligationen erliegen.

Dafür übernahm das Kloster eine Zahl Legate und Pensionen an ihre Hofleute, die über 4000 fl. jährlich betrugen, und die nur nach und nach eingingen.

Graf Enzenberg hatte gleichzeitig mit der Verfassung des Testamentes die Schenkung der Mariannen zustän-

digen Kuxen oder Bergantheile zu Kremnitz erhalten, wofür er zu gleichen Leistungen verbindlich gemacht wurde.

Die vorhandene Barschaft, die Guthabungen aus den zuständigen Apanagen, der Erlöß aus dem Verkaufe der Einrichtungen gaben die Mittel, um die 2100 fl. Legate an Arme, die 4000 fl. auf fromme Stiftungen und Krankenbetten zu bezahlen. Das Pfarrhaus sammt Garten fiel über Aufhören der eigens für die Erzherzogin errichteten Pfarrei dem Kloster zu und der Erlöß von dem zu verkaufenden Schloße Annabichl zu gleichen Theilen den Hausarmen der Pfarre St. Lorenzen und jenen der Pfarre St. Georgen am Sandhof. Jeden ihrer Freunde und Diener bedachte sie mit Geschenken als Andenken. So legirte sie dem Grafen Enzenberg ihre weltliche Bibliothek, ihre Naturalien und Maschinensammlung. Selbst die Goldfische der Fontainen erhielten ihre Widmung. Für den Fall, daß das Kloster aufgehoben werden würde, bestimmte die Erzherzogin im Codizill vom 2. September 1789, daß die demselben von ihr gewidmeten Kapitalien die Bestimmung haben sollten, den Fond zur Betheilung von 5 adelichen, 5 Beamtens-, 5 bürgerlichen Töchtern und 5 Bauernmädchen mit lebenslänglichen Pensionen von 500 bis 100 fl. zu bilden.

Als ein Zug ihrer Denkweise mag es angeführt werden, daß sie unter Punkt 1 ihres Testamentes anordnete, ihre Leiche solle weder geöffnet noch einbalsamirt werden, im Gegentheile, Enzenberg und Christallnigg seien verpflichtet, jeder drei Schaufeln ungelöschten Kalk in ihr Angesicht zu werfen, ehe der Sarg geschlossen würde, was auch buchstäblich geschah.

Nun ist sie bereits 72 Jahre todt, aber nie hat das Kloster die Trauer um sie abgelegt, die Klänge der Glocken, die Gesänge des Chores und die feierlichen Exequien verkünden es jedes Jahr, was sie demselben gewesen. Mögen diese Zeilen *) dazu beitragen, in der Erinnerung der Einwohnenden und Auswärtigen zu erneuern, was sie Kärnten war, und durch ihre Werke noch ist.

Studien aus dem Volke.

Von Valentin Pogatschnigg.

II.

Häuseraufschriften und Sprüchverse.

Wer einmal mit offenem Auge Mittel- und Oberkärnten in Einem Zuge durchstrichen hat, dem werden auch die Unterschiede aufgefallen sein, welche zwischen den beiden Landtheilen hinsichtlich der Ansiedlungsformen, der Art des Häuserbaues und seiner Ornamentik bestehen. Von allen diesen will ich heute nur andeutungsweise sprechen. Dagegen speziell mit Bezug auf Letztere den Gebrauch der Häuseraufschriften und Spruchverse besprechen. — Es zeigt sich nemlich die auffallende Erscheinung, daß, während Mittel- und Unterkärnten wenige und diese meist in deutschen Gegenden aufzuweisen hat, sie in Oberkärnten um so häufiger vorkommen, je tiefer es in die Gebirge hineingeht und je mehr sich deutsche Art und Sitte unvermischt erhalten hat. Von Feldkirchen hinein nach Himmelberg und Reichenau, von Villach gegen die Einöde, Radenthein, Millstatt, dann das Liser- und Maltathal hindurch habe ich sie angetroffen. Am reichsten sind sie in protestantischen Gegenden, und wo sie da an katholischen Wirthschaften zu lesen, kann man oft mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß ein Besitzer

---

*) Als Quellen unserer biografischen Darstellung bemerken wir, außer dem Eingangs angeführten Werke A. Wolf's über Maria Christine, das biografische Lexikon Wurzbach's 7. Theil, Seite 26 und 27; ferner die Geschichte des Elisabethinen-Klosters von seiner Oberin Xaveria Gosser, erschienen im Drucke 1794 in Salzburg, dann die vielen, doch im Verschwinden begriffenen, mündlichen Ueberlieferungen, sowie das abschriftlich vorhandene Testament und Codizill der Erzherzogin. Als redende Denkmale dieser Fürstin mögen, außer den Gebäuden, vielen Kirchenparamenten, Stiftungen u. s. f. die im Elisabethinnen-Kloster vorhandenen Reliquien gelten: ihr Portrait 1781 gemalt von dem berühmten Künstler Lampi, ihre lebensgroße von Wachs gefertigte mit ihrem eigenen Anzuge bekleidete Figur in einem Glaskasten des Oratoriums, wo die gleiche des Kaisers Franz I. im Franziskaner Habite, und eine Büste von ihm, mit dem theilweisen Anzuge, den er beim Sterben anhatte, sich befindet. — Außerdem besitzt das Kloster die von ihr der Oberin testamentarisch legirte Chatouille, worin ein wahrer Schatz von Andenken, welche die Hochselige von ihrer Familie empfangen. Strickbeutel, Gemälde und andere Arbeiten der Kaiserin, Drechslereien ihres Vaters; eine Zahl künstlicher und werthvoller Rosenkränze, Souvenirs verschiedener Gattung, Lorgnetten, Dosen, Armbänder, Halsbehänge, die Trauringe der Eltern, Uhren, Brieftoschen, Fächer, eine kleine Kassetruhe, mit allen Münzen, welche unter dem Kaiser Franz I. geschlagen; ein Nikolaigeschenk desselben rc.

Nicht weniger werthvoll für den Kunstkenner und Geschichtsfreund sind die vielen theils dort, theils in zwei Portefeuilles enthaltenen Portraits in Miniatur der kais. Familie und anderer hohen Personen, dann die herrlichen Aquarell-Gemälde gleicher Art aus der Fronen-Litonei und dem Kreuzwege; Denkmünzen der Erzherzogin Marianna auf die Entstehung des Armeninstitutes, wovon 100 Stücke bei der betreffenden Abspeisung der Armen in der Residenz an dieselben vertheilt wurden.

einmal Protestant gewesen sei. Der früher von großem Verkehre belebten Straße durch das Lieser- und Katschthal entlang, begegnen wir ihnen nur selten und sporadisch. Mit der größern Abgeschiedenheit der Gegend nehmen auch sie wieder zu, und in den höhern Theilen des Gebirges oder in entlegenen Thalparthien fehlen sie fast an keinem der ältern Häuser und kommen sogar an den Wirthschaftsgebäuden vor.

Durchmustern wir einige von denen, welche ich in meine Reisemappe aufgenommen habe. Ihr Inhalt ist ein sehr mannigfaltiger. Sentenzen aus der Bibel und dem Gesangbuche, Grüße an den Eintretenden und Gehenden, eine Angabe des Datums und Erbauers „in mit Dreschflegel geschriebenen Lapidarversen,“ Proteste gegen die unbefugte Kritik des Hausbaues und Handwerkssprüche, die als Schilder dienen, gehören zu den gewöhnlichsten und beliebten Themen dieses reichen und eigenthümlichen Hausschatzes deutscher Spruchweisheit.

Wie stolz und zufrieden, dabei wie grell kontrastirend zu dem Schwindel des modernen Gewerbelebens klingt der Spruch, welchen ich an dem Hause eines Webers in Radenthein las:

Mein Handwerk ist ein schönes Ding,
Wenn man es recht betracht;
Arm, reich, hoch und gering
Braucht, was ich stets gemacht.
Sobald ein Kind die Welt erblickt
Braucht es von meiner Waare,
Ein Leintuch in den Ehestand, auch
Ein Leichentuch zur Bahre;
Von Kindheit bis zum Grabesrand
Braucht man des Webers fleißige Hand.
Drum dank ich meinem Herrn und Gott
Für mein Gewerb, es bringt mir Brod.

In Maltein hängt am Hause eines Schusters dessen hölzernes Schild mit nachstehendem Verse:

Ich liebe meinen Gott und laß ihn walten,
Ich mache neue Schuh und flick die alten.
Gott ist mein Herr,
Von ihm kommt alles her,
Speis, Trank und Alles was wir haben
Sind alle seine milden Gaben.

Mit geringerer poetischer Technik hat ein anderer Meister vom Leisten in der Nähe von Afriz sein Handwerksschild ausgestattet; es spricht in soliden Knittelversen:

Beim Bruckenschuster heißt bei mir
Ich mache Schuh und Stiefel hier
Ich mache es um's baare Geld
Komm ich auch leichter durch die Welt.

Wirthshäuser lieben es, sich einen frommen Anstrich gebend, meistens biblische Sprüche als Motto's über die Thüren zu setzen. Die Tiefe und der Ernst der Worte nehmen sich an dem weltlichsten aller Häuser ganz eigenthümlich aus. Neben dem allbekannten und oft gebrauchten Bibelverse: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt,“ fand ich eine andere nicht minder originelle Einladung zur Einkehr über dem Thore einer Dorfschenke, die ebenfalls aus der Bibel entlehnt ist: „Rufe mich an zur Zeit der Noth und ich werde dich erhören und du sollst mich preißen.“ Der Humor solcher Wirthshausschilder hat vielleicht schon Manchen hineingelockt, der ohne dieselben ruhig des Weges weitergegangen wäre. In einer andern weltlichern Aufschrift spricht sich eine sehr realistische Lebensanschauung aus:

Nur lustig gelebt
Und selig gestorben
So hat man dem Teufel
Die Rechnung verdorben.

Andere tragen wieder einen tiefen, religiös sittlichen Charakter. Wie einfach schön nimmt sich der Spruch aus, der an einem Hause in der Einöde angebracht ist:

Gott segne dieses Haus
Und alle die gehen ein und aus.

W. Riehl macht zu einem ähnlichen Verse an einem Pfälz'schen Hause die treffende Bemerkung: „Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß in hundert Jahren, seit eine solche Inschrift etwa steht, nicht wenigsten Ein Mann aus- oder eingegangen sei mit einer Spitzbüberei im Sinne, die er beim zufälligen Blick auf diesen Spruch habe bleiben lassen.“ — Allein auch in diesem Genre zeigt sich gerne ein humoristischer Anflug. So ein verbreiteter Gebetvers unter dem Bilde des heil. Florian:

O heiliger Florian
Verschon unsre Häuser
Und zünd andere an!

der eine seltsame Zumuthung an den Volksheiligen enthält, und sicher ernster gemeint ist, als er ausschaut.

Man kann sich endlich des Lachens kaum erwehren, wenn man den tollen Einfall liest, den ein anderer Bauer über die Hausthüre setzen ließ: „Herr schütze uns vor dem Ungewitter und der Verzehrungssteuer!"

Es wäre nicht allein wünschenswerth, solche Sprüche und Witze zum Studium des Volkes zu sammeln, sondern mehr noch, daß die schöne Sitte selbst erhalten und ferner noch gepflegt würde. In ihnen konnte das humoristische und poetische Talent des Landmanns sich entfalten, aber auch sein Herz sich bilden und veredeln. So oft er in's Haus geht, liest er immer wieder den Spruch und wird dadurch genöthigt, ihn viel öfter sich einzuschärfen und zu vergegenwärtigen als es wohl sonst geschehen wäre. Riehl bemerkt mit Recht: „Man muß ein Volk noch nicht für verloren geben, dessen Väter noch solche Sprüche über die Thore setzen."

Maiglöckchen.

An Maria.

Kleine Glocke, silbern glänzend,
Deine Sprache ist der Duft.
Süß, so wie melod'sche Klänge,
Schwebt dein Athem durch die Luft.

Bist zwar nicht aus Erz gegossen,
Gräme dich darum nicht viel;
Formt doch jeder neue Frühling,
Neu, dein zartes Glockenspiel.

Nicht zu Thränen, ernster Feier,
Nein, zu Jubel nur allein,
Läuten deine kleinen Glocken
Hold der Monde schönsten, ein.

Und wie Klänge Manches sagen
Und ein Duft, Erinn'rung weckt,
Sei, Maria! Meingedenken
In des Glöcklein's Hauch, versteckt!

Zwei Sterne.

(Mit naturgeschichtlicher licentia poëtica.)

Es schwirrt durch dunkles Firmament
Und schlängelt sich — ein gold'ner Blitz,
Und glänzt im blauen Element,
Als hab's bei Sternen seinen Sitz —
Noch Einmal flammt's im Himmelsschooß —
Der Stern von Menschenhand — zerfloß!
Und wieder schwirrt's durch dunklen Raum,
Gedankenschnell — ein Stern, der fällt!
Ein Silberblitz als wär's nur Traum!
Sind es wohl Trümmer einer Welt
Die da in Nacht vor mir zerfließen?!
O, daß auch Sterne sterben müssen!

Ruy Gonzalez.

Ein wahres Wort.

Das „deutsche Museum" bringt in Nr. 13 eine Besprechung der kleinen Schrift „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen" von Prof. August Henneberger, und schließt dieselbe mit folgender — wie uns dünkt — treffenden allgemeinen Betrachtung:

„Man hört heutzutage häufig Klage führen, besonders in literarischen Kreisen, daß die Literatur, oder sagen wir genauer, die Schriftsteller in Deutschland noch immer nicht diejenige gesellige Stellung einnehmen, die ihnen, sagt man, gebühre und die sie zum Vortheil der Literatur selbst einnehmen müßten. Selbst namhafte Autoren der Gegenwart haben es mit nackten Worten ausgesprochen, daß unsere Literatur sich nicht eher zu neuer Blüte entfalten könne, bevor die Schriftsteller nicht einen größern Antheil am öffentlichen Leben erlangt hätten und bevor ihnen nicht auch bei uns in Deutschland dieselbe gesellige Stellung eingeräumt worden, deren sie z. B. in England und Frankreich bereits seit Jahrhunderten genießen. Sogar der Umstand, daß Deutschland keine tonangebende Hauptstadt besitzt, keine Stadt, in der die gesammte geistige und gesellige Bildung unsers Volks pulsirt, wie die Bildung der Franzosen in Paris, die Bildung der Engländer in London — selbst diesen Umstand hat man dafür verantwortlich machen wollen, daß unsere Literatur noch immer so weit zurückbleibt hinter den Zielen, welche sie sich selbst gesteckt hat, und im Ganzen noch immer so wenig Einfluß auf die Masse der Nation ausübt. Wie kann Jemand ein Dichter sein — hat man gesagt — ohne das Leben zu kennen? Und wie will er es kennen lernen, entfernt wie er in Deutschland ist von den großen Brennpunkten des öffentlichen Lebens, ausgeschlossen von jenen höheren Kreisen der Gesellschaft, die doch zuletzt in allen Stücken, in Politik, Kunst, Literatur den Ton angeben, verbannt vielleicht in irgend ein obscures Landstädtchen, belastet mit der Sorge für Frau und Kinder, die Welt nur aus der Perspektive seiner Bücherweisheit erblickend — was kann, was muß aus einem solchen Dichter werden?! Ja so weit ist man gegangen, es für unmöglich

zu erklären, daß ein rechter Dichter, ein Dichter, der wirklich auf seine Zeit wirken will, überhaupt noch irgendwo anders leben, irgendwo anders sich bilden könne als nur in großen Städten, inmitten einer lebhaften und buntfarbigen Geselligkeit. Noch mehr: selbst Goethe's Dichtungen hat man es anmerken wollen, daß er, den Aufenthalt in Italien abgerechnet, doch im Grunde niemals so recht aus dem Landstädtchen Weimar hinausgekommen, und auch Schiller, hat man uns zu verstehen gegeben, wäre zweifelsohne noch ein ganz anderer geworden, hätte er statt in Jena und Weimar in Berlin oder Wien oder Hamburg gelebt....

Wir wollen die Stichhaltigkeit dieser Behauptungen hier nicht weiter prüfen, sondern nur einfach auf die Thatsache aufmerksam machen, daß unsere größten Dichter, die Dichter unserer klassischen Epoche, ohne Ausnahme fern von dem Treiben der großen Welt in eben jenen kleinen Städten und jenen idyllischen Umgebungen gelebt haben, die dem heutigen Geschlecht so philisterhaft und langweilig erscheinen. Wir räumen dabei ein, daß jede Zeit ihre bestimmten Verhältnisse und Bedingungen hat und daß, was vor 50 Jahren gut und zweckmäßig war, heute vielleicht gerade das Gegentheil ist. Die Verhältnisse der Gegenwart sind mit märchenhafter Schnelligkeit zu wahrhaft riesenmäßigen Dimensionen herangewachsen; Eisenbahnen und Dampfschiffe haben die räumliche Welt ebenso verkleinert und in's Enge gezogen, wie die Welt des Gedankens und der öffentlichen Interessen sich vergrößert hat. Gewiß soll und darf Niemand sein Auge diesem erweiterten Horizont verschließen, am wenigsten der Dichter, der ja recht eigentlich aussprechen soll, was die Zeit im innersten Grunde erfüllt und bewegt. Mögen denn also auch unsere angehenden Poeten sich der Vortheile bedienen, welche die veränderten Verhältnisse der Gegenwart ihnen darbieten; mögen sie mit Windesschnelligkeit die Welt von einem Ende zum andern durchlaufen, mögen sie ihre Phantasie an den Wundern fremder Welttheile bereichern und Herz und Charakter in den Strudeln und Untiefen moderner Geselligkeit abhärten und kräftigen. Aber um die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten, um das Leben zum Kunstwerk, die Wirklichkeit zur Dichtung zu verklären, dazu gehört innere und äußere Sammlung, und daß diese in dem unsteten, lärmenden, rastlos gehetzten Leben unserer Tage so schwer zu finden ist, ja daß sie von der Mehrzahl gar nicht einmal mehr gesucht wird, darin, wenn wir nicht irren, liegt ein Hauptgrund der Unvollkommenheit und Oberflächlichkeit, die wir an der Mehrzahl der heutigen Produktionen bemerken. Einem Schriftsteller vom modernsten Schlage, der, in Erinnerung an seinen letzten Pariser Aufenthalt, von Berlin oder Wien als von einem „Dorfe" spricht, oder morgens früh mit eiliger Feder zu einem Feuilletonartikel zusammenschweißt, was er den Abend zuvor im Vorsaal dieses Ministers oder in der Soiree jenes Bankiers erlauscht hat — nun ja doch, einem solchen Schriftsteller vom neuesten Datum, der aber dann dafür auch die Bücher dutzendweise aus dem Aermel schüttelt, muß ein Leben, wie Jean Paul es in Meiningen geführt hat, außerordentlich langweilig und armselig vorkommen und wir sehen deutlich das selbstzufriedene Lächeln, das sein Antlitz überfliegt, indem er sich den Dichter des „Titan" vorstellt, wie er die Gänse auf dem Stadtgraben zu Meiningen füttert. Und dennoch mögen er und seinesgleichen sich gesagt sein lassen, daß alles Große und Hohe, was die Menschheit entzückt und begeistert, stets nur die Frucht einsamen Denkens und stiller innerer Sammlung gewesen ist. Alles wahrhafte und echte Leben, geistig wie körperlich, bedarf zu seiner Entwickelung der Verborgenheit und Stille; in der heil. Stille des Mutterschoßes wächst das Kind, und auch die Werke des Genius gedeihen nicht im Geräusch des Marktes, sondern allein in der Einsamkeit, der allerzeugenden."

Heimatliche Chronik.

Die Krankenanstalt bei den F. F. Elisabethinnen zu Klagenfurt.

Humanitätsanstalten, seien sie öffentliche oder private, erscheinen erst dann in ihrem wahren Werthe, wenn von ihrem Wirken öffentliche Rechenschaft gegeben wird. Solche Rechenschaftsberichte regen die allgemeine Aufmerksamkeit an, zerstreuen Vorurtheile und irrige Begriffe und streuen neuen Samen aus, der in jeder Beziehung fruchtbringend werden kann. —

Im Nachstehenden wollen wir eine allgemeine Uebersicht über das Wirken der hiesigen Anstalt für weibliche Kranke bei den ehrw. F. F. Elisabethinnen nach den jüngst verflossenen 6 Jahren geben. Sie ist nur ein kleines Schärflein zur interessanten Geschichte des Klosters und seiner Heilanstalt, wovon wir bisher nur Bruchstücke kennen und die einer kundigen Feder entgegen harrt.

Es wurden

im Jahre	aufgenommen,	entlassen,	und gestorben sind
1857	198	180	18
1858	205	187	18
1859	226	216	10
1860	197	184	13
1861	177	166	11
1862	196	187	9
Individuen	1199	1120	79

Sterblichkeits-Verhältniß 6%.

Es entfallen in diesen 6 Jahren davon auf Klagenfurt		340
auf das Land, und zwar auf ganz deutsche und gemischte	430	
und rein slovenische Gemeinden	362	
mithin auf solche im Ganzen		792
Auf andere Kronländer als:		
„ Steiermark	19	
„ Krain	18	
„ Tirol	5	
„ Venezien	5	
„ Görz	4	
„ Oberösterreich	3	
„ Unterösterreich	2	
„ Mähren	1	
„ Böhmen	1	
„ Ungarn	1	
„ Kroatien	1	
„ Salzburg	1	
„ Triest	1	
		62
Vom Auslande, und zwar aus Baiern	2	
Preußen	2	
Sachsen-Altenburg	1	
		5
zusammen		1199

Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, daß die Mehrzahl der Kranken von dem flachen Lande Kärnten's in die Anstalt aufgenommen wurde. Die beträchtliche Anzahl der Kranken aus rein slovenischen Gemeinden scheint hinzudeuten, daß der Mangel einer slovenischen Conversation keine Ursache sei, die Anstalt zu meiden. Es ist aber auch die Zahl der Kranken aus rein slovenischen Gegenden, welche der deutschen Sprache nicht mächtig wären, obwohl dieses bei dem weiblichen Geschlechte mehr als bei dem männlichen der Fall ist, dennoch sehr klein, und wenn bei solchen Kranken die Anwendung ihrer Muttersprache unumgänglich nothwendig war, fand man immer Dolmetscher unter den Kranken, außerdem, daß der Seelsorger und 4 Conventualinen derselben mächtig sind.

Eine vollkommene, und ebensowenig eine auf alle Individuen der Anstalt sich erstreckende Kenntniß der slovenischen Sprache ist sohin nicht nothwendig.

Den Belegraum geben 25 Betten. Bei dem Andrange der Kranken ergeben sich jährlich für ein Bett 300 Verpflegstage, was in 6 Jahren 45.000 Verpflegstage gibt. Wird das Erforderniß für einen Tag nur zu 35 kr. öst. W. angenommen, so gibt dieses in 6 Jahren das Erforderniß von 15.750 fl. öst. W., somit jährlich 2625 fl. öst. W.

Die tägliche Verpflegsgebühr von 35 kr. wird von dem Convente beansprucht, wenn für Kranke Verpflegung vergütet wird. Dieser Fall tritt aber jährlich durchschnittlich nur acht Mal ein. Das Erforderniß hat seine Bedeckung theils in der Vergütung der Verpflegskosten, die, wie gesagt, verschwindend klein ist, theils in den Stiftungen für Krankenbetten. Unterstützung hat die Krankenanstalt keine, nur die von der kärnt. Sparkasse, welche ihr seit einigen Jahren einen Jahresbeitrag von 400 fl. widmet. Was die Krankenbettstiftungen anbelangt, so hat es hier wie überall sein eigenes Bewandtniß. Die meisten Stiftungen stammen aus dem Anfange dieses Jahrhundertes, und wurden daher von dem Finanz-Patent des Jahres 1811 auf ein Minimum reducirt, so daß mehrere Stiftungen zusammengezogen werden mußten, um nur halbwegs das Erforderniß eines Bettes zu decken.

Erst in neuester Zeit wurden 4 Stiftungen, nämlich von Fräulein Baronesse Albina, dann der Frau Baronin Maria von Herbert, den Frauen Tazoll (Tertscher) und Stander, jede mit 3150 fl. gemacht. Diese Stiftungen wurden erfüllt, indem durch die Herstellung eines dritten Krankenzimmers jetzt diese vier Betten aufgestellt sind, und von nun an auch mit Kranken besetzt werden. Von dem Herrn Johann R. v. Rainer wurden 1200 fl. zur Errichtung eines Bades für die Anstalt legirt, welches ebenfalls schon besteht.

Das Erforderniß, so gering als möglich mit 35 kr. täglich für ein Bett angenommen, findet dennoch in der Spitalsdotation nicht die erforderliche Bedeckung. Der wohlgeordnete Haushalt, die strengste Sparsamkeit und manche Entbehrungen, welche sich die Frauen Conventualinen selbst auflegen, machen es möglich, daß von der Convent-Dotation der Abgang der Krankenbett-Stiftungen gedeckt wird. Die öffentliche Mildthätigkeit durch Aufrufe und Sammlungen u. dgl. wird vom Convente nicht in Anspruch genommen.

Da durchschnittlich im Jahre 200 Kranke aufgenommen werden, und wenn diese Anstalt nicht bestünde, in der Landes-Krankenanstalt zum meisten Theile Aufnahme gesucht hätten, so setzt erstere die Landes-Krankenanstalt in die Lage, in ihrem ebenfalls sehr beschränkten Raume andern, somit einer größern Anzahl weiblicher Kranken die Verpflegung zu gewähren, und in diesem Verhältnisse verschafft sie auch dem kärnt. Landesfonde ein jährlich nicht unbedeutendes Ersparniß an Verpflegskosten, die sonst die Landes-Krankenanstalt bestreiten müßte.

J.

Verschiedenes.

Richard Wagner in Petersburg. Auch in der Czarenstadt sucht Richard Wagner seine Compositionen einzubürgern. Er gibt seit einiger Zeit dort Concerte, deren jedes ihm 1000 Rubel einbringt. Sein Orchester besteht hierbei aus 130 Mitgliedern des Orchesters der kaiserlichen Oper. Das erste Concert enthielt im Programm außer der Beethoven'schen Sinfonia eroica verschiedene Stücke aus dem fliegenden Holländer, aus Lohengrin und Tannhäuser.

Berichtigung zu Carinthia Nr. 17.

Seite 130, 1. Spalte, Zeile 12 von oben lies Soiréen statt Soreen; Seite 130, 1. Spalte, Zeile 16 von oben lies achtjährig statt zweijährig; Seite 130, 1. Spalte, Zeile 17 von oben lies 19. Juni 1747 statt 19. Juni 1741; Seite 130, 2. Spalte, Zeile 9, von unten lies hohen Treiben, statt frohen Treibens; Seite 131, 1. Spalte, Zeile 13 von oben lies Schwinbuner statt Swinbuner.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 19 Sonnabend, den 9. Mai **1863.**

Aus dem Landes-Museum.

„Zur Naturgeschichte des Hundes."

Vortrag,

gehalten

von Dr. Alois Hussa am 30. Jänner 1863.

(Stenographisch aufgenommen von den Hrn. K. Kroner und J. Frankl.)

Wer kennt nicht den Hund, jenes Thier, welches dem Menschen auf seinem Zuge vom asiatischen Hochplateau folgte bis zu den unwirthbaren Gestaden des Eismeeres und bis unter die sengenden Strahlen der Aequatorial-Sonne. Das Thier, das treu bei seinem Herrn ausharrt und mit ihm theilt Freude wie Leid, das förmlich mit ihm lebt, ihn heute erfreut durch lustige Kapriolen, und ihn morgen mit Todesverachtung gegen seine Feinde vertheidigt. — Seine Eigenschaften machen ihn nicht nur zum nützlichen Hausthiere, sie machen ihn zum wirklichen Freunde des Menschen.

Schon bei der oberflächlichsten Betrachtung dieses Thieres müssen uns die unendlichen Spielarten und Varietäten auffallen, in denen es auftritt, und obwohl die Varietäten oder Raçenbildung allen Hausthieren eigenthümlich ist, so wird sie doch bei keinem in so ausgedehntem Maße beobachtet; und wenn wir den sauertöpfischen **Mops** neben dem raschen **Windspiel**, den feinen **Bologneser** neben dem plumpen rohen **Bulldock**, den cholerischen **Pintsch** neben dem ernsten **Hühnerhund** betrachten, so werden wir eher veranlaßt, ebensoviele verschiedene Thierspezies anzunehmen, als sie alle für Varietäten einer Spezies anzusehen.

Der Hund ist seinem Gebisse nach ein **fleischfressendes Raubthier** und ist nach der Bildung seiner Füße ein **Zehengänger**. Er gibt der Thierfamilie, welcher er eingereiht ist, den Namen. Die Familie der **hundeartigen Raubthiere** umschließt 3 Gattungen: Die Füchse, die Wölfe und die Hunde. Der Hund unterscheidet sich vom **Fuchse** vorzüglich durch die runde **Pupille**, welche bei diesem einen senkrechten, länglichtrunden Spalt bildet.

Vom **Wolfe** unterscheidet er sich durch den aufrechtgetragenen nach oben eingerollten **Schwanz**. Das **normale Gebiß** des Hundes besteht aus 42 Zähnen, 3/4 Lückenzähne (Back-) 2/2 Höckerzähne (Kau-). Jedoch ändert sich diese Zahnformel durch Verschwinden oder Ausbleiben des ersten Lücken- und letzten Kauzahnes und zwar findet dieses besonders im Unterkiefer statt. In kurzen Kiefern drängen sich die **Backzähne** gewaltsam zusammen, einzelne verunstalten sich, — in langen stehen sie räumlich hintereinander. Der **obere Fleischzahn** ist bald etwas länger als die beiden Kauzähne, (doch nicht mehr als 4 Millimeter) meist aber bis um 5 Millimeter kürzer.

Der **untere Fleischzahn** ist mehr als um 1/3 länger als die beiden Kauzähne.

Das Skelett sowie der ganze Körperhabitus des Hundes bietet so viele Varianten, daß er, das seit den Urzeiten bekannte und unter allen am weitesten verbreitete Säugethier, gerade das einzige ist, dessen Ansprüche auf den Rang einer eigentlichen naturhistorischen Spezies nicht allein unentschieden sind, sondern auch, wenn nicht ganz ungewöhnliche Entdeckungen gemacht werden, für alle Zeit zweifelhaft bleiben werden.

Dieses **Verlorengehen des Stammbaumes** einer Thierart beweist das hohe Alterthum unsers eigenen Geschlechts, denn eine unübersehbare Reihe von Jahrhunderten muß erforderlich gewesen sein, um den körperlichen Charakter eines der Kultur unterworfenen Thieres dergestalt umzuändern, daß die sorgfältigste Prüfung jetzt nicht mehr ausreicht, um die Frage über den Urtypus zu lösen.

Ob die noch gegenwärtig im wilden Zustande lebenden Hunde als der Stamm ihrer gezähmten Brüder anzusehen sind, ist durchaus nicht erwiesen. Dieser Mangel einer deutlich nachweisbaren Abstammung ist die Ursache, daß die Naturforscher verschiedene mitunter ganz entgegengesetzte Anschauungen darüber hegen. Diese lassen sich in 2 Klassen bringen. Nach der einen Ansicht ist der Hund ein **Bastard**, nach der andern der durch **Kultur umgeänderte Nachkomme** ihm naheverwandter noch jetzt lebender Raubthiere.

Für die **erste Ansicht** wird die außerorde



Veränderlichkeit des Hundes angeführt, die Unzahl von Raçen und Spielarten, von denen manche unter unsern Augen entstehen, während andere langsam aussterben.

Diese Ansicht wird ferner durch die Erfahrung unterstützt, daß bei jenen Hausthieren, deren wilden Stamm wir noch kennen, wie das Pferd, das Schaf, das Haushuhn, der Einfluß, den die Kultur auf ihren Urtypus ausübte, Abänderungen bewirkt, welche über gewisse Grenzen nicht hinausgehen, und daher nicht von unbeschränkter Mannigfaltigkeit sein können, und daß endlich diese Abänderungen, sobald die Thiere sich selbst überlassen bleiben, sehr bald verschwinden, und die Thiere zu ihrem Urtypus wieder zurückkehren. Endlich spricht der Umstand, daß sich einige Hunde-Raçen so dem Wolfe, andere so dem Fuchse nähern, daß sie von diesen kaum zu unterscheiden sind, für die Annahme, daß dieser nicht in gerader Linie von einem einzigen reinen Stamme entsprungen sein könne.

Die andere Ansicht, welche den Hund nur für einen gezähmten Wolf gelten lassen will, weist auf die Aehnlichkeit hin, welche zwischen demselben und solchen Hunden existirt, welche sich seit langer Zeit in herrenlosem verwilderten Zustande fortpflanzten. Nun nähert sich wirklich die in Indien wild lebende Hunderaçe sehr dem Wolfe, und der in Neuholland vorkommende Dingo hat sogar den buschigen Schwanz des Wolfes. Außerdem sind der Hund- und Wolfschädel anatomisch kaum zu unterscheiden. Wolf und Hund können fruchtbare Junge erzeugen und ihre Tragezeit ist die gleiche (63 Tage). Den Einwurf, daß die Augen des Wolfes tiefer und seitlicher liegen, will man aus der Jahrhunderte langen Gewohnheit des Hundes, nach seinem Herrn zu blicken, erklären. Diese Ansicht läßt nur verwilderte Hunde zu.

Nun lebt aber in dem bergigen Theile von Indien, an der Coromandel-Küste ein Hund in ganz wildem Zustande, der in Rudeln von 6 bis 10 Stücken bei Tag und Nacht Wild jagt. Der verwachsen eingefangene Knausu oder Dhale wird nie zahm. Auf der westlichen Küste in Malabar findet man die Hunde in 50—60 Köpfe starken Rudeln, welche Hirsche jagen, ja sogar Tiger angreifen. Dieser nun seit Jahrhunderten in Indien wildlebende Hund gleicht aber immer vielmehr dem Haushunde als dem Wolfe und dies ist ein Haupteinwurf gegen die Ansicht, den Hund als gezähmten Wolf anzusehen. Bleibt es auch unentschieden, ob der Hund von einer ausgestorbenen wilden Urraçe abstamme oder von einer Kreuzung zwischen Wolf, Fuchs und Schakal abzuleiten sei: jedenfalls steht fest, daß er schon sehr alt sei, denn in den Knochenhöhlen von Deutschland, Belgien und Frankreich findet man fossile Knochen vom Hunde.

Ob man nun annimmt, daß der Hund von einer reinen Species abstamme, oder durch Kreuzung anderer entstanden sei, der Umstand bleibt eine bemerkenswerthe Thatsache, daß er solche Neigung zur Raçenbildung darbietet, wie sonst kein bekanntes Thier.

Obwohl diese Raçen meist so in einander überfließen, daß eine Trennung derselben nur sehr schwierig ist, so lassen sie sich doch auf 3 Haupttypen zurückführen und in 3 große Gruppen zusammenfassen.

1. Die Windhunde,
2. die Spitz- und Jagdhunde und
3. die Doggen.

I. Die Windhunde:

Schädel länglich, Scheitelbeine unmerklich genähert, von der Nath der Schläfebeine ziemlich gleichförmig emporsteigend; Gelenkköpfe des Unterkiefers mit den obern Backenzähnen auf gleichen Horizontallinien stehend.

II. Spitz- und Jagdhunde:

Schädel von mittelmäßiger Länge, Scheitelbeine oberhalb der Schläfebeinnath etwas aufgetrieben, daher in bogiger Linie aufwärts steigend, die Hirnhöhle folglich erweitert; die Stirnhöhlen gleichfalls erweitert und daher das Profil minder geradlinig, als in der 1. Gruppe.

III. Doggen:

Schnautze stumpf, Schädelgewölbe hoch, Stirnhöhlen groß, Gelenkköpfe des Unterkiefers oberhalb der Linie der obern Backenzähne eingelenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Die romantische Dichtung in Deutschland.

(Von Dr. Max Wellner.)

V.

Das romantische Drama.

Die romantische Tragödie hat ihren Heros schon früher in Shakespeare gefunden. Während die antike Tragödie einfach, plastisch, objektiv ist, wie z. B. der Oedyp, ist die romantische voll künstlicher Contraste, malerisch, subjektiv, z. B. der Lear.

In der deutschen romantischen Schule bildete sich bald eine Ausgeburt — die bekannte Schicksalstragödie.

Der bei weitem talentirteste Poet unter den hier zu nennenden ist der Preuße Heinrich von Kleist, der aber seine Zerfallenheit mit sich selbst nicht das werden ließ. was er hätte werden können. Sein Leben war unruhig; Kleist ist bald am Schlachtfelde, bald im Gefängnisse, bald in Paris, bald in Dresden. Im J. 1811 erschoß er sich und Henriette Adelfine Vogel, eine Berliner Kaufmannsfrau, aus purem Lebensüberdrusse.

Was seinen Charakter betrifft, so war seiner kräftigen, männlichen Natur auch ein weiches Element beigesellt; so spricht Zschokke von seinem gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesen, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte.

Die „Familie Schroffenstein" ist ein plastisches, aber zu düsteres Produkt; die Charakteristik ist tüchtig, der Schluß aber undramatisch, weil nicht nothwendig herbeigeführt. Ebenso undramatisch ist sein bekanntes „Kätchen von Heilbronn"; denn im Drama soll der Held frei handeln, ein Somnambuler handelt aber nicht frei. Das Stück wird indeß durch die Zartheit und Innigkeit auf der einen und durch die markige Kraft auf der andern Seite immer ansprechen; freilich treibt Kleist dieses oft bis zum Grellen, Unnatürlichen und Widerwärtigen. Ueberdies ist das Stück zu episch gehalten; viele Episoden sind überflüssig, — im Drama soll aber nichts nebenher laufen. Börne nannte entzückt dies Stück einen Edelstein, nicht unwerth in der Krone des britischen Dichter-Königs zu glänzen.

„Die Penthesilia" ist ein zu feuersprühendes Werk in gar zu glänzenden Versen. „Der Prinz von Homburg" ist ein undramatischer Nachtwandler; indeß ist die Charakteristik oft trefflich und die Idee der Subordination zuweilen erschütternd dargestellt.

„Der zerbrochene Krug" ist wohl unser bestes deutsche Lustspiel; es lebt und leibt Alles hierin. Ebenso groß ist Kleist als Erzähler; er schildert frisch (Michael Kohlhaas, Erdbeben in Chili, Marquise von O.), wird aber gerne glühend, wild, gespenstisch, oft bis zur Unnatur (Bettelweib von Locarno, Verlobung von St. Domingo). Er erzählt bald kalt, wie Eis, bald feurig wie Lava, immer großartig, kolossal. Ich stimme Feuchtersleben gerne bei, wenn er sagt, noch hat Niemand eine Geschichte so erzählt, wie der Kohlhaas erzählt ist.

Während Tieck die Reflexion liebt, ist Kleist ihr Feind; er bemüht sich, mit seiner großen Phantasie plastisch (zerbrochene Krug, Prinz Homburg, Marquise von O.) zu schildern und kräftig zu charakterisiren; aber sein Pinsel malt trüb und düster, grell (Schroffenstein, Hermannsschlacht, Verlobung in St. Domingo). Die Ironie findet sich bei Kleist in geringerem Maße. Das Gebiet der Religion betritt er fast nie, häufiger das der Politik.

Ich wende mich nun zu dem meist mißverstandenen Werner (13 Thle). Die Kritik hat ihn meist als zelotischen Propagandisten parteiisch hingestellt; so spricht Gervinus von seinem ganz ordinären papistischen Bigotismus. Erst Eichendorff hat ihn richtig aufgefaßt. Werner ist ein Königsberger; lüderlich lebte er in Paris und Rom. Leichtsinnig ging er während seines Lebens drei Ehen ein und ebenso leichtsinnig löste er sie. Aber nachmals bereute er seine Jugendsünden und ging gläubig 1811 in Rom zur katholischen Kirche über; 1814 wurde er Priester und lebte sittlich-streng oft bis zur Ascese bis zu seinem Tode 1823. Anfangs ungläubig wurde er später tief religiös, anfangs sinnlich, dann sittlich. Man muß bei Werner zwei Perioden unterscheiden, die pantheistische Periode der Verirrung oder „Blindheit," wie sich Eichendorff ausdrückt, und die sittliche Periode der Reue, wo ihm das positive Christenthum die höchste Erkenntniß schien. Aber auch während seiner ersten Periode darf man ihn nicht geradezu als schlechten Charakter verdammen. Man nehme die Urtheile seiner Zeitgenossen; Oehlenschläger sagt, er sei ein gutherziger Mann, offen und theilnehmend; Göthe schreibt, er gewinne einem Neigung ab; Platen sagt, er sei keineswegs charakterlos.

Seine „Söhne des Thals, 1800" werden oft irrig für katholisch gehalten; die Religion hierin ist aber Poesie und Filosofie, aber keine Religion. Die äußere, spärliche Handlung ist der Untergang des Templerordens, mit dem die scotischen Freimaurer verknüpft werden. Johann von Müller war entzückt von diesem Werk trotz seiner historischen Unrichtigkeiten. Werner selbst kritisirte aber sein zu wortreiches Drama folgendermaßen: „Ich weiß, daß das Ding kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwätz und wenig Handlung, noch weniger dramatisches Interesse hat."

In der „Weihe der Kraft" hascht Werner zu sehr nach dem Seltsamen. Luther's Charakter ist zu verschwommen, gelungener einige Nebenfiguren. Das Stück resultirt auf die Idee hinaus, daß der Protestantismus der Kunst nicht günstig sei. „Attila" ist zu sentimental geschildert.

„Wanda" ist ein werthloses, mystisch-exaltirtes Stück. Göthe erklärte es als bühnlich, auch seien die Situationen natürlich und deutlich, die Ausführung aber in's Geheimnißvolle sich verbergend. Das „Ostseekreuz" kreuzigt einen, um mit Amad. Hoffmann zu sprechen, mit allen nur möglichen Formen der neuen Schule.

Sein 24. Februar (an diesem Tag starb seine Mutter

und sein Freund Mriech) rief die Reihe der fatalistischen Dramen Müllner's, Grillparzer's, Houwald's, Raupach's, Zedlitzens u. s. f. und die Persiflagen dieser Dichtungsweise von Platen, Castelli u. s. w. hervor: aber es ist falsch, Werner bloß als Vater der Schicksalstragödie auffassen zu wollen, denn gerade der 24. Februar bezeichnet sein Wesen am wenigsten und man thut besser, die Vaterschaft der Schicksalstragödie Müllner einzuräumen. Allerdings ist der 24. Februar untragisch, weil die Schuld hierin unverschuldet erscheint, dennoch ist gerade hierin die Handlung oft erschütternd und hat mehr Grund und Boden, als andere Stücke Werner's; auch ist die Sprache stellenweise vorzüglich.

Mystisch ist das räthselhafte Stück „die Templer auf Cypern", träumerisch „Kunigunde", humorreich „Mutter der Makabäer". Unter den geistlichen Liedern sind einzelne gelungen, viele unbedeutend.

Werner war kein Dramatiker; seine Stücke sind entweder episch gehalten, wie „Die Weihe der Kraft", „Ostseekreuz" oder lyrisch, opernartig, wie in Nebel eingehüllt. Das Centralrequisit der Romantiker liegt bei ihm klar am Tage; Begeisterung und Sinnlichkeit, Erhabenheit und Obscönität, Pathos und barbarische Schmäherei, Humor und Mystik, Phantasie und Wirklichkeit, Sinn und Unsinn liegen knapp nebeneinander.

Sein großes Talent läßt sich nicht verkennen; Göthe nannte ihn im Dez. 1807 den Sohn des Thales, seine Außenseiten seien zwar seltsam, aber der Kern wohlschmeckend und kräftig und an einem andern Orte nennt er ihn „einen sehr genialen Mann".

Mit Hoffmann hat Werner das äußere Leben, mit Hamann die Denkungsart, mit Calderon die Farbenpracht und den Bilderschmuck, mit Schiller das Pathos gemein; eine Parallele mit Wieland deutete Eichendorff an, Wieland nemlich hätte sittlich gelebt und sinnlich geschrieben, Werner sinnlich gelebt und sittlich geschrieben.

Ich wende mich nun zu dem Protestanten Oehlenschläger (22 Thle.), einem Dänen, der erst im 24 Jahre deutsch schreiben lernte. Er gab uns eine Selbstbiographie. Im J. 1779 in einer Vorstadt Kopenhagen's geboren, zeigte sich schon in seiner Jugend ein Hang zur Komödie; 1805 reiste er nach Deutschland, verweilte 18 Monate in Paris, dann in Rom. Nach einer fünfthalbjährigen Abwesenheit kehrte er in sein Vaterland zurück, heiratete seine Braut Christiane Georgine Elisabeth Heger. In den J. 1810—29 hielt er ästhetische Vorlesungen über Schiller, Göthe, Lessing, Tieck u. s. w.; seit 1827 war er Professor und Konsistorial-Assessor in Kopenhagen, 1829 reiste er nach Schweden, starb 1849 als Ritter des Danebrogs- und Nordsternordens. Schöne Züge in seinem Charakter sind seine aufrichtige Offenheit und strenge Sittlichkeit.

Am bekanntesten ist sein Drama „Corregio". Ich wollte, sagt Oehlenschläger, hierin drei Künstlercharaktere darstellen, liebliche Naivität eines Naturgenie's, strenge Kraft und bizarre Laune eines durch Studium gebildeten, sich seiner Größe bewußten Meisters und dann Verstand, Gemüth und Besonnenheit eines dritten Großen als vermittelndes Prinzip. Dem Trauerspiele fehlt Handlung und Charakteristik, es ist zu lyrisch gehalten, einzelnes unnatürlich und die ganze Idee, die Kunst in dürftiger Armuth zu schildern, niederschlagend. Indeß will ich Platen Recht geben, wenn er Corregio einen so schönen Irrthum nennt, daß man ihn um Alles nicht unbegangen wünschte.

In „Baldur, dem Guten," sind einige Stellen brav, z. B. Asa Loke's Monolog, Hödur's Rede, nachdem er er Baldur durchbohrt hat. Der Schluß ist echt christlich: Asa Loke macht aus dem Hammer Thor's ein Kreuz. In Helge ist der dritte, in Axel und Walburg der zweite, in Erich und Abel einzelne Scenen im 2., 3, 5. Akte gelungen; immer aber mangelt dramatische Handlung. Helge ist nahezu eine Schicksalstragödie. Oehlenschläger sagt: „In Hakon Jarl sucht' ich einen kräftigen, wilden Heiden als Gegensatz zu einem jungen, frommen Christen darzustellen; in Palnatoke ehrliches Heidenthum im Streit mit mönchischer Schlauheit und List; in Axel und Walburg schilderte ich die Liebestreue, in Hagbarth und Signe die Leidenschaft der ersten Liebe, aber sentimental nordisch und heroisch."

Der Stoff seiner Dramen ist meist der Kampf des kräftigen, abergläubischen Heidenthum's mit dem Christenthum. Sein ästhetisches Bekenntniß ist folgendes: „Ich überzeugte mich, daß das Schöne nicht das Ethische, das Sittliche entbehren könne; ich wagte das Moralische und Sentimentale auf eine natürliche unaffektirte Weise in meine Tragödien zu bringen." Oehlenschläger ist nicht ein Romantiker vom Centrum der Schlegel-Tieckianer, ja er schrieb sogar gegen die romantischen Uebertreibungen das Gedicht „der irrende Ritter". Die romantische Ironie ist ihm fremd.

Heinrich von Collin wurde 1771 zu Wien geboren, 1801 wurde sein Regulus aufgeführt, 1802 heiratete er ein Frl. v. Lago. In der 1803 aufgeführten Polyxena sehen wir, wie in Schiller's Braut von Messina, den Chor der Alten. Collin starb 1811 als Hofsekretär der k. k. Kreditshofkommission.

Collin war ein biederer Charakter, verständig und herzlich, bescheiden, fleißig, streng sittlich, tüchtig als Geschäftsmann, franzosenfeindlich als Patriot.

Seit 1804 ist er romantisch (Balboa, Bianca della Porta). Zum „Regulus" schrieb Collin eine geharnischte Vorrede, die gegen die Schicksalstragödie gerichtet war; die mitunterlaufenen Ausfälle auf Schiller's Wallenstein gereuten ihn später sehr. A. W. Schlegel tadelte 1802 den Regulus heftig, er nennt ihn eine Schularbeit, wirft dem Verfasser Halbheit der Manier vor und will sogar wissen, daß Collin Kotzebue's Octavia vor Augen hatte. Zu loben ist die einfache Gediegenheit, die schöne Sprache, die dramatische Lebhaftigkeit, der Konflikt mit Publius und Metellus, die Charakterzeichnung der Senatoren, zu tadeln die rhetorischen Sentenzen, die Breite und Monotonie, der Mangel an Stoff, die gelehrte Disputation zu Anfang des dritten Akts, die ganze Gestalt Bodostor's, der in Berlin Filosofie gehört zu haben scheint. Collin's „Coriolan" ist kräftig; Balboa schwach, Bianca della Porta romantisch-heroisch, Polyxena, sein liebstes Stück, romantisch zart. Seine Romanzen (Kaiser Max) sind zu überschmückt und breit, mit dem Metrum weiß er umzuspringen; die Wehrmannslieder sind musikalisch. Die Schicksalstragödie ist alten Ursprungs (Wallenstein); in ihrem Extreme angeregt, hat sie Werner; ihm folgte Hofrath Müllner. Dieser war am 18. Okt. 1774 im damaligen Kurfürstenthume Sachsen um Mitternacht geboren; seine Mutter war Bürger's jüngste Schwester. Aus Geldbedürfniß schrieb er für 50 Thaler anonym einen Roman (Incest). Er liebte die seinem Stiefbruder bestimmte Amalie von Lochau, mit der er sich auch nach des Bruders Tode vermählte. Müllner war Dr. jur. und sogar juridischer Schriftsteller (Modestinus). Im J. 1815 aber legte er seine Advokatie nieder und lebte als privatisirender Gelehrter; Weiberfeind, verbitterte er immer mehr in sich. Seine Ehe war unglücklich; der Mann bekümmerte sich um seine ehebrecherische Gattin nicht und begnügte sich mit Verachtung. Er starb gegen Mitternacht 11. Juni 1828. Müllner war ein männlicher Charakter, aber eitel, geizig, gemüthlos, mißtrauisch; er war ein geld- und ruhmgieriger Egoist; für jenes sind seine enormen Honorare, die er sich zu erpressen wußte (z. B. für Albaneserin 3000 Thl.) Beweis, für dieses seine anonymen Selbstrecensionen. Bis 1810 war er bloß juridischer Schriftsteller, 1810—20 Dramatiker, wozu ihm Phantasie und Herz fehlte, 1820—28 Journalist. Er schrieb in zwanzig Zeitschriften, selbst gab er drei heraus: das „Literaturblatt", die „Hekate" und das „Mitternachtsblatt", (er schrieb bis 5 Uhr Nachts).

Müllner war in den zwanziger Jahren der gefürchtetste deutsche Kritiker und erst nach seinem Tode wagten es die Kläffer, den todten Löwen anzubellen. Im Drama ist Müllner so schwach, wie Houwald, im Lustspiele schwächer als Kotzebue; er hascht mit Gewitterschilderung, Brudermord, Geschwisterehe nach Effekt, mischt rhetorischen Schwulst und Sentimentalität darein.

Seine schwächliche „Schuld" machte 1816 unbegreiflicher Weise Epoche; der nüchterne 29. Februar, das tolle Stück Yngurd wollten nicht mehr ansprechen. Ein heller Verstand war Müllner's starke Seite, den er freilich zum Selbstlobe in seinen Zeitschriften oder zu Injurienprocessen (mit Brockhaus) mißbrauchte.

Ferner erwähne ich den frühreifen Houwald (10. Bde.). „Fluch und Segen" ist zu lyrisch, „Die Heimkehr" ein weinerliches, unnatürliches Schicksalsstück, „Die Feinde" überspannt und süßlich verschwommen. Am bekanntesten sind seine unmotivirten, handlungsdürren Stücke: der Leuchtthurm und das Bild. Dort ist ein Wahnsinniger, hier eine blinde zufällige Ursache die Katastrofe.

Houwald spricht schwülstig, charakterisirt schwach und forcirt durch das Schicksal seine dürren Handlungen.

Befähigter ist Grillparzer. Er ist 1790 in Wien geb., wurde 1819 Privatsekretär der Kaiserin, 1833 Archivdirektor der Hofkammer. Seine Jugendliebe verewigte er in „Ottokar", in dem Bürgermädchen Katharina Fröhlich und blieb unverehelicht. Er machte Reisen nach Italien, Griechenland und dem Orient und lebt als Herrenhausmitglied in Wien. Nach einer Pichler'schen Erzählung (der schwarze Fritz), schrieb er seine Ahnfrau: man sollte diesen fatalistischen Fehlgriff dem feurigen Grillparzer schon vergeben haben. Herbe Kritiken hat die Ahnfrau schon genug erfahren, z. B. die Börnes. Die „Safo" ist ein zulyrisches Stück; nur der Stoff ist antik, eine solche hyperpoetische Liebe aber ist romantisch. Wahrer sind die Charaktere im „goldenen Vließe" geschildert; das romantische Element tritt zurück. Minder gelungen ist „König Ottokar's Glück und Ende", wo übrigens Graf von Habsburg der verherrlichte Held ist. Noch schwächer ist die romantische Bearbeitung der antiken Sage von Hero und Leander in „Meeres und der Liebe Wellen." Am entschiedensten romantisch ist das nach v. d. Velde's Heilung der Eroberungssucht gearbeitete Mährchen: „Der Traum ein Leben;" hier tritt die romantische Formlosigkeit und Ueberweichheit klar hervor. Geistreich ist das Lustspiel: „Weh' dem, der lügt."

Grillparzer ist ein bedeutender Poet, selbst Börne kannte dies an. Für die Aufführung sind seine Stücke (Safo, Ottokar) zu lyrisch-episch.

Hervorzuheben ist seine korrekte, farbenprächtige Sprache, die rhetorische Kraft, die gewandte theatralische Composition und Gruppirung und die Erhabenheit der Ideen (Safo, gold'nes Vließ.)

Schloss Ehrenberg.

(Bei Reutte.)

Die Adler horsten im Geklüfte,
Im Walde donnert Büchsenknall, —
Doch klang noch nie durch diese Lüfte
Das süße Lied der Nachtigall.

Auf deinem Schutte wächst die Fichte,
Sieh, wie der Wind den Gipfel biegt!
Doch nie an dich im Sonnenlichte
Hat die Olive sich geschmiegt.

Du kennst es wohl, des Nordwinds Brausen
In Winternächten kalt und lang, —
Doch hörtest nie das Meer du brausen
Mit seinen Schaudern süß und bang.

Aus deinen Blumen saugt die Biene,
Der Vogel singt in Waldesnacht,
Doch nie hat noch, o Schloßruine,
Ein Dichter dir sein Lied gebracht.

Doch nimm den Trost: — dich schmückt seit lange
Die Sage hell mit Glanz und Schein,
Einst fällt mit ihrem letzten Klange
Auch deine letzte Mauer ein! —

Christian Schneller.

Hinauf!

An der Schenke im Thal geh' ich vorbei,
Da sitzen die lustigen Zecher;
Die Wirthin kommt und nach der Reih'
Füllt sie die leeren Becher.

„Der Wein ist kühl, komm' junger Gast,
Sei mit uns froh und heiter."
„„Ich bleibe nicht, ich halte nicht Rast,
Mein Weg geht höher und weiter.""

„„Wohl kühleren Trunk, gesund und klar,
Schöpf' ich aus dem Felsenfasse;
Wer je ihn verkostet, den lüstet fürwahr
Nicht mehr nach euerem Nasse.""

Und aufwärts durch Gesträuch' und Stein
Bin ich noch lange gestiegen
Im Thal, wie Schneckenschalen klein,
Die weißen Häuser liegen.

Ich hab' mir Alpenkresse gepflückt,
Und Alpenwasser getrunken,
Und habe den Kopf in's Moos gedrückt,
In stilles Träumen versunken.

Angelica.

Bücherschau.

„Das Buch denkwürdiger Frauen." („In Lebens- und Zeit-Bildern. Festgabe für Mütter und Töchter." Von Ida von Reinsberg-Düringsfeld. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Spamer, 1862.) Die geschätzte Verfasserin dieses Pantheon der Frauen bewegt sich hier auf einem ihrem Talente und ihrer Beobachtungsgabe ganz besonders zusagenden Gebiete. In der Einleitung des Werkes heißt es: „Die Frau, als Vermittlerin des Schönen und Bleibenden im Leben, in ihrem Fortbildungsgang durch Jahrhunderte zu verfolgen, ihre Freuden und ihr Dulden in ihrer Stellung zum häuslichen und öffentlichen Leben während verschiedener Perioden zu veranschaulichen, in ihr und durch sie den Wechsel der Zeiten zu schildern — das ist der Gedanke, der diese Frauenbilder in's Leben gerufen. Es sind Lebens- und Zeitbilder aus verschiedenen Jahrhunderten, von der mittelalterlichen Zeit bis zur Gegenwart, und wir erkennen in ihnen, wenn auch nicht stets unmittelbar ausgesprochen, den allgemeinen Charakter, welchen Zeit und Umstände der Frau in ihrer Stellung zum fortschreitenden Leben aufprägen, ebenso die Wandlungen, welche durch die idealer sich gestaltende Stellung der Frau in der Gesellschaft dieser zugeführt werden." — Der vorliegende Band, dem noch ein zweiter zur Vervollständigung der weiblichen Charakterbilder folgen soll, umfaßt folgende, mehr oder weniger ausgeführte, jedoch sämmtlich ungemein anziehende Frauenbilder: 1) Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (geb. 1207, gest. 1231); 2) Inez de Castro (gest. 1355); 3) Jakobäa von Baiern (geb. 1400, gest. 1436); 4) Vittoria Colonna (geb. 1490, gest. 1547); 5) Barbara Uttmann (gest. 1574); 6) Lady Jane Gray (gestorben 1554); 7) Philippine Welser (geb. 1530, gest. 1580); 8) Lady Rachel Russell (geb. 1636, gest. 1723); 9) Kaiserin Maria Theresia (geb. 1717, gest. 1780); 10) Angelika Kaufmann (geb. 1741, gest. 1807); 11) Charlotte Corday (geb. 1769, gest. 1793); 12) Königin Maria Antoinette (geb. 1755, gest. 1793); 13) Königin Luise von Preußen (geb. 1776, gest. 1810); 14) Amalie Sieveking (geb. 1794, gest. 1859); 15) Maria Felicitas Malibran-Garcia (geb. 1808, gest. 1836). Die diese

Lebensskizzen begleitenden Illustrationen sind zum Theil nach alten, historisch und artistisch werthvollen Zeichnungen und Kupferstichen ausgeführt.

— Brachvogel's „theatralische Studien." (X. und 173 S. Leipzig, Hermann Costenoble, 1863.) Gleich Gustav Freitag, der kürzlich einen werthvollen Beitrag über „die Technik des Drama's" veröffentlichte, hat A. E. Brachvogel seine Beobachtungen und Studien der heutigen deutschen Bühnenwelt zusammengestellt, die man nicht ohne Theilnahme und positiven Nutzen lesen wird. Beide dramatische Dichter beschäftigen sich mit Beantwortung der Fragen: Was ist zu thun, um dem Publikum wieder ein höheres, sittliches Interesse an der Bühne einzuflößen? Und liegt es an den Dichtern, oder an den Zuschauern, wenn heutzutage unter hundert Stücken, die für das Theater geschrieben sind, kaum zehn auf die Bühne kommen und unter diesen kaum drei eines dauernden Erfolgs sich rühmen? Brachvogel antwortet darauf: Gäbe es für dramatische Dichter, gleichwie für andere Jünger der Kunst, z. B. für Maler oder Bildhauer, eine Schule, eine Wissenschaft mit bestimmten Gesetzen, so würden Jene nicht, wie jetzt, im Finstern umhertappen, schwanken und sich verirren. Tausend Fragen, die der dramatische Dichter an die Theorie richtet, wie z. B.: Was ist Idee, was ist Tendenz im Drama? Was ist historisch oder unhistorisch im Sinne des Theaters? Wo ist Ueberraschung, wo nicht verwerflich? — Diese und unzählige andere Fragen hat ebenso Aristoteles, wie Lessing und jeder neuere maßgebende Aesthetiker unbeantwortet gelassen. Brachvogel versucht es mit Hilfe der Erfahrungen, die er auf der Bühne gemacht hat, einige dieser Fragen zu beantworten. Die Franzosen sind allerdings in dieser Beziehung besser daran. Ihnen ist einerseits ihr offenes Auge für die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft der beste Lehrmeister, während andererseits die seit zwei Jahrhunderten in ihrer Hauptstadt koncentrirten Spitzen der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung Frankreich's dort leicht maßgebende Muster für ihr Land und ihre Zeit aufstellen

Heimatliche Chronik.

(Aus dem Lavantthale.) Nachdem der Winter uns einen höchst flüchtigen Besuch gemacht, ja eigentlich ganz an uns vorbei gegangen ist, was wie ihm gar nicht verdenken wollen, ist der Frühling mit seiner schönsten Blüthen- und Blätterpracht bei uns eingezogen! und hat man diese Herrlichkeiten auch schon, wie ich, mehr als vierzig Mal bewundert, so üben sie doch immer noch denselben unwiderstehlichen Zauber, und traurig wäre es, wenn sie ihre Kraft verlören. König Mai beachte uns aber außer diesen Naturgenüssen in seiner überschwenglichen Huld noch einen andern längst entbehrten Genuß, nämlich einen Kunstgenuß. Der Pianist Herr Franz Decker, der in Klagenfurt und überall, wo er sich hören ließ, die verdiente Anerkennung gefunden, erfreute Sonntag, den 3. Mai, im elegant arrangierten Theater ein nicht sehr zahlreiches aber gewähltes Publikum mit einem höchst gelungenen Concerte. Das Programm enthielt folgende Nummern:

1. Sonata quasi Fantasia (Cis-moll) von Ludwig van Beethoven, vorgetragen von Decker.
2. Vokal-Quartette.
3. Duo brillant für Piano und Violine aus der Oper Lucia von Wolff und Beriot, vorgetragen von Decker und einem jungen sehr beliebten Dilettanten.
4. Deklamation der Heine'schen Romanzen: Der wunde Ritter und zwei Brüder.
5. a) Fantaisie impromptu von Chopin, vorgetragen von Decker.
   b) Fantaisie von L. v. Meyer über Motive aus der Oper „Liebestrank", vorgetragen von Decker.

Sämmtliche Nummern fanden beifällige Anerkennung, doch 3 und 5 erregten den höchsten Enthusiasmus. Als Herr Decker zum Schlusse zum 3. Male gerufen ward, trug er noch die reizende Berceuse von Chopin meisterhaft vor.

Verschiedenes.

(Welwitschia mirabilis.) Die erste Nachricht über diese wunderbare Pflanze, welche Dr. Welwitsch 1860 auf einer sandigen Hochebene in der Nähe des Cap Negro im westlichen tropischen Afrika entdeckt hat, erregte bekanntlich unter den Botanikern eben so großes Erstaunen, wie seiner Zeit die Entdeckung der Rafflesia. Kürzlich sind Exemplare dieser Pflanzen, freilich völlig abgestorben, in Kew angelangt und in Folge dessen gibt Hooker in Curtis's botanical Magazine (Vol. XIX. Tab. 5368 und 5369) eine Abbildung und Beschreibung derselben. Die Pflanze ist holzig. Der umgekehrt kegelförmige Stamm erreicht bei einem Alter von 100 Jahren kaum eine Länge von zwei Fuß. Aus der Erde ragen nur einige Zoll hervor, die aber einen Umfang von 11 Fuß erreichen, so daß der Stamm einem großen runden Tisch sehr ähnlich ist. Ist der Stamm völlig ausgewachsen, so ist er dunkelbraun, rauh und zerrissen auf der ganzen Oberfläche, so, daß dieser der verbrannten Kruste eines Brodlaibes gleicht. Der untere Theil bildet eine starke Pfahlwurzel, die in den Boden eindringt und sich niederwärts bis an das Ende in Aeste verzweigt. Von einer tiefen Grube im Umfange des niedrigen Stammes gehen zwei ungeheure Blätter aus, die eine Länge von 18 Fuß und darüber erreichen. Sie sind durchaus flach, linear, wahrhaft lederartig und bis auf die Basis in unzählige Riemen zerschlitzt, die sich kräuselnd auf der Oberfläche des Bodens ausbreiten. Diese beiden Blätter sind gleich vom allerersten Anfange der Pflanze da; sie entwickeln sich aus den beiden Kotyledonen und werden nie durch andere ersetzt, so lange auch die Pflanze dauert.

Aus dem Umkreise der tischförmigen Maße springen starke, gabelförmig geästete Cymä von fast einem Fuß Höhe hervor und diese tragen kleine aufgerichtete scharlachrothe Zapfen, welche die Größe der gewöhnlichen Tannenzapfen erreichen. Die Schuppen dieser Zapfen liegen dachziegelförmig übereinander und enthalten, wenn sie jung und noch sehr klein sind, vereinzelte Blüthen, die an einigen Zapfen hermaphroditisch und an anderen weiblich sind. Die ersteren bestehen aus einem viertheiligen Perianthium, sechs monadelphischen Staubfäden mit dreifächerigen kugelförmigen Antheren, ringsum ein centrales Eichen, dessen Integument in eine S-förmige Röhre ausgeht und an der Spitze in einer Scheibe endigt. Die weibliche Blüthe besteht aus einem einzelnen aufgerichteten Eichen, enthalten in einem zusammengedrückten schlauchförmigen Perianthium. Der reife Zapfen ist vierkantig und enthält in jeder Schuppe eine breitgeflügelte Frucht. Alle Theile der Pflanze schwitzen ein durchscheinendes Gummi aus.

Welwitschia ist eine kotyledonische Pflanze und zwar gehört sie zu den Gymnospermen. Sie ist nahe verwandt mit Ephedra und Gnetum, jedoch verschieden von allen bekannten Gymnospermen, da sie Zwitterblüthen hat und ihr die mit einem Hofe umgebenen Holzzellen fehlen. Ungeachtet dieser Verschiedenheiten stellt Hooker dieselbe in die natürliche Ordnung der Gnetaceen und von diesen ist Welwitschia der einzige Repräsentant in dem tropischen Afrika.

Baine's und Andersson haben diese Pflanze auch in dem Damara-Lande, 500 engl. Meilen südlich vom Cap negro gefunden, aber nur auf einem sehr beschränkten Raume. Häufiger ist sie am untern Laufe des Swakopflusses. Von den Hottentotten wird sie Ghories und in Damara Nyawka-Hykamkop genannt. An eine Zucht dieser merkwürdigen Pflanze in unseren Treibhäusern glaubt man ebensowenig denken zu dürfen, als an die der Rafflesia.

Die künstlichen Wohlgerüche. Die Bereitung wohlriechender Essenzen hat in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Man hat die Beefahrungsarten, die in der Hauptsache allerdings die alten geblieben sind, verbessert, neue Wohlgerüche hergestellt und dadurch einen ungemein gesteigerten Absatz erzielt. Die Parfumerien, die der Kleinhandel in Fläschen und Phiolen verkauft, haben sich eine Stelle im Großhandel erobert. Köln verschickt jährlich fünf Millionen ganze Flaschen seines durch die Welt berühmten Wassers, ebenso stark ist der Absatz von ungarischem Wasser, und England, das die Industrie der Wohlgerüche erst seit einigen Jahren eingeführt und über eine Million Pf. St. in ihr angelegt hat, verkauft jährlich für etwa 200.000 Pf. St. wohlriechende Essenzen. Die Zucht der Blumen, die man verwendet, wird im französischen Var-Gebiet großartig betrieben. Im vorigen Jahre erntete man dort an Blumen: Orangenblüthen 1.475.000 Pfund, Rosen 530.000 Pfd., Jasmin 100.000 Pfd., Veilchen 75.000 Pfd., Cassien (C. Farnesiana) 45.000 Pfd., Geranien 30.000 Pfd., Tuberosen 24.000 Pfd., Jonquillen 5.000 Pf.

Wohlgerüche bereitet man auf zwei Arten. Die bekannteste, die der Destillation, bedarf keiner Beschreibung. Die zweite besteht darin, daß man frische Blumen in Fett legt und das Letztere, das den ganzen Geruch an sich nimmt, mit Spiritus wäscht, der nun seinerseits den ganzen Duft der Blume an sich zieht. Gemischte Wohlgerüche stellt man so her, daß man erst die einzelne Blume ihres Duftes beraubt und dann alle gewonnenen Wohlgerüche miteinander durch die Destillirblase gehen läßt. In der letzten Londoner Industrie-Ausstellung hatten sich nicht weniger als 221 Fabrikanten von wohlriechenden Essenzen und Seifen eingefunden, so daß man einen guten Ueberblick über den gesammten Gewerbszweig erhielt. Rosenöl behauptet noch immer seinen alten ersten Platz. Nicht in Schiras, dessen von den persischen Dichtern gefeierte Rosengärten nicht mehr existieren, sondern zu Kezanlik am Balkan und in Rumelien überhaupt bereitet man das beste und führt jährlich 80.000 Unzen im Werthe von etwa 80.000 Thaler aus. Das Loth kostet mithin gegen fünf Thaler. Wichtiger für den Handel sind die Wohlgerüche, die man aus den Blüthen der Bäume von der Familie der Orangen herstellt. Unsere obige Mittheilung über die Produktion des Var-departements bestätigt das. Sizilien, welches größere klimatische Vortheile als die Gegenden um Nizza genießt, vernachlässigt gleich fast allem Andern auch die Pflege der Orangenblüthen und verschickt aus seinen Häfen nur 130.000 Pfund im Werthe von gegen 400.000 Thalern nach England. Stark ist auch der Verbrauch von Lavendel und Pfeffermünze, von Thymian und Majoran, die beide im südlichen Europa den kräftigsten Wohlgeruch entwickeln. Deutsche Fabrikanten haben in neuester Zeit die Hollunderblüthen verwerthet; ob auch die köstliche Heu-Essenz, die den ganzen Duft des frischen Heues hat, eine deutsche Erfindung ist, wissen wir nicht. Holland hat ein Hopfen-Oel, das aber wohl nur für das Verbessern des Bieres bestimmt ist, Spanien hat Wohlgerüche von Verbenen und Rosengeranien in den Handel gebracht. Australien macht aus Eukalypten-Arten eine ganze Reihe von wohlriechenden Essenzen, Ostindien weiß aus seinen vielen duftenden Blumen noch keinen rechten Nutzen zu ziehen. Die Mannigfaltigkeit seiner Wohlgerüche ist groß, aber die Bereitung eine beschränkte. Eine der orientalischen Pflanzen, die mit dem Weihrauch zugleich am frühesten benützt wurde, die Myrrhe, wird seit Kurzem in Deutschland wieder zu Essenzen verarbeitet. Einige wohlriechende Stoffe werden einfach in Spiritus aufgelöst und sind damit fertig. Zu ihnen gehören der Moschus, der Ambra, der Zibeth, die Tonkobohne und die Vanille. Moschus, ein Geruch, den nicht Jeder vertragen kann, ist in England am beliebtesten. Man verbraucht dort jährlich 9400 Unzen zum Werthe von etwa 70.000 Thaler. Vanille verbreitet sich immer mehr und die beste Essenz von allen wird jetzt auf der Insel Reunion bereitet.

Briefwechsel der Redaktion.

Hrn. Baron P. H. in Kirchbicht: Bücher und Brief dankend erhalten. Hrn. Pf. Raimund K–r. in Hausdorf: Sehr verwendbar. Hrn. Prof. Dr Hartmann T–gl. in Graz: Ist geschehen. Hrn. Prof. C. R. R–l. in Marburg: Dürfen wir nicht eine Fortsetzung erwarten? Hrn. Prof. Christian Sch–r. in Roveredo: Geben Sie bald wieder Nachricht. Hrn. Dr. Ludwig J–b in Laibach: Dank für die Blätter. Hrn. Ernst K–r. in Laibach: Erwünscht. Kommt nächstens. Hrn. Fercher v. St–d. in Perchtoldsdorf: Sehr dankbar: wird jedenfalls nach Wunsch benützt.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 20 Sonnabend, den 16. Mai 1863.

Aus dem Landes-Museum.

„Zur Naturgeschichte des Hundes."

Vortrag,

gehalten

von Dr. Alois Hussa am 30. Jänner 1863.

(Stenographisch aufgenommen von den Hrn. K. Kroner und J. Frankl.)

(Fortsetzung.)

I. Windhunde.

Hierher rechnet man alle jene, welche eine besonders vorgestreckte Schnauze und stark eingezogenen Bauch besitzen, und auf dünnen Beinen hochgestellt sind. Sie sind groß und stark und vermögen weite Strecken im schnellsten Laufe zu durcheilen.

Die erste Stelle unter den Windhunden nimmt der neuholländische Dinga ein; er ist beiläufig von der Größe unsers mittlern Jagdhundes, mießt von der Nasenspitze bis zum ersten Schwanzwirbel 2 Schuh 5 Zoll, ist fuchsroth und hat einen sehr buschigen Schwanz mit 18 Wirbeln, der bei allen übrigen Hunden 19—20 zählt. Seine kurzen Spitzohren trägt er stets aufwärts, während der sehr buschige Schwanz gesenkt oder zwischen die Beine eingezogen ist. Er bellt nicht, sondern heult nur und lebt theils im wilden, theils halbwilden Zustande. In ersterem jagt er in Meuten von 10—12 Köpfen das Känguru und in noch zahlreichern Rinder, deren Hirten seine erbitterten Feinde sind. Im halbgezähmten Zustande begleitet er seinen Herrn auf die Jagd, der ihm aber die Beute immer wieder erst abjagen muß. Auf Van Diemensland kommt er nicht vor.

In Amerika und Westindien, vorzüglich in Paraguay und den La Plata Staaten gibt es ebenfalls in Höhlen wohnende Hunde, welche in Meuten bis zu 100 das Wild, ja auch Rinderheerden anfallen; auch diese heulen nur. Sie scheinen die verwilderten Abkömmlinge der von den Spaniern nach Amerika gebrachten Hunde zu sein, denn der bei der Entdeckung Amerika's vorgefundene fette und breitfüßige Alka, war nur von der Größe eines Meerschweinchens. Diese Thiere waren bei den Ureinwohnern sehr beliebt; man findet ihre Mumien in den alten Peruaner-Gräbern; sie wurden auch mit ihren Herrn verbrannt, damit sie diese auch jenseits begleiten möchten. Beide Arten sind ausgestorben, wie eine etwas größere nackte Art, der Tegiti, der nur noch ganz im Süden von Amerika gefunden wird, wo er mit Vegetabilien gefüttert, als Nahrungsmittel dient. Ein ähnlicher nackter Hund kommt in Central-Afrika vor. Auch in China und auf den Südsee-Inseln werden Hunde gemästet, und als Leckerbissen verzehrt.

In großen Rudeln herumstreifende und in Höhlen wohnende Hunde findet man auch in Tombuctu, wo sie Hirsche ja selbst Tieger angreifen.

Die im halbwilden Zustande in den Dschungeln Ostindien's lebenden Hunde kommen bis vor die Städte oder ziehen den Karawanen nach, um das hinausgeworfene oder zurückgelassene Aas zu verzehren. Unter diesen finden sich kleine, feine, offenbar verwilderte Hunde, welche von den Bewohnern der ostindischen Städte gefangen und zum Tragen von Laternen abgerichtet werden.

In diese Gruppe gehören ferner die englischen Windhunde, welche kraushaarig sind, und vorzüglich entwickelte Nasenmuscheln haben. Sie sind ausgezeichnete Spürhunde. Eine Abart davon bilden die glatten Windhunde, welche in Italien als Zimmer-Hunde gehalten werden, aber keine besondere Treue zu ihren Herren zeigen.

Dann gehört hieher der altirrische Wolfshund, ein ehemals sehr geschätzter Hund, der zur Parforce-Jagd gebraucht wurde.

Die Königin Elisabeth hat sich für diese Gattung von Hunden sehr interessirt und es machte ihr Freude, solche um sich zu sehen. Diese Raçe von Hunden ist fast gänzlich ausgestorben.

Der Albaneser-Hund von Macedonien und Epirus gehört ebenfalls unter die Windhunde, seine Länge ist ungefähr 3½'; er ist sehr muthig und wurde von den Römern schon sehr gesucht. Sie schätzten ihn als den Abkömmling jener Hunde, welchen die Diana an Procris schenkte.



Hier sind ferner zu erwähnen die Pariah-Hunde des Orients, die herrenlos die Städte durchziehen, und sich von den Aesern ernähren. Obwohl diese Hunde den Bewohnern durch ihr Geheul oft lästig sind, so sind sie doch wieder eine Wohlthat, denn sie bilden die Straßenreinigungs-Kommission. Interessant sind solche Hunde in der Nähe von Cairo. Sie halten sich in getrennten Familien auf bestimmten Hügeln auf, und leben unter sich ziemlich friedlich, wenn aber ein fremder Hund dazu kommt, entwickelt sich ein Todeskampf und was sonst nicht leicht geschieht, die Hunde fressen den zusammengebissenen auf. Die arabischen Windhunde werden in Kleinasien vorzüglich für die Wolfsjagden benützt. Sie sind dem Wolfe sehr ähnlich.

Aus dem großen, starken, wachsamen aber rohen Fleischerhunde und dem edlen Windhunde scheint der große dänische Hund, der zur Jagd weniger tauglich, aber meistens sehr gutmüthig ist, entstanden zu sein.

II. Spitz- und Jagdhunde.

In die große Familie der Spitz- und Jagdhunde gehört vorzüglich der Hund des Eskimo. Dieser Hund ist fast das einzige Hausthier desselben. Sein Schwanz ist buschiger als der des Wolfes. Ohne dieses Thier wäre es dem Eskimo kaum möglich zu existiren. Im Sommer trägt er auf der Jagd ein Gewicht von 30 Pfunden. Im Winter laufen 10 bis 12 vor einen Schlitten gespannt, auf dem 5 bis 6 Personen liegen, in einer Tagreise 14 Meilen weit.

Dieser Hund ist aber nicht vollkommen gezähmt, sondern er ist im halbwilden Zustande. Den Männern folgt er zu Hause sehr wenig, wohl aber den Weibern, weil er von diesen noch etwas Nahrung erhält. Deshalb gelingt es auch dem Eskimo niemals, die Hunde vor dem Schlitten zu spannen, sondern das müssen die Weiber thun. Furchtbar wird dieser Galopp, wenn die Hunde ein Wild, ein Rennthier oder einen Fuchs sehen und mit rasender Eile demselben nachstürmen, so daß es nicht möglich ist, sie zurück zu halten.

Etwas kleiner ist der rauhfüßige Hund, der Hasenindianer am Mackenzie-Flusse in Nordamerika. Er ist zum Ziehen nicht tauglich, denn er ist zu schwach, aber er hat ein unendliches Spürvermögen. Er eilt dem Rennthier sehr schnell nach, kann dieses aber nicht erhaschen, sondern nur durch Ermüdung zum Stehen bringen, indem er rauhfüßig nicht in den Schnee einbricht.

Der wachsame Spitz ist sehr gelehrig, aber leider gegenwärtig im Aussterben begriffen. Nur selten trifft man reine Spitze an.

Hierher gehören ferner: Der sibirische und isländische Hund, dann der Schäferhund. Dieser hat einen sehr hoch gewölbten Schädel, einen sehr breiten Kopf, so daß die Gehirnhöhle sehr erweitert ist. Daraus läßt sich schließen, daß er sehr gelehrig ist. Wer kennt nicht die vielen Anekdoten, welche man sich von diesen Hunden erzählt; daß sie das Einfangen lernen, sehr kouragirt und im Stande sind, durch ihren Geruch- und Scharfsinn verlorne Kinder ausfindig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Jean Paul's Streckverse.*)

Von H. v. Südenhorst.

Streckverse, ein sonderbarer Name und doch so gerechtfertigt. Jean Paul nennt sie auch Einverse und bezeichnet das Treffende des Namens durch folgende Bemerkung: „Es schafft dem Dichter keinen Vortheil, daß man seine Streck- und Einverse nicht als eine Zeile drucken lassen kann, und es wäre zu wünschen, es gäbe dem Werke keinen lächerlichen Anstrich, wenn man aus demselben armlange Papierwickel wie Flughäute flattern ließe, die herausgeschlagen dem Kinde etwa wie ein Segelwerk von Wickelbändern säßen, aber ich glaube nicht, daß es Glück machte" — und doch würde diese Einrichtung so ganz dem Charakter der Streckverse selbst entsprechen. Es sind Gedanken, sind Gefühle, die in loser Form geknüpft einige Werke Jean Paul's durchdringen, wie die Wickelbänder einem Kinde die nöthige Sicherheit in seinen Bewegungen verleihen.

Es sind aber doch keine Aphorismen — denn es sind nicht hingeworfene schmucklos nackt dastehende Gedanken und Gefühle — sie haben auch eine schöne, vollendete Form. Wenn ich diese Behauptung ausspreche, so trete ich vielleicht jener weit verbreiteten Ansicht nahe, die unserem Dichter jede Fähigkeit, schönen Formen zu genügen, abspricht; gerade dieser möchte ich aber insofern entgegentreten, als sie sich auf die Sphäre meiner kurzen Abhandlung erstreckt.

Was den Gehalt betrifft, so ist die einfachste Erscheinung, wie sie unter den Streckversen vorkommt, daß ein Gedanke, einzeln, unverknüpft, epigrammatisch hingestellt ist. So nenne ich z. B. folgenden Streckvers:

Bist Du Philomele?

Nein, denn du hast zwar ihre Stimme, aber du bist unvergleichlich schön;

*) Vortrag, gehalten bei der von Universitätsstudenten und ehemaligen Akademikern in Graz veranstalteten Jean Paul-Feier.

oder:

Abendlied an meine Kinder.

Seht hier Blüthen, die schon Früchte tragen.

Die Einfachheit, Klarheit, Aufrichtigkeit dieses darin ausgesprochenen Charakters läßt sich nicht weiter ausführen. Wenn ein Gedanke allein schön sein könnte, dieser wäre es, aber er ist würdig, in schöner Form dargestellt zu sein und gibt hiemit auch schon die erste Bedingung, ohne welche ich mir auch die Form nie schön denken kann. Form und Gehalt ergänzen sich gegenseitig und nie möchte ich eine Form schon nennen, wenn sie zwar allen Forderungen der Aesthetik an und für sich entspricht, der Gehalt aber ihrer nicht würdig ist, ihr gar nicht entspricht. Jener Vergleich ist nicht gut gewählt, der Form und Gehalt wie Rahme und Bild hinstellen will — diese Beiden sind selbstständig, jedes Einzelne ist lebensfähig und sie vereinigen sich nie zu einem Ganzen, wie dies bei Form und Gehalt der Fall ist.

Von dieser Kategorie der Streckverse gehen wir zu einer zweiten über, wo nicht mehr der nackte Gedanke allein das Substrat des Gedichtes bildet, sondern Zustände, Empfindungen mit Bildern ausgeschmückt, im Kerne erfaßt, uns vorgeführt werden. Aber auch diese stehen abgeschlossen, vollendet da, man weiß nicht zu unterscheiden, ist's die Fassung, ist's die Idee selbst, die eine solche Kürze erlaubt, wie wie sie bei manchem Gedichte finden, das einen reichen Schatz von Empfindungen enthält. Als Beispiel mögen folgende zwei Streckverse dienen:

Die Sonnenblume und die Nachtviole.

Am Tage sprach die volle Sonnenblume: Apollo strahlt und ich breite mich aus, er wandelt über die Welt und ich folge ihm nach. In der Nacht sagte die Viole: niedrig steh' ich und verborgen — und blühe in kurzer Nacht; zuweilen schimmerte Phöbus milde Schwester auf mich, da werd' ich gesehen und gebrochen und sterbe an der Brust.

Ferner „der Fremde“, ein anonymer Streckvers für den Poetenwinkel des Haslauer Wochenblattes, wie Jean Paul das Journal nennt, in welches die ersten Erzeugnisse der Muse seines Gottwalt in den „Flegeljahren“ eingereiht wurden.

Der Fremde.

Gemein und dunkel wird oft die Seele verhüllt, die so rein und offen ist; so deckt graue Rinde das Eis, das zerschlagen, innen licht und hell und blau wie Aether erscheint. Bleib' euch stets die Hülle fremd, bleib' es euch nur der Verhüllte nicht.

Ebendaher möchte ich auch „das Menschenherz“ rechnen, dessen Gedanke eine unendlich tiefe und erhabene Auffassung ausspricht.

Das Menschenherz.

Mir träumte, ich sei unnennbar selig, aber ohne Gestalten und ohne Alles, und ohne Ich und die Wonne war selber das Ich. Als ich erwachte, so rauschte und brannte vor mir der Frühling mit seinen Freudengenüssen, wie ein von der Morgensonne durchstrahlter Wasserfall, die Erde war ein aufgedeckter Göttertisch und Alles war Blüthe, Klang und Duft und Lust. Ich schloß froh weinend das Auge und sehnte mich nach meinem Traume wieder.

Noch eine dritte Gattung von Streckversen habe ich gefunden, ich möchte sie die epische nennen; sie entsprechen der Romanze in unseren Dichtungsformen; aber zeichnen sich, wie alle Streckverse, durch die Prägnanz und Klarheit im Ausdrucke aus. Hier muß ich vor Allem ein Gedicht bezeichnen, das mir geeignet erscheint, die Behauptung zu rechtfertigen, daß Jean Paul so klar gedacht, sein Gefühl so rein von irgend welcher Phrase ausgesprochen hat, wie nur immer die Poesie es vermag. Und doch ist der Gedanke nicht kalt, die Idee nicht ohne Schwung dargestellt; im Gegentheil trägt jedes Wort dazu bei, die eigenthümliche Stimmung zu charakterisiren, die dieses Gedicht durchweht. Hier ist nicht ein Wort, das nicht nothwendig an seinem Platze sein muß, hier fällt jede Rücksicht für Reim oder Rhythmus weg, wie wir noch später, wenn die Form selbst zur Sprache kommen wird, näher zu erörtern Gelegenheit haben werden. Hören wir den Dichter selbst:

Der Tod unter dem Erdbeben.

Der Jüngling stand neben der schlummernden Geliebten im Myrtenhain, um sie schlief der Himmel und die Erde war leise — die Vögel schwiegen — der Zephyr schlummerte in den Rosen ihres Haares und rückte kein Löckchen. Aber das Meer stieg lebendig auf und die Wellen zogen in Heerden heran. Aphrodite, betete der Jüngling, du bist nahe, dein Meer bewegt sich gewaltig und die Erde ist furchtsam, erhöre mich herrliche Göttin, verbinde den Liebenden ewig mit seiner Geliebten. Da umflocht ihn mit unsichtbarem Netze den Fuß der heilige Boden, die Myrten bogen sich zu ihm und die Erde donnerte, und ihre Thore sprangen ihm auf. — Und drunten im Elysium erwachte die Geliebte, und der selige Jüngling stand bei ihr, denn die Göttin hatte sein Gebet gehört.

Noch ein Gedicht kann ich nicht unerwähnt lassen; weil es auch zugleich so bezeichnend von der Ansicht Jean Paul's über die Poesie überhaupt ist. Aber doch nenne ich es episch, insofern mir ein in verschiedenen Entstehungsphasen vorgeführtes Bild immer episch erscheint.

Das Wiedersehen des Vesuv's im Meere.

„Seht, wie fliegen drunten die Flammen unter die Sterne, rothe Ströme wälzen sich schwer um den Berg der Tiefe und fressen die schönen Gärten. Aber unversehrt gleiten wir über die kühlen Flammen und unsere Bilder lächeln aus brennenden Wogen." Das sagte der Schiffer erfreut, und blickte besorgt nach dem donnernden Berg auf. Aber ich sagte: siehe, so trägt die Muse leicht im ewigen Spiegel den schweren Jammer der Welt, und die Unglücklichen blicken hinein, aber auch sie erfreuet der Schmerz.

Wenn ich diese drei Kategorieen Streckverse ausgeführt, und dazu obige Beispiele ausgesucht habe, so glaubte ich dadurch das zu erreichen, daß man mir zugestehen wird, diese Gedanken, diese Ideen sind wahrhaft poetisch, sie erfüllen die Bedingungen, die man an den innern Gehalt eines Kunstwerkes stellen darf, vollkommen. Dies gesteht man aber Jean Paul in allen seinen Werken zu, man nennt ihn Poet, man nennt ihn den erhabenen, phantasiereichen Geist; aber man nennt ihn auch den formlosen Poeten, den formlosen Geist. Meine Aufgabe ist es, die schöne Form in den Streckversen nachzuweisen — nur darauf kann ich meinen weiteren Ausspruch basiren, daß wie es hier nicht mit Aphorismen, wie schon Eingangs erwähnt, sondern mit Kunstwerken zu thun haben. Ich glaube, dies in Kürze beweisen zu können. —

Ich brauche mich nicht auf eine Definition von „Form" überhaupt einzulassen, es genügt festzustellen, daß Form die Art und Weise ist, wie man Gedanken den Sinnen zugänglich macht. Daraus folgt, daß die schöne Form, oder auch Form im engeren Sinne die Art und Weise ist, wie man Gedanken den Sinnen angenehm zugänglich macht. Es mögen diese Begriffsbestimmungen, nicht ganz scharf und konkret sein, aber ich glaube, daß sie das Verständniß erleichtern.

Mädchenlieder.

I.

O schwöre nicht, ich glaube dir
Auch ohne Schwur;
Ein kleines Wörtchen sage mir
O sage nur:

„Ich denke dein! dann glaub' ich dir
Auch ohne Schwur;
Dies kleine Wörtchen sage mir —
Dies halte nur!

II.

Kornblumen wind' ich mir zum Kranz
Um ihn auf's Haupt zu drücken;
Wie wird der schöne blaue Glanz
Die blonden Locken schmücken!

Und wärst du mir dann gut und mild,
Dürft' ich dich so begrüßen,
Ich sänke mit dem Kranz als Bild
Der Treue dir zu Füßen.

III.

Perlen wolltest du mir schenken:
Perlen sollt' ich wähnen
Sind ein trübes Angedenken,
Sie bedeuten Thränen.

Weinend hab' ich sie begrüßt
An dem Abschiedstage,
Und auf's Neu' die Thräne fließt
Stets, wenn ich sie trage.

Und leg' ich sie trauernd ab,
Will ich heiter scheinen,
Fühl' ich mich als wie im Grab
Einsam, und muß weinen.

Glück und Ruh' hab' ich gehofft,
Doch mir blieb das Sehnen:
Ach, die Perlen (denk' ich oft)
Sie bedeuten Thränen.

Charlotte Schütz.

Der nüchterne Leser.

Wenn uns nur die Herren Poeten
Ewig nicht von ihrem Singen,
Ewig nicht von ihrer Muse
Und von ihrer Leier sprächen!
Dünkt uns doch, es wäre endlich
An der Zeit, dies abgeschmackte
Wesen einmal aufzugeben!
Stelle man die sogenannten
Sänger, diese Musenpriester,
Die modernen Leierschläger
Lebhaft sich im Geiste vor:
Sitzen da in dumpfer Stube
Auf 'nem unbequemen Sessel
Vor sich lehnend auf den Schreibtisch,
Wo ein großer Topf voll Tinte
Steht, mit altem Staub bedeckt;

Und in diesen Tintentopf
Tauchen sie die rost'ge Feder
Zwanzigmal, indeß sie sinnen,
Und sich ärgern, daß auf Himmel
Nichts sich reimen will als Schimmel!
Wenn sie dann nach langem Suchen
Ihre glühenden Gefühle
Bringen wollen zu Papier —
Ach! da ist zu blaß die Tinte,
Und die Feder will nicht greifen,
Das Papier ach! fließt und reißt!
So im Schweiß des Angesichtes
Treiben sie 's durch all' die Tage
Fort, bis sie ein dünnes Bändchen
Liebeslieder vollgeschmiert.
Aber weh'! nun geht die Marter
Erst recht an, denn bis die Aermsten
Aufgestöbert 'nen Verleger
Währt es viele, viele Jahre!
Und, wenn wir 's gedruckt in Händen
Halten, hat das wunderholde
Kind, das süße, feine Liebchen
Runzeln längst und graue Haare,
Und der Sänger, der 's besungen
Liegt vielleicht schon auf der Bahre!

Ernst Rauscher.

In Feld und Wald.

Eine kleine Geschichte von Ernst Keiter.

I.

Es war ein herrlicher — es war der schönste Maimorgen, den uns Junker Frühling als artiger Galan auftischen konnte. Die leichten durchsichtigen Frühnebel, welche die Nacht über Stadt und Gefilde in ein geisterhaftes Grau hüllten, zogen sich verschwindend zurück und das reinste Blau, das schönste Goldgelb einer glitzernden Sonne strahlte uns lachend den Morgengruß zu.

Die Luft war anfänglich kühl, doch machte sie mit ungewöhnlicher Bescheidenheit einer wärmeren von süßem Blumenduft durchzogenen Platz. Jeder Busch und jeder Strauch war das Asyl artiger Sänger, Finken und Meisen, die er mit seinen hellgrünen Blättern wohlthuend beschattete und hoch oben am Wipfel einer vielbelaubten Buche saß, sich wiegend, eine Lerche und blinzelte neugierig hinaus in's grüne, hoffnungsvolle Land.

Nun begann auch sie ihre schmetternden wohlklingenden Töne den dahin segelnden Lüftchen preiszugeben, ihre Lieder zart und rein erklangen wiedee in erneuter Pracht; denn lange, lange Tage früher war das sonst so schönblaue Himmelsgewölbe mit fahlgrauer Leichenblässe bedeckt, unaufhörlich strömte der erquickende Regen hernieder auf die durchweichte Erde und das eintönige Geplätschee verscheuchte die edlen Sänger des Hain's, verscheuchte die goldlockigen Knäblein mit ihren grünen Netzen, den Fallstricken der buntgefiederten Schmetterlinge. —

Nun aber war es wieder frisch und grün und sonnig geworden im Hain und auf den Fluren, die Gäeten erblüheten wieder wie ehedem und balsamischer Hauch wehte leise in den Lüften. Was ist wohl schöner, was ist wohl herrlicher und poetischee in der ganzen großen Natur als ein Morgen im Mai, verlebt im schattigen Laubgang eines duftenden Parkes, umrauscht von singenden Aether-Bewohnern, ganz hingegeben schwärmerischen Träumen, ganz aufgelöst und zerflossen in das Auschau'n Gottes, herrlich sich entfaltender Natur.

Das ist ein Morgen im Mai, o Seligkeit, o wonniges Gefühl! — ......

Außer dem Getümmel der Stadt lag inmitten eines ausgedehnten üppigen Parkes ein allerliebstes Landhaus..

Hell glänzten die hübschgeformten Eisenstäbe des zierlichen Gaetenthores in der strahlenden Morgensonne und die schneeweißen Sandsteinchen, welche den Boden der zahlreichen Fußwege bedeckten, schimmerten gleich ebenso vielen Demantkörnchen. Im marmorgeränderten Bassin sprudelte klarblaues Wasser und schäumend stürzte sich der dünne Strahl in sein Beet zurück.

In der fliederumbuschten Laube war's rege geworden. Geschäftige Diener eilten fortwährend ab und zu, Tassen und Kannen aufzusetzen. Das runde Marmortischchen war mit echtem Damask belegt, die blank gescheuerten Geschirre standen bereits darauf und durch die zarten grüngesprenkelten Porzellandeckelchen dampfte frisch gebrühte Sahne und echter Mokka. Auch der Bäcker hatte das jüngste Produkt nächtlicher Mühen erwachten Menschenkindern zum Genusse überreicht; der Morgenkaffee war bereit sich jede Minute einnehmen und erobern zu lassen. —

Seit Langem hatte man der Laube das Vergnügen nicht gewährt, in ihr den Frühtrunk zu genießen, sie fühlte sich daher hochgeehrt, als sie die Herrschaften in reizendster Morgentoilette ankommen sah. Ein Blatt rauschte es dem andern zu und alle sahen neugierig nach der Terrasse, von der dieselben herabzusteigen geruhten. — 's war auch kein Wunder, das Landhaus barg ja seit wenigen Tagen einen Inwohner mehr, wir wollen es verrathen, „Vetter Ernest“ war aus der Residenz zum Besuche dort eingekehrt; ein lebensfroher junger Mann, ein Jüngling noch, mit flaumigem Barte, raschem

Blute und leichtem Sinn. Betrachten wir die Gesellschaft, die eben Platz nimmt, etwas näher.

Eine noch anmuthige Frau in den besten Jahren, vorzüglich erhalten, füllte die Tassen und dünkt uns daher die Hausfrau. Links an ihrer Seite saß ein liebliches Kind, eine im Erblühen begriffene Knospe von sechzehn Sommer. Blonde Locken umwallten ihren Nacken und das unschuldigste Blau leuchtete aus ihren Augen. Ihre Blicke ruhten größtentheils und mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihrem Gegenüber, dem Vetter Ernest. Der Hausherr schmauchte nachläßig eine Havanna, blaue Wolken in die Luft blasend, und warf hin und wieder einen Blick in das soeben angelangte Zeitungsblatt.

„Ah, unsere schöne Nachbarin!" rief der alte Herr, das Blatt mit mehr Aufmerksamkeit betrachtend. — „Nicht übel!" setzte er einige Minuten später hinzu, nachdem er einen Artikel überflogen zu haben schien; „nicht übel! das Kindchen hat alle Anlage zur würdigen Vertreterin der Musen. Die würzige, frische Waldluft, die hohen, schlanken Tannen, das dunkle Grün, dies Alles ist aber auch am Ersten geneigt, uns mit poetischen Gedanken zu beleben."

„Von Mariechen, Papa?" fragte eiligst unsere liebenswürdige Blondine den eben mit seiner Epistel zu Ende gekommenen Vater, „von Mariechen? — Ach, laß hören, ich bitte Dich darum!" —

Ganz sachte hatte sie dabei ihre zarten Händchen gefaltet. — „Ernest mag Euch das niedliche Gedicht, mit frischer Waldluft gewürzt, vorlesen" und dabei überreichte er seinem jugendlichen Nachbar die „Morgenzeitung", welcher gerade eifrig bemüht war, die am Boden seiner Tasse schlummernden Süssigkeiten in heftige Bewegung zu bringen.

„Ja, lieber Vetter, Du liesest doch, wenn ich Dich ebenso herzlich darum bitte, als ich vorher Papa bat."

„Dein Wunsch, Cousinchen," erwiderte er lächelnd, „ist mir jederzeit Befehl; überdies bin ich ja selbst nicht wenig neugierig, das poetische walddufttragende Produkt einer deiner Pensionsfreundinnen, wie Du mir sagtest, beurtheilen zu können."

Mit wohlklingender klarer Stimme las Vetter Ernest das Gedicht seiner begeisterten Cousine Sophie vor:

„Bleichfarbige Sternlein schwinden,
Die Nacht, die schwarze, verrauscht;
Im Osten drüben da dämmert's,
Mit Dunkel hat Licht ja getauscht.
Und Alles erwacht im Walde,
Laue Lüftchen weh'n so rein;
Und all' die buntfarbigen Blumen,
Läuten den Morgen uns ein.
Und all' ihre tausend Köpfchen
Sanft heben sie sie empor,
Und all' die zarten Blüthen
Voll Duft sie strecken hervor.
Schlank' Tanne wieget den Wipfel
Zum blauenden Himmelsgezelt,
Und singende Schaaren Finken
Freu'n sich der blumigen Welt. —
Im Osten drüben da dämmert's,
Mit Dunkel hat Licht ja getauscht;
Bleichfarbige Sternlein schwinden,
Die Nacht die schwarze, verrauscht!

Mariechen Immergrün.".

Als der Vorleser geendet hatte, klatschte Sophiechen artig in die kleinen Händchen und wispelte dazu ein „Allerliebst" über das andere.

„Und Du bist stumm, lieber Vetter? Du behältst Dein Urtheil, welches mir von großem Werthe, für Dich", sprach Sophie verwundert über die auffallende Ruhe und Gelassenheit ihres zu Gaste anwesenden Verwandtschaftsmitgliedes.

Ernest, obgleich er sich nicht laut über das vorgelesene Produkt erklärte, war doch mit der Dichterin mehr beschäftiget, als irgend Jemand, der ihn geseh'n, zu denken vermochte. Er schien die an ihn ergangene Aufforderung, sein Urtheil abzugeben, gänzlich überhört zu haben und Sophie fand sich daher bewogen, eine Wiederholung ihrer vorhin an ihn gestellten Frage folgen zu lassen.

Ernest fuhr, wie aus einem schönen Traume gestört, erwacht auf.

„Du wünschest, Cousinchen?" fragte er schnell.

„Ich habe dem Herrn Vetter gewiß all' die herrlichen Bilder verscheucht, welche ihn umschwebten", antwortete ebenso rasch Sophiechen, ihn mit einem Blicke betrachtend, an dem ein ganzes Heer von Strafpredigten hing.

„Quäle ihn nicht, Kindchen", setzte Herr von Habermann, der ehemalige Eisenhändler, nun aber reiche Privatmann, hinzu, indem er schmunzelte, obgleich er bis nun seine ganze Aufmerksamkeit dem kleinen Bassin geschenkt hatte, daraus die Gold- und Silberfischlein von Zeit zu Zeit einen Luftsprung wagten. „Quäle ihn nicht, fuhr der Begüterte fort, Du weißt ja, daß die Herren Studiosu's sich jederzeit mit ihren wohlgefüllten Pandekten und Büchern beschäftigen und auch nicht selten dabei amüsiren."

Ueber Ernest's Gesicht flog es, wie der Schatten eines Lächeln. Er kannte seinen Oheim nur zu gut, und wußte, daß ihm jeden Augenblick kleine oft empfindliche „Nadelstiche" zu Gebote standen.

Sophie und ihre Mutter, Frau Bertha, sahen lächelnd zu „Vetter Ernest", der entweder einen ganzen

Schwarm von Entschuldigem über seine Unaufmerksamkeit zu suchen im Begriffe stand, oder dem es beliebte, seine früher begonnene Betrachtung über die Dichterin fortzusetzen.

„Oheim!" sprach er, sich zu seinem Nachbar wendend, der sich unterdeß gemüthlich eine zweite Havanna angesteckt hatte, „Oheim, es macht mir Vergnügen, daß Sie auf so vorzügliche Weise meine Gedanken errathen. Freilich, am Ende ist's doch auch nicht zu schwierig. Auf was hat und soll ein Studiosus, wie Sie sich gefälligst auszudrücken geruhten, anderes denken, als auf den Hörsaal, den erhabenen Katheder, den predigenden Professor darauf, und auf all' die Gebirge von Büchern, Schriften, Heften, Notizen und Anmerkungen. Doch, setzte er lächelnd hinzu, meine Cousine wünscht Antwort auf ihre liebenswürdige Frage. Wenn es gefällig ist, mein Kind?"

„Bravo, Neffe! Deine Vertheidigung war ganz superb, macht mir Vergnügen. — Fahre fort!" brummte Herr von Habermann seinen Cigarrenwolken nach. „Doch, da brenne Dir vorerst Eine an, es steht einem jungen Manne von Deinem Alter übel, nicht zu rauchen; bediene Dich", und dabei überreichte der freundliche, besorgte alte Herr seinem Neffen ein zierliches Etui, voll der prächtigsten „Glimmstengel". Ernest nickte sanft und wählte eine aus der Menge, die ihm besonders einladend schien.

„Danke, bester Onkel!" setzte er seinem Kopfnicken bei. —

„Und Du, Sophiechen, willst mein unmaßgebliches Urtheil hören? Ich kann nur mit Vergnügen bemerken, daß ich in Wahrheit entzückt bin von den allerliebsten Versen und auf den ersten Blick in der Verfasserin Deine Freundin erkenne, welche mit Deiner Anmuth, Deinem Zartsinne zu wetteifern sucht. — Nun, bist Du mit mir zufrieden?" fragte Ernest lächelnd die leicht erröthende Cousine, welche die ihr gespendeten Complimente als Satyre aufnahm und einen „tüchtigen Hieb" für ihren „Herrn Vetter" aus dem kleinen Lockenköpfchen holte.

Herr von Habermann erhob sich und seine getreue Ehehälfte folgte seinem Beispiele.

„Ich würde Sie bitten, bester Onkel, mir auf einer kleinen Wanderung durch die Laubgänge Ihres prachtvollen Parkes das Geleite zu geben; allein ich kenne Ihren alten Brauch, sich jetzt an den Schreibtisch zu machen und eine Anzahl von Briefen für alle Welttheile anzufertigen und verschone Sie daher mit meiner Bitte; aber Dich, kleine Cousine, Dich lasse ich nicht in Deine Mansarde, Du mußt mit mir das herrliche Morgenconcert Eurer Natursänger bewundern, die frische heitere Luft mit mir athmen und eine kleine Fahrt in der Gondel mit mir theilen. Willst Du?"

Frau von Habermann war längst vorangeeilt. Ihr besorgter Gatte, welcher bereits „auf Nadeln" gestanden, überließ die lange Epistel seiner Tochter und diese selbst dem Vetter Ernest, welcher nun mit ihr allein vor der Laube stand, während das Aelternpaar die spiegelglatten Steinstufen der blumiggeschmückten Terrasse hinanstieg und unter der Salonthüre verschwand.

„Willst Du mir Gesellschaft leisten, Sophiechen?" fragte Ernest wiederholt die dem dahinschreitenden Vater nachsehende Cousine.

„Darf ich einen liebenswürdigen Vetter, wie Du es mir bist, etwas verweigern?" fragte Sophie schelmisch und schritt langsam an der Seite ihres Begleiters die Sandsteinwege dahin. Sie hielt das Zeitungsblatt in der Rechten und prüfte mit aufmerksamen Blick Zeile für Zeile das Gedicht ihrer jungen Freundin.

„Es ist doch ein schönes Ding, solche Verse zu schreiben, man muß sich, wie ich meine, die Herzen und sinnverwandten Seelen rasch wie im Fluge erobern. Was meinst Du Vetter?"

„Du hast, wie ich glaube, die Versemacherei nicht nöthig, liebes Kind, Dir eilt ohnedies Alles im raschen Fluge zu."

„Du wirst mich gewiß noch recht böse machen, Vetterchen, wenn Du meinst, ein „Landmädchen" sei eben nur da, um den Junkern aus der Stadt zu Witzeleien Anlaß zu geben. — Sie haben Dich doch recht schlimme gemacht in ihren düsteren Mauern, worinnen so viel Trug und Falschheit herrscht, lieber Ernest! — Nicht wahr, Du wirst ländlich mit uns hier leben, ländlich mit uns fühlen, Deine lustigen Gesellen vergessen lernen und an ländlichen Freuden Dich erheitern;

„Mein schönes Cousinchen, das will ich nicht nur jetzt, hab's ja schon gewollt als mir Onkelchen schrieb, Euch zu besuchen; hab' es gewollt, als er mir mittheilte, daß die kleine Sophie nun groß geworden und mich wieder nach jahrelanger Trennung einmal zu sehen wünsche. — Da nahm ich Postpferde, und je langsamer die Gaule einherschritten auf der steinigen Landstraße, desto mehr waren meine Gedanken bei Dir, Sophiechen! Ich dachte mir Dich lieb und gut zwar, einer hübschen Elfe gleich und doch, als ich Dich sah, da wußte ich, daß alle entworf'nen Bilder viel zu wenig geschmückt waren und keines sich mit Dir messen konnte. — Und spielst Du auch manchmal den kleinen „Trotzkopf", so gestehe ich Dir gerne zu, daß Dich derselbe vortrefflich kleidet. — Doch böse, mein Herzchen, böse darfst Du mir nie werden!"

Die Lerchen und Finken und Drosseln accompagnirten ihn während seiner Erklärung, die Sonne hatte sich hinter dichtes Laub verborgen und im schattigen Laubgang herrschte bezauberndes Halbdunkel.

Die beiden Wanderer waren stehen geblieben. Ernest hielt ihre beiden Hände in den seinen und sah in ihr sprühendes Auge. Er wußte seine letzten Worte mit so viel Herzlichkeit, so viel warmen Gemüthston vorzubringen, daß Sophie nicht widerstehen konnte, ihr lockenumwalltes Haupt an seine Brust zu neigen und leise voller Liebe zu ihm aufzuhauchen.

„Ich werde Dir gewiß nie böse werden, lieber Ernest!“ — Der glückliche, selige „Herr Vetter“ beugte sich statt jeder Antwort hernieder und drückte einen tief empfundenen Kuß auf die jungfräulich reine Stirne seiner kleinen Cousine, Sophie von Habermann.

Mittlerweile hatten sich die Beiden dem ausgedehnten Teiche genähert und Ernest löste die zierliche Gondel vom Uferhacken, ließ Sophie darin Platz nehmen, setzte sich selbst an das Ruder und stieß mit einem kräftigen Schlage ab, daß sie Beide mit ihrem Kahne weit hineinflogen, in's ruhig daliegende Wasser und große lange Furchen nach sich in die wellenlose Fläche schnitten.

Den begrasten Uferrand überragten Sträuche, die sich im weiten Bogen in die Fluth senkten und so eine natürliche Durchfahrt bildeten. Dorthin, an jene schattige Stelle, steuerte der Fährmann mit der theueren Bürde, und als er sie erreicht hatte, ließ er die Ruder sinken, setzte sich am schmalen Bänkchen seiner Cousine näher und ließ es wohlgefällig geschehen, wenn ihre zarten Finger das sich in die hohe Stirne drängende Haupthaar hinwegstreichelten. —

Während Ernest und Sophie die ruhig vor ihnen ausgebreitete Wasserfläche, den über sie sich ausdehnenden blauen Aetherraum und die dahin segelnden Vögelchen betrachteten, war's weit draußen im tiefen Wald heiter und voller Leben. (Forts. folgt.)

Heimatliche Chronik.

Das große Freischießen in Klagenfurt im Jahre 1608.

Mitgetheilt von P. v. Radics.

Das MS. $^{14}/_{34}$ 4° der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz enthält auf den letzten 7 Blättern „Notata von der Stadt Clagenfurth“ die vom J. 1511 (großes Erdbeben) — 1730 (Nordlicht) reichen und unter dem J. 1608 folgenden nicht uninteressanten Beitrag zur Kulturgeschichte Kärnten's liefern, den ich seinem ganzen Inhalte nach hier mittheilen will.

Er lautet:

Anno 1608

wurde zu Clagenfurth ein großes Freyschießen gehalten, als nun die „Stätt“ algemach erbauet, gob ein Ers. Landschoft zu einem Freischießen vor dos Best 100 Clogenfurther Ducaten ouf, zu welchen on ollen umliegenden Orten und Löndern ousgeschrieben und eingeladen wurde, nochdem ous unterschiedlichen Städten und Löndern als Tirol, Bairen, Nürnberg, Salzburg, Oesterreich, Steiermark und Crain hohe und niedere Standschützen onkommen ließ man mit der Trommel den 1. Sept. umschlagen, daß alle Schützen vor dem Rathhaus zusammenkommen und olso ordentlich auf die heuer zu neyer erbaute Schießstatt zogen 3 und 3 und giengen 2 Pixenmeister vorau alsdonn 3 Zieler mit 3 Scheiben, item 24 Knoben mit 2 Fähnlein roth und weiß, die übrigen schworz und gelb die Stodthüter trugen die Ladl, daran der Londschaft und Stadt Woppen waren, darauf folgete der Schützenschreiber sammt drei Trommelschläger und Pfeifer, darauf die Schützen 3 und 3 mehr 3 „Spill“ undt ein Fehnrich mit der Fahn, daran der Landschaft und gemein Stadtwoppen war, diesen volgten nach viel Herrn und Schützen; als sie ouf die Schießstott komen, waren sie gonz freundlich von einem Oratoren empfangen, darnoch verlase man den Schützenbrief, die Herrn Schützen erwälten Sibner und „neiner“ Pritschenmeister an Irer Brust mit silbern und übergulbten Schild waren auch zugegen und wurde oldo des Pritschens halber keiner verschont. Als man schier hot obgeschoßen, kommen 50 junge Knaben alle weiß gekleidet von der Stodt, diesen goben sie einem jeden ein Fähndl in die Hand roth und weiß mit dem burgundischen Kreuz darouf und mochten den gewinnenden, (sa gar viel waren) einen Plaus. Den 13. September hatten die ganzen gestochen und endlich Herrn Herrn von Meinig ein Herr und Landmon und Beisitzer das Best der 100 Dukaten und den besten Fahn daron dos Landschaftswappen war herousgeschoßen. Die Landschoft dat auch die Schützen ganz stottlich troctirt mit vielen Speisen und köstlichen Weinen beim Herrn Bürgermeister, das Kränzlein ist der Stodt Loibach neben einer schönen ovation durch ein zartes Jungfrönlein verehrt worden, es solle dieß Schießen 24 Schuß golten hoben.

Noch Schießen.

Nach diesen gab ein Ehrs. Magistrat den 15. September 40 neue Thaler vor dos Best zum Nachschießen dar, somt schenen Fahnen, von schworzen und gelben Tafant, auch das Stadt Wappen daran, deren ein Jeder gewinnender einer zu Theil worden, dos Best hat aber ein Payer nomens haus grißauer ein Rohschmidt darvon gebrocht, allda seint 8 Schuß zugelassen worden.

Zum Bollete

hat die „Compania“ (Schützencorps) deren Schützen einen schönen Becher pr. 24 fl. zum Bolete ongeworfen, welchen eine kleine Person von Nürnberg herausgeschoßen und austrunken, das er ist on die Plonchen gesunken, dieß Schießen hat 3 Wochen gedauert.

Schloß Rohr in der Steiermark.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 21 | Sonnabend, den 23. Mai | 1863.

Aus dem Landes-Museum.

„Zur Naturgeschichte des Hundes."

Vortrag,

gehalten

von Dr. Alois Hussa am 30. Jänner 1863.

(Stenographisch aufgenommen von den Hrn. K. Kroner und J. Frankl)

(Schluß.)

Als eine Abart der Schäferhunde wird der Viehhund angesehen, der nur gebraucht wird, um Vieh weiter zu treiben. Er ist ziemlich böswillig, denn man sieht, mit welcher Rohheit er auf die Kühe und Kälber losfährt und wieder fortläuft. — Die große Familie der Dachshunde ist wieder sehr interessant. Der englische und schottländische wird vorzüglich als Jagdhund benützt.

Die wachsamen Pintscher dienen in England als Rattenfänger, wo man ganz ergötzliche Kämpfe zwischen ihnen veranstaltet.

Eine Abart der mittleren Dachshunde sind die krummbeinigen und sehr niedergestellten. Man muß sich unter den Dachshunden nicht immer Wesen mit häßlichen krummen Beinen und runden Köpfen vorstellen, denn die Urrace der Dachshunde ist geradbeinig. Sie sind ziemlich starke und flinke Thiere.

Einer der bekanntesten, gelehrigsten und gescheidtesten Thiere ist der Pudel. Er ist weniger als Haushund zu benützen, erfreut aber seinen Herrn besonders durch seinen unverwüstlichen Humor. Er lernt viele Kunststücke von selbst, ohne daß man ihn besonders anleitet. Der Pudel wird die Thüre aufmachen können, er wird nachmachen, was er seinen Herrn thun sieht, er ist eine Art Affe unter den Hunden, aber gewiß viel gescheidter als dieser.

Der Wachtelhund ist ein kleiner langhaariger Hund, und wird als Jagdhund benützt. Abarten von diesem sind: Der Bologneserhund und der Löwenhund; kleine Hunde, welche besonders zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhundertes bei den Damen als Schoßhunde beliebt waren. Gegenwärtig verschwinden sie immer mehr und mehr.

Der kalabresische Wolfshund ist ein sehr starker, großer Schäferhund, welcher zur Bewachung der Heerden benützt wird. Er legt gegen Fremde nicht weniger Haß zu Tage als seine Herren, die er aber an Gutmüthigkeit und Bildungsfähigkeit bei weitem übertrifft.

Wir müssen nun wieder nach dem Nordenamerika's hinüberspringen und finden dort den Hund von Labrador. Er ist sehr groß und stark, von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 6 Schuh 3 Zoll lang, an der Schulter 2 Schuh 6 Zoll hoch, sein Kopf ist 2 Schuh 6 Zoll lang, der Umfang des Brustkorbes beträgt 3′ und 1″. Er wird von den Eingebornen zum Schlittenziehen benützt. Der Neufundländer-Hund wird gleichfalls zum Ziehen benützt; er bringt den Einwohnern ihre getrockneten Fische, Pelzwerke 2c. in die Städte. Sie sind dort so unendlich häufig, daß in der Stadt St. Johns über 2000 gezählt werden. Die größte Merkwürdigkeit dieser Hunde besteht darin, daß sie allein von allen mit Schwimmhäuten versehen, und dadurch ausgezeichnete Schwimmer sind.

Einer der merkwürdigsten Hunde ist der Hund von St. Bernhard. Wenn anderseits Hunde benützt wurden, um Sklavenjagden auszuführen und auf Menschen gehetzt werden, so werden hier die Hunde benützt, um Menschen ausfindig zu machen und zu retten, welche von Schneelavinen überschüttet worden sind. Es ist dieß ein sehr großer und starker Hund, dessen eigentlichen Ursprung man ebenfalls nicht kennt. Einige leiten ihn davon her, daß eine zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Hospitze zurückgelassene dänische Dogge sich mit dem dort einheimischen Walliser Schäferhunde gekreuzt habe.

Unter ihnen war der berühmteste der „Bery", der viele Jahre lebte, und 40 Menschen das Leben rettete. Unter andern rettete dieser Hund auch einen Knaben, dessen Mutter von einer Lawine verschüttet ward. Der Knabe war unter einem überhängenden Felsen eingeschlafen. Der Hund weckte und liebkoste ihn, bis der Knabe sich auf seinen Rücken setzte, worauf ihn dieser so in's Kloster trug. Er ist nun im naturhistorischen Museum von Bern ausgestopft. Leider ist dies-



Raçe im Aussterben, denn das letzte Paar bringt nur todte Junge zur Welt. Die verdienstvollen Mönche von St. Bernhard suchen nun durch Kreuzung eine brauchbare Raçe zu erzielen, was ihnen aber bis jetzt noch nicht ganz gelungen ist.

Wir kommen nun zu der sehr großen Familie der Jagdhunde. Die vorzüglichsten Arten dieser Gruppe sind: Die bengalische Bragge aus Dalmatien, der französische Parforce-Hund, der vorzüglich zum Jagen des Hirsches, und die Steinbragge oder der Stöberer, der zur Hasenjagd benützt wird.

Der englische Fuchshund ist groß und stark, und wird zur berühmten Fuchsjagd benützt. Der englische Schweißhund hat sehr starke herabhängende Lippen und einen sehr guten Geruchssinn. Hieher gehört der Talbot, der in England zu der Hirschjagd benützt wurde, ist aber auch bereits ausgestorben.

Der Schweiß- und Bluthund hat einen ausgezeichneten Geruchsinn, ist stark und ziemlich groß. Die Schulterhöhe beträgt 28 Zoll, er hat sehr weite Nasenlöcher und ein weit schallendes helles Gebelle; er wurde in England abgerichtet, um Diebe und Räuber zu verfolgen. Wenn ein solcher Hund auf die Spur kam, so war es dem Strolch äußerst schwer, diesem Verfolger zu entrinnen. Der König Bruce von Schottland wurde auch von einem solchen Schweißhund verfolgt, und nur dadurch, daß er in einem Bache sehr weit aufwärts ging, gelang es ihm, zu entrinnen. Weiter wurde dieser Hund auch als Krieger benützt. So hatte Effex in seinem Heere 8000 solcher Bluthunde.

Der Leithund ist derjenige, der vorzüglich dazu abgerichtet ist, um einen angeschossenen Hirschen oder ein Wildschwein nach dem Schweiße oder Blute, das aus der Wunde hervortrieft, zu verfolgen. Er wird aus einem ganzen Rudel nur das verwundete Thier aufnehmen und keinem andern folgen. Er wird noch dort gehalten, wo es viele Hetzjagden giebt.

Auch in Afrika giebt es Schweißhunde, welche bei Verfolgung der Antilopen sehr gute Dienste leisten. Der Hund verfolgt das Thier eigentlich nicht auf dem gleichen Wege, sondern wenn es sogenannte Knöpfe oder Kreise einschlägt, so läuft der Hund nicht nach diesen, sondern er ändert seine Richtung und trifft dort mit dem Thiere zusammen, wo dasselbe seine ursprüngliche Richtung der Flucht wieder einschlägt. Ich habe hier noch zu erwähnen die Bluthunde von Cuba, die zur Negerhetze benützt wurden. Dieser Hund ist ein sehr großes, starkes und wild aussehendes Thier.

Als im Jahre 1798 die Neger in Jamaica einen Aufstand machten und durch Waffengewalt nicht zu bezwingen waren, ließ die Regierung eine große Anzahl solcher Bluthunde nach Jamaica bringen, und auf diese bloße Nachricht haben sich die Neger unterworfen.

Der Hühnerhund aus Spanien ist sehr gelehrig, ja sogar vernünftig. Sein kluges Benehmen setzt uns oft in Erstaunen und macht die Feldjagd zu einem großen Vergnügen.

III Die Doggen.

Als dritte große Gruppe haben wir die Doggen bezeichnet. Diese haben einen breiten Kopf, kleine halbhängende Ohren, Hängelippen sind stark gebaut, haben im Allgemeinen eine geringe Intelligenz aber eine große Kampflust, ein ruhiges Temperament, gereizt aber sind sie wild und furchtbar.

Die englische Dogge war ein besonderes in früheren Zeiten sehr geschätztes Thier, welches von den Großen und Fürsten sehr hoch geschätzt und hoch gehalten wurde. Schon die Römer haben dieses Thier sehr hoch geschätzt und zu ihren Thierhetzen gebraucht. In Britannien war ein Beamter aufgestellt, der nichts anderes zu thun hatte, als taugliche Thiere für die großen Thierkämpfe in Rom zu suchen. Unter der Königin Elisabeth rechnete man drei Doggen auf einen Bären und vier auf einen Löwen. Unter König Jakob I. kämpften drei Doggen gegen einen Löwen. Die erste, die auf den Löwen losfuhr, wurde zerrissen, ebenso auch die zweite, aber die dritte verbiß sich in seine Oberlippe derart, daß der Löwe anfing zu zittern, die Flucht ergriff, und sich in seinen Käfig verbarg. Fleming sagt von den englischen Doggen: Die englischen Doggen, welche große Herren anfänglich aus England und Irland mit vielen Kosten bringen ließen, werden jetziger Zeit in Deutschland auferzogen, und geben ihnen den allergrößten und schönsten der Namen: Kammer-Hunde, weil sie solche meistens des Nachts in ihrem Schlafgemach bei sich haben, damit, wenn Mörder einfallen sollten, dieselben solche Bösewichte niederreißen, ihren Herrn aber erretten möchten. Nächst diesen werden andere englische Doggen Leib-Hunde genannt, welche an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzt werden, auch die Bären festhalten können, damit die Herrschaft solche fangen möge, sonderlich müssen dieselben angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor den Kopf anfallen, sondern zur Seite bei den Ohren fassen, und zu beiden Seiten sich anlegen, denn sonst ein Bär sie zerreißen, ein Hirsch sein Geweih vorwerfen und dieselben spießen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber stet-

tig um sich schnappen und herum beißen würde. Im Stall liegen sie ein jeder besonders an Ketten, und hat jeder seinen Fraß absonderlich vor sich stehen. — Die Bären oder Bullenbeißer sind von dieser vorgemeldeten Art eine besondere Gattung, welche zwar dick und schwer, zum Fangen aber ungemein hitzig und erbittert sind. Sie sehen böse und tückisch aus, und werden insgemein zur podolischen und ungarischen Büffel-Ochsen-Hetz, wie auch zuweilen die Bären damit zu hetzen gebraucht. Sie werden anfänglich an mittelgroße Sauen gehetzt, endlich an kleine Bären. Man muß dieselben, wenn sie fest einbeißen und sich verfangen, geschwind mit einer starken rauhen Gänsefeder in der Kehle kitzeln, alsdann lassen sie selbst los. Der Bär theilt Ohrfeigen aus, und wenn die Herrschaft überdrüßig wird, werden die Hunde an sich gerufen, und der Bär entweder in einen Kasten gethan, oder von der Herrschaft ihm mit dem Fangeisen der Rest gegeben, nachdem die Kammer- oder Leibhunde vorgerückt und denselben gefangen, dazu dann von anwesenden Jägern mit Wald- und Hüfthörnern geblasen wird.

Hieher gehört noch die thibetanische Dogge, welche zur Beschützung von Heerden und Dörfern benützt wird. Der Bullenbeißer hat einen leicht vorstehenden Unterkiefer. Er ist der böswilligste von allen Doggen und wird leicht abgerichtet, sich in Dinge so zu verbeißen, daß er dann damit in die Höhe gehoben werden kann.

Endlich gehört noch hieher der Mops. Er ist zwar keine Dogge, aber er ist nicht leicht wo anders unterzubringen, also kann er wohl hier angeführt werden. Er hat einen kleinen Kopf, eine sehr verkürzte Schnauze und einen aufgeringelten Schwanz. Er war einst sehr modern, ist aber gegenwärtig ganz außer Mode gekommen, so daß er kaum mehr gefunden wird.

Von diesen hier angegebenen Hauptypen giebt es unzählige Abarten, und so verschieden die äußere Form dieses Thieres ist, so verschieden ist auch sein Charakter. Man kann wohl sagen, daß die guten und bösen Eigenschaften dieses Thieres dem Menschen ähnlich und dadurch diesem so lieb und werth machen. Daher kam es, daß die alten Egypter den Hund in ihren Mythenkreis verflechten haben. Isis fand durch Hilfe von Hunden das Kind ihrer Schwester Nephthys und dieses erhielt den Namen Anubis mit dem Hundskopfe, wurde ihr Gefährte und sollte ebenso die Götter bewachen, wie die Hunde den Menschen. Dann setzten die Egypter den Hund zum Wächter des Himmelsthores als Hundsstern, Sothys, Syrius, Sternenwächter, davon haben auch heutigen Tages die Hundstage ihren Namen. Diese sind nämlich jene Tage, wo der Syrius zugleich mit der Sonne aufgeht. In diesen Tagen soll vorzüglich die Hundswuth auftreten. Hund, Wolf und Schackal sind die Hieroglyfen der Sonne und sollten Gott als den Alle Bewachenden, Erspürenden und Erforschenden darstellen. Hirtenvölker hielten den Syrius, den treuen Hund mit dem niemals schlafenden Auge ganz besonders hoch.

Der Hund begleitete bei den Egyptern die Todten ist Wächter der Unterwelt, und auch Gehilfe des Todtenrichters. Sie verwendeten den Hund auch auf der Jagd, aber auch als Zimmerhund findet man ihn auf alten Gemälden.

Die größte Verehrung genoß der Hund bei den Iraniern, dort spricht Ahuramazda zu Zoroaster im Vendidad folgender Maßen: „Den Hund habe ich geschaffen mit seinen eigenen Kleidern und seinen eigenen Schuhen, mit scharfem Geruch und scharfen Zähnen; anhänglich an den Menschen und bissig gegen den Feind zum Schutze für die Heerden. Wenn er gesund und bei guter Stimme um die Hürden ist, so naht kein Dieb oder Wolf dem Dorfe und trägt unbemerkt hinweg. Der Hund ist zufrieden, geduldig, und begnügt sich mit kleinem Brote wie ein Priester; er geht vorwärts und ist vor und hinter der Wohnung wie ein Krieger, vor Wachsamkeit schläft er nicht ganz aus wie ein Ackerbauer; Haus und Nahrung sind ihm das Höchste wie dem Dorfbewohner, dabei ist er freundlich wie eine Buhlerin und schmeichelt wie ein Kind. Wahrlich nicht würden die Wohnungen fest auf der von Ahura geschaffenen Erde stehen, wenn die Hunde nicht wären, die für's Vieh und für's Dorf gehören. Darum war es strenge Pflicht, den Hund gut zu pflegen, zu ernähren, in Krankheiten zu heilen und von jeder Mißhandlung zu schützen. Für tragende Hündinen sorgte man wie für schwangere Frauen; ein todter Hund erfuhr dieselbe sorgliche Behandlung wie ein menschlicher Leichnam. Das Schlagen oder Tödten eines Hundes konnte nur durch die schwersten Bußen und durch eine Reihe guter und nützlicher Handlungen gesühnt werden. „Wer den Wasserhund erschlägt“, heißt es in Vendidad, „der verdirbt das Wachsthum vom Getreide und Futter, und nicht eher wird Gedeihen über seine Aecker und Weideplätze kommen, bis er für die fromme Seele des Wasserhundes drei Tage und drei Nächte hindurch Opfer gebracht hat mit gebundenen Ruthen, mit erhobenen Haoma.“

Menschlichkeit gegen den Hund wird als Tugend

mit himmlischen Lohn, Grausamkeit als Sünde mit göttlichen Strafen vergolten. Dem Sterbenden pflegte man einen Hund vorzuhalten, damit er sein brechendes Auge auf ihn richte. Was der Hund unter den vierfüßigen Thieren, war der Hahn unter den Vögeln. Er verkundete den Anbruch des Tages und das Weichen der Finsterniß. „Er erhebt seine Stimme", heißt es im Vendidad, „bei jeder göttlichen Morgenröthe und ruft: „Stehet auf ihr Menschen, preiset die beste Reinheit, vertreibet die Daeva."

Man sieht daraus, wie hoch die uralten Völker den Hund hielten. Bei den Griechen wurden die Hunde ebenfalls hoch gehalten. Am Abende jedes 30., der in Athen den Verstorbenen gefeiert wurde, trugen sie der Hekate an die Dreiwege ein Mahl hinaus, und schickten nach Aristophanes auch einen Hund zur Abwendung und Reinigung mit.

Xenofon hielt es nicht unter seiner Würde, über den Hund eine Abhandlung zu schreiben, wie er für die Jagd beschaffen sein soll. Die Griechen hielten sie als Jagdhunde und als Wächter der Heerden. Es waren aber auch schon hier Luxushunde gebräuchlich, diese begleiteten ihre Herren in die Raths- und Volks-Versammlungen, und Achil führte neun solcher Hunde mit vor Troja.

Bei den Griechen wurde Kion (Hund) als Schimpfnahme gebraucht, und die phylosophische Schule der Ciniker dürfte ihren Namen daher haben, daß sie auf Reinlichkeit eben keinen absonderlichen Werth legte. Auch in der griechischen Mythologie erscheint der Hund des Acteon, welcher auf Geheiß der Diana seinen Herrn aufzehrte. Phönicier und Punier und später auch die Griechen opferten Hunde der Diana.

Die Römer hielten den Hund sowohl für die Jagd als auch für das Haus. In der spätern Zeit pflegten die Damen Rom's besondere Lieblingshunde zu halten.

Der Jagdhund des Orion wurde als kleiner Hund, Prokyon, unter die Sterne versetzt. Interessant ist es, daß, obwohl die Egypter den Hund hoch hielten, doch die Juden und Türken den Hund als unrein erklärten; vielleicht hielten die Hebräer ihn deßhalb für unrein, weil eben die Egypter ihn so hoch schätzten, doch das hielt den Tobias nicht ab, daß er sich auf seiner Reise von einem Hunde begleiten ließ. Jobs Hunde halfen den Hirten, die wilden Thiere verscheuchen, und die Königin Jezubel, welche Jehu vom Fenster des Palastes hinabstürzen ließ, wurde von Hunden zerrissen. Das kann in einer orientalischen Stadt auch jetzt noch leicht geschehen. Die Heiden wurden für Hunde gerechnet und wie Hunde bezeichnet. Jesaias nannte die schlechten Lehrer stumme Hunde. Später gehen auch in die deutsche Mythologie die Hunde über, und Odin wird mit den Hund dargestellt. Den Walküren und Eumeniden, den dahinsausenden Todesgottheiten, wurden tobende Hunde beigegeben. Diese sind die Vorläufer der wilden Jagd. Nach einer oberpfälz'schen Sage flechtet im Monde ein altes Weib einen Korb, während neben ihr ein großer Hund lauert bis er fertig ist, um dann über ihn herzufallen, und das gibt eine Mondesfinsterniß; wird er vollends zerrissen, so geht die Welt unter. Daß der Hund sehr in das Leben der Deutschen eingewebt ist, beweiset die Menge alter Sprichwörter, z. B.:

Es ist ein getreu Thier um einen Hund.

Er muß es haben, als hätte ihn ein Hund gebissen.

Du wirst am Ende noch Hunde führen müssen.

Da liegt der Hund begraben.

Viel Hunde sind des Hasen Tod.

Es wird ihm bekommen, wie den Hund das Grasfressen.

Der Knüttel liegt beim Hund.

Damit kann man keinen Hund aus dem Ofen locken.

Er weiß keinen Hund aus dem Ofen zu locken.

Todte Hunde beißen nicht.

Einem tollen Hunde soll man aus dem Wege gehen.

Hunde, die viel bellen, beißen nicht.

Laß den Hund bellen, beißt er doch nicht.

Der Schleicher überwindet den Beißer.

Er ist ja bekannt wie ein bunter Hund.

Mit gezwungenen Hunden ist übel jagen.

Komme ich über den Hund, so komme ich auch über den Schwanz.

Je fetter der Floh, je magerer der Hund.

Zwei Hunde und ein Knochen vertragen sich selten.

Man muß den Hund nicht nach der Wurst schicken.

Sie leben mit einander wie Hund und Katzen.

Alles dieses zeigt, daß die Deutschen den Hund hoch gehalten haben.

Außerdem findet man bei den Deutschen eine eigenthümliche Strafe, welche im Tragen der Hunde bestand. Sie wurde vorzüglich gegen Friedensbrecher verhengt.

So ließ Kaiser Friedrich I., als er von Italien zurückkehrte, den Hermann Pfalzgrafen am Rhein, der inzwischen mit dem Erzbischofe Arnold zu Mainz in Fehde war, zur Strafe eine Meile weit einen Hund am Rücken tragen. Dem Erzbischofe war es in Rücksicht auf sein Alter und seine Stellung erlaubt, einen Stellvertreter zu schicken.

Diese Sitte des Hundstragens leiten einige davon her, daß sie das Jagdrecht der Ritter anzeigen sollte, während die Bauern ein Pflugrad tragen mußten. Nach andern stammt es daher, daß Kaiser Heinrich der Vogler die Hunnen, welche von ihm einen Tribut verlangten, mit schäbigen Hunden am Rücken nach Hause schickte. Die gegenwärtige Lage der Hunde ist eine solche, welche wohl so ziemlich Alle kennen. Der Hund wird bei uns benützt, theils als Haushund, theils als Jagdhund, theils ist der Hund fast gänzlich in die Familie aufgenommen. Als treuer Freund des Menschen ist er diesem besonders in den nördlichen Gegenden völlig unentbehrlich. Er wird von den Norwegern zum Vogelfang, von den Lappländern zum Hüthen der Heerden benützt; die Samojeden ziehen Hunde, um die Pelze zu erhalten. In Kamtschatka ist der Hund das einzige Hausthier, in Sibirien das einzige Zugthier. Von den Negern der Goldküste wird der Hund als Nährmittel benützt, so geschieht es zuweilen, daß für einen großen, fetten Hund zwanzig Sklaven gegeben werden.

Außerdem wurde und wird der Hund auch zu medizinischen Zwecken benützt. Plinius verordnete gegen Leibschmerzen das Auflegen von Bologneser Hunden. Ein anderer sagt, daß man melancholischen Frauen einen Hund auf den Kopf legen soll, wodurch sie wieder fröhlich würden. Daß gegen Gichtschmerzen junge Hunde gut seien, gibt Hippokrates an, und wird auch jetzt noch so gehalten. Sextus rühmt das Hundsfett für Taubheit und Plinius sagt, daß man durch Aufstreichen von Hundsfett Muttermähler vertreiben könne, daß Kopfschmerzen durch Auflegen von Hundshaaren geheilt werden. Der weiße Hundskoth ging in die Apotheke als magnesia animalis gegen Geschwür und Krebs. In Paris verfälschte man den gestossenen Pfeffer mit Hundskoth. Daß das Lecken der Hunde für Wunden sehr gut sei, ist schon lange bekannt, hat sich doch Hiob seine Geschwüre von Hunden auslecken lassen.

Der Hund ist im Stande, uns zu unterhalten wie sonst kein Thier, vor allem der Pudel, dann der Spitz. Er ist so gelehrig, daß er durch seine Kunststücke wahrhaft interessant geworden ist. So setzte vor ein paar Jahren ein Spitz, Fido, alle Zuseher durch das Zusammensetzen von Worten und Zahlen in Erstaunen. Wie groß war die Anhänglichkeit jenes braunen Hundes zum Regimente Prohaska, der seine Treue im Kugelregen auf den italienischen Schlachtfeldern bewährte. Der Hund hat Gedächtniß und Vorstellungskraft, denn er träumt, fängt im Traume zu bellen und zu murren an, wenn er träumt, so muß er auch Vorstellungs-Vermögen haben. Er hat ein sehr gutes Gedächtniß, denn ein Hund merkt sich sehr bald, was ihm verboten und was ihm erlaubt ist. Der Hund kann auch seinen Herrn täuschen. Denn wenn ein Hund in der Nacht ausgeblieben ist, so schleicht er sich am andern Morgen in's Zimmer und stellt sich, als ob nichts vorgefallen wäre. Oder wenn ein Hund eine Liebschaft hat, so sucht er auf alle Weise vom Herrn los zu werden. Er stellt sich an eine Ecke und thut, als hätte er ein wichtiges Geschäft zu verrichten, ist aber der Herr vorüber, so eilt er schleunigst dem Ziele seiner Wünsche zu. Und alle diese Eigenschaften machen uns dieses Thier lieb und werth, machen, daß wir es gleichsam in unsere Familie mit aufnehmen und es mit uns leben lassen. Und in der That verdient der Hund diese Achtung, denn durch inwohnenden Trieb zum Menschen hingezogen, muthig, scharfsinnig, dankbar, und die Mühe der Erziehung reichlich lohnend, scheint er wie absichtlich für unser Geschlecht geschaffen.

Mit uneigennützigem Gehorsam theilt er geduldig das Los seines Gebieters, und so wie er in der Urzeit den rohen Nomaden-Völkern über halbe Welttheile folgte, so begleitet er noch jetzt jene Kolonisten, die, arm an Mitteln und vereinsamt, in fernen Wildnissen den künftigen Geschlechtern Wohnsitze bereiten. Von gleich hohem Alter mit den Völkern, unter welchen er lebt, ist er von der Zeit unberührt geblieben, noch immer so aufmerksam, so treu und der Erinnerung fähig, wie einst des Odissen's Orgos es war, und unter allen Thieren allein im Stande, aus Schmerz auf seines Herrn Grab zu sterben.

Ueber Jean Paul's Streckverse.

Von H. v. Südenhorst.

(Schluß.)

In der Poesie ist das Verbindungs-Objekt von Gedanke und Sinn das Wort, die Aneinanderreihung der

Worte. Die Schönheit dieser Verbindung ist Wohlklang, und Wohlklang beruht auf Rhythmus und Reim. Den Letzteren braucht Jean Paul nie. Seine Streckverse beruhen auf den Principien des Rhythmus, Polymeter nennt er sie selbst. Die Schönheit des Rhythmus hängt von der geordneten, und zwar nach bestimmten Gesetzen geordneten Reihenfolge von Hebung und Senkung ab.

Diesen Gesetzen entsprechen die Streckverse vollkommen. Möge es mir nur erlaubt sein, einen der kürzesten zu analysiren, z. B. „die Thräne. Wir haben alle schon geweint, jeder Glückliche einmal vor Lust, jeder Unglückliche einmal vor Weh. Dieß Gedicht zerfällt in drei durch Cäsuren getrennte Abschnitte. Der erste Theil trägt rein jambischen Charakter in sich, der zweite geht langsam, mit Beibehaltung eines Trochäus in das daktylische Maß über, schließt aber als Choriambus mit einer Arsis, um gewisser Maßen den weiteren Fluß der Verse noch Einhalt zu thun, und fällt im dritten Theile mit reinen Daktylen ab. Der Bau dieses Gedichtes ist von reinster Harmonie durchweht, er hat Aehnlichkeit mit einem Distichon, ist aber diesem seiner größeren Abwechslung wegen vorzuziehen. Er erhebt sich allmälig, schwillt stark an und „fällt melodisch herab."

Ich habe die meisten Streckverse, die mir untergekommen, auf diese Weise untersucht, und bin immer zu gleich befriedigendem Resultate gekommen. Bei manchen wiegen die Härten der mehrtheiligen Versfüße mehr oder minder vor, wie z. B. Jean Paul selbst an einer Stelle in seinen „Flegeljahren" bemerkt: „Schwerlich werden einem Haslauer Ohre von einiger Zärte die Härten dieses Verses, der Proceleusmatikus, zweite Päon, Molossus entgehen; dürfte aber nicht der Dichter seine Ideenkürze durch einige metrische Rauhheit erkaufen?" Ja, er dürfte es, und um so mehr, als er auch mit seinem Rhythmus dem Ideengange des Gedichtes auf das Genaueste folgt. An einem Beispiele noch möchte ich dieß durchführen.

An die Feinde der Freiheit.

Zerschlagt nur jeden Bund ihrer Freunde, und zerstückt jedes Buch sogar mit Dem, der es hinstellte, um darin die Geistersonne, die Freiheit, im Aufgange zu zeigen; nun glänzt die Sonne nicht mehr aus einem Spiegel, sondern neu aus jeder Scheibe des zertrümmerten. Die ruhige Meerebene mit einer stillen Sonne im Busen lodert aufgestürmt mit verworrenen zahllosen Sonnen auf den zahllosen Wogen.

Der erste Haupttheil ist eine Periode, die in ihrer allmäligen Steigerung und langsamen Senkung genau der Idee entspricht, wie eine Sonne sich im Aufgang zeigt und in ihrem Glanze zu stören versucht, aus vielen Theilen wiederscheint. Das zweite angehängte Bild von der Welle setzt in immer langsamer werdenden Fluß die Periode und die rhythmische Form fort.

Es ließe sich dieß bis in's kleinste Detail verfolgen, doch nimmt ein solches Verfahren immer den Charakter der Kleinlichkeit an, da doch der Dichter nie so bewußt und analytisch die Form bildet, als der Kritiker sie zerlegt, sondern in plötzlicher Eingebung, unbewußt, ohne langes Suchen zugleich und ungetrennt von der Idee auch die Form in sich aufnimmt und wiedergibt.

Mir war es genügend, wenn ich hiemit das Vorhandensein der drei Hauptbedingungen eines Kunstwerkes bewiesen habe, den Werth und die Würdigkeit des innern Gehaltes, die Schönheit der äußeren Form, und die durchdachte motivirte Verbindung von Form und Gehalt.

Mir scheinen die Streckverse zu den bedeutendsten Einzelheiten zu gehören, die dem Genius Jean Paul's entsprossen sind, sie sind nicht müßige Spielereien, oder sonderbare Erzeugnisse der poetischen Muse eines Dichters, wie Gottwall; es sind Kunstwerke, es sind Kleinode, so bedeutend in ihrer Art und ihrem geringen Umfange, wie ein schmuckes Goldringlein oder ein Demantkreuz. Ich möchte nur eine Frage noch berühren, nämlich die Stellung, welche diese Versgattungen in der geschichtlichen Entwicklung unserer Lyrik einnehmen.

Wir finden vor Jean Paul eine den Streckversen annähernde Versart, ich meine die Gedankenverse von Klopstock, die aus dem nämlichen Principe hervorgingen, die Idee des Gedichtes in einen deren Entwicklungsstadien gleichlaufenden Rhythmus darzustellen. Doch waren diese Verse oft von viel größerer Ausdehnung und entsprachen im Weitern durchaus nicht dem Baue der Jean Paul'schen. Auch nach ihm habe ich wenige Beispiele gefunden, die ihm vollkommen nachgeahmt hätten, mancher behielt die Form im Ganzen bei, glaubte aber des Reims nicht entbehren zu können, mancher war wieder nicht im Stande, die Harmonie des Rhythmus beizubehalten, er kam in's Aphoristische. Unser Dichter steht mit ihnen einzig und original da, seiner Individualität entsprach diese Form in vollstem Maße, er konnte in ihnen die tiefsten Gefühle und die genialsten Einfälle niederlegen, er konnte seiner so reichen Phantasie, die immer im Weiterbilden begriffen

war, freien Lauf lassen, und sie doch auch mit Leichtigkeit vor jedem Ueberschäumen eindammen. Ihm war es Bedürfniß, seine Polymeter aufzusetzen, er fand in ihnen Gelegenheit, die Wahrheit der Idee und Auffassung zu bestätigen, die er vom Dichter hegt, und in folgenden Worten ausdrückt:

„Wohl habe ich Früchte und Blumen zusammengebunden, wie im Blüthenstrauße auch die reife Pomeranze erscheint; aber auch die Frucht ist nur Blüthe, und der Herbst duftet mit dem Frühling zugleich."

In Feld und Wald.

Eine kleine Geschichte von Ernst Keiter.

II.

Die Sonne liebäugelte durch die Aeste hoher Tannen mit Eichhörnchen und Spechten, die am Stamme vieljähriger Nadelhölzer sprangen und pickten, und hie und da huschte ein neugierig Häslein aus dem Gestrüpp, sich im Sonnenscheine spielend und putzend, gleich einem Ritter aus der Stadt.

Da war, mitten im Walde, ein frischgrüner, freier Rasenfleck, und darauf stand ein Häuschen, nach Schweizerart erbaut, so zierlich, so anmuthig, so lieblich, und rings umher streckten sich Fichten und Föhren höher und höher, so daß ein Baum den andern schier zu überragen sich bestrebte. Niemand vermag sich etwas Erhabeneres vorzustellen, als den Anblick, der dem sich verirrenden Touristen dort wird.

Das Herz, das lebenswarme, athmet freier auf, die Pulse schlagen mächtiger und schneller, die Brust öffnet sich weit, — und dieß Alles vermag die Nähe jenes anmuthsvollen Waldplätzchens. Dort strömen die Fichten den würzigsten Duft aus, der ihnen eigen; die Tannen zeigen dort die dunkelsten, glänzendsten Blätter; die Waldvöglein singen so erbaulich ihre Weisen; der Geist strömt dort nach aufwärts, dem Geiste zu, und jede Seele wird dort reiner, erhabener, gottgeweihter.

Hohes dichtes Gestrüpp umgab, zierlich zugestutzt, das Waldhaus, dessen Fenster im ersten Stockwerke weit geöffnet standen. Auf dem breiten hölzernen Gange, der um das Haus lief, blühten in hübschgeformten Thongeschirren herrliche Waldblumen, und die Glasthüre umrankten Epheu und Jasmin, welche die Wand hinanwucherten.

Die schönste, herrlichste und duftigste aller Blumen aber blieb Mariechen von Warnsdorf, das „Waldfräulein", wie sie ringsum genannt wurde. Obgleich sie ihre vortreffliche Bildung der Residenz verdankte, war sie doch nie geneigt, jene stolzen Sitten und Gebräuche anzunehmen; sie fühlte, daß sie nur mit und in der freien Natur fröhlich und heiter sein könne. Wie war sie glücklich, wenn die letzten leichten Schneespuren von den hohen Giebeldächern der Stadthäuser schwanden, wenn der Fluren abgestorbenes Grün sich mit frischem ersetzte; wie groß war ihre Freude, als die Rosse wiehernd im Vorhofe standen, sie und Papa einstiegen und im schnellsten Trabe dahinfuhren. Und war sie dann wieder im Waldesgrün, hatte sie ihre trauten, dichtverborgenen Lieblingsplätzchen alle wieder besucht, dann war kein Reh so froh, so frei und so munter, als sie, und Nichts war, das sie beneidet hätte.

Und wenn die ersten Strahlen der aufsteigenden Morgensonne die höchsten Spitzen der Nadelhölzer erleuchteten; dann fanden sie gewiß auch die Gutsherrntochter von Warnsdorf in der Eremitage auf der Höhe des Berges, entweder mit Malen, Lesen oder Dichten beschäftiget.

Und wie schön war dieses Rindenhäuschen, das sie „Marienruh" nannte, wie rein wehten die Lüfte hindurch, und wie prächtig stand es da, eine Aussicht gewährend, weit hinein in's grüne Land. — Und keinen Mangel gab's darin an lohnendem Stoff zur Anfertigung eines Gedichtes und hundert Bände hätten sich schreiben lassen, über Alles, was sich von dort aus zeigte.

O himmlisch' Land, mit deinen markigen Wäldern, deinen üppigen Feldern!

Mariechen war am Morgen unseres Tages in Begleitung ihres Vaters den breiten Waldweg, welcher an ihrem Wohnsitze vorüberzog, entlang geritten. Das lange, schwarzsammtene Reitkleid umschloß ihre jugendlichen im Entfalten begriffenen Formen und ein kleines Filzhütchen bedeckte die reichen schwarzen Locken, welche ein feines Seidennetz zusammenhielt. Sie ritt einen wohlgeschulten Fuchs, und saß mit jener Grazie und Anmuth im Sattel, die wir bei tüchtigen Reitern zu sehen gewohnt sind. Es war nichts Gezwungenes in der ganzen Haltung ihres Körpers, nichts Eingelerntes, — es schien, als säße sie seit dem ersten Augenblicke ihres Daseins zu Pferde.

Herr von Warnsdorf war ein Mann, der ungefähr ein halbes Jahrhundert bereits überlebt haben konnte. Er war seit der Geburt seines einzigen Kindes Witwer, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß er seinem Mariech n mit mehr als ge-

nöthlicher Vaterliebe gewogen war. Beraubte ihn auch ihr Dasein einer zärtlichen Gattin, mit welcher er erst wenige Jahre glücklich gelebt hatte, so war das Mädchen doch das einzige Vermächtniß, welches die sterbende Mutter mit der innigsten Bitte seiner Pflege übergab. So widmete sich Herr von Warnsdorf denn ganz der Erziehung seines Kindes, und daß diese keine verunglückte zu nennen war, dafür bürgt uns das Wort eines Jeden, der nur einmal Gelegenheit hatte, sie zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Margaretha Maultasch.

Vor Osterwitz, dem festen Schloß
Die böse Maultasch lag,
Wie sie's zu Falle bringen möcht,
Das sinnt sie Nacht und Tag.

Doch ob sie auch mit aller Macht
Den steilen Fels berannt,
Der Reinher Schenk ergiebt sich nicht,
Da ruft sie grimmentbrannt:

Ha! was Gewalt nicht zwingen kann,
Das zwinge Hungersnoth!
„Ach! edler Herr von Osterwitz,
„Zu End' geht Fleisch und Brot!

„Zwei Vierting Roggen bleiben noch
„Bleibt noch ein dürrer Stier,
„Wenn nicht von Außen Hilfe kommt,
„Sind wir des Todes schier!

„Mit nichten! Freunde, Hilfe kommt
„Von Innen uns allein!
„Der Gott, der uns bisher erhielt,
„Gibt eine List mir ein.

„Auf! schlachtet stracks den dürren Stier,
„Und zieht die Haut ihm ab,
„Und füllt sie mit dem Roggen an,
„Und werft sie flugs bergab!

Gesagt, gethan. Frau Margareth'
Tritt just aus dem Gezelt,
Als — plumps! die ausgestopfte Last
Ihr vor die Füße fällt.

Hell schreit sie auf vor Schreck, und flucht:
Verwünschtes Rabennest!
Traun! and're Vögel such ich mir,
Euch aber, hol' die Pest!

Vor Osterwitz, dem festen Schloß,
Hört man Trompeten blas'n,
Die Maultasch mit dem großen Maul
Zieht ab mit langer Nas'n!

Ernst Rauscher.

Meteorologische Parallele zwischen den Monaten April des Jahres 1862 und 1863.

Bezüglich der Wärme hat der Monat April des vorigen Jahres mit seinem Namensträger im laufenden Jahre ziemliche Aehnlichkeit. Vor einem Jahre war es warm vom 1. bis zum 12., kalt mit Schneefall am 16. und 17., heuer war es warm (hierorts in etwa 2848' W. Seehöhe) vom 4. bis 16., von wo ab sich ebenfalls, wie vor einem Jahre, eine Temperaturs-Abnahme zeigte. Die größte Wärme im gedachten Monate April 1862 war am 26. mit + 21° R., heuer am 28. mit + 15.4° R. Das Minimum der Temperatur war vor einem Jahre am 16. und 17. mit — 3 Grad, heuer aber etwas verschieden am 2. und 25. mit 1 bis zwei Grad Kälte und Reif, welch' Letzterer heuer überhaupt häufiger als vor einem Jahre fiel, allein nicht geschadet zu haben scheint, denn der Erdboden war nie so hart gefroren als im abgewichenen Jahre. Die Barometer-Stände aber zeigen sich im April 1862 und 1863 entgegengesetzt. Im Jahre 1862 zeigte sich der höchste Barometer-Stand am 29. Abends und am 30., heuer war dort sein niederster, und während das Minimum des Luftdruckes vor einem Jahre in den Anfang des Monates fiel, war heuer dort sein Maximum.

Donnerwetter gab es 1862 sechs, heuer nur vier; in beiden Jahren mit Hagelbildung; vor einem Jahre kamen sie aus Ost, mit Abweichungen gegen Nord und Süd, heuer aus West mit eben solchen Diversionen. Im verflossenen Jahre war am 29. April in den Morgenstunden zwischen 2 und 3 Uhr ein Donnerwetter aus Südwest, heuer um fast die gleiche Stunde aus Nordwest. Der atmosphärische Niederschlag war im heurigen April größer als im vorjährigen, und betrug pr. Tag etwas mehr als 1 P. Linie.

Starke Winde zählte man im letzten Drittel des heurigen April-Monates ziemlich viele, sie wehten gewöhnlich aus Nordwest, West und Südwest; in den letzteren Tagen brachten sie heftigen Gußregen, der aber den vom Winde ausgetrockneten Feldern vortrefflich zu statten kam. Alle Saaten stehen schön und zu den besten Hoffnungen berechtigend, am 28. zeigten sich in circa 2700' W. Seehöhe bereits schon die Aehren und vom 22. angefangen blühten die Kirschbäume in üppigster Fülle. Die Temperaturs-Differenz betrug vor einem Jahre volle 24 Grade, heuer nur 13.6 R.; also nur beiläufig die Hälfte. Leider deprimiren die häufigen Winde die Temperatur der Luft um ein Erkleckliches, weil auf den Höhen noch viel Schnee liegt.

Hausdorf bei Straßburg, 1. Mai.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

// Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 22 Sonnabend, den 30. Mai 1863.

Aus dem Landes-Museum.

Ueber die Phöniker.

Vorgetragen im Museum von P. Carlmann Flor, am 6. und 27. Februar 1863.

> Auri sacra fames quo non mortalia cogis pectora.
>
> Gräulicher Hunger nach Gold, wozu nöthigest du nicht sterbliche Herzen?
>
> Virgil. Aen. 3.56.

Hochverehrte Versammlung!

Die Motive, warum ich die Phöniker zum Gegenstand meines Vortrages in diesem Museum gewählt habe, sind einfach und natürlich. Denn ich trage damit im Namen unseres Geschicht-Vereines nur eine Schuld des Dankes an den Geschenkgeber seltener phönikischer Antikaglien ab. Der Geschicht-Verein für Kärnten nämlich erhielt schon im Jahre 1858 von Sr. Excellenz dem hochwohlgebornen Baron von Prokesch-Osten, k. k. Internuntius in Konstantinopel, sehr werthvolle und seltene ägyptische und phönikische Alterthümer, welche der Geschichtfreund um so höher anschlägt, je mehr sich durch die neuere Geschichtforschung herausstellt, daß manche Alterthümer besonders auf dem Gebiete der Kunstgeschichte nicht phönikischen Ursprunges sind, die bisher als phönikische gegolten haben. Denn dieses erste und ausgebreitetste Handels-Volk des Alterthums verbreitete fast Alles, was für die Kulturgeschichte Interesse erweckt, und was von den viel früher entwickelten Großstaaten der Aegypter, Babylonier, Etrusker, Assyrier und Perser erfunden wurde. Diese Antikaglien wurden aber an der Küste von Phönikien gesammelt, wo unabhängig von andern Völkern die Phöniker ihren primitiven Stempel den specifisch phönikischen Gegenständen aufgeprägt haben, wie diese Antikaglien, die von einer so freigebigen Hand dem Geschicht-Verein gespendet wurden, durch ihre Gestalt und Fundstätte darthun. Ihr Werth wird auch dadurch erhöht, daß dieses weltgeschichtlich berühmte Volk, selbst dem diese Alterthümer angehören, keine Geschichtquellen hinterließ, so daß die Alterthümer als solche zur Aufhellung der phönikischen Geschichte dienen können. Wir fragen also mit Recht, ob denn die Phöniker keine Literatur hatten? So findet es auch Renan, der gelehrte Orientalist in Paris sehr sonderbar, daß ein so berühmtes Volk, dem das Alterthum die Erfindung der Buchstabenschrift zuschreibt, welche es ganz sicher der ganzen civilisirten Welt mitgetheilt hat, uns fast keine Literatur hinterließ. „Il est singulier que le peuple auquel l'antiquité attribue l'invention de l'écriture, et qui certainement l'a transmise à tout le monde civilisé, ne nous ait presque pas laissé de literature" S. 168. Histoire gen. des langues semitiques Paris 1858. Wir bedauern also jedenfalls den Untergang der Literatur eines Volkes, welches zur Civilisation der Menschheit im Alterthum so Manches und Großes geleistet hat. Denn da die Phöniker mit der ganzen civilisirten alten Welt und mit noch rohen Völkern im Verkehr standen, welche Aufschlüsse hätten sie uns über Beide liefern können? Gewiß tausend Mal mehr hätten wir durch sie erfahren können in geographischer, naturgeschichtlicher, ethnographischer, religiöser und staatlicher Beziehung, als wir durch Herodot in diesen Zweigen der Geschichte lernen, der nie so weit, wie zu so vielen Völkerschaften kommen konnte, wie diese alten Briten, die den Welthandel in ihren Händen über 700 Jahre und noch länger hatten. Hätten wir keine griechischen Uebersetzungen einzelner Bruchstücke aus ihrer Literatur, so wüßten wir gar nicht, ob sie irgend einen Zweig der Literatur ausgebildet hatten oder gar keinen. Denn die Seleuciden verdrängten in ihren Reichen im Oriente die semitischen Sprachen durch Hellenisirung ihrer Unterthanen schon im 3. Jahrh. vor Christus, und so verschwand die phönikische Sprache, und mit ihr leider selbst die phönikische Literatur. Nur einzelne Brosamen von vielleicht doch reichem Gehalte derselben hat Philo aus Byblos — einer uralten Stadt in Phönikien auf einer Anhöhe zwischen Tripolis und Berytos am Meere, in's Griechische übersetzt. Dieser Philo im ersten Jahrhunderte nach Christus, zur



Zeit des Kaisers Nero bis Kaiser Hadrian, wird vom Eusebius, 315 Bischofe von Cäsarea in Südpalästina, der Uebersetzer der phönikischen Geschichte des Sanchuniathon genannt. Sanchuniathon aus Berytus, einer uralten Stadt zwischen Byblos und Sidon, lebte im zwölften Jahrhunderte vor Christus, und schrieb eine Geschichte der Phöniker und Aegypter. Philo's Uebersetzung hat Eusebius in sein herrliches Werk, Vorbereitung zur evangelischen Beweisführung fragmentarisch aufgenommen, wie er überhaupt nur Bruchstücke klassischer Autoren in dieses Werk aufnahm, um die verschiedenen Ansichten der Griechen, Phöniker und Aegypter rc., mit den geoffenbarten Wahrheiten zusammenzustellen, die goldenen Körner der heidnischen Weisheit als heilige Reliquien der Uroffenbarung darzustellen, aber auch ihre Entstellung, Widersprüche und Unsicherheit in den Werken der Heiden nachzuweisen. Aus der phönikischen Geschichte fand Eusebius Manches, was mit der Bibel im Einklange steht. So sagt er im ersten Buche seiner evangelischen Beweisführung, daß die Schöpfungs-Geschichte durch die Darstellung der allmäligen Entwickelung der Erde aus dem Chaos mit der Mosaischen Darstellung übereinstimme. Hugo Grote schreibt ebenfalls über die Wahrheit der christlichen Religion I. B. §. 16. Was Moses über den Ursprung der Welt schrieb, war fast ebenso auch in den ältesten Geschichten der Phöniker, die Sanchuniaton gesammelt und Philo übersetzt hat. Selbst die Griechen, meint Grote, schöpften aus dieser phönikischen Quelle ihre Ansicht über die Weltschöpfung, besonders Pherekydes, Linus und Orpheus. Nach Eusebius lautet die phönikische Weltbildung so: „Der Anfang der Weltbildung war Nacht und Windeshauch, ein wüstes, ödes und finsteres Chaos, grenzenlos und ohne Ordnung von Ewigkeit her. Da entbrannte der Geist in Liebe zu seinen Principien. Daraus entstand eine Mischung, und diese Verbindung heißt Liebe — (Sehnsucht.)

Das war der Anfang der Schöpfung des Weltalls. Der Geist aber kannte kein Entstehen seiner selbst; sondern aus der Verbindung desselben Geistes (mit dem Chaos) entstand die Mot-(Materie), der Urschlamm, woraus aller Keim und alles Werden stammt. Mot bildete sich zum Ei; es leuchteten darin die Sterne, Sonne und Mond. Der Kolpiach, der Ruf des Mundes Gottes schuf aus dem düstern Chaos die Zeit, den Erstgebornen und die Sterblichen. Unter Blitz und Donner krochen zuerst die Vernunftlosen, dann die Vernunft-Begabten hervor aus dem Urschlamm; das Ganze war ein Ei, welches sich theilte in Himmel und Erde. Als nämlich die Luft vom Lichte erfüllt war, so entstanden durch den Brand des Wassers, der Erde und Winde, Wolken, Blitze und Donner, da kamen die lebenden Geschöpfe im Meere und auf der Erde hervor. Hier ist das Bild vom Ei offenbar vom Himmels-Gewölbe genommen. Die Himmelssöhne, die Dioskuren, aus dem Ei der Leda, sind bekannt. Der Schwan wie die Taube sind eben nur Bilder des über das Weltei schwebenden Geistes. Herder sagt mit Recht darüber: „Die phönikische Kosmogonie ist eine so alte Vorstellungsart, daß dem Phöniker hierbei sehr wenig zu dichten übrig blieb. Alle asiatischen Völker, die Aegypter und Griechen erzählten vom Chaos oder vom bebrüteten Weltei. Solche Traditionen konnten sich in einem phönikischen Tempel finden. Professor Delitsch in München fragt in seiner Genesis: Woher kommt es denn, daß die babylonische und phönikische Kosmogonie trotz ihrer phantastischen Abentheuerlichkeit sich mit der biblischen Schöpfungs-Geschichte in auffälligen Einzelnheiten berühren. Es war eine der ganzen Menschheit gemeinsame Ueberlieferung (die Schöpfungs-Geschichte.) Das Wort Kolpiach ist nach Delitsch das sanfte Wehen des Gotteshauches ganz nach der Bibel: Der Geist Gottes schwebte über den Wassern. — Auch die babylonische und phönikische Flutsage ist eine solche, daß sie dem biblischen Berichte darüber am nächsten stehen. Die erstere stimmt fast wörtlich mit der Erzählung der mosaischen Sündfluth überein; denn Berosus 260 vor Christus erzählt, daß Xisuthros der letzte der zehn Urkönige (Patriarchen) im Traume von Bel oder Baal die Ankündigung erhielt, alle Sterblichen würden am 15. des Monats Däsios durch eine Fluth ob der Frevel vertilgt werden. Baal befahl ihm, alle Wissenschaften und Kenntnisse der Menschen aufzuschreiben und in der Sonnenstadt Siparis zu verbergen, dann ein Schiff zu bauen und mit seinen Gefährten, Verwandten und nächsten Freunden es besteigen, auch Speise und Getränke hineinzuthun, und Thiere, Geflügel sowohl als Vierfüßige mitzunehmen. Auf die Frage, wohin er schiffe, soll er sagen, zu den Göttern, um für die Menschen Rettung zu erflehen. Er that, wie ihm befohlen war. — Als sich die Fluth legte, ließ er einen Vogel fliegen, der wieder in's Schiff zurückkehrte. Der zweite Vogel kehrte mit Schlamm an den Füßen zurück; der dritte kehrte gar nicht mehr zurück. Auf

einem Berge blieb das Schiff; er stieg mit den Uebrigen aus und kniete auf die Erde, errichtete einen Altar, opferte den Göttern und verschwand, aus der Luft tönte eine Stimme zu den ihn Suchenden: „Sie sollen gottesfürchtig sein; er sei ob seiner Frömmigkeit zu den Göttern heimgegangen; so auch seine Frau, Tochter und der Steuermann." Uebrigens ist das Schiff Argo, gegen welches eine Taube mit einem Oehlzweig im Munde hinfliegt, ein südliches Sternbild. Sypparis war in Armenien. Auch die Phöniker Hieronymus und Mnaseeas erwähnen der Sagen über die Sündfluth in ihren verlornen Werken. Die syrische Stadt Hierapolis will nach der Sündfluth sammt dem Tempel erbaut sein. Joppe rühmte sich, wie die Aegypter, älter zu sein als die Sündfluth. Die phönikische Fluthsage bei Sanchuniaton lautet so: „Uranos führte Krieg mit dem Pontus, dem Meere, und verband sich mit dem Demarus; dieser greift den Pontus an, mußte sich aber flüchten und bringt ein Fluthopfer für seine Rettung. Dann machten die Riesen allerlei nützliche Erfindungen, weßhalb sie vergöttert wurden, wie auch Xisuthros sammt seiner Frau, Tochter und Steuermann unter die Sterne versetzt wurde. Er ist der Wassermann Deukalion, den die Griechen als ihren Noe in den Thierkreis versetzten. So finden wir auch Ham bei den Phönikern, Aegyptern und Babyloniern unter den Namen Chom, Hamon als Stammvater und ersten König, und als göttliches Wesen verehrt, als Bel, den Vater des Chna (Chanaan), den ersten Phöniker, nach welchem sie ihr Land Chanaan, und sich selbst Chanani = Chananäer benannten. Diesem Ham gaben die Phöniker zwei Brüder. Alle drei Brüder waren in Mesopotamien geboren. So verehrten auch die Aethioper diesen Ham als ihren Stammvater, und dessen Bruder Mistraim, den Sohn des ältern Bel. Der oben bei der Fluth genannte Demarus war der Erfinder des Weines. Kronos-Ham mißhandelte seinen Vater durch Verschneidung, was jetzt die Gelehrten auf Hams unartiges Benehmen gegen seinen Vater Noe beziehen, vgl. Sanchuniat. 34. Julius Braun weist den Sinn der Mythen von dem schlechten Benehmen eines Gottes gegen seinen Vater, als eine Entstellung der Handlung Hams gegen den Vater, bei mehreren Völkern nach. So haben die Kosmogonien, die Sagen von der Fluth, von den Patriarchen und die Nachrichten über die Stammväter eine stete Beziehung zur Bibel, an der sie ein Korrektiv haben, wie die Bibel an den heidnischen Völkersagen eine Bestätigung ihrer Berichte gewinnt. Denn diese sind Trümmer eines großen Schiffsbruches über den Erdball zerstreut. Die Phöniker kannten einen Drachentödter Cadmos, der mit Hermes identisch ist. Cadmos tödtete die große Schlange Python beim Quell am Kytheron. An der phönikischen Küste erlegte Perseus den Wagendrachen und rettete die Andromeda. Cadmos und Perseus sind also Schlangentreter. Aber Cadmos ist der Vermittler zwischen Gott und Menschen. Perseus ist kein phönikischer Gott oder Held, sondern es verbindet sich nur die orientalische Mythe des Heracles und der Hesione mit seinen Heldenthaten. Den phönikischen Ursprung beweist Aethiopien und die phönikische Küste, wo die Scene spielt. Doch von einer phönikischen Poesie und Literatur hat sich im Originale keine Spur erhalten. Ihr sinnlicher sehr schmutziger Götterdienst war nicht geeignet, in heilige Begeisterung zu versetzen und religiöse Hymnen zu dichten. Ihre Naturgottheiten waren abgeblaßte symbolische Gestalten ohne Mythen-Geschichten und Heldenthaten, wie sie zu einem Volksepos erforderlich gewesen wären. Doch Mago, der Begründer der Macht Karthago's, schrieb über die Landwirthschaft (550 — 500); Plinius nennt ihn den Vater der Landwirthschaft. Casius Dionysius aus Utica (60 — 50 vor Ch.) übersetzte das 28 Bücher starke Werk des Mago über den Landbau. Varro und Colleumella stellten dieses Werk über alle griechischen Werke gleichen Inhalts, und Plinius führt es stets als Hauptauktorität an, wie die Schrift des Hamilkar, beide sind die vorzüglichsten Wurzeln der römischen Landwirthschafts-Literatur, die alles Aehnliche des Alterthums weit hinter sich gelassen hat. Doch haben die Phöniker nach Röth den Anstoß gegeben zu den Anfängen der Naturwissenschaft durch die Lehre von den sogenannten Atomen, wie sie Mochos vor dem trojanischen Kriege schon lehrte. Ferner machte Hanno von Karthago aus mit 60 Fünfzigrudern über die Säulen des Hercules hinaus eine Seereise, um die Handels-Verbindungen zu erweitern, Kolonien zu gründen und zu sichern. Er kam über Fez, Marokko, den Senegal und das grüne Vorgebirge hinaus schon im 5. Jahrhundert vor Christus. Die längste Inschrift fand sich auf dem Sarge des Königs Asmanassar von Sidon, vor einigen Jahren. „Im Monat Bul im 14. Jahre, als ich regierte, der König „Asmanassar, König der Sidonier, Sohn des Thebneth, „Königs der Sidonier, sprach König Asmanassar wie „folgt:" „Dahin gerafft vor meiner Zeit in den Flu-

„then der Tage verstummend dann hörte ich auf, der „Göttersohn; ein Todter liege ich in diesem Sarge „und Grabe, an dem Orte, den ich gebaut habe. Ich „selbst befehle allen Edlen und Leuten, sie sollen nicht „öffnen diese Lagerstätte, und keine Schätze bei uns „suchen. Denn es sind da bei uns keine Schätze, und „sollen sie nicht forttragen den Sarg meines Ruhela„gers und mich nicht belästigen, indem man das Lager „meines Schlummers besteigt. Wenn auch Leute zu „dir sprechen, so höre doch nicht auf ihr lügnerisches „Gerede. Alle Edeln und andern Leute, die den Sarg „meines Lagers öffnen, oder mich auf diesem Lager be„lästigen, denen sei keine Ruhestätte bei den Abgeschie„denen, und sie mögen in keinem Grabe begraben „werden; und es sei ihnen kein Sohn und Nachkomme „an ihrer Statt; es sollen ihnen senden die heiligen „Götter einen mächtigen König, der über sie herrschen „und ihr königliches Geschlecht ausrotten wird, wenn „das ein Mann ist, der den Sarg öffnen wird, oder „forträgt diesen Sarg und den Sproß dieses König„reiches. Sind es aber Leute vom gemeinen Volke, „dann sei ihnen weder Stamm nach Unten, noch Frucht „nach Oben, noch Ansehen bei den Lebenden unter der „Sonne. Denn ich Beklagenswerther bin dahinge„rafft vor meiner Zeit in den Fluthen der Tage; ver„stummend dann hört auf der Göttersohn, ein Todter „bin ich. Ich bin Asmanassar, König der „Sidonier, Sohnes Sohn des Königs Asmanassar, „Königs der Sidonier, und meine Mutter Amäch„thoreth, Priesterin der Astarte, unserer Herrin, die „Regentin, Tochter des Königs Asmanassar, Königs „der Sidonier, welche gebaut haben das Haus der „Götter in Sidon, dem Meereslande, und wir haben „daselbst aufgerichtet die Astarte des mächtigen Him„mels. Wir sind es, welche gebaut haben ein Haus „dem Aschim, dem Herrn und Heiligen, der gnädig „mich erhört auf dem Berge und möge er mich verset„zen in den hehren Himmel; wir sind es, die gebaut „haben Tempel den Göttern der Sidonier in Sidon, „dem Meereslande, einen Tempel dem Baal von Si„don, einen Tempel der Astarte des himmlischen „Baal. Noch möge uns geben der Herr der Könige „Dora und Joppe, die Länder herrlichen Getreides in „Saronsgefilden zur mächtigen Herrschaft, welche ich „gegründet, und möge er sie schützen, daß man nicht „das Gebiet des Landes überschreite, zu befestigen die „Sidonier ewiglich. Ich selbst befehle allen Edeln, „und alle Leute sollen nicht öffnen meinen Sarg und „nicht berauben und mich nicht belästigen auf diesem „meinen Lager, und nicht forttragen den Sarg mei„ner Ruhestätte, damit ihnen nicht senden die heiligen „Götter einen Fürsten, der ausrotten wird dieses könig„liche Geschlecht und die Leute des Volkes mit ihren „Nachkommen ewiglich“. — Dieser König Asmanassar soll zur Zeit des Perser Königs Artaxerxes in Sidon regiert haben, also zwischen 465 — 425 vor Christus. Ist diese Inschrift im Originale eben keine Probe eines guten Styles, so ist es doch ein großes Verdienst der Phöniker, daß sie die Buchstaben-Schrift weit verbreiteten, wodurch bei andern Völkern eine Literatur möglich geworden. Lange bezeichneten die Geschichtschreiber die Phöniker als die Erfinder der Buchstabenschrift; und Renan in Paris möchte diese Erfindung noch als eine phönikische anerkennen. (Forts. folgt.)

Dankmar.

Dramatisches Bruchstück

von

Fercher v. Steinwand.

(Aachen. Platz, im Hintergrunde der Dom. Es ist festzuhalten, daß während der folgenden Scene die Krönung Otto des Großen im Dome vor sich geht.)

Dankmar

(von der Gasse her auftretend.)

Wenn ich nicht berste heute wie der Aetna,
So fließt mir so viel Sanftmuth in den Adern,
Als Milch und Honig im gelobten Land.
Was! Dieser trockne, königliche Junker,
Vertheilt er nicht die breiten Leh'n und Aemter,
Als wärens Birnen oder Kieselsteine?
Und Namen und Gestalten schiebt er vor,
An denen noch des Chaos Nebel hangen!
Mich, seinen Bruder, läßt er abseit glotzen,
Wie weiland Vater Fittler meine Mutter!
Ich mag mich räuspern, wie es mir beliebt,
Mag in die Luft verstohlen Quinten zeichnen
Und grüßend mit dem Kopfe Räder schlagen,
Umsonst, der junge Pfau bemerkt mich nicht,
Und sieh, der ganze huldigende Schweif
Hört gleichfalls auf, den Bastard zu bemerken,
Viel Glück, o Dankmar, zu der süßen Zukunft;
Wie wird ihr sanfter Finger dich verzärteln!
Du kannst daheim am Söller bärenhäutern,
In den besonnten Räumen deines Burghof's
Mit Pfeil und Bogen nach den Mücken zielen,
Auch, wenn's dich unterhält, mit Pflaumenkernen
Den Schornstein deines Schloßgesind's bewerfen —
So wirst du großgedeihen wie der Schierling,
Den Freunden unerträglich und dir selbst!

(Musik und Gesang im Dome.)

Ihr Thoren! Ob ihr pfeifet, ob ihr knarrt,
Der Mann ist todt, der diesen Münster schuf,
Und euer rosenblonder Prinz — o welch'
Ein Affenspiel! Und horch, vernehm' ich recht?
Er trällert selbst sein frommes Liedchen mit!
Du braves, krönungslustiges Ottonchen,
Es mangelt nichts, als daß du auch noch tanzest,
Wie König David vor der Bundeslade.

Stimmen
(innerhalb des Domes.)

Heil König Otto!
Heil dem Erben Karl's!
Heil, Heil dem Sprößling dessen, der da siegte
Bei Merseburg!

Dankmar.

Heil, Heil ihm, der da stammt
Aus frommem Ehebett — und wieder Heil!
Denn Saul schlug Tausend, David — noch nicht Einen!

— — — — — — — — — —

Doch halt, was naht hier so geheimnißvoll?
Welch' eine düster würdige Gestalt!
Der sich're Gang, der edle Schnitt des Körpers,
Die ausdrucksvolle Freiheit der Bewegung —
Das redet unbegreiflich mir zu Herzen!
(Hedwig tritt von der Gasse heraus.)
Ach! meine arme, schmerzgeprüfte Mutter —
Doch dir voraus weht königlicher Odem!
Ich küsse dich, als wärst du der Azur,
Nach dessen kaltkristallnen Lichterinseln
Wir einstens unsere Anker schwingen werden.

Hedwig.

O Dankmar, Kind, o sprich, wie steht's um dich?

Dankmar.

O schlecht, o schlecht, beweinenswerthe Frau;
Ich haft' und singe zwischen schroffen Klippen
Gleich einer heisern Riesen-Aeolsharfe,
In die der schwarze, herbstliche Orkan,
Mit Hochmuth seinen wilden Athem jagt —
O läg' ich, Weib, noch unter deinem Herzen!

Hedwig.

O Dankmar, Dankmar, mein verdrängter Sohn!

Dankmar.

Ach, süße Mutter, vielverschmähte Frau!
Wie hat Verbannung traurig dich verändert!
Weh', deine Haare, wonnig sprießend einst,
Wie tief absinkendes Geflecht der Weide,
Sie nehmen, ungehegt und unbeklagt,
Die Nachbarfarbe der Verwesung an!
Die schönen blauen Spiegel deiner Augen,
Die marternde Entsagung hat sie langsam
In finst're Rahmen weit zurückgeschoben
Und Kummer ackert schrecklich dein Gesicht!
So bitter zahlst du eines Finkler's Liebe?

Hedwig.

Ach, von den Millionen Feuertropfen,
Mit denen ein verhüllter, düstrer Gott
Das Haupt des Edlen quälerisch beträuft,
Fiel der verheerendste in dies Gemüth
Und glüht unendlich hier im Busen fort.
Ich kann verbrennen nicht, weil ich gerecht,
Doch ruft auch die unwandelbare Macht,
Das hastende Verhängniß nicht zurück.

Dankmar.

Und du verschmäh'st es, betend hinzuwimmern
Und das Entsetzen der verschwiegenen Qual,
Durch fromme Selbstbethörung einzuschläfern.
O ich begreife dich du blutend Herz,
Das Elend hat in dir das schauderbare,
Doch einzig sichre Grundgefühl erzogen;
Daß, ach, wohin wir auch die Seufzer senden,
Uns Niemand, Niemand angehört, als wir!
Um so entschlossener greift mein Herz dich auf!
Fürwahr, mich dünkt, als habe die Natur
Mir jeden andern Liebestrieb versagt,
Auf daß ich, Mutter, dich umwinden könnte
Mit allen Flechten meines Eingeweides.
O Mutter, ich beschwöre dich, wir suchen
Das fernste Eiland dieser kalten Schöpfung —
Man muß vereinsamt steh'n in beiden Welten,
Um recht zu lieben!

Hedwig.

Wohl, o theures Kind!
Doch laß uns erst die große Seele fragen,
Ob wir, die Leidenden, verzichten dürfen.
Die Welt ist dem Mißhandelten verpflichtet,
Und dringend sind die Rechte des Verkannten.
Entringe dich dem meuchlerischen Schmerz,
Der dich auf stillen Pfaden überrascht;
Du füge jetzt zum stralenden Entwurf,
Den sich die Nächte meiner Qual geboren,
Den kühnen Nachdruck männlicher Entschließung!
O Dankmar, Dankmar, Brennpunkt meines Sehnens!
Es saugt die schönste Ranke meines Geistes,
Es saugt das edelste Gelüst der Sinne,
Es saugt die tiefste, heimlichste Bewegung
In meines Herzen purpurnem Gefäß
Auflechzend tausend Hoffnungen aus dir!
Du, ach, mein einzig schmerzgeliebtes Kind!
Du König Heinrich's armer Bastard nicht,
Du König Heinrich's echterzeugter Sohn
Und erstgeborner Prinz des Hauses Sachsen,
Du bist mein König heut, du meine Zukunft;
An deinen Schultern hangend, huldig ich
Dem ersten Morgenstrahle deines Glückes
Und, deine Stirne küssend, grüß ich weinend
Den Engel meiner endlichen Erlösung!
(Sie sinkt erschöpft in seine Arme.)

Dankmar.

Stirb nicht, Prophetin, ohne zu vollenden!

Hedwig
(sich aufraffend.)
Gehorcht, ihr kranken Klammern der Natur,
Hier herrscht die Obmacht königlicher Geister!

Dankmar.
Beim Donner! Wer in deines Hauches Strömen
Zu einem königlichen Steuerruder
Sich nicht mit Allmacht hingezogen fühlt;
Der klomm aus eines Zwerges wunden Finger
Als trübe Made kränkelnd in die Welt.

Hedwig.
Du Dankmar, bist des Finkler's Ebenbild,
Du seiner Glieder heldenschöner Abguß,
Du trägst die Fülle seiner ersten Kraft.
Ich seh' in jedem Adel deiner Haltung
Das Schwungbestreben seiner Seele wirken
Und der verlarvste Zug in deinem Antlitz,
Ruft mir, mir den neunzigfachen Sieger wach!
Hinweg mit jener unterschobnen Brut
Der gleißnerischen Ringelheimerin!
Nicht ich, die herzoglich gesalbte Hedwig,
Nur sie, die eingeschlichene Grafentochter,
Sie hat Bastarde in die Welt gezüchtet.
Zu deinen Füßen ist der Sitz der Welt,
Zu deinen Füßen muß der gold'ne Apfel
Des großen karolingischen Eroberers
Auf seines Zaubers Neubeseelung harren,
Zu deinen Füßen müssen König Finkler's
Besiegte Stämme, unterworf'ne Länder
Der Ehrfurcht altes Tiefgefühl entfalten,
Um deine Sohlen die erschrocknen Kniee
Der überwältigten Vasallen rollen!
Dein Haupt gehört in dieses Münsters Halle;
Denn all' der Pomp, den jetzt die stolzen Wände
Mit ihrer steinernen Geduld umrahmen,
Ist flücht'ger Schatten ärmlichen Betrugs.

Dankmar.
Dieß Alles stürzt so donnernd ein auf mich,
Daß ich zuvor erwägend billig frage,
Wie weit ein Gott, wie weit das Ungeheure
Der menschlichen Verzweiflung spricht aus dir.
Denn sieh, wie Merseburg's Prälat betheuert,
Und alle Welt ihm beizupflichten eilt,
Warst du des Heinrich ungerathne Liebe,
Warst du des Königs schlechtes Kebsweib nur.

Hedwig.
Zu sinnvoll thätig war des Finkler's Jugend,
Als daß sie's hätte über sich vermocht,
Ihr reines Kissen statt mit großen Träumen
Mit Locken einer Buhlerin zu schmücken.
Ich war des Finkler's rechtlich Angetraute,
Vor dem Altar laut sein Weib genannt,
In's zarteste Geheimniß seines Lebens
Durch eines Priesters Segen eingeflochten. —

Dankmar.
Ihr Mächte des Geschick's — — welch' tiefes Nordlicht!

Hedwig.
Noch ist die Urkund dessen nicht vermodert,
Noch leben mir unzweifelhafte Zeugen,
Und manches Fürstenhaupt erkannt ich heut,
Das sich vor mir, der Herrscherin, gebeugt.
Nur eines Feldzugs rascher Zwischenfall,
Begrub den Glückwunsch mir der deutschen Völker,
Begrub der Trauung lautes Festgepränge,
Das sich die Zeiten in's Gedächtniß pflanzen.

Dankmar.
Schon fehlt mir Maß und Ruhe, dich zu fragen,
Wie solches sich so häßlich umgestaltet.

Hedwig.
O Dankmar, hören mußt du — hören?
Wann ich fordre,
Daß du für meiner Worte Inbegriff,
Die brennenden Organe deines Zorn's
Mit jeder Macht in dein Gehör verpflanzest!
Denn, Dankmar, du mein Schwert nun — Alles, Alles,
Was deutungsvoll durch meinen Ausdruck waltet,
Und unterschlagner Thränen Dolmetsch ist —
Es mag als Schrei vergifteter Erinnerung,
Es mag als Aushauch jahrelanger Pein,
Es mag als Furche tiefen Rachedrangs
Von meinen Lippen, meinem Antlitz reden:
Du sollst, wie Feuer das gemischte Erz,
Es jetzt in deinen Geist hinübernehmen,
Du sollst es deinen Träumen zugesellen,
Es wälzen mit der Wallung der Natur,
Auf daß es, rasch zu Handlungen geläutert
In heißen Bächen deiner Brust entströme.

Dankmar.
So rede, Weib ich höre mit dem Ohr
Der dumpf aufkochenden Gewitterschwüle.

Hedwig.
O dürft ich nimmer jener Zeit gedenken,
Da ich als nackte Winzigkeit der Schöpfung,
Dem Mutterschoos erathmend mich entwand!
Da war's, o Dankmar, daß ein rauhes Schicksal
Sein Graugespinnst um mich zu zieh'n begann.
Von heiligen Gelübden überflutend,
Verband sich mein betagtes Elternpaar,
Dereinst die warmen Rechte meines Lebens,
In eines Klosters Dunkel zu begraben.

Dankmar.
Mein Geist erglüht in feuerheller Ahnung!

Hedwig.
So wuchs ich bangvoll in des Vaters Haus
Der schwarzen Unerbittlichkeit entgegen,
So ward ich Jungfrau —

Dankmar.
— Blühtest leuchtend schön. —
Es schwingt dein Name sich von Gau zu Gau,
Es wiegt dein Zauber sich im Reiz des Liedes,
Es naht der stolze Heinrich, wirbt um dich —

Hedwig.

Und trunken von der Stattlichkeit des Freiers,
Vergißt die Ruhmbegierde meiner Eltern,
Daß ich dem Himmel bräutlich angehöre —

Dankmar.

Du wirst vermählt, wirst Herrscherin der Sachsen —
Ihr fügenden Dämonen, fügtet ihr's?

Hedwig.

Du rollst, o Kind, mit einbildsamen Geist
Das Rundgemälde meines Glückes auf;
O daß ich dir den Drachen nennen muß,
Der darüber schwoll in tückischer Empörung!

Dankmar.

Wer denkt sich die Verschmiztheit als Gestalt,
Und ruft nicht unwillkürlich aus: Mathilde!

Hedwig.

Sie fliegt von Ringelheim nach Merseburg
Und wühlt und hetzt. —

Dankmar.

— Der Kirchenfürst erglüht,
Zermalmt die Ehe dir mit Fluch und Trennung,
Nennt Kebse dich —

Hedwig.

— Und Bastard dich, den Sohn!

Dankmar.

Prälat, Prälat, den Segen konnt' ich missen!

Hedwig.

Mein Antheil waren Thränen und Verbannung —

Dankmar.

Du arme Hagar —

Hedwig.

— während die Verhaßte,
Des Herzogs Lager feierlich besteigend,
Vor aller Welt in meine Rechte trat.

Dankmar.

Die unverschämte Sara!

Hedwig.

Dankmar, jetzt,
Da König Finkler König ist der Schatten,
Da seines Götterblicks Unnahbarkeit,
Mich nimmer in die scheue Ferne bannt,
Zum Schweigen mich, zum folternden, verdammend —
Jetzt bin ich mit dem Geist des Aar's bei dir!
Jedweder Hauch von mir ein Schrei zu dir,
Jedwede Regung ein Befehl zum Kampf,
Jedweder Puls ein Lechzen nach dem Sieg!
Hat nicht die trübe Zeit der Unterdrückung,
Dich in's Geringe langsam eingewöhnt,
Und mit dem Rang der Knechtschaft ausgesöhnt;
Hat nicht der Blitz der Mächt'gen über dir,
Dich rathlos und für Schwankungen empfänglich,
Für Schwert und Schwung dich ungekenl gemacht;
Ist nicht dein schwerbetroffenes Herz schon längst
Den unfruchtbaren, niedrigen Bedenken,
Des Friedens feigem Wohlgefühl verfallen;
So sei jetzt Mann! — Erstreite deiner Mutter
Des Witwenschleies ungetrübte Weihe,
Da ihr der Ruhm der Gattin ward verkümmert.
(ab)

Dankmar.

O welch schlaffe Magd ist die Natur!
Da läßt sie mich mit dem Gefühl des Bankerts
Nach mattem Glanz bescheidner Würden schmachten,
Sie läßt im schiefen Model blöder Ehrfurcht,
Der Glieder schlanke Triebe mir verkommen,
Und schweigt verstockt, daß sie die Stirne mir
Zum Polster für Karfunkel eingerichtet!
O Dankmar, schäme dich! Ha, bissest du
In deiner Galle zwecklos nicht um dich
Gleich einer rasch entzweigehauenen Natter,
Statt mit dem Feuerschlich des sichern Blitzes,
Den Donner überhüpfend, dreinzuprasseln!
Heraus du Schwert, mein spiegelglattes Liebchen,
Du lächelst blendend, wie des Himmels Blau,
Du sprichst mit zwingender Vertraulichkeit:
Wie schlimm es steh', das Recht erwirbt sich Freunde
Und dem entschloss'nen Mann gehört die Welt.
(ab)

In Feld und Wald.

Eine kleine Geschichte von Ernst Keiter.

III.

(Fortsetzung.)

Unsere Reiter standen nun, am Ende des Waldes angekommen, still, und blickten vor sich in die Ebene. — Mariechen, hub Herr von Warnsdorf an, wollen wir vielleicht einen Besuch bei unserem alten Freunde, seiner gutmüthigen Frau und Sophiechen machen? Es wäre gerathen, der Morgen ist wunderlieb.

Ja Papa, das wollen wir, wenn Dir's wirklich beliebt! erwiderte die Kleine und munterte ihren Renner auf, einen tüchtigen Sprung zu thun.

Herr von Warnsdorf setzte seinen Hut tiefer in's Gesicht und that ein Gleiches.

Nun ritten sie Beide die kleine Anhöhe hinab, welche in das blumige Thal führte, worin sich Herr von Habermann eine gleich hübsche als praktische Villa erbaut hatte.

Das hölzerne Parkthor am andern, dem Walde zu gelegenen Ende der Besitzung, stand offen, und Vater und Tochter ließen das Thier im bescheidenen Schritt einherschreiten. Nun waren sie bei der Terrasse angekommen. Der alte Herr stieg vom Pferde, übergab dasselbe einem mittlerweile herbeigeeilten Diener, und half seiner Tochter aus dem Sattel.

Das „Waldfräulein" war, nachdem sie das lange faltige Kleid geschürzt hatte, ihrem Vater vorangeeilt und stand bereits auf der Terrasse, als derselbe die Stufen hinanstieg.

Frau von Habermann hatte die Angekommenen bemerkt, und kam dem „Waldschlößler" und seiner Tochter mit freundlicher Miene entgegen.

Ein seltener Besuch zwar; aber ein immer höchst willkommner! rief die gefällige Hausfrau, reichte dem Fräulein die Hand und winkte ihrem Papa lächelnd zu. Der herrliche Morgen ließ uns nicht zufrieden in der Stube, wir mußten hinaus in den grünen Wald, und da konnten wir's uns nicht versagen, bei Freund Habermann und Frau eine kleine Visite abzustatten, sprach Herr von Warnsdorf, der „Gnädigen" eine tiefe Verbeugung machend.

Schön, schön! Doch, da haben wirs eigentlich ganz besonders dem hübschen Morgen zu danken. — Habermann! rief sie in den Salon, die Gäste vor sich eintreten lassend, Habermann! hörst du?

Der Gewünschte war auf den schallenden Ruf seiner zärtlichen Ehehälfte von seinem bequemen Lehnstuhl aufgesprungen, und begrüßte die Beiden mit einem herzlichen „Willkomm!"

Die ganze Gesellschaft begab sich in das geräumige „Blumenzimmer." Mariechen hatte sich unterdeß vergebens nach ihrer Freundin Sophie umgesehen. Frau von Habermann, begann sie endlich, wo weilt mein Sophiechen, wenn man fragen darf?

Wir haben Besuch erhalten aus der Stadt, mein Fräulein. Vetter Ernest ist vor wenigen Tagen hier eingetroffen. Werden ihn kennen lernen, die Kinderchen müssen jetzt am Wasser sein, junges Blut miteinander, lustig und munter! sprudelte die Wirthin ohne abzusetzen.

Eine eigenthümliche Färbung war bei der Nachricht von der Anwesenheit des „Vetter Ernest" über Marien's Antlitz geflogen. Sie kannte ihn nicht; aber Sophie hatte so oft schon, wenn die Mädchen bei einander saßen im traulichen Gespräche, mit ihrem „Vetter" geprunkt. Oder sollte es mehr als befriedigte Neugierde sein, was ihr die leichten Rosen in's Gesicht trieb? Sollte es ein banges Gefühl eines baldigen und früher so sehnlichst gewünschten Zusammentreffens mit ihm sein? Wer wußte dieß? Wer konnte darüber Auskunft geben?

Vetter Ernest? lispelte sie endlich ganz leise zu Frau von Habermann gewendet, während die beiden Freunde eifrig miteinander sprachen; Vetter Ernest, von dem mir Sophie schon öfters erzählte, ist hier?

Ei, da stören wir gewiß, da — —

Die Glaswand des „Blumenzimmers" hindurch konnte man zwei Gestalten eintreten sehen, deren Erscheinen dem „Waldfräulein" Freude und Bangigkeit zugleich einzuflößen schien, da sie mit ihrer Rede plötzlich inne hielt. (Forts. folgt.)

Heimatliche Chronik.

Aus der Provinz.

Wolfsberg, den 26. Mai.

Wir hatten gestern Abends einen jener seltenen Genüsse, welchen uns ein edler Kunstfreund bereitete, dem wir schon so viele schöne Erinnerungen schulden. Zwei Vorstellungen in unserem bescheidenen Tempel Thalien's waren es, welche nicht sowohl durch ihren Inhalt als durch die Begabung der Darstellenden den doppelten Eindruck tiefer Gemüths-Bewegung und heiterer Stimmung in uns erregten. Es wurde mit Zuziehung ausgezeichneter dramatischer Kräfte der Hauptstadt von unsern Dilettanten das dreiaktige Schauspiel „Der Fabrikant" nach Henry Hamelin, von Emile Souvestre, durch Eduard Devrient für die deutsche Bühne bearbeitet, und das einaktige Lustspiel von Roderich Benedix: „Eigensinn" gegeben. Beide Stücke sind bereits über die Bühne unserer Metropole gegangen, und wir entübrigen daher eine weitere Exposition; nur so viel finden wir zu bemerken, daß ersteres den so seltenen Vorzug französischer Produkte dieser Art besitzt, eine reine Moral zu seiner Grundlage zu haben, indem die Verirrung der jungen Frau, deren industrieller Gatte aus verfehlter Schonung sie von der Theilnahme an seinen Sorgen ferne hielt, und so Gelegenheit bot, ihr Gemüth den Illusionen hinzugeben, womit ein junger Maler, in den nur zu vielen unbewachten Augenblicken dasselbe berauschte, durch das zwar weniger drastische aber naturgemäße Mittel der bessern Ueberzeugung geheilt wurde. Wenn wir die Darstellungskunst, womit Havelin, ihr unglücklicher Gatte, die echt tragischen Momente durch eine höchst gelungene Declamation und Geberde uns vorzuführen verstand, zu bewundern Ursache hatten, welche uns ähnliche Erscheinungen auf der Hofbühne der Residenz lebhaft zurückriefen, vermochte der köstliche Humor, die Meisterschaft mit welchen Cantol, der Oheim die verstimmten und auf das höchste gereizten Gatten versöhnte, die geistige Spannung wohlthätig zu mildern. Obwohl nicht gleiche Triumphe, doch einen nicht mindern Beifall schuf das folgende Lustspiel, welches eine Reihe drolliger Auftritte in die Scene setzte. Wir sehnen uns nach baldiger Wiederholung, und bedauern, daß unsere heimische Liedertafel, wovon eine bedeutende Zahl Mitglieder am Sonntage mit denen aus Graz zu Judenburg sich zusammenfand, durch das Unwetter verhindert war, diese in feierlichem Aufzuge zu empfangen. Es trafen nämlich am Abende dieses Tages die Kunstgenossen, welche den Weg von Graz nach Köflach auf der Eisenbahn, und dann zu Fuße über die Stubenalpe gemacht hatten, dort leider in einem Zustande ein, welcher dem überstandenen Sturme entsprach, und jeden Aufschwung der Stimme wie des Gemüthes niederhielt. Den weitern Fortgang des steirischen Sängerfestes dürften uns dortige Blätter schildern.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 23 Sonnabend, den 6. Juni 1863.

Aus dem Landes-Museum.

Ueber die Phöniker.

Vorgetragen im Museum von P. Carlmann Flor, am 6. und 27. Februar 1863.

(Fortsetzung.)

Doch gesteht Renan, daß nur die Verbreitung der Buchstabenschrift durch die Phöniker Thatsache ist. Nun erklärt Böttinger, „Andeutungen über die Archäologie", Dresden 1806, S. 37, mit Herder das etruskische Alphabeth als den Typus aller europäischen Alphabete. Allein schon Plinius der ältere bezeichnet die Assyrier, Andere nach Diodor die Syrier als Erfinder der Buchstabenschrift. Indeß schrieben die Griechen oft Syrier für Assyrier. Die Phöniker und Aegypter nennen den Taut den Erfinder derselben. Nun gehört Taut Beiden, weil auch Beide als Hamiten ursprünglich ein und derselbe Volksstamm waren. Taut ist der Hermes oder Cadmus, welchem alle geistige Kultur zugeschrieben wurde. Wenn die Griechen dem Cadmus diese Erfindung geben, so ist zu bemerken, daß er als Phöniker sie zu den Griechen nur gebracht hat. Die Griechen lernlen die phönikischen Buchstaben wahrscheinlich zuerst auf Kreta und Rhodus kennen.

Uebrigens nannten die Griechen alle, welche von der phönikischen Küste anlangten, Phöniker, und so kamen auf Rechnung anderer semitischer Völkerschaften jene unzähligen Kolonien, welche das kleine Küstenland wohl schwerlich aussenden konnte. Eine Verwechslung trat hiebei um so leichter ein, weil die Phöniker semitisch redeten. Cadmos bezeichnet bei den Griechen nur einen semitisch-phönikischen Volksstamm und auch der Gott Harmer. Darum versetzt wohl Berosus 260 vor Christ. mit Recht die Erfindung der Buchstabenschrift nach Mesopotamien. Denn nach seiner Angabe erfand selbe Oanes in Babylonien. Die Keilschrift, die noch jetzt auf Backsteinen, Bilderwerken und eingeschnittenen Gemmen und Cylindern unter den Trümmern Babylons gefunden werden, gingen von den Babyloniern zu den Assyriern, und von diesen zu den Medern über, wie die Buchstabenschrift, eine Erfindung der babylonischen Priester, zuerst zu den übrigen Semiten und Phönikern und durch deren Vermittlung zu den Griechen und andern Völkerschaften gelangt sind, sowie mehrere andere Erfindungen, die der Zahlenlehre, Geometrie, Baukunst und aller höhern Bildung, die bei den Priestern schon frühzeitig blühten. Die höhern Wissenschaften, sagt Aristoteles, wurden zuerst an solchen Orten erfunden, wo man Musse hatte. Metaph. I. 1. Da die Kultur der Phöniker eine spätere als die der Semiten in Babylonien, und als der Gebrauch der semitischen Schrift ist, so ist diese keine phönikische Erfindung. Dann deuten die Namen der meisten Buchstaben des alten Alphabethes offenbar auf ein semitisches Volk hin. Das Resultat der weitläufigen Untersuchung Bensen's, in seinen Hiroglyphen und Buchstaben, S. 124, geht dahin, daß er meint, daß das ursprüngliche Alphabeth die Erfindung einer semitischen Priesterschaft für den Volksgebrauch bestimmt gewesen. Erwägt man, sagt er, die Natur des sogenannten semitischen Alphabethes, so erscheint die Erfindung sehr sinnreich. Die Zahl der Buchstaben ist zwar gering, aber der Sprache genügend, besonders vermöge des merkwürdig einfachen Vokalsystems der Semiten. Die Erfindung dieser Schrift muß in hohe Zeit hinaufgehen. Durch die kuschitischen Wanderungen war es möglich, daß die Phöniker schon in ihren Wohnsitzen oben am persischen Meerbusen, daß die Babylonier, daß die Midianiten und die Hyksos mit dieser Schrift bekannt geworden waren. Die Hyksos zogen schon 2567 vor Christus in Aegypten ein, und im Jahre 1639 heraus; daß die Israeliten unter der Herrschaft derselben in Aegypten saßen, und daß auf deren Vertreibung auch jener Knechtung folgte, hat Bunsen bewiesen. Nun sind diese Hyksos überall herumgekommen als Philistäer (Wanderer), brachten also auch die Buchstabenschrift zu anderen Völkern. Für den



semitischen Ursprung dieses Alphabethes bei einem Nomadenvolk spricht das Alphabeth selbst. Denn es enthält zwölf Zeichen, welche ausschließlich oder doch eingreifend zum nomadischen Ideenkreise gehören, während nichts ausgesprochen Phönikisches darin vorkommt. Mit Recht bemerkt schon Hug, daß die Phöniker, wenn sie das Alphabeth erfunden hätten, als Seefahrer gewiß nicht Alef-Stier, an die Spitze des Alphabethes, sondern Aniah=Schiff, gesetzt haben würden. Weder deutet ein Zeichen darin auf Handel, noch auf Seefahrt hin. Den Alef=(a)Stier, Beth=(b)Zelt, Haus, Gimel=(g) Kamel, Het=(h) Gehege, Thet=(t) Windung, Schlange, Lamed=(l)Ochsenstachl, Samed=(s)Stütze, Sain=(s)Waffe, He=(ch)Gitterfenster, Daleth=(d) Thür, Vau=(w) Hacken: alle diese Zeichen stehen dem Nomadenleben näher, als dem Handels- und Seeleben. Die übrigen widersprechen wenigstens einem Nomadenvolke nicht. Thau=(th) Kreuz, Mem=(m) Wasser, Nun=(n) Fisch; dann Theile des menschlichen Körpers, Jod=(i)Hand, Kaf=(k) hohle Hand, Kof=(q) Hinterhaupt, Schin=(sch)Zahn, Ain=(o) Auge. Wenn also die Phöniker dieses semitische Alphabeth nicht erfunden hatten, sondern nur dessen Verbreiter waren, wann und wo haben sie es von den Semiten erlernt? Schon bei ihrem Aufenthalte am persischen Meerbusen, wo sie mit den Elamiten zusammen wohnten, konnten sie es sich aneignen. Denn die Elamiten wohnten am untern Tigris, welches Land von Sems erstem Sohn Elam Elimia (Elymais) genannt wurde. Die Elymiten sind also Semiten, welche mit den Phönikern offenbar im frühesten Verkehr standen. Sie müssen seit den ältesten Zeiten auch mit Tyrus in Kolonial-Verhältnissen gestanden haben, wie sie wohl mit vielen andern Völkern verbunden waren; also waren die Phöniker nur die Verbreiter der Buchstabenschrift, aber nicht die Erfinder derselben; denn im Alphabeth findet sich kein Halt, kein Beweis dafür; denn die Phöniker waren Chamiten, See- und Handelsleute. Diese Ansicht, daß sie Chamiten sind, beleidigt noch jetzt die halbe gelehrte Welt der Jetztzeit, weil sich Movers alle Mühe gab, die Phöniker als Stammbrüder der Juden hinzustellen, von welchen sie nur aus National-Haß als fluchbeladene Chamiten bezeichnet worden sein sollten. Selbst Weber I. S. 437 sagt: „Die „Herkunft der Phöniker ist ein vielbe„strittenes historisches Problem. In der „Mosaischen Völkertafel sind alle kananäischen Völker, „wozu auch die Phöniker gerechnet werden, Ablömm„linge Chams, folglich Stammverwandte der Aegypter „und Südländer; der Sprache und Kultur nach gehö„ren sie jedoch zu den Semiten. Dieser Widerspruch „der Wirklichkeit mit der hebräischen Ueberlieferung „rührt wohl von dem Nationalhaße der Israeliten her, „die es liebten, ihre kananäischen Feinde als die fluch„beladenen Ablömmlinge Chams (Gen. 9, 25) hinzu„stellen; man müßte denn eine so späte Ansiedelung „annehmen, daß die in Kanaan bereits herrschende se„mitische Sprache die eigene Stammsprache der Phö„niker hätte verdrängen können. Denn die innige Ver„wandtschaft der phönikischen und hebräischen Sprache „ist nicht zu bezweifeln." So Weber. Dagegen muß ich im Interesse geschichtlicher Wahrheit bemerken, daß bei der Erforschung der Herkunft und Nationalität eines Volkes die Sprache nicht das einzige Kriterion ist. Denn dann müßten viele Völker, welche ihre ursprüngliche Sprache mit einer andern vertauscht haben, in die Nationen, deren Sprache sie angenommen haben, eingereiht werden. Dann gibt es in der phönikisch-semitischen Sprache noch fremde Elemente, welche sich aus der semitischen Sprache nicht erklären lassen. Der Hauptgrund, daß die Phöniker keine Semiten sein können, ist wohl in ihrem eigenthümlichen Charakter zu suchen, welcher dem semitischen so ganz entgegengesetzt ist. Mit Recht sagt auch der gelehrte Orientalist Renan von Paris, daß er die ganz unsemitischen Sitten und ganz verschiedene Religion der Phöniker mit ihrer semitischen Sprache in keinen Einklang bringen könne.

In Bezug auf die spätere Annahme der semitischen Sprache berufen wir uns auf solche Analogien, wie sie in der Weltgeschichte oft sich wiederholen. Mit Unrecht scheint uns ein solcher Sprachwechsel seltsam, wenn man bedenkt, wie oft Völker von ganz verschiedener Abstammung und Sprache in andere Völker und Länder hineingekeilt wurden, so daß sie ihre Muttersprache mit der des neuen Vaterlandes vertauschten.

Ist es nicht im Bereiche germanischer Stämme, den Lombarden Italien's, den Gothen Spanien's, den Slaven Griechenland's eben so ergangen? Aber eben die Gräcisirung der Slaven in Neugriechenland ist bei vielen Gelehrten noch ein geschichtliches Problem! Aber wer wird es leugnen, daß schon Pompejus eine Kolonie Seeräuber in die verödete Peloponnes einführte; wem ist es unbekannt, wie viele Gothen Alarich nach Hellas brachte, und die waffentragende Jugend der Griechen vernichtete, die Weiber mit den Heerden und der Beute der angezündeten Städte

hinwegtrieb, ganz Attika plünderte und verheerte? Da wurden eine Menge Städte in Peloponnes ein Raub der Flammen. Später war Thessalien größtentheils verödet. Marcian siedelte Heruler in Nord-Macedonien's Bergschluchten an im Jahre 501, plünderte und verheerte Bulgarien in Verbindung mit andern Barbaren, dann Thracien bis Konstantinopel hin und Anatolien; Bulgarer, die auch keine Griechen waren, siedelten sich in Thracien an; dieses Land wechselte damals seine feldbautreibende Bevölkerung zehn Mal. Während der 38jährigen Regierung Justinian's mordeten Hunnen und Slaven Griechenland bis unter die Schanzen des Isthmus völlig aus. Selbst die Bürger von Konstantinopel waren im 6. Jahrhunderte meistens gräcisirte Anatolier aus Lydien, Bithynien, Pontus und Kappadokien und griechisch redende Barbaren aus den Trümmern jener nordischen Völker zusammengelesen, die seit 376 das Reich überschwemmt und wie· ·r verlassen hatten. Sie wurden später aus drei We· ·heilen wieder ergänzt. Die Peloponnes wurde urkundlich zwischen 584 und 593 von den Avaro-Slaven erobert. Unbestreitbar wurde die Peloponnes im Jahre 589 bis auf wenige Strecken an der Seeküste von den nördlichen Völkern erobert und besetzt. Alle Orte wurden angezündet, zerstört und vernichtet. Da wohnten nun Slaven, Bulgaren, Hunnen, Avaren, Pazinaken, Kumänen und Alanen, die als Vertilger der frühern Bewohner eingedrungen sind. Fallmerayer beruft sich besonders auf die slavischen Namen der Ortschaften und Gewässer, z. B. Goritza, Veßtiza, Caminitza, Pirnatscha, Chlumatzi, Slavitza, Veligosti u. A., welche von Slaven stammen. So wurden die Slaven und andere Völker, welche Griechen'and nicht mehr verließen, gräcisirt. Die Sprachkundigen finden auch in der neugriechischen Sprache Slavismen, was zugleich ein innerer Beweis für das slavische Element in der Bevölkerung gelten muß. So wurden die Slaven auch im Norden Deutschland's germanisirt; von Dalmatien bis zum Eismeere herrschte einmal die slavische Sprache, wurde aber immer mehr gegen Osten zurückgedrängt. In Kärnten trat die slavische Sprache alle Jahrhunderte geographisch um eine Stunde zurück, zur Zeit, wo es noch keine Schulen in Kärnten gab, und das Slavische ganz friedlich dem Deutschen gewichen ist.

So mußten auch die Phöniker, weil von Semiten frühzeitig umringt, sich in der Sprache semitisiren und allmählig ihre ursprüngliche Spra·e vergessen. Für die chamitische Herkunft der Phöniker spricht endlich auch der hellenische Mythos. Nach diesem erscheint nämlich der Stammvater der Phöniker, Phönix, als Sohn des Agenor, Bruder des Belus, Oheim des Danaos und Aegyptos; Agenor war König von Phönikien, Belos von Aegypten; Beide waren Söhne der Libya; eine Genealogie, in welcher die Nationalität der Bevölkerung von Phönikien, vom kananitischen und äghptischen Küstenlande deutlich ausgesprochen ist. Auch als Sohn des Kanaan erscheint er, der ein Sohn des Belos und Vater des Mestraim gewesen sein soll. Dadurch ist offenbar der östliche Ursprung und die Stammverwandtschaft der Phöniker mit den chamitischen Aegyptern angedeutet. Somit sind die Phöniker Chamiten und vom persischen Meerbusen her eingewandert.

(Fortsetzung folgt.)

In Feld und Wald.

Eine kleine Geschichte von Ernst Keiter.

IV.

(Fortsetzung.)

Sophie und Ernest waren eingetreten. Fräulein von Habermann eilte ihrer Freundin, deren Ankunft ihr bereits gemeldet worden, in die geöffneten Arme. Nach gegenseitiger Begrüßung stellte die Cousine, den Anmeldeton parodirend, der Freundin ihren Vetter vor. Mein Cousin, Herr Ernest von Hanslick, Fräulein Marie von Warnsdorf!

Kann ich's dem gütigen Zufall genug danken, daß er mich so überglücklich macht? fragte Ernest, seine neue Bekanntschaft mit liebevollem Blicke musternd. — Hätte mir's heute Morgen nicht träumen lassen, die liebenswürdige Verfasserin des „Waldmorgens“ sprechen zu dürfen, fügte der „Stadtjunker“ voll Lebendigkeit hinzu.

Herr von Hanslik! stammelte merklich verlegen die Freundin, ich kann nichts, a!s es demselben gütigen Zufalle danken, daß er mich gerade heute hieher führte.

Allerliebst, mein Fräulein „Immergrün“, spöttelte Sophie, die von Warnsdorf bei ihrem Pseudonym ansprechend.

Sympathie, mein lieber Cousin, Sympathie! Feld und Wald verstehen sich, und was die lustigen Sänger hier fühlen, denken, singen und lieben, das findet dort im Walde drüben tausendfachen Wiederhall.

Ja Cousinchen, „Feld und Weld“ sollen sich verstehen. Gott hat sie ja für einander geschaffen, und was draußen klingt, das soll tief drinnen widertönen, vom Herzen zum Herzen! Und was meinen Sie, mein Fräulein?

Vortrefflich! Wie sollte ich nicht Ihrer Ansicht beipflichten?

Ein Diener öffnete die Flügelthüre, welche nach dem Eintrittszimmer und der Terrasse führte und senkte sein Haupt für einen Augenblick zur Erde. Es war das Zeichen, daß ein „déjeûner à la fourchette“ für die „Herrschaften“ servirt sei.

Wollen wir nicht eine kleine Erfrischung nehmen, mein Lieber, wendete sich „von Habermann“ seinem Freunde zu, der mit ihm in einer Ecke plaudernd saß. Ich denke, sie dürfte gerade nicht übel bekommen, Alter, wenn sie schon einmal bereit steht, erwiederte lächelnd der „offene“ Waldschloßbesitzer.

Ernest, du wirst wohl die Güte haben, dem Fräulein den Arm zu bieten?

Das soll mein Erstes sein, Onkelchen!

Die ganze Gesellschaft ging nach der Terrasse ab. Als man nach eingenommenen Dejeuner zum Heimritt aufbrach, da ließ es sich Ernest nicht nehmen, die Beiden „von Warnsdorf“ dahin zu geleiten.

Ein schmuckes Roß ward aus dem Stalle gebracht. Ernest half vorerst dem „immergrünen Waldfräulein“ in den Sattel, schwang sich dann selbst in den seinen, und bald ritten die Drei unter Hüteschwenken „zum Thore hinaus“.

Lassen wir jetzt einige Blätter aus Marien's „Tagebuch“ folgen, welche uns vielleicht über Verschiedenes vollends aufklären können.

Den 13. Mai 18 . .

„Endlich habe ich also so unerwartet seine Bekanntschaft gemacht. Er hat mich und Papa nach Hause geleitet, und blieb der Einladung Papa's zufolge, bei Tische. Wir saßen im Freien und plauderten. Wie lieb er war, wie zärtlich er zu sprechen wußte. „Ich will wieder kommen, wenn Sie es mir gerne gestatten“ sagte er lächelnd. Er wird wiederkommen, Papa hat ihn geladen. Als er ging, schien er traurig. Es muß herrlich sein, so recht innig geliebt zu werden. Ich glaube, daß ich ihm gut sein könnte!“

Den 16. Mai 18 . .

„Gestern war er bei uns. Er meinte, es sei ihm so einsam im „Feld“, er habe nicht länger so leben können, ohne mich zu sehen — Er spricht so offen, so ehrlich und frei, es kann keine leere Phrase, es kann keine Lüge sein, ich fühle jede Minute mehr, daß ich ihm gut bin. Wie mir das Herz schlägt, wenn ich ihn seh'.

Gretchen, Gretchen, ich seufze mit dir.

Mein Ruhe ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr!“

Den 20. Mai 18 . .

„Was war heute für ein herrlicher Morgen! Wie golden stieg sie hinter dem dunkelgrünen Tannengehölz hervor, die majestätische Sonne, wie hell und klar funkelte und glitzerte Alles in ihren Strahlen! — Du bist groß, o Schöpfer, und sollen deine Werke nicht deine Pracht künden?

Ich saß in der Eremitage, diese Herrlichkeiten betrachtend. Zedwitz „Todtenkränze“ entzückten mich nebstbei durch eine so geistvolle Sprache. Da sprengte ein Reiter den Hügel heran. Es war Ernest. Ich winkte ihm mit dem Strohhute. Er eilte mir entgegen. Zum ersten Male nannte er mich „sein liebes gutes Mariechen.“ Es ist kein Zweifel mehr, daß er mich liebt. Vielleicht innig? Ach könnte ich ihm doch diese wahre innige Liebe so erwidern, wie er es verdient! Sophie soll, wie er mir vertraute, ihren Trotzkopf aufgesetzt haben. „Es muß himmlisch-schön sein“, sagte sie ihm, „draußen im Walde, weil du jetzt so häufig dahingehst“. Ich fürchte, sie wird mir zürnen, meine gute Freundin, wie wäre mir leid um diese Freundschaft! — Eifersucht muß doch recht weh thun! —“

Den 22. Mai 18 . .

„Das liebliche Fest der Pfingsten ist gekommen! Die Glockenblumen, die blauen, läuten es ein, und die Menschenbrust, die arme gedrückte, öffnet sich weit, unnennbar weit. Der Himmel blaut, und der sprudelnde Waldbach ist ein getreuer Spiegel, der das herrliche Bild zurückwirft. Nichts stört die heilige festliche Ruhe. Papa und ich sollen die „von Habermann“ erwarten. Wie ich schon glücklich bin. Was für ein Tag, Mariechen, eröffnet sich dir.

Ich schreibe dieß Blatt bei tiefer Nacht. Draußen erglänzen die Lichter des Himmels, die hellfunkelnden Sterne. O ihr tausend Späher und Lauscher, ihr allein kennt sie, jene echte, wahre, tiefsinnige Liebe. Ihr allein; denn

„Liebe liebt das Licht der Sterne,
„Liebe liebt verschwiegnen Brauch;
„Liebe lebt, ein zarter Hauch,
„Lern' im Glück verschweigen, lerne,
„Nacht und Sterne schweigen auch.“

Sie waren Alle angekommen. Wir saßen zu Sechsen bei Tische. Herr und Frau Habermann sammt Papachen, Sophie, Ernest und meine Wenigkeit. Unser Kleeblatt sprang hinaus in's Grüne, während die Väter noch plauderten. Wir stiegen scherzend die Höhen hinan, zwischen dichten Föhren- und Fichtengehölz, dem „Waldhäuschen" zu. Die Zielher lag dort zu Tische, und ich war genöthiget, zu spielen. Da drangen sie denn hinaus die wundersam lieblichen Töne, die erbauenden, rührenden, so herzwarmen Laute. Und sie trafen das Herz, das früher selbst zu treffen wußte, sie verwundeten dasselbe vielleicht.

O ihr märchenhaft glücklichen Träume, ihr goldnen Träume einer goldnen Zukunft, zerstäubt mir nicht! Laßt mich den beseligenden Himmel genießen, den ihr mir gezeigt, laßt „ganz fein" mich nennen, ihr golden glücklichen Träume!"

Da hier einige folgende Blätter fehlten, so sind wir nicht in der Lage, den Inhalt derselben mitzutheilen, und schreiten daher zur Fortsetzung unserer „kleinen Geschichte", mit dem Bemerken, dieselbe nun in gedrängterer Kürze wiedergeben zu wollen. Dämmernd neigte der Tag sich seinem Ende zu. Die letzten Strahlen fanden Ernest noch im Waldschlösse. Er konnte sich nicht entschließen, seinen Heimweg anzutreten. Wie er sie zärtlich bat, weniger „grausam" gegen ihn zu sein, wie zärtlich und liebevoll sein Blick auf ihr ruhte, wie innig er ihr seine Leidenschaft und Liebe entdeckte.

Wirst auch du ein wenig mich nun lieben, Mariechen? frug er, sie umschlingend. Wirst du mir in jenem kleinen Raume eine winzige Stelle gönnen, mir dem armen, für dich nur Lebenden, in Die ja nur Glücklichen? Mein Herz verzehrt sich in den peinigenden Qualen dieser Liebe zu dir, wirst Du, kannst Du mich erhören? Sei gnädig und verstosse nicht! Konnte sie ihm den Kuß versagen, den er, entflammt durch eine mächtige Liebe, auf ihre Stirne drückte? Solltest du es nicht längst schon ahnen, wie vom Herzen gut ich dir bin, wie namenlos ich dich liebe? O niemals wollen wir uns verlassen, versprich mir's, nie uns trennen, so lang ein Athemzug uns belebt, so lang die Pulse in uns noch pochen, und so lang's da drinnen noch hämmert, pickt und klopft! Sie hatte ihm dabei ihre kleine weiße Hand gereicht, die er in der seinen drückte.

Ja Mariechen, Dein, was auch da kommen möge, Dein vor Gott und den nichtigen Menschen!

Einige Tage waren seitdem verflossen. Feld und Wald ward düster, das herrliche Saftgrün, das die Fluren zierte, die üppigen Blümlein, die hie und da emporguckten mit freundlichem Auge, die munteren sangesfreundlichen Vögel, Alles ward gemach ernster. — Schon fielen einzelne Blätter von Baum und Strauch, schon färbte sich manch' herber Luftstrom gelblich, bald, ach nur zu bald, lagen sie vielleicht alle auf den Wegen, traurig, todt, vergessen. Doch, bis dahin hatte es noch hübsch Zeit, die Zahl der „abtrünnig" gewordenen war noch eine kleine, der Herbst hatte ja nur die Anzeige gemacht, daß er für alle Fälle gewiß kommen werde.

Mariechen hatte den sterbenden „Feuilles" einen Abschied oder Nachruf geweiht, den wir uns nicht enthalten können, hier wiederzugeben.

O grünes Blättlein sprich, warum
Fällst todt zur Erde nieder?
Warum bedeckt nun Staub und Schutt
Dir deine leichten Glieder?
Warum läßt du all' deine Pracht,
Dein saftig Grün, das freudig lacht,
Vergilben und Vergehen?

Doch kommt ein neuer Frühling erst
Mit süßen holden Lüften,
Und schwingt er seine Flügel erst,
Ueb' Berg und Thal und Klüften,
Dann wirst auch du vom Neuen schön,
Mit aller Junkerpracht ersteh'n,
Vom Herrgott ausgerüstet!

(Fortsetzung folgt.)

Die Kärntner Eisenbahn
in
strategischer Beziehung.

In der österreichischen militärischen Zeitschrift von Streffleur III. Jahrgang 2. B. 4 Lief. 10. Heft entgegnet uns von Seite 213 bis 221 ein Aufsatz, welcher die Ueberschrift führt „Tirol und die Kärntner Eisenbahn in strategischer Beziehung". Wir machen davon theilweise, in so weit unser vaterländischer Gegenstand betroffen ist, Gebrauch, nicht ohne von Vielem Umgang zu nehmen, und unsere Ansichten aus eigener Kenntniß kürzer zu skizziren. Indessen obiges Citat liefert den Beweis, wie der Gegenstand im großen militärischen Kreise angesehen werden will, welchen Einfluß er auf

das Schicksal der Monarchie wie des Landes nimmt, und welche Tragweite er zu erlangen bestimmt ist. Die Wichtigkeit Tirol's tritt als gegen Süden gerichtetes an der Seite gegen die Schweiz gesichertes Bollwerk Deutschland's gegen Italien auffällig hervor. Es beherrscht als solches die Ebenen der Terra Ferma, wie des Po, es vermittelt den sichern Uebergang aus dem Innern der österreichischen Monarchie zu jenem Festungsviereck, dessen Wichtigkeit schon Napoleon I. anerkannte und für welches er die damals noch fehlende Befestigung Verona's projektirte, obwohl er es in der Folge nicht mehr zu bedürfen glaubte, von dem aber die Jahre 1813 und 1814 ihn des Gegentheiles überzeugten. Wenn Tirol durch ein bedeutendes Truppenkorps, wir möchten lieber sagen, eine Armee besetzt ist, so kann der Feind weder das venetianische, noch weniger die tiefer liegenden Erbländer besetzen, ohne in seiner Flanke ernsthaft und entscheidend bedroht zu werden. Bereits im Mittelalter lesen wir von Heereszügen zu Romfahrten, zur Bezwingung der lombardischen Städte und Sammlung auf den ronkalischen Feldern, um die Macht des deutsch-römischen Reiches zu entfalten, welche alle über Tirol gingen. Hier bereitete Kaiser Maximilian I. seine Macht gegen Venedig, hier schaarten sich die deutschen Landsknechte und Hackenschützen, welche König Franz bei Pavia besiegten und fingen. Von den Alpen Tirol's stieg der unsterbliche Prinz Eugen nieder, um, den Feind täuschend, über den Po zu setzen, seine Stellungen an dessen rechtem Ufer umgehend, die geängstigte Hauptstadt Piemont's, Turin, zu befreien und dadurch mit Einem Streiche Italien den Franzosen zu entreißen. In den Kämpfen des Jahres 1796, wo Bonaparte im Siegesfluge Oberitalien bis auf Mantua eroberte, wurden in Tirol vier Armeen nacheinander aufgestellt, welche unter Wurmser und Alvinzi, diese Vormauer Oesterreich's, das damals einzige Mantua, zu retten suchten, und sich von den sichern Schluchten und Bergen auf den Feind warfen; obwohl vergeblich, bis auch Mantua im Februar 1797 fiel, und Bonaparte, wo in Tirol nur noch Trümmer jener Armeen waren, die ihn daher bei seinem Vormarsche nicht wesentlich gefährden konnten, nach beseitigtem Widerstand durch die Engpässe Kärnten's bis an den Semering vordrang. Indessen, da Joubert das nur theilweise besetzte Tirol nach empfindlichen Verlusten verließ, bedrohten die siegreich vordringenden Oesterreicher unter Loudon die Etsch-Uebergänge, und so wie sie über Krain gegen den Isonzo drückten, schloß Bonaparte, wohl am meisten zu seiner Sicherheit, in Gefahr, von beiden Flanken auf seiner Rückzugslinie angegriffen zu werden, den Leobner Waffenstillstand. Im Jahre 1805 war Tirol von einer ausgiebigen Macht unter Erzherzog Johann besetzt, konnte aber wegen mangelnder Verpflegsmittel nicht behauptet werden. Als daher der Erzherzog es in Folge der Niederlage bei Ulm und nach dem Rückzuge des Erzherzogs Karl nach der vergeblichen Siegesschlacht bei Caldiero räumte und nur das kleine Korps des Prinzen Rohan sich dort verspätete, unterließ es Massena, dem Erzherzog auf seinem Rückzuge nach Ungarn zu folgen, da er, eine größere Macht, wie sie auch vorhin dort stand, vermuthend, um seine Flanke besorgt war, bis er nicht Rohan's Korps, welches über Bassano nach Venedig sich durchzuschlagen unternommen hatte, erdrückte. Im Jahre 1809, wo das 8te Korps unter Chasteller an dem Befreiungs-Kampf der Tiroler sich betheiligte, und das ganze Land wie Ein Mann aufstund, faßte der Erzherzog Johann nach seinem Siegeszuge an die Etsch und dem Unglückstage bei Regensburg den Entschluß, sich nach Tirol zu werfen, den siegreichen Napoleon von da aus in seiner Flanke zu bedrohen, und der Armee von Böhmen unter Kolowrat und Semariva bei Linz die Hand zu reichen. Indessen General Schmidt versäumte den rechten Augenblick, und in Tirol fehlte es an Munition und Proviant, der große Plan war vereitelt. Im Jahre 1813 dirigirte Hilber nach den Kämpfen in Kärnten und dessen Wiedereroberung den größten Theil der Streitmacht über Tirol an die Etsch, und der Vice-König Eugen war genöthigt, nach einem fehlgeschlagenen Versuche bei Bassano Hiller von Tirol abzuziehen, ihm dorthin zu folgen. Was im Jahre 1848 Tirol gegolten und wie nach dem Verlust des Venetianischen dorthin über Kärnten der einzig frei gebliebene Weg zur Armee nach Verona führte, ist bekannt.

Diese Thatsachen lassen es erübrigen, aus theoretisch-problematischen oder bloß induktiven Gründen die Nothwendigkeit zu erweisen, Tirol zu halten und es, außer mit zureichender Streitkraft, mit Kriegs- und Mund-Bedarf auf dem nächsten Wege und rechtzeitig zu versehen. Ohne eine vollständige und sichere Lösung der Verpflegungsfrage gehen alle strategischen Vortheile, welche dieses Land bietet, verloren. Die Lösung findet sich aber in der Ausführung und Verlängerung der im Bau begriffenen Kärntner-Eisenbahn und zwar bis zum Anschlusse bei Brixen an die von Verona nach Innsbruck führende, der Vollendung sich nähernde Bahnstrecke. Es kann nicht genug bedauert werden, daß man die militä-

rische Wichtigkeit der Kärntner-Bahn nicht berücksichtigte, als die in der Monarchie zu erbauenden Bahnen in Haupt- und Nebenbahnen eingetheilt wurden, und die Bahn nach Kärnten, welche, bezüglich der Vertheidigung der westlichen, jederzeit am meisten bedrohten Grenze der Monarchie, zunächst der nach Italien führenden Bahn und der nunmehrigen Elisabethbahn, in erster Linie hätte stehen sollen, kaum noch als Nebenbahn eine Erwähnung erhielt. Indessen hatte es nicht an Anstrengung der kärntnerischen Landstände, der betreffenden Handels-Kammer und der Unterstützung der Landes-Regierung gefehlt, die Aufmerksamkeit der Staats-Verwaltung auf diese Bahn, jedoch allerdings nur in Bezug auf industrielle und kommerzielle Zwecke zu leiten. *) Von diesem Standpunkte aber ist es erklärlich, daß sie als eine untergeordnete betrachtet wurde, und, setzen wir hinzu, in ganz einer andern Richtung statt nordwärts der Drau tracirt wurde. Es mußte dieß besonders der Fall sein, nachdem die Verbindung zwischen Wien und Italien über Graz und nicht, wie besser gewesen wäre, und auch mehrfach angeregt wurde, über Kärnten hergestellt worden war. Die kurze Strecke von Marburg nach Klagenfurt oder Villach konnte nur als eine Zweigbahn erscheinen, in so lange man nicht, wie es später geschah, die Vortheile ihrer Verlängerung bis zum Anschlusse bei Brixen an die durch Tirol zur Verbindung von Italien mit Deutschland projektirte Bahn erkannt hatte. Von diesem Augenblick an trat die Kärntner-Bahn als Weltbahn auf und mußte auch ihren militärischen Einfluß auf die Vertheidigung der Westgrenze der Monarchie im vollen Masse geltend machen. Sie wurde auch in dieser Beziehung bereits im Jahre 1856 in einer Denkschrift zum Gegenstande genommen, um das Interesse der betreffenden Behörden für sie zu gewinnen. (Militär-Z.) Da wir die Beweise, daß die Lage Tirol's für strategische Operationen als Flankenstellung äußerst vortheilhaft sei, bereits, jedoch nicht aus analogen Ereignissen, sondern, wie oben, aus denen, so unmittelbar von dort ausgingen, genommen haben, so nehmen wir die weiteren Deduktionen und Ausführungen jener Denkschrift nicht weiters auf. Es fehlte damals, und theilweise noch, zu strategischen Bewegungen, nach und aus Tirol, eine hinlänglich starke Streitmacht, die schnell an jeden der benöthigten Stellen befördert zu werden hat, da ohnehin das schwach bevölkerte, sehr gebirgige und daher mit nur kleinern Städten versehene Tirol bei gewöhnlichem Marsch nur sparsame Unterkunft und noch wenigere Verpflegsmittel bietet. Die von Marburg nach Brixen hinziehende Eisenbahn würde sie im hohen Masse gewähren. Durch sie fiele die Besorgniß, eine angemessene Truppenmacht aufstellen zu können, hinweg. Die Truppen aus Ungarn und der Militärgrenze, mit Hilfe der Kanischaer und Sisseker Eisenbahn, bei Marburg gesammelt, würden nämlich in wenigen Tagen mittelst der Kärntner-Eisenbahn nach Tirol befördert werden können, so wie durch dieselbe die Schwierigkeit wegen schneller und zureichender Verpflegung hinwegfiele, da sich der Nachschub an Vieh, Fourage und Brot aus den Kornkammern der Monarchie, während Baiern schon wegen der Münze nur mit Nachtheil benutzt werden kann, leicht ermitteln ließe. Die Tel graphie damit verbunden, ermöglichte die unverweilte Verfügung.

Der Umstand, daß die Südbahn, dermalen ohne Unterbrechung, vom Norden und Osten der Monarchie bis an die äußerste Grenze am Mincio und Po führt, kann der Kärntner-Bahn ihren Werth nicht nehmen; im Gegentheile, da ihre Widmung für Tirol davon unbeirrt bleibt, in der Eigenschaft als Parallel Bahn nur erhöhen. Die großen Nachtheile bloß auf Eine Bahn mit den Bedürfnissen einer ganzen Armee den Nachschüben und dem Transport der Blessirten, Gefangenen u. s. f. angewiesen zu sein, stellten sich im Jahre 1859, man kann sagen, höchst schmerzlich heraus, absonders, da die Strecke von Nabresina bis Casarsa noch nicht ausgeführt war. Was konnte damals, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte, und kann der Feind bei dem Besitze so einer ungemein überlegenen Flotte Allerwagen. Da wo die Eisenbahn nahe am Ufer des adriatischen Küste läuft, nämlich auf obiger Strecke und gegen Triest hin, ist er im Stande, durch urplötzliche Landung eines Truppenkorps dieselbe theilweise zu zerstören; abgesehen davon, daß die mitten durch eine, so in einem Falle in offenbare Thätlichkeit übergehende feindselige Provinz führende Eisenbahn so vielen Angriffen und Zerstörungen ausgesetzt wäre. Dieses Alles ist, und wäre bei der Tirol-Kärntner-Eisenbahn nicht der Fall. Beide Eisenbahnen würden sich Erleichterung und Entlastung, der Mannschaft Erholung, und den Verwundeten leichtere Unterbringung verschaffen. Obige Nach-

*) Wir können nicht umhin, hier uns auf die aus der Feder des durch seine Leistungen und Aufsätze für Kärnten's Industrie so verdienten gräflich von Egger'schen Inspektors Hrn. Jakob Scheliessnigg geflossenen „Beiträge zue Geschichte der Kärntner-Eisenbahn bis zum Uebergange derselben an die neugebildete süd-österreichische Eisenbahn-Gesellschaft. Klagenfurt, 1862, bei Leon“ hinzuweisen.

theile einer einzigen Bahn würden sich nie fühlbarer herausstellen, als bei einem allfälligen Rückzuge, wo es von Tirol aus, wie es einst der Fall war, aus gleichen Ursachen auf den verfolgenden Feind, hemmend einzuwirken unthunlich wäre.

Mit Erreichung des strategischen Punktes Villach, wie sie gegenwärtig im Werke ist, wird für die Vertheidignng unserer westlichen Grenze schon viel gewonnen sein, weit mehr, wenn die Bahn auch bis Udine fortgesetzt würde. Indessen ihr Ausbau bis Brixen bleibt die brennende Aufgabe, und ihre Lösung ist es, welcher die Gegenwart mit Sehnsucht entgegensieht, um künftigen Wechselfällen gewachsen zu sein, um sich aller Verbindungswege mit Deutschland, Italien und Frankreich theilhaftig zu machen, und so den Ost mit dem West, durch unser dermalen so sparsam besuchtes Alpenland, welches einst seine gerechte Würdigung finden wird, je eher desto lieber zu vermitteln.

Die Wolke.

Am Himmel fern grollend
Die Donnerwolke steigt,
Sie schwebt, die dunkeln Locken
Zum Felsenhang geneigt.

Und ihre Blitzgedanken,
Sie flammen rasch und wild,
Bis d'rauf in stummer Wehmuth,
Die lautre Thräne quillt.

Mitleidig schließt die Blume
Im blauen Kelch sie ein,
Bewahrt sie ein Geheimniß
Still sinnend treu und rein.

Da strahlt der Friedensbogen
Hell auf der Wolke Grau,
Und in dem Kelche glitzert,
Als schönster Schmuck der Thau.

Adolph Pichler.

Wahn.

„Hätt' ich erstiegen den Berg, dort könnt' ich die Sterne mir holen!
Steig hinauf, und sie sind fern um den Himmel dir noch.

Das Meer.

Kräuselt der Spiegel des Meeres sich neckisch mit silbernen Wogen,
Klar doch bleibt es und tief, bleibet das ewige Meer.

Die Lampe.

Werther als Künstlers Werk wirst du mir bleiben o Lampe,
Welche der Spengler schlug aus dem getriebenen Blech.
Hast du doch manche Nacht durchwacht mit dem strebenden Jüngling,
Der mit schüchternem Laut schüchterne Lieder begann.

Oft erhellte der Docht mir die enge trauliche Stube,
Während die Seele herb düsterer Kummer bezwang.
Oft auch sah'st du den Blick auflodern begeisterten Glanzes,
Wenn Homeros, Shakespeares füllten mit Bildern den Raum.

Leuchten sollst du auch jetzt, wo still beschäftigt zur Seite,
Sitzt mein liebliches Weib hebend den freundlichen Blick
Bald zu dem Kind, das froh die ersten Laute gestammelt,
Bald zu mir, der ernst sinnt des Tages Erwerb.

Grüßten die Musen mich doch wie früher und meiden das Haus nicht,
Legen den vollsten Kranz treu auf den heimischen Herd.
Mögen die Aehren sie stets nur schmücken mit buntem Gewinde,
Weil schon der Jugend Reiz, ach der zu flüchtige schwand.

Möge noch hell dein Licht auf Kinder strahlen und Enkel,
Wenn mein Stral erlosch, ruhig wie deiner erlischt.
Denkend des Ahnen fromm, behalten sie dich zur Erinnerung
Ob du auch kunstlos bist, —werther als Silbergeräth.

Adolf Pichler.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

// Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 24 Sonnabend, den 13. Juni 1863.

Aus dem Landes-Museum.

Ueber die Phöniker.

Vorgetragen im Museum von P. Carlmann Flor am 6. und 27. Februar 1863.

(Fortsetzung.)

Von Semiten im Norden, Osten und Süden umgeben, haben die Phöniker die semitische Sprache angenommen und ihre Muttersprache verlernet, wie später die Gothen, die Longobarden, die Franken u. A. Somit ist der Nationalhaß, der den Verfasser der Länder- und Völkertafel verleitet haben soll, die Phöniker und ihre Stammverwandten Chananiter als fluchbeladene Nachkommen des Cham hinzustellen, nur eine Ausgeburt der Phantasie einiger Kritiker. Die Hebräer mußten die Abstammung der Phöniker am besten wissen, weil sie an den Ueberlieferungen am festesten hielten. Die Chananiter waren in den fruchtbarsten heißen Ländern im Osten und Süden Asien's und vermehrten sich sehr schnell, daß sie nach Westen und Libyen frühzeitig auswandern mußten. Nach der Küste von Syrien kamen sie schon im 17. Jahrhunderte vor Christus. Hier gebothen ihnen die eigenthümliche Lage ihre Aufgabe in der Weltgeschichte; sie wurden die Vermittler der Kultur für die damalige bekannte Welt. Schon die semitische Umgebung war von jeher für die Phöniker sehr günstig, indem sie von den viel früher und besser gebildeten Semiten nicht nur ihre Sprache, sondern auch die Buchstabenschrift erhielten, die sie dann mit andern Bildungs-Elementen überall hin verbreiteten, wohin sie ihr Handel führte. Hatten ja doch ihre Stammverwandten, die Chananiter eine Stadt der Wissenschaften, Kariath-Sepher, auch Dabir genannt. Josue 15.15.

Zwischen den Babyloniern, Assyriern und Aegyptern, deren bürgerliche Verfassungen am frühesten Ordnung und Bestand erhielten, konnten die Phöniker sich die Kultur-Elemente dieser drei Großstaaten aneignen und in andere Länder verbreiten. Denn der Küstenstrich, den sie bewohnten, war nur 30 Meilen lang und 4 bis 5 Meilen breit, konnte also das sich schnell vermehrende Volk nicht mehr fassen, obgleich die ganze Strecke bald mit Städten, Dörfern und Flecken besäet war, und überall herum Fabriken entstanden. Dem gegen Norden, Osten und Süden war schon das Land besetzt und bewohnt, so daß sie sich dorthin nicht mehr ausdehnen konnten; es blieb ihnen nur das Meer offen; somit zwang sie schon die Lage, ein See- und Handelsvolk zu werden. Auch die Landesbeschaffenheit begünstigte diesen Beruf, den sie sich nun zur Aufgabe machen mußten. Wer kennt nicht Phönikien's Riesenwälder von den herrlichsten 1000jährigen Cedern, die wohl 130 Fuß hoch und 30 bis 36 Fuß im Umfange auf Libanon wachsen, wo sich noch jetzt uralte Cedern von majestätischem Ansehen finden. Die Aeste gehen schon 8 bis 10 Fuß über der Erde aus dem Stamme hervor und biegen sich etwa 14 Fuß lang wieder bis zur Erde herab. Ihr Holz ist im Kern hart mit wohlriechendem Cedernharz, das aus dem Einschnitt ausfließt und zum Räuchern dient. Dann balsamirten die Alten mit Cedernöl ihre Leichen ein und bestrichen ihre Bücher, um sie gegen Motten und Nässe zu schützen. Der cedernreiche Libanon lieferte den Phönikern das beste Holz für den Schiffbau, für Getäfel und feine Tischlerarbeiten. Semiramis und Sesostris sollen damit ihre Flotten gebaut haben. Dieser berühmte Libanon ist gegen 12.000 Fuß hoch, trägt auf seinen Gipfeln stets einen weißen Turban, und wie die arabischen Dichter sagen, auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst und zu seinen Füßen schlummert der Sommer, hat die Gestalt eines Hufeisens und beträgt 100 Meilen. Salomon's herrlicher Tempel und Palast bezog davon das beste Baumateriale. Denn Hiram, König von Tyrus, war schon ein Freund Davids. Salomon baute 7 Jahre an dem Tempel von Jerusalem und 13 Jahre an allen königlichen Gebäuden. Zu beiderlei Bauten und zu andern Künsten bediente er sich phönikischer Ma-



terialien, Arbeiter und Künstler. Ein Erzgießer aus Tyrus, Hiram, machte ihm allerlei Werke im Erz, die in der Bibel herrlich geschildert werden. Der wohlthätige Einfluß der phönikischen Kunst und Arbeit wird von der Bibel mit großer Anerkennung so ausgesprochen: „Der Künstler Hiram war ein Meister im Erzguße und voll Weisheit, Verstand und Wissenschaft", heißt es im 3. Buche der Könige, K. 14 V. Uebrigens schenkten die Israeliten den Phönikern den segenreichen Frieden schon ursprünglich, da sie eben diesen Küstenstrich unberührt ließen. Da nun der Friede ihnen Gelegenheit gab, sich immer mehr zu bilden und ihre Handelsinteressen zu verfolgen, so war ihr kleines Land, welches 230 Quadratmeilen zählte, bald mit Städten, Dörfern, Flecken und allerlei Fabriken allenthalben geschmückt und mit Reichthum gefüllt. Die Industrie steigerte sich jährlich, und Reichthum war für den Besitzer und Kaufmann der Lohn seiner Geschicklichkeit, Thätigkeit und Spekulation. Die zu sehr vermehrte Bevölkerung, die bei den Chamiten ob der ihnen eigenthümlichen Fruchtbarkeit um so schneller zunahm, je mehr sie zu den Arbeiten für Fabriken, Schiffahrten und andere Geschäfte benöthigten und verwenden konnten, so daß sie sogar mit den Sklaven einen förmlichen Handel trieben. Die Kleinheit ihres Landes, so wie die Israeliten im Osten hinderten ihre weitere Ausdehnung in diesen Gegenden und so wurden sie gezwungen, die nächsten Inseln ringsum mit ihren Kolonien anzufüllen. Selbst die Kriegsschiffe erfanden sie, indem ihnen die 130 Fuß hohen Cedern für die langen Kiele derselben der Libanon lieferte. Ueberall galten die Phöniker bereits als die besten Baumeister, Schiffsleute und Künstler; besonders aber die Sidonier, welche lange das Monopol und die Hegemonie hatten. Denn Sidon hatte einen doppelten Hafen voll Sicherheit, und wurde die Mutter fast aller andern Städte der phönikischen Küste. Sie lieferte das beste Glas und die schönsten Glaswaaren, mit denen sie, wie mit vielen andern Erzeugnissen einen sehr lebhaften Handel trieb. Die Sidonier hatten den Vorzug in der Nautik. Sie hatten die besten Segler unter allen Phönikern. Homer preist ihre Kunstarbeiten in Stickereien und Leinweberei, in Schmuck und Spielsachen. Sicher ist es, sagt Weber, daß sie schon zu Homer's Zeiten hochgeschätzte Schmucksachen, Hals- und Armbänder, zierliche Ketten u. dgl. aus Bernstein bereiteten. Uebrigens galten die Phöniker häufig für Erfinder in der Industrie und Kunst, wo sie nur Verbreiter, und im engern Sinn nur Vermittler der Kultur der alten Welt waren. Denn die Ehre der Erfindung vom Maaße, Zahl und Gewicht gebührt den Babyloniern, woher die Phöniker sie verbreiteten. Als Kolporteurs der damaligen Künste und Industrie haben sie sich die größten Verdienste um die Menschheit erworben. Wir behaupten diesen Satz mit der Anerkennung der Bibel, welche die Tyrier als wohlthätige Verbreiter der herrlichen Baukunst und anderer Künste bezeichnet. Die Sidonier, Arkiter, Siniter, Arvaditer und Gemoriter zeichneten sich durch Wissenschaften, Künste, Handel und Nautik besonders aus. Die Israeliten lernten die Verfertigung verschiedener Kriegswaffen von den Tyriern, worauf allmälig eigentliche Innungen sich bildeten. Früh lernten die Hebräer die Färberei von den Phönikern. Um Gott, der größer als alle Götter ist, ein würdiges Haus zu bauen, ließ Salamon einen Tyrier kommen, der zu arbeiten wußte in Gold und Silber, Erz und Eisen, Purpur, Karmosin und Hyacinth (himmelblauer Seide, überhaupt in diesen Farben) II. B. Paralip. 2, 5 bis 8. Der doppelfarbige Purpur aus Tyrus kostete nach Plinius das Pfund 1000 Denarien, und war in Rom der größte Luxus. Man verargte es dem Oberädilen Lentulus Spinther, daß er sich dessen zuerst auf der verbrämten Toga bediente, die das Amtskleid der Konsuln, Prätoren, curulischen Aedilen und Priester war. Der Prophet Ezechiel schildert Tyrus als besondere Vermittlerin der Künste und Industrie: „O Tyrus, deine Bauleute machten dich voll Schmuck, deine Schiffsbänke bereiteten sie dir aus indischem Elfenbein und die Gemächer aus Holz von den Inseln Italien's (eigentlich Chittim, d. h. den Inseln des mittelländischen Meeres, den Küsten von Griechenland und Westlande.) Feine, gestickte Leinwand aus Aegypten machte man dir zu Segeln und hieng sie an deine Mastbäume; himmelblauer und rother Purpur aus den Inseln Griechenland's ist bei deinen Zeltdecken, die auf dem Verdecke ausgespannt wurden. Deine Sachkundigen, o Tyrus, wurden Steiermänner. Alle Schiffe des Meeres und ihre Schiffsleute verkehrten mit deinem Handelsvolke: Perser, Lydier und Libyer waren in deinem Heere Krieger; Schild und Helm hingen sie in dir zu deiner Zierde auf. Die Tartesier füllten deine Märkte mit einer Menge von allerlei Schätzen, mit Silber, Eisen, Zinn und Blei. Griechenland, Thubal und Mosah am schwarzen Meere brachten deinem Volke Leibeigene und ehernes Geräthe. Die Armenier führten Pferde und Reiter und Maulthiere auf deinen Markt. Die Söhne Dedan's (Araber am persischen Meerbusen) vertauschten für deine Güter Elfenbein und Ebenholz.

Die Syrier brachten Edelsteine, Purpur, Stickereien, feine Leinwand, Korallen und Jaspis auf deinen Markt. Juda und Israel handelten mit dir; das beste Getreide, Balsam, Honig, Oel, Mastix verkauften sie auf deinem Markte. Arabien und alle Fürsten Cedar's in Arabien handelten mit dir. Sie kamen mit Lämmern, Widdern und Böcken zu dir. Die Kaufleute von Saba und Reemah im glücklichen Arabien in der Nähe des persischen Meerbusens verkauften dir allerlei köstliches Gewürz, Edelsteine und Gold auf deinem Markte. Haran, Chene und Eden in Mesopotamien, Assur und Chelmad in der Nähe von Assyrien, lieferten dir allerlei Waaren, Ballen von himmelblauen Stoff, Stickerei und kostbare Güter. Durch die Ausfuhr deiner Waaren von den Meeren her verschafst du viele Völker; mit der Menge deiner Schätze und deines Volkes bereichertest du die Könige der Erde. Du warst ein ausgebreiteter, ein schirmender Cherub, ich setzte dich, sagt Jehova, auf den heiligen Berg Gottes, und du wandeltest mitten unter feurigen Steinen=(Edelsteinen). Ursprünglich warst du, o Handelsstadt von Tyrus, vollkommen in deinem Wandel, bis Missethat an dir befunden wurde." — Somit bezeugt es die Bibel selbst, daß Tyrus Anfangs für die Menschheit sehr wohlthätig gewirkt hat durch Vermittlung der Künste und Industrie. Diese Phöniker also förderten durch die Schiffahrt den friedlichen Verkehr zwischen den Völkern, brachten ihnen Kenntnisse fremder Produkte. Allein „durch die Größe deines Handels ward dein Herz verkehrt", sagt Jehova, „darum werfe ich dich vom heiligen Berge Gottes herab, o schirmender Cherub. Du entweihtest dein Heiligthum durch die Ungerechtigkeit deines Handels." Die Weltgeschichte bestätiget, daß die Phöniker durch ihren Welthandel die Kultur und Industrie nach Asien, Afrika und Europa eifrigst verbreiteten, indem sie an den Küsten aller Meere ihre Waaren ausstellten auf den zahlreichen Märkten und tief in die Binnenländer, mit allen Waaren, die nicht nur zum gewöhnlichen Leben brauchbar waren, sondern auch zur Verschönerung des Lebens und Veredlung des Geschmackes beitrugen, und so noch rohen und barbarischen Völkern Bildung brachten. Kunst, Fleiß, technische Kenntnisse verbreiteten sie in der damals bekannten Welt. Daß sie auch nach Amerika verschlagen wurden, ist noch geschichtlich nicht festgestellt. Zwar behaupten zwei von einander unabhängige Quellen, daß sie westlich von Spanien im atlantischen Ozean nach mehreren Tagen eine sehr große fruchtbare Insel entdeckt haben. Diodorus von Sicilien und Aristoteles in den wunderbaren Geschichten berichten einstimmig diese phönikische Entdeckung. Nach Diodorus wagten diese kühnen Seefahrer über die Säulen des Herkules (über Gibraltar) in den hohen Ozean hinauszuschiffen. Dann seien sie durch heftigen Wind weit in denselben gegen Westen getrieben worden; nach vielen Tagen seien sie vom Sturme getrieben zu einer großen Insel gekommen, welche sie allgemein bekannt gemacht hätten. Als aber auch die Tyrhener eine Kolonie dahin senden wollten, hätten es ihnen die Punier aus Furcht, es möchten dann Viele aus Carthago dahin auswandern, und damit sie, im Falle Karthago ein Unglück träfe, dort eine Zufluchtsstätte hätten, wenn diese Insel ihren Feinden unbekannt bliebe. Bei Aristoteles heißt es: „Im Meere jenseits der Säulen des Herkules, sagt man, haben die Karthager eine nicht bebaute Insel entdeckt mit Waldungen und schiffbaren Flüssen versehen, bewunderungswürdig durch ihre Früchte, in einer Entfernung von mehreren Tagreisen. Als die Punier wegen der Schönheit der Insel häufig mit ihr verkehrten und einige sich angesiedelt hatten, rottete der Senat diese Angesiedelten aus und verbot unter Todesstrafe jede Auswanderung dahin." Somit hatte Furcht vor Empörung der punischen Fabriksarbeiter die Nachricht von dem neuentdeckten Welttheile unterdrückt. Da die Phöniker auch gegen den Sturm ihre Schiffe leiten konnten, und sie überhaupt die fernsten und gefährlichsten Seereisen kühn vollbrachten, so haben diese beiden Nachrichten von ihrer Entdeckung der sehr großen fruchtbaren Insel nichts Unwahrscheinliches. In der Medea des Seneca sagt der Chor im prophetischen Tone: „Ein Tiphys (so hieß der Steuermann der Argonauten) wird im Westen einen großen Kontinent entdecken und Thule wird nicht mehr die Grenze der Erde sein." Da diese kühnen Seefahrer nach Ophir in Indien fuhren, Gold und Edelsteine zu holen, nach Tartessus in Iberien mit ihren großen starken Schiffen, um Eisen, Zinn, Blei, besonders Silber und Edelsteine zu gewinnen und nach Tyrus auf den Markt zu bringen, da sie Afrika umsegelten und an dessen West- und Nordküsten die schönsten Kolonien gründeten, und selbst von der Ostsee den Bernstein holten, so widerspricht die Vermuthung, daß sie nach Amerika gekommen, weder ihrem Muthe, noch ihren Kenntnissen des Seewesens. Denn sie waren die ersten in der ausgebildeten Nautik im Alterthume. Als die besten Schiffsbaumeister galten die Bewohner der beiden phönikischen Städte Biblos und Arados. Ueberhaupt rühmte man im Alterthume die Phöniker ob ihrer Umsicht, Genauigkeit und Geschicklichkeit in der Leitung der Seefahrten, indem sie auch bei der Nacht, selbst gegen den Wind und auch in stürmischen Jahreszeiten ohne die Kunstmittel unserer

Zeit, ohne Boussole und Astrolabium glücklich durchkamen. Ihre beste Fahrzeit war von Mitte Febr. bis Ende Okt. Nachts halte der Steuermann immer den unscheinbaren Polarstern zweiter Größe im Auge, um die Bahn der Schiffe zu bestimmen; der Polarstern heißt deßhalb auch der phönikische und ist im kleinen Bären kenntlich. Dazu kannten die Phöniker auch alle gefährlichen Meeresströmungen sowohl des Mittelmeeres als des indischen Oceans; ebenso waren ihnen die regelmäßigen Seewinde oder Mousons bekannt, wie auch der Flug gewisser Vögel, dann die bestimmten Züge der Thunfische im Mittelmeere und der Meeraale im indischen Meere, und andere Natur-Erscheinungen, welche sie bei ihren Seefahrten leiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Pauperismus
und
sein Auftreten in Kärnten.

Von Heinrich Hermann.

Wir wählen diese Ueberschrift, um einen unserer brennendsten Zustände in seiner zweifachen Bedeutung, nämlich die „Verarmung" und das „Armenwesen", d. i. die Anwendung der betreffenden Abhilfsmittel zu besprechen. Die nächste Veranlassung hiezu gibt uns der im „Bothen für Kärnten" unterm 15. November 1862 erschienene Aufsatz: „Die Straßen-Bettelei in Kärnten", welcher vorerst das Bettelunwesen in der Umgebung unserer Hauptstadt zum Vorwurfe nimmt, so wie Dr. Hussa's, in mehreren Nummern der „Klagenfurter Zeitung" erschienener Aufsatz „Ueber Armenpflege im Allgemeinen und speciell in Kärnten." Die Verarmung und ihr Ausdruck, die Bettelei, haben ihre eigene Geschichte, die wesentlich mit der unseres Landes verbunden ist; und wenn dieses Uebel auch nicht jene Ausdehnung, tiefe weltkundige Bedeutung, jenen öffentlichen Anschlag hat, wie in England, so gehört es doch in seiner moralischen und ökonomischen Wirkung in den Vordergrund unserer Zustände, und verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Ein großer Theil des Einkommens der bemittelten Klassen wird von dieser Seite in das Beileid gezogen, und vollends ist der Landmann, dem das Bettelwesen, die eigenen Armen und noch mehr die umherstreifenden Strolche, Stürzler, arbeitsscheuen und arbeitslosen Handwerksburschen, Rastlbinder, Sammler, alle die wahren und maskirten Krüppel, die mit Lumpen umhüllten Weiber und Weibchen mit Kindern am und auf dem Arme, die keuchenden Männer und Greise mit Stab und Buckelkorb, die Cretins und Trotteln und wie sie Alle heißen der Menschheit Zerr- und Spottbilder, nicht bloß an die Thüre kommen, sondern bald jammernd, bald drohend Einlaß, Essen und Ligerstatt, Heimzehrung, wenn nicht im Gelde, sondern, was oft noch mehr ist, an Brot, Speck, Mehl, wie man bei uns sagt „Mallan" *) begehren, bald segnend, bald fluchend und drohend davon gehen, mit dem vieldeutigen „Vergell's Gott", daß es nicht selten bangt und grauet ob der eigenen Kindlein, dem lieben Vieh und dem rothen Hahn am Dache. Es gehört wahrlich nicht zum Hochgenusse, den das Wohlthun gewährt, wenn dieses Volk in dem engen Raume, den die Bauernwirthschaft gewährt, sich seines Schmutzes, oft noch was Aergeren entladet und am Kamine herumkauernd, mit Geberden, Stöhnen und Brummen des Magens Gelüste ankündet. Im traulichen Kreise, den die Mägde, mit den Spinnrädern am leuchtenden Spane umhersitzend, Knechte mit Schneidmessern, Geflechte und Riemen, jederzeit mit dampfenden „Tschödern" im Munde, bilden, den die lauschende, gaffende und muthwillige Jugend umhüpft, fetzet sich eine prophetische Creusa, der Bettlergreis mit struppigen Haare und Bart. Er war einst Soldat, Jäger, es fehlt ihm nicht an Erinnerungen aus alter Zeit, an Erzählungen von Abentheuern und Teufelsspuck, verwunschenen Prinzen, bezauberten Höhlen und Seen, nicht an Narben, die er vorzeigt, die er davongetragen im argen Streit; wie den einstigen Minnesängern geht ihm der Faden nicht aus, den er nur fortzuspinnen braucht zwischen heut und morgen, um ihn am andern Orte vom Neuen abzuwickeln. Ich hörte solch einen Alten in einem langen Winterabende zu, welcher fragte, wie lange seine Erzählung dauern dürfe, ob eine Viertel- oder ganze Stunde. Als wir das letztere wählten, erlosch gemach die Leuchte, die spinnenden Hände sanken wie die müden Augenlieder, und die Geschichte halte ihr natürliches Ende mit dem gewöhnlichen: „und dann ging ich fort", welches wir in der That ausführten, indem wir uns dem Morpheus in die Arme warfen. Dieser poetische Genuß indessen war nur ein seltener; neben einfältigen Märchen und abergläubischen Einschüben von Thatsachen, die selbst den Kindern zu dick wurden, machte sich der gemeinste Sinnenbedarf geltend und das Bettelwesen geberdete sich in seiner eckelhaften Natürlichkeit. Statt uns mit Scheherezade in „tausend einer Nacht" in ferne Gegenden und in das Reich der Dichtung zu führen, unterhielt uns ein weitmauliges Weib mit Dorf- und Hausgeschichten, wo die

*) Es heißt in einem kärnt. Sprichworte: „Er schwitzt wie ein Schmalzbettler", weil derlei Bettler, die bis zu den Alpenhütten sich versteigen, um da Schmalz zu sammeln, sich dieses bis zur äußersten Ermüdung sauer machen, aber des Erfolges durch das Drohende ihrer Erscheinung, sicher sind.

Kehrseite der Menschheit in all' ihrer Häßlichkeit hervortrat, und es nur zu deutlich hervorleuchtete, daß der unbefriedigte Eigennutz den Stoff zur Schandchronik ausbeuten wollte. Nur ein Beispiel, wie reich die Erfindungsgabe ist. Der letzte reiche Erbpächter des auf sechs Köpfe verebten Osterwitzer Zehentes, Radischnigg, war gestorben und hatte im Testamente unter andern bestimmt, es sollten von dem Mundvorrathe seines Hauses die Armen drei Tage gespeiset werden. Man hätte sehen sollen, welche Masse Bettler da zusammen strömte. Am zweiten Tage erschien der Pfleger von Osterwitz und legte Verboth auf einen Theil der Eßwaaren, die er den Dienstbothen vorbehalten wissen wollte, und die Bissen fielen schmäler aus. Da gab es nun Zetter und Mordio; die Zungen der Abziehenden waren geschäftig, um den Störenfried, den Neidhart zu züchtigen und in weiter Runde ging die Erzählung: „Der leidige Satan sei dem Pfleger in Jägersgestalt erschienen und habe gedroht, ihn zu erwürgen, falls er die zurückgehaltenen Vorräthe nicht herausgäbe.“ „So also“, erwiderte ich, „haben die Stabe r an dem bösen Feinde ihren Schutzherrn?“ und sieh', die Megäre schlich sich von dannen. Doch nicht bloß die Kunde von wahrer und gefälschter That läuft lawinenartig aus Bettlermund Gebirgs ab durch die Thäler des Landes; er weiß Rath in Krankheitsfällen, bei Verzauberungen, gegen Vermeintwerden, zur Auffindung von verlornen Sachen, gibt zuweilen Recepte zu Lebenseliren, zu Liebestränken, oft leider auch zu verbrecherischen Anschlägen auf Leibesfrucht und Leben. Wenn diese Gäste was mitgehen lassen, was ihnen ungesucht sich darbietet, haben sie den entschuldigenden Ausdruck in Bereitschaft: „Ich habe es auf einer umgekehrten (nicht abgeräumten) Bank gefunden.“ Man darf daher den Einfluß des Bettelwesens auf die heimische Landbevölkerung nicht unterschätzen. Es ist der Träger alter Ueberlieferungen, der Kitt der Gegenwart in den untersten Schichten der Bevölkerung; durch dasselbe fluthet der Geist christlicher Nächstenliebe und unerschöpflicher Erbarmung, lagert sich aber auch der Bodensatz der gröbsten sittlichen Entartung, welche jedoch im höchsten Grade das Gefühl des Menschenfreundes anwidert, wenn er das Loos, die Zukunft der armen Kinder in Erwägung zieht, die theils als natürliches Angehör, oft als angeworbener Ansprecher des Mitleides zur Gruppe solcher Bettlerhorden gehören. Die Gelegenheiten, hierüber eingehende Beobachtungen anzustellen und hogartische Bilder zu schauen der seltsamsten Karrikaturen der Menschheit, geben Leichenmähler, Kirch- und Markttage; die Feste der Wallfahrtsorte. Einer der bedeutendsten Betteltage des Unterlandes war und ist der Kirchtag zu St. Cosmas am Krapffelde, wo das Patrocinium eines Heiligen gefeiert wird, der zunächst Kranke und Krüppelhafte zum Gegenstande seiner helfenden Vorsorge wählte. Es ist nicht zu beschreiben, welche Zahl und Mannigfaltigkeit von Preßhaften auf Wägelchen und Krücken sich um das Gotteshaus sammelt. Welch' ein Gelärme, Geheul, Ohr und Herz durchdringendes Getöne! Wir haben es erlebt, daß sich diese Leute um bessere Posten, die sie aus dem Rechte der Ersitzung vergangener Jahre einnehmen zu sollen glaubten, förmlich balgten; Raufhändel entstanden, wo die wirklichen oder in die Scene gesetzten Krüppel mit Stäben und Krücken in gräßlicher Wuth sich schlugen, und das leidige Sprichwort: paupertas turpia cogitat in der Wirklichkeit der Thatsache hervortrat. Wer erinnert sich nicht der ehemaligen Bettelrichter, die da Ruhe zu stiften berufen waren, wo jedoch oft die Büttel der nachbarlichen Gerichte kaum zureichten, wenn es untereinander ging. Den besten Nutzen ziehen davon die nahen Kneippen, in denen das erbettelte Geld in nächtlichen Orgien seinen Abfluß findet, wenn nicht Harpagus es vorzieht, es in abgelegener Stelle zu überzählen, und die klingende Baarschaft in einem Hafen oder Bündel einem Dachecke, Bodenwinkel zu vertrauen, oder wohl auch im Waldesdunkel, an einem Kreuze, an einer Wegkapelle, inverschwiegener Erde zu verbergen. Wir könnten eine Zahl Anekdoten preisgeben, wie sinnreich oft die Erfindungsgabe war, um solche Schätze dem forschenden Auge zu entziehen und wenn es gehen konnte, in Kleidung oder Stock, in Amulet oder Schlüsse mit in das Grab zu nehmen. Indessen die glänzenden Zeiten dieser Leute sind vorüber, nur selten gelingt es gegenwärtig, für Kupfer sich Silber oder Gold zu schaffen; Schnapps und Kaffee machen einen zu mächtigen Eindruck, dem nur hie und da ein Mütterchen widersteht.

(Fortsetzung folgt.)

In Feld und Wald.

Eine kleine Geschichte von Ernst Keiter.

IV.

(Fortsetzung.)

Wenn's drüben im Wald zwei glückliche Seelen gab, wenn Hand in Hand ruhte, und Mund an Mund, so konnte eine Laube im dichten Park Habermann's er-

zählen, daß sie Thränen, feuchte Augen und ein gebrochenes Herz gesehen habe. Wer wird aber auf dem lieblich freundlichen Landsitze jenes reichen Mannes Thränen vergießen, wer kann feuchte Augen weisen und wem fiel es wohl ein, gebrochenes Herz zu besitzen, oder wohl gar daran sterben zu wollen?

Wer wollte im Ueberflusse irdischer Güter sich Kummer bereiten?

Und doch ist's so.

Sophie hatte ihrem Vetter die zärtlichsten Beweise ihrer Liebe gegeben, sie hatte ihm in einer schönen Stunde ihr Herz erschlossen, ihreNeigung vertraut; aber er blieb kalt gegen diese Gunstbezeugungen, er blieb gefühllos gegen diese Herzensregungen seiner Cousine. — War sein Innerstes ja doch ganz durchglüht von jener „Waldesblume“, die Warnsdorf hieß, konnte er noch ein anderes Bild darin aufnehmen, ein Bild, das ihm weniger kostbar, weniger zauberhaft, weniger edel däuchte?

Sophie kränkelte zusehends dahin, verfallen in sich selbst. So wie die Landschaft rings umher immer düsterer wurde, so ward auch die Tochter des reichen Habermann immer einsilbiger, stummer und freudenloser. Nichts ergötzte sie mehr, nichts vermochte sie zu erheitern. Sie glich der Blume, die da schmachtend ihre Lebenstage zählt, die des Gärtners wohlthuende Hand vergessen hatte zu pflegen. Ihrer Freundin, die allein ihr diese Kränkungen bereitete, zürnte sie nicht, warum auch sollte ich's, meinte sie, er kann und würde mich dann doch auch nicht lieben; ja er müßte mich nur hassen, nur verachten.

Ernest war zu sehr in seine „Waldangelegenheit“ vertieft, als daß er sich Zeit genommen hätte, die erbleichenden Wangen seiner Cousine zu betrachten und einer näheren Ansicht zu würdigen. Für ihn gab's in der ganzen großen Welt nur e i n Wesen, das ihm theuer, an dessen Blick sein ganzes Leben hing, und das war — seine Cousine leider nicht.

Wir sagen „leider“, weil sie gewiß verdiente, glücklich zu sein.

Jeder Tag brachte ihr neue Qualen, neue Leiden; jeder Tag zeigte ihr mehr, wie unendlich lieb sich Mariechen und Ernest haben. Und für alle diese Leiden rächte sie sich nicht, sie liebte ihn noch immer, und ihre Freundin beneidete sie nur. — „Sie sollen glücklich zusammen sein, ich will sie gewiß nicht stören; sie soll ihn wahrhaft lieben, wie er es verdient“, sprach sie oft, wenn sie ihn im Walde wußte; wenngleich sich dabei ihre Augen feuchteten und ein Thränenstrom ihre Wangen bedeckte.

„Diese eine Bitte nur soll er mir erfüllen, und er wird es thun, dann ist ihnen nichts mehr im Wege und ich bin den kleinen Leiden enthoben. Man wird es nie erfahren, ob es absichtlich oder zufällig geschehen, man wird die arme Gequälte nach und nach vergessen lernen, und wenn die ersten Primeln wieder blühen da draußen, so denkt Niemand ihrer mehr, der an gebrochnem Herzen verblichenen Sophie!

Es war ein freundlicher Herbst-Nachmittag. Vielleicht war es der letzte im Jahre, der so „warm“ mit den Erdenkindern umging. Es war gerade kein Wunder, daß eine kleine jugendliche Gesellschaft aus Habermann's Besitzthum hinausgelockt wurde, und ein junger Mann, am Ufer des kleinen ruhig daliegenden See's angekommen, die Gondel löste. Nur einmal war es, vor Hereinbrechen des Winters vielleicht noch gegönnt, sich auf den blauen Wogen zu schaukeln, furchtsame Damen jeden Augenblick mit den nassen Fluthen zu ängstigen, unter den noch wenigen überhängenden Gräsern dahinzuhuschen, Scherz zu treiben und im Freien lustig zu sein. Wenn auch zwei Glieder dieses Kleeblattes heiter erschienen und manchen freundlichen Sonnenstrahl durch ein ebenso freundliches Lächeln zu würdigen geruhten, wenn sie auch von Tändeleien so Manches an's Tageslicht brachten, so blieb doch E i n e unberührt von Allem, ein Blatt dieser dreitheiligen Gesellschaft blieb stumm, blieb gewelkt und nichts machte sie wieder erfrischen.

Wir kennen bereits das gondelsüchtige Ensemble und wollen dasselbe nicht weiter benennen. Ebenso erkennen wir in der traurig gestimmten Gesellschafterin, die nur zu sehr leidende Sophie. Ihr Schmerz hatte sich von Tag zu Tag vergrößert, sie wollte Alles wagen, nur um für immer eines solch' qualvollen Daseins überhoben zu sein. Die Gondel war gelöst und glitt sachte über die spiegelglatte Fluth. — Sophien's gefaßter Entschluß stand fest, einen günstigen Moment benützend, wollte sie für immer diese Erde verlassen.

Kaum waren sie an ihrem Lieblingsplätzchen angekommen, als auch schon düstere Wolken des Himmels Bläue verdeckten, immer schwärzer, immer finsterer wurden und in ein endloses Gewitter enden zu wollen schienen. Fernher ertönte dumpfes Rollen des Donners; die Wasserfläche begann unruhig zu werden und warf von Zeit zu Zeit kleine Wellen auf; das Boot schwankte und ein leiser Regen rieselte hernieder.

Von Minute zu Minute färbte sich der Himmel dunkler und der feine rieselnde Regen verwandelte sich mälig

in einen förmlichen Guß. — Man wollte die Rückkehr antreten; aber der heftige Luftzug, der ihnen entgegen wehte, der überaus mächtige Regenguß, der ihn begleitete, ließ eine solche Fahrt nicht zu, und so blieb denn nichts übrig, als geduldig das Ende des Unwetters abzuwarten.

Vergebens bemühte sich Ernest, das Boot zu lenken, seine Anstrengung war vergebens; all' seine Kräfte reichten nicht hin, das wankende Boot auf sicheren Grund zu leiten. — Mariechen schwiegte sich innig an den immer trostloser werdenden Fährmann. Bei ihm hoffte sie Schutz und Hilfe zu finden, bei ihm, den selbst in Nöthen Schwebenden; während Sophie einen günstigen Augenblick zu erspähen suchte, ihrem Vetter mit einem Abschiedsblick, unsäglichen Schmerzes voll, die Hand reichte, — um bald für ewig seinen Augen zu entschwinden.

Der Himmel hatte nun plötzlich seine Schleußen gesperrt und die Regengüsse für einige Zeit eingestellt. — Diese günstige Wendung des Gewitters benützend, ergriff Ernest die Ruder und gedachte mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft, schnell möglichst am jenseitigen nächstgelegenen Ufer zu landen.

Doch selbst der Himmel täuscht uns oft. — Mit einem Male, so unerwartet, tobte ein ungeheuerer, unbeschreibbarer Sturmwind vom Walde her. Die Bäume erzitterten und rauschten gewaltig, die Vögel flogen scheu und krächzend zur Erde nieder und beinahe tiefe Dunkelheit lag über der eintönigen Gegend. Die Mädchen bargen und verhüllten ihr Antlitz in den kleinen zarten Händen und ein Aufschrei der Furcht entströmte Marien's Brust. So lieb ihr die Natur war in schönen Tagen, so entsetzlich war sie ihr heute, im aufgeregten, tobenden Zustande.

Es war verlorene Mühe das Boot zu halten. Stoß folgte auf Stoß, eine große dahersausende Welle hob dasselbe und schleuderte es wieder zurück, — leichte Wogen spülten darüber hin; nochmals heb sich's, nochmals wölbten sich die Fluten darüber — ein Augenblick ein kurzer — und vom Boote sah man nichts; denn „die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand."

Der mächtige Donnerschlag, welcher diese Scene begleitete, verhallte und das dunkle düstere Blau des Himmels begann sich zu klären; — die Macht des Gewitters schien mit diesem letzten Schlage gebrochen.

Nun wurde auf der etwas ruhiger werdenden Wasserfläche eine Gestalt sichtbar.

Es war Ernest, der sein vom Wasser triefendes Haupt emporhob und nach dem Kahne griff, welcher in einiger Entfernung von ihm plätscherte. Nicht sein Leben war es, um das er so bekümmert, nicht für sich handelte er so muthig-rasch, sie schwebte ja in Gefahr, sie, die liebliche Tochter des Waldes, nach deren Besitz all' sein Trachten, all' sein Streben gerichtet war. Schneller als er aus den Tiefen empor tauchte, war er wieder verschwunden. — Einige Minuten später, die in Ernest's Augen ein endloser Zeitraum waren, verließen, bis er wieder sichtbar wurde. — Er war nicht allein. — Ueber seine Schulter lag eine bleiche Gestalt mit aufgelösten Locken, aus denen sich das Wasser über den ganzen Körper ergoß. — Der Kahn war endlich erreicht. — Sanft und sachte legte er die Aermste in denselben. Seine Aufregung war in diesem Momente unbeschreiblich; sein Antlitz war erschreckend bleich. — Sein Auge funkelte, seine Glieder erzitterten. Die Freude, sein Theuerstes, sein Liebstes gerettet, geborgen zu wissen, wechselte mit der Furcht, daß sie gelitten haben könnte, daß sie — der Gedanke, daß ein lebloser Körper dort ruhe, obgleich er sich ihm aufdrängte, wurde doch von der übergroßen Freude verdrängt. In diesem Augenblicke gedachte er nicht, daß noch ein Geschöpf in den kühlen Fluthen begraben, die ihm nahe steht, daß seine Cousine Sophie dem feuchten Element noch nicht entrissen ist.

Marie! rief er, zu ihren Füßen niedersinkend, Marie! willst du mich — — — Heiliger Gott! schrie er erschreckt auf, als er in das bleiche Antlitz der Schlummernden blickte.

— Bin ich wahnsinnig?! — Höllenspuck!

Wie außer sich, strich er mit unbeschreiblicher Hast mit seinen beiden Händen die blonde Lockenfülle, welche das Haupt des Mädchens ganz umhüllten, zurück.

Aus dem Innersten seiner gequälten Brust drang nun ein Schrei bangen Entsetzens, daß rings die ganze Gegend widerhallte.

Ernest stürzte sich vom Neuen in die Wellen. —

Die Gerettete war — Sophie. —

Wenn wir mit der Erzählung dieser so traurigen Scene mehr Zeit in Anspruch genommen haben, als es in Wahrheit der Fall war, so bitten wir einen geneigten Leser für den ganzen Vorfall höchstens zehn Minuten anzunehmen.

Wieder verstrich eine lange Zeit. — Endlich erschien der Muthige abermals an der Oberfläche, seine Beute gleich einem hungernden Geier umklammernd.

Als er das Boot mit ihr erreicht hatte, und die leichenähnliche Gestalt hineinlegte, da schlug Sophie die Augen auf und sah ihn mit einem starren Blicke an, daß es wie ein schneidiger Pfeil sein Herz durchdrang.

Sophie! rief er flehend, hilf mir, sie wieder erwecken!

Auch sie gab keinen Laut von sich.

Ernest stellte an Marien alle erdenklichen Rettungs-Versuche an; allein sie blieben alle erfolglos.

Trostlos, einer leblosen Maschine gleich, griff er an's Ruder und schiffte dem nächstgelegenen Landungspunkte zu. Mit unsäglichen Mühen transportirte er die Beiden nach dem Gute Habermann's. — Das war ein Jammern, ein Weinen und Trauern. Alle angewandten Versuche, die gewichenen Lebensgeister Marien's zurückzurufen, blieben erfolglos. Was sich auch der aus der nahen Ortschaft herbeigeholte Doktor bemühte, Nichts konnte mehr helfen, Nichts fruchtbringend wirken. Es war bereits zu spät. Bleich und kalt lag sie da — ein schönes Bild, aber ein unsäglichen Schmerz bereitender Anblick.

So engelsrein, so unschuldsvoll! Keine Hand hatte diese seltene kostbare Waldblume gebrochen, Niemand hatte mehr von ihr genossen, als den rosig würzigen Waldduft, der ihr entströmte.

Auch Sophie lag krank darnieder. Die übergroße Herzensaufregung der letzten Monate, ihrer verschmähten Liebe wegen; der Todeskampf in den wüthenden Wellen; all' dieß mußte sie nothwendiger Weise ergreifen und ihren Nerven jene Abgespanntheit bringen, die ein Fieber zur Folge hatte.

An ihrem Lager saß beständig Ernest, der nur zu wohl einsah, daß es nicht Zufall, sondern so kommen mußte, ihm so beschieden war. Er sah, daß der alte Spruch: „Was der Himmel fügt, soll der Mensch nicht trennen" sich neuerlich bewährte.

Er hatte Sophie ja immer geliebt, nur war jene so rasch emporlodernde Neigung zur „Waldnymphe" stärker, mächtiger geworden. Nun da er sie seinetwegen so leiden, so dulden sah, da er neuerdings bemerkte, mit welch' wahrer inniger Liebe sie ihm nach all' den Vorfällen gewogen blieb: — mußte die alte schlummernde Liebe nicht wieder einkehren in die verwaiste Stätte?

Als Sophie zum ersten Male das Zimmer verlassen durfte, wanderte sie am Arme ihres Vetters durch den Park.

Es war eine lange Zeit seitdem vergangen, als sie das letzte Mal dahinschritt und wieder März geworden. Hie und da guckte ein vorlautes neugieriges Gräslein hervor, hie und da sproßte es grün, wohlthuende Märzenluft fächelte darüber hin.

Sophie, sprach Ernest, Sophie! kannst du mir verzeihen, der ich all' dieß Unglück über dich heraufbeschworen habe, kannst du mir vergeben? — Der Himmel hat's gewollt, daß wir uns für alle Zeiten gut sind und das Beste ist — ihm gehorchen!

Wir sind gewiß, daß sie ihm verziehen hatte.

Allabendlich, wenn der Tag sich dem Ende neigte, suchen die scheidenden Sonnenstrahlen ein einfach grünes Waldplätzchen auf. Ein kleiner Hügel erhebt sich dort, und dichtes Moos bedeckt ihn. Die hohen Tannen, welche ihn umsteh'n, senden manchen thränenschweren Blick hernieder auf die Ruhestätte einer liebevollen Freundin, der es nicht gegönnt war, länger unter ihnen zu leben. Ihre Thränen sind Harztropfen, die sie der Geschiedenen weihen. Ein kleiner Marmorstein trägt den Namen „Marie".

Es war ein herrlicher Abend. Zwei Gestalten, innig umschlungen, standen an jenem kleinen Hügel. —

Ihre Augen waren feucht, ihre Herzen pochten gewaltig. Vergebens suchten Beide eine sichtbare Aufregung zu bewältigen.

(Schluß folgt.)

Im Walde.

Um einen Tag die ganz zu weih'n,
Mied ich den Stadtlärm und die Leute.
Im schatt'gen Wald, im grünen Hain,
Saß ich allein und einsam heute,
Ich sah der Sonne schimmernd Licht
Durch das Geflecht der Zweige dringen;
Und was ich dachte, ward Gedicht,
Und deinen Namen hört ich klingen.

Auf einem Baum ein Vöglein sang;
Es regte seine kleinen Flügel.
Dann flog es hastig fort und schwang
Sich über Thäler, über Hügel.
Sein Liedchen hab' ich mir gemerkt,
Es war das Lied von treuer Liebe,
Und neu ermuthigt, neu gestärkt,
Kehr' ich zurück in's Weltgetriebe.

Ludwig Ißleib.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 25 Sonnabend, den 20. Juni **1863.**

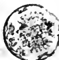
Aus dem Landes-Museum.

Ueber die Phöniker.

Vorgetragen im Museum von P. Carlmann Flor am 6. und 27. Februar 1863.

(Fortsetzung.)

Als Muster diente andern Völkern auch ihre herrliche Organisirung des Seedienstes. Es mußten immer, damit keine Verlegenheit entstehe bei irgend einem Unfalle, auf dem Schiffe zwei Steuerlenker gehalten werden. Gut bewährte Seeleute wurden für die Marine verwendet, oder traten oft in fremde Seedienste und verbreiteten so ihre praktischen Kenntnisse der Marine. Die Griechen waren hierin ihre Schüler, welche von ihnen am meisten gelernt haben. Darum konnte durch die Schlacht bei Salamis Griechenland gerettet werden. Allein nicht nur zur See förderten die Phöniker die Kultur und Industrie und Handel in der alten Welt, sondern auch auf dem Kontinente, im Innern der einzelnen Länder. Denn sie trieben auch Karawanen-Handel, besonders in Mittelasien, welches ohne Binnenhandel unkultivirt geblieben wäre. Die natürlichen Stappelplätze der asiatischen Waaren, die nach Europa und Afrika geführt wurden, waren Kleinasien und Phönikien. Darum bedeckten sie alle Küstenländer und Inseln mit einer langen Reihe von See- und Handelsstädten. Sie trieben alle Gewerbe, auch Ackerbau, Weinbau, Gartenbau; sie kannten den Obstbau = (Pomologie), Metallurgie; besonders zeichneten sie sich im Metallgießen aus. Selbst noch unter der fremden Herrschaft, der sie als friedliches Handelsvolk nicht entgehen konnten, erfüllten sie immer eifrigst ihren schönen Beruf, den Völkern Kultur zu bringen. Sie verstanden zuerst, den Seekrieg auf eine geordnete Weise zu führen. Durch die assyrische, egyptische, babylonische, chaldäische und persische Herrschaft wurden ihnen fremde Ansiedler in ihren Kolonien aufgedrungen, um sie in Zügel zu halten. Diese Fremden lernten als gelehrige Schüler sehr viel von den Phönikern und verbreiteten wieder ihr Wissen n ihren Ländern. Ferner wurden die Phöniker von den fremden Herrschern häufig in fremde Länder versetzt (deportirt), wohin sie ebenfalls ihre Kultur bringen konnten. Endlich nützten sie selbst durch den schmählichsten Sclavenhandel der Civilisation der alten Welt. Denn der Mensch galt den Phönikern nicht mehr als Person, sondern nur als Sache, als eine käufliche und verkäufliche Waare. Schon in ihrer Religion hatten sie einen ganz unmenschlichen Grundsatz aufgenommen, nämlich nur Könige und herrschende Geschlechter stammen von Göttern, die übrigen Menschen seien nur ein zweibeiniges Geschlecht von Lastthieren. In dieser ihrer Anschauung von dem größten Theile der Menschheit suchten sie ihr Gewissen zu beschwichtigen und ihre despotische Behandlung der Untergebenen zu rechtfertigen. Daraus kann man sich ihre Seeräuberei und den Menschenraub erklären. Hier gilt es, was Virgil sagt: „Gräulicher Hunger nach Gold, wozu nöthigest du nicht sterbliche Herzen?" Aen. 3, 57. Diese Heiden aller Heiden suchten nun die ihnen dienende Menschheit so viel als möglich für ihren Gewinn auszubeuten. Der Phöniker durfte seine Diener, seine Sclaven und Sclavinen verkaufen, vertauschen, verschenken und nach Willkühr behandeln. Härte, Grausamkeit, Gefühllosigkeit war Charakter dieser unmenschlichen Egoisten, seitdem sie der maßlosen Habsucht verfallen waren. Darum ist auch in ihrer Geschichte ein steter Kampf einer ruchlosen Plutocratie (Herrschaft der Reichen) mit einer unterdrückten Pöbelmasse, die an Schlechtigkeit den Fürsten nicht nachstehend, mit dem Königthume gegen jene ihre Dränger im Bunde war, die unerquicklichste Erscheinung, mit Ausnahme der Menschenopfer und Hierodulie. Justin berichtet in seiner Weltgeschichte eine schauerliche Empörung der Sclaven gegen ihre Herren in Tyrus. Justin 18, 3. Einst empörten sich in Tyrus die zahlreichen Sclaven da die Kräfte der Herren durch die Perserkriege geschwächt waren, und behandelten selbe sehr grausam. Die Sclaven machten eine Empörung, tödteten das ganze freie Volk sammt ihren Herren und nachdem sie sich so der Stadt bemächtigt hatten, nahmen sie Haus und Hof ihrer Herren in Besitz, rissen die Regierung an sich, nahmen die Frauen ihrer Herren und erzielten Nachkom-



men, die als Freie galten, was sie selbst nicht waren. Aber auch ein König wurde einmal von vier Söhnen seiner Amme, also einer Sclavin, ermordet. Der Aelteste der Mörder des Königs Abdastartos behauptete den Thron vom Jahre 930 bis 919 vor Christus. Bei solchen Arbeiter- und Sclaven-Revolutionen entflohen manche reiche, vornehme und kenntnißreiche Phöniker in Kolonien, oder legten neue Pflanzstädte an. In Tyrus hielt eine stehende starke Besatzung der fremden Karier den Pöbel im Zaume und erst nach Jahren kam die Stadt wieder zur Ruhe. Aber auch aus Sidon mußten aus ähnlichen Ursachen reiche Kaufleute entfliehen und sich auf der nächsten Felseninsel ansiedeln, um ihre Habe und Heiligthümer zu retten. In Tyrus erschlug im Jahre 850 die Volkspartei den König Sichaeos, und setzte die Plutokraten sehr zurück. Die natürliche Folge war, daß viele Vornehme mit der gekränkten und erschreckten Dido oder Elisa nach Libyen auswanderten. Dadurch kam wieder viele Kultur und Industrie in einen andern Welttheil, wo das weltgeschichtlich berühmte Karthago, d. h. die Neustadt gegründet wurde. Denn in der weiten Kolonie ließen sich viele Libyer nieder, wo sie den Ackerbau und andere Zweige der Industrie und Künste sich aneigneten und weiter in Libyen verbreiteten, wo bisher nur Nomaden wohnten. Allein auch hier war der Druck gegen die Unterworfenen hart. Das Volk mußte $1/3$ bis $1/4$ Pachtzins des Ertrages zahlen und jede schwere Last der harten Arbeiten ertragen. Dabei hatte das libysche Volk keine Rechte eines Bürgers, keinen Antheil an der Staats-Verwaltung. Eben der harte Druck, die Aussicht, anderswo nur gewinnen zu können, bewog überhaupt die Unterdrückten auszuwandern, wodurch dann so viele neue Kolonien und Handelsstationen entstehen konnten. Dadurch wurde nicht nur das Heranwachsen eines müssigen, höchst gefährlichen Proletariates verhütet, einem rohen Räuberleben arbeitscheuer Leute vorgebeugt, sondern auch ebenfalls Kultur und Industrie zu andern Völkern weiter verbreitet und vermittelt. Der Sclavenhandel war für die habsüchtigen Phöniker um so einträglicher, je mehr sie gute und starke Arbeiter für ihre Schiffahrten und Fabriken benöthigten, wobei sie natürlich selbe bestmöglichst ausbeuteten. Ja die Sclaven und Sclavinen waren den Phönikern der beste Handels-Artikel. Daher war auch Menschenraub bei ihnen an der Tages-Ordnung. Homer erzählt uns im 15. Buche, Vers 414, einen solchen Menschenraub. Eine in Stickereien sehr geschickte Sidonierin wurde einst von Taphern geraubt und an den Fürsten von der Insel Syria bei Ortygia im Westen von Sicilien verkauft. Da kamen phönikische Kaufleute und versprachen ihr, sie wieder nach Sidon zu führen. Im Gefühl der übergroßen Freude, durch ihre Landsleute ihre Heimath wieder zu sehen, stahl sie ihrem Herrn nicht nur silbernes und goldenes Geräthe, sondern lockte auch seinen kleinen Sohn mit ihr, den sie den schlauen Landsleuten als Fährlohn anboth. Denn ich erziehe, sagte sie, den Sohn des edlen Mannes im Palast, der schon ziemlich listig ist und mit mir zu laufen pflegt. Ihn möchte ich in's Schiff führen und er verschafft euch unendlichen Gewinn, wohin ihr ihn immer an fremde Leute verkauft. Dann kam ein schlauer Kaufmann in den Palast des Fürsten von Syria mit einem goldenen Halsschmuck mit Bernstein besetzt; er winkte heimlich der Sidonierin, entfernte sich zu Schiffe; sie aber faßte den kleinen Sohn bei der Hand und führte ihn hinaus. Im Vorhause fand sie Becher; sie nahm rasch drei Trinkgefäße, im Busen verbergend; der Knabe folgte in Einfalt; sie kamen zum phönikischen Schiffe im Hafen und wurden darin fortgeführt. Am siebenten Tage starb die Sidonierin im Schiffe, sie wurde den Robben und Fischen zur Beute in's Meer geworfen. Die phönikischen Kaufleute verhandelten den Knaben an den Laertes in Ithaka, der ihn kaufte mit eigener Habschaft und als Schweinhirt verwendete. Homer nennt diesen Eumäos den göttlichen Schweinhirt. Auch Herodot beschuldigt die phönikischen Kaufleute des Menschenraubes, I. B. 1. Die Phöniker brachten aus Aegypten und Assyrien allerlei Waaren nach dem damals reichen Argos in Griechenland; da sie am sechsten Tage fast alle Waaren verkauft hatten und noch viele Frauen zu ihren Schiffen kamen, da winkten sie einander und raubten Io, die Tochter des Königs Inachos, und segelten eilends nach Aegypten. In Ober-Aegypten zu Theben raubten sie drei andere Jungfrauen von dunkler Farbe und verkauften sie, die eine an die Priester des Jupiter Amon, die zwei andern an die Tempeldiener zu Dodona in Epirus, wo man ihre Sprache nicht verstand. Selbst die tyrische Dido raubte bei ihrer Auswanderung, als sie bei der Insel Kypros mit ihren Schiffen anhielt, bloß 80 Jungfrauen und brachte sie nach Circa in Afrika, wo sie als Hierodulen geblieben. Eine andere Art, sich Sclaven um einen geringen Preis zu verschaffen, bestand darin, daß sie hinter den kriegführenden Parteien als Marketender hinzogen mit allerlei Eßwaaren und anderen geringfügigen Waaren, welche sie für erst im Kriege gemachte Gefangenen anbothen. So erkauften sie um billigste Preise ein

Menge Sclaven in kürzester Zeit, sie aber verkauften selbe um so theurer, je schöner, stärker und gebildeter diese Kriegsgefangenen waren. Die größten Sclavenmärkte hatten sie auf der Insel Kypros, Aegina, Somas, Chios; auf der felsigen Insel Aegina, die durch Handel berühmt war, gab es eine halbe Million Sclaven (wenigstens 470.000) die den reichen Plutokraten dienen mußten. Die beliebtesten Sclaven waren solche, welche aus civilisirten Ländern gekauft wurden. Kaukasus, Syrien und Jonien waren die Länder, aus welchen die Phöniker die meisten Sclaven und Sclavinnen holten, weil in den beiden ersten Ländern der schönste Menschenschlag und in Syrien die meiste Bildung war. Die Syrier waren in ihrem Benehmen geschmeidiger, gegen ihre Herren serviler, raffinirter, in feineren Arbeiten geschickter. Die Mädchen aus Syrien waren größtentheils in Künsten erfahren, welche zur Verschönerung des Lebens gehören, im Gesange, im Spielen auf einem musikalischen Instrumente: auf der Zither, Flöte, auf der Harfe; dann waren sie die besten Tänzerinnen, und bei vornehmen Damen als Zofen, geschickt im Frisieren, beliebt. Aus Kaukasien und Jonien kauften die Phöniker schöne Jungfrauen für die orientalischen Harems und überall hin Hierodulen für die Tempeldienste, die als Kadeschen, d. h. der Göttin der Natur Geweihte, bezeichnet werden. Denn die chamitische Sinnlichkeit und Habsucht stempelte das Laster zur Religion. Daher sagten die Phöniker, auch die Göttin Isis sei in Tyrus einst eine solche Priesterin, eine Hierodule, gewesen. Die Chamiten waren frühzeitig schon in Indien und Südasien durch ihren Lingam- und Phallosdienst verrufen. Sie faßten daher die Gottheit zu anthopomorphistisch auf, indem sie selbe geradezu geschlechtlich dachten. In ihrer Anschauung standen sich eine männliche und weibliche Gottheit gegenüber, und dieses Verhältniß erschien ihnen wesentlich und der Gottheit entsprechend. Von diesem unreinen Kult der Aphrodite ertönen bei heidnischen Schriftstellern wie in der Bibel die bittersten Klagen. Denn durch denselben vergifteten die Chamiten und besonders die Phöniker, wohin sie mit ihrem Handel kamen, alle Länder, besonders die großen, volkreichen Städte, welchen sie das weibliche Geschlecht zum Laster, wie eine Waare verkauften. An die Tempel ihrer Städte und Kolonien mußte eine Klasse dieser unseligen Dienerinen der Aphrodite den schändlichen Erwerb abliefern, um den Pomp und Kult zu bestreiten. Da man bei den Tempeln auch viele Opferthiere benöthigte, so nahmen diese Venus-Priesterinen auch solche für ihren Lohn an, z. B. eine Ziege, ein Böcklein für die Göttin. So war es bei den verrufenen Adonien und besonders in Biblos Sitte, welche Lucian, dieser Voltoir des Alterthums, geißelt. Auch das Zelt- oder Hütten-Fest war durch solche Gräuelmysterien sehr verrufen, welche Ovid in seinem Festkalender schildert. Solcher unseliger Geschöpfe gab es sehr viele bei allem Tempeln der Aphrodite; ein großer Theil davon hatte die entehrende Bestimmung, durch solchen Erwerb sich ein Heirathsgut zu gewinnen. Die von der Dido geraubten 80 Mädchen waren von dieser Art. Justin sagt: „Bei den Kypriern war es Sitte, die Mädchen vor „ihrer Verehelichung an bestimmten Tagen des Erwer„bes wegen an das Meeresufer zu schicken, um sich ein „Heiratsgut zu verdienen. Für ihre fernere in der „Ehe zu bewahrende Züchtigkeit sollen sie der Venus „Opfer bringen. Von diesen ließ Elissa (Dido) 80 „Jungfrauen rauben". In Naukrates, einer reichen Handelsstadt in Unterägypten, mit dem Kult der Aphrodite, wurde vom Ertrage der Priesterinen dieser Göttin eine Pyramide erbaut. Eine Analogie davon ist auch das Denkmal des Alyattes in Lydien, welches nach Herodot durch Beiträge der gewerbsmässigen Mädchen aufgestellt wurde. Bei der Messung zeigte sich, daß das Werk der Mädchen am größten war. Denn bei den Lydiern legen sich die Mädchen aus dem Volke durch solchen Erwerb eine Aussteuer an; dieses Gewerbe trieben sie so lange fort, bis sie selber hausen wollten; da statten sie sich selber aus. Die schöne Sclavin Rhodopis wurde nach Aegypten verkauft, wo sie der König Amasis zu seiner Gemahlin erhoben haben soll. In Korinth waren 3000 solche Mädchen im Dienste der Aphrodite; sie rühmten sich, durch ihr Gebet Griechenland in den Perserkriegen gerettet zu haben. Uebrigens verkauften sie in Korinth eine solche Hetäre um 30 Minen oder um 780 Thaler. Ein Korinther gelobte der Venus, wenn er zu Olympia siegen würde, viele heilige Dienerinen zu widmen, die er kaufen wollte. In Morimene waren nach Strabo 3000 Hierodulen. Am Tempel des tyrischen Baal-Hamon waren so viele Hierodulen beiderlei Geschlechtes, daß der Hohepriester darauf gestützt, nicht selten zum Königthume sich emporschwang. Aeltern weihten für solche Tempel ihre Kinder, selbst Fürsten, der Göttin die Keuschheit zu opfern In Camagena in Kappadokien waren 6000 solche Priesterinen. Die Lockrer in Unteritalien gelobten im Gedränge mit dem Tyranen von Rhegium alle ihre Töchter der Venus zu weihen an einem bestimmten Feste. Zu Karthago sah noch der h. Augustin 1000 solche Mädchen, welche sich ihre Mitgift durch den schmählichen

Dienst erwarben. Wenn so die Unsittlichkeit förmlich und allgemein durch die Phöniker im Kulte der Aphrodite zur Religion gestempelt wurde, so kann man schon ahnen, welche Früchte eine derartige Götterverehrung für das Privatleben gebracht hat. Die Sinnlichkeit und Habsucht förderte auch das Hetärenwesen in einem wo möglich noch höheren Grade, als der Kult der Göttin der Natur. Dieß war um so mehr der Fall, als auch größtentheils feinern und plausibleren Genüssen dabei Rechnung getragen wurde. Dahin gehörte nicht bloß Gesang, Tanz, Musik, besonders spielen auf der Leier, Guitarre, Flöte und Erfahrenheit in kosmetischen Künsten. Wer kennt nicht die geistreiche Jonierin Aspasia, die auf den großen Perikles so viel Einfluß hatte, daß man sie die Pompadur des Alterthums nennen kann. Ebenso die jüngere Aspasia, wie mächtig beherrschte sie den jüngern Kyros und wie angesehen war sie dann im Harem von Susa! Solche Sclavinen wurden am meisten gesucht und gekauft, weil sie ihren Herren und Frauen am meisten Gewinn brachten. Die klassischen Schriftsteller beklagen es oft, daß sogar freie Bürgerinen diese Sitte nachahmten, indem sie sich aus Habsucht zu diesen Hetären-Erwerb erniedrigten, wobei sie allerdings einen andern Namen angenommen haben. Das Treiben der Hetärenwirthschaft schildert Athenäos so: „Sich zu bereichern, andere zu berauben ist das erste und letzte Ziel der Hetären; sie denken nur auf Lug und Trug und Fallen zu legen; an kosmetischen Künsten lassen sie es nie fehlen, um Eindruck zu machen. Der Komiker entwirft kein schöneres Bild von diesen habsüchtigen Harpyien; er sagt: „Der in ihr Netz verstrickte Mann weiß, daß unter allen Thieren keines ihr an Wildheit gleicht, nicht so wild und grausam sei die feuerschnaubende Chimäre, die Scylla und Charybdis, ein Drache, die Sphinx, die Hydra und Harpyia; von allen wilden Thieren, welche die Erde trägt, sei die Hetäre das ärgste und verderblichste. Nach Herodot aber hatten die Babylonier den häßlichsten Brauch am Tempel der Mylite, der babylonischen Venus. Es mußte dort jede Frau des Landes (nicht bloß der großen Stadt) sich in den Tempel der Aphrodite setzen und einmal im Leben einem Freunde sich preisgeben. Viele aber, die es unter ihrer Würde hatten, mit andern in Gesellschaft hinzukommen, aus Stolz auf ihren Reichthum, fahren auch in bedeckten Wagen und halten am Heiligthume mit einem großen Gefolge von Dienerschaft. So setzen sich auf heiliger Stätte der Mylite, das Haupt mit einer Schnur umflochten, Frauen in Menge nieder, indem die einen herbei, die andern weggehen; und auf schnurgeraden Wegen, die in allen Richtungen zwischen den Frauen durchlaufen, gehen die Fremden herum; diese werfen den dasitzenden Frauen ein Goldstück in den Schooß mit den Worten: „Wohlan! im Namen der Göttin Mylitta." Das Goldstück sei nun groß oder klein, die Frau darf es nicht zurückweisen, weil es ein heiliges Geld ist; auch darf sie den Fremden nicht verachten, sondern muß ihm folgen. Nachher aber wäre sie um keinen Preis mehr zu gewinnen. In Kypern ist auch nahezu derselbe Brauch. Auf der Zinne des Thurmes in Babylon, im Baals-Tempel ist ein Heiligthum, worin ein großes schönes Bett sich befindet, und davor ist ein goldener Tisch gesetzt. Darin übernachtet die einheimische Frau, welche sich gerade der Gott aus Allen erwählt, wie die Chaldäer, die Priester dieses Gottes sagen. Auch behaupten sie, der Gott Baal selbst besuche den Tempel und ruhe im bezeichneten Bette aus, wie das der Fall auch im ägyptischen Theben ist nach Aussage der Aegypter; auch dort übernachtet eine Frau im Heiligthume des Thebischen Zeus. Aehnliches fand auch zu Patara, einer blühenden See- und Handelsstadt Lycien's statt, welche ursprünglich eine phönikische Stadt war. Soviel ist gewiß, daß dieses Laster nur von den Chamiten zuerst als religiöse Handlung eingeführt wurde. Das Zeltfest in Babylonien und Lydien ist ebenfalls sehr diffamirt. Denn dabei mußten sich ebenfalls vornehme Städterinen und zwar im Sclavenanzuge prostituiren. Dieses sonderbare Fest endete gewöhnlich auch mit der Verbrennung eines Menschen, welche Sitte sogar in Hellas noch später statt fand. Diese Handlung war symbolisch. Denn der Feuertod war die Verklärung und Vergötterung. Dabei flog ein Adler vom brennenden Holzstoße gegen Himmel. Hierin erblicken wir das Original der Apotheose oder Vergötterung der römischen Kaiser, die uns der Geschichtschreiber Herodian genau beschreibt. Die **schlechten Sitten** der Phöniker wurden durch ihren ausgebreiteten Handel, durch ihre unzähligen Niederlassungen und Kolonien in der ganzen civilisirten Welt damals verbreitet besonders in den Hauptstädten, auch in Rom, so daß auch die römischen Dichter sie geißelten. Der ernste Sittenrichter **Juvenal** beklagt sich bitter darüber. In die große Weltstadt schlichen solche Bajaderes in großer Anzahl ein und fanden nach und nach sehr vielen Anklang. Besonders machten sie sich als Musikantinen im **Circus** leicht bemerkbar, wo eine Masse Volkes zusammenströmte. Juvenal nennt sie ein **sittenloses Gesindel aus Syrien**, welches überall in Geschäften bevorzugt worden sei. Er vergleicht diese ausländische Klick mit dem Fluße **Orontes**, der in

gie Tiber strömte, und Sitten und Sprache verdorben habe. Dieser Orontes habe die schrägen Saiten der Harfe mit der Flöte, die syrischen Pauken mit den Hetären gebracht, welche sich im Cirkus feil hinstellten — diese buntmützigen Mädchen. Suetonius klagt ebenfalls, daß Kaiser Nero auf dem größten Cirkus öffentlich seine Mahlzeit hielt, wobei ihm alle Buhlerinen der ganzen Stadt und alles syrische Frauenvolk bedienen mußten. So oft Nero auf der Tiber nach Ostia kam, oder den baischen Meerbusen vorbeifuhr, wurden am Ufer und Gestade viele Buden errichtet, die ebenso viele Bordele waren, wo ihnen die Wirthinen zuriefen, daß er hier landen möchte. So mußten auch die gebildeten Völker mit dem Handel und der Industrie dieses schauerliche Sittenverderbniß in den Kauf nehmen, wohin immer der phönikische Einfluß reichte.

Diese schlimmen Folgen des phönikischen Lebens und der Religion zeigten sich sogar bei dem auserwählten Volke Gottes, zu dem sich der phönikische Astartedienst verbreitete. Daß ein solcher Götzendienst die sinnlichen Israeliten locken konnte, ist nicht schwer zu begreifen. Das mosaische Gesetz warnt schon früh vor der Entwürdigung der menschlichen Natur, ohne hindern zu können, daß die Israeliten zu verschiedenen Zeiten sich wenigstens durch schändlichen Umgang mit diesen elenden Geschöpfen verunreinigten. Es wird der schändliche Lohn dieser Unseligen als ein Gräuel vor dem Herrn in der Bibel verabscheuet. 5. Buch Mosis 23, 18. Ein schauerliches Bild dieser schändlichen Naturreligion entwirft Apulejus, welches das Zeugniß der heil. Schrift bestätiget und ergänzt. Nach alten tyrischen Quellen hat selbst der weise Salomo eine Tochter des Königs Hiram zur Ehe genommen. Die Bibel gesteht ein, daß sich nicht nur sidonische Weiber in Salomon's Harem befanden, sondern auch, daß der alternde König ihnen zu lieb einen Astarte-Kult errichten ließ. I. B. Könige 23, 13. Es wird in der Bibel nicht verhehlt, daß der äußere Glanz und Reichthum Salomon's eine Folge der Verbindung mit dem goldreichen und kunstgeübten Nachbarvolke gewesen. Aber auch die Theilung des Reiches leitet die Bibel von diesem Sittenverderbnisse her. „Darum, weil Salamon mich — Jehova — verlassen und Astarte selbst angebetet, die Göttin der Sidonier, und Chamos, den Gott der Moabiter, und Moloch, den Gott der Amoniter, will ich aus der Hand Salamon's das Königreich reißen, daß nur ein Stamm um meines Knechtes David's Willen bei ihm bleiben soll. Auch unter seinem Sohne Roboam that Juda Böses, indem Altäre, Säulen und Haine auf jedem hohen Hügel und unter grünen Bäumen für den Astarte-Kult entstanden, welchen die dem unreinen Dienste derselben Geweihte üblen, ein heidnischer Gräuel, welchen König Asa aus dem Lande schaffte, welches er reinigte von allem Unflat der Götzen. Er setzte selbst seine Mutter ab, daß sie nicht mehr Fürstin sei im Dienste des Priapos und in dessen Haine, den sie ihm geweiht hatte. König Achab (regierte von 919 bis 897) wird bitter getadelt, daß er Jezabel, eine sidonische Prinzessin zur Gemahlin nahm, die Götzendienerin, und ihr zu Liebe zu Samaria dem Baal einen Altar in dessen Tempel errichtet und einen Hain pflanze. Nun mordete Jezabel frei die Propheten des Herren und ließ 450 Baalpriester an ihrem Tische essen oder besoldete sie, welche der Prophet Elias bei der allgemeinen Dürre im Lande am Berge Karmel durch ein offenbares Wunder beschämte und die Ohnmacht und Nichtigkeit des Baal mit vieler Ironie kund machte. Denn die sidonischen Baalpriester riefen ihren Gott vom Morgen bis zum Mittag: „Baal heraus", und sprangen um den Altar herum und schnitten sich nach ihrem Gebrauche mit Messern und Pfriemen, bis sie mit Blut bedeckt waren, weil Baal Blut verlangte als Selbstaufopferung und Hingabe um seine Gnade. Doch sie erhielten weder Antwort, noch ein Wunderzeichen. Nun so rufet mehr laut, ironisirte sie Elias, denn Baal ist ja euer Gott; und vielleicht sinnt er nach, oder verweilt auf der Reise, oder er schläft u. s. w., und weil Achab diesen phönikischen Betrügern mehr Glauben schenkte als dem Elias, so wurde er durch eben selbe gestürzt. Ich will ein Lügengeist sein im Munde aller seiner (heidnischen) Propheten, sprach ein böser Geist. Wodurch er sündigte, dadurch wurde er gestraft. Denn Achab ließ schon früher bei seinem Lieblingssitz Jezrael einen Orakelhain der Astarte aufführen. 400 solcher Priester oder Propheten riethen dem Achab einen Feldzug gegen Ramoth, die Stadt in Gilead zu machen. Vergebens erklärte der Prophet Micha die Reden dieser Propheten für die Eingebung des Lügengeistes, er zog dahin und wurde tödtlich verwundet. Die große Menge der phönikischen Priester und Priesterinen bezweckte den großen Pomp des Kultus, der durch gräuelhafte Wollust und Grausamkeit allgemein im Verrufe stand. Denn beide wechselten dabei ab. Die Schlauheit der Priester setzte alle möglichen Reizmittel in Bewegung, um Fremde und Einheimische, Gebildete und Ungebildete zu gewinnen. Daher kam es, daß von allen Naturreligionen des Alterthums bis in die Zeiten der letzten heidnischen Kaiser Rom's herab keine einen so großen Einfluß auf die Massen übte, als die phönikisch-syrische. So schwärmte

selbst der Kaiser Julian für den phönikischen Kult. Auch ließen sich ganze Völker durch den ungeheuern Pomp hinreißen, mit welchem Tausende von Priestern den heiligen oder vielmehr unheiligen Dienst versahen. Zuletzt versuchte es gar der tolle Heliogabal dem Götterdienst seiner syrischen Heimat die ausschließliche Herrschaft zu verschaffen, obgleich die Phöniker im Alterthum als ein Abschaum der Menschheit betrachtet und daher verabscheut wurden, und zwar wegen ihrer schlechten Sitten, ihrer Betrügereien, Habsucht und grausamen Menschenopfer, so daß Phöniker und Spitzbub gleichbedeutend war und allgemeiner Haß auf ihnen lastete. Sie verbreiteten Lügen und Märchen von gräulichen Ungeheuern, die in ihren Kolonien, wovon sie die Kaufleute anderer Nationen ferne halten wollten, hausen und das Menschenleben bedrohen sollten. Wagten sich aber griechische Seefahrer bis zur spanischen Küste hinaus, so versenkten die Phöniker deren Schiffe in den Grund und ersäuften die Mannschaft. Der phönikische Kauffahrer rettete sich auf den Trümmern des Schiffes, das er geflissentlich stranden ließ, um die Fremden dort umzubringen, die ihm nachfolgten; er erhielt auf Staatskosten Ersatz für die verlornen Waaren. Damit Niemand mit ihren Kolonien verkehre, pflegten sie stets die Länder ihrer nächsten Nachbarn zu verwüsten, damit keine fremde Stadt zur Blüthe gelangte. (Forts. folgt.)

Pauperismus

und

sein Auftreten in Kärnten.

Von Heinrich Hermann.

(Fortsetzung.)

Von dieser Schilderung des heimischen Bettels, *) von dem wir jedoch die verschämte Armuth, die geheime aber durch Kleidung und abgezehrte Gestalt, auffallende Noth einzelner, leider jetzt so vieler Familien, ausgearbeiteter Dienstbothen, verlassener Witwen und Waisen, verunglückter einst fleißiger Arbeiter und Taglöhner unterscheiden, und den Schleier, der menschliches unverschuldetes Elend oder hart gebüßte Schuld umhüllt, nur Jenen zu lüften wünschten, die mit werkthätiger Liebe ihm nahen, — gehen wir zu den Ursachen des Pauperismus, des sich auffallend machenden, wie des sich verbergenden, über. Wir können dieses so umfangreiche Kapitel nur in seinen Umrissen, nur in den Ueberschriften seiner reichhaltigen Fächer behandeln, da der Raum des Blattes und die eigene Kenntniß der Leser einzig Andeutungen gestattet.

Die erste natürliche Ursache der Armuth, der Mangel an Arbeit ist in Kärnten weniger nennenswerth, da der Augenschein von den tausenden fremdländigen Einwanderern uns vom Gegentheite überzeugt, die auf unsern Straßen, an unsern Gebäuden, in Bergwerken und Werkstätten Beschäftigung finden; doch wir können es nicht übergehen, daß gerade nur in der Hauptstadt eine überzählige Masse Dienstbothen sich ansammelt weil es da, wie sie sagen, lustig hergeht, welche dann seiner Zeit ihr Kontingent zum Bettel liefern. Die Zunahme der Fabriken, freilich nur auswärtiger, hat unserer Flachsspinnerei empfindliche Nachtheile gebracht, ja ihr beinahe gänzlichen Stillstand gebothen; indessen ist diese nur ein unbedeutender Faktor im Gewerbswesen. Ein weit ausgreifender Uebelstand ist die Kommassation der Güter in einzelne Hände, wodurch der Rückenbesitz so vieler Bauerngüter gänzlich abhanden gekommen ist. Man übersehe nur das deutsche Mittel-Kärnten, wo eine Menge Halthuben und zur Waldbenützung aufgelassene Wohnsitze sammt kultivirtem Anhang hunderte von Familien heimatlos gemacht und so viele Höfe und Güter mit einer Ueberzahl lediger Dienstbothen bevölkert haben.

Eben diese Anhäufung lediger Dienstbothen ist es auch, was vielfach auf die Sittlichkeit am Lande verderblich eingewirkt und jenes traurige Uebermaß von unehelichen Kindern verschuldet hat, deren Mütter den eigentlichen Stamm für die Bettelei, stehende oder sich bewegende, liefern. Es ist jene unglückliche Partie unseres Vaterlandes, welche ihm so einen unrühmlichen Ruf verursacht, die jetzt, wo die Bevölkerungs-Listen nicht mehr im Drucke erscheinen, uns einer eingehenden Erörterung enthebt, deren Ursachen wir jedoch bereits in Nr. 33 der „Carinthia" vom Jahre 1855 angaben und zeigten, daß nicht sowohl Sittenverderbniß als lokale und sociale Verhältnisse sie herbeiführten, wovon obige Anhäufung der Güter auf einige Familien einer der vorzüglichsten Gründe ist, so daß die Ehen am Lande in einem Decennium, d. i. von 1818 bis 1828 um volle 2000 abnahmen.

*) Gestaltet sich die Bettelei nicht allenthalben auf ähnliche, wenn nicht ganz gleiche Weise, und sind die, welche obige Schilderung trifft, nicht vielfach Auswärtige, welche die Gutmüthigkeit der Landesbewohner hereinzieht?! Wir müssen diese Bemerkung, welche wir im Verlaufe mit Thatsachen rechtfertigen, der allfälligen Beschuldigung entgegensetzen, als seien die geschilderten Erscheinungen nur unserm Lande eigen, oder es qualificire sich selbst dazu Was hie und da geschah, geschieht nicht überall.

Der Cretinismus ist einer der Begleiter dieser unberufenen Familien. Man darf nur die sogenannte Gegend, das Gurkthal nach seiner ganzen Ausdehnung, die Ausgänge des Metnitz-Thales, das Krappfeld und das obere Lavantthal bereisen, und man wird leider solch' wandernder Cretins manche finden. Bettel und noch mehr Boden-Verhältnisse haben hier gleichen Antheil an einer solchen auffälligen Menschenklasse, wie solche jedoch auch anderswo und noch ärger, z. B. in Savoyen, im Walliserland, den Pyrenäen ꝛc., besonders in Obersteier vorkommt, während sie in den Kalkgebirgen und dort wo Meerfatz im Gebrauche ist, zur Seltenheit gehört, — so wenig übrigens in zweiter Hinsicht die neuesten ärztlichen Forschungen ein befriedigendes Resultat lieferten. Daß in Kärnten, wo die schwere und gefahrvolle Holzarbeit, man denke nur das Schnatten der Bäume im Oberlande, wo die Bergwerke und das Einsammeln des Futters an den Felsenabhängen der norischen und karnischen Alpen Unfälle aller Art herbeiführen und lebenslängliche Spuren zurücklassen, es der Krüppel in Menge hat, darf nicht auffallen.

Was Oekonomen und Seelsorger in neuester Zeit grundhältig beklagen, ist der fortwährende Wechsel der Dienstbothen, ihr Hang, beinahe jedes Jahr zu wandern, wodurch jenes, einst so heilig gehaltene Familienband, welches Dienstgeber und Hausleute in eine dauernde Genossenschaft vereintgte, den siechen und greisen Knechten und Mägden die Versorgung sicherte, zerriß, und ihnen für das Alter nur der Wanderstab bleibt. Leider, daß diese Klasse Leute gegenwärtig, wo die Sparkassen eine gefahrlose und fruchtbringende Unterbringung auch für die kleinsten Beträge bilden, während früher der sparsame Dienstbothe täglich der Beraubung, dem Betruge und der Treulosigkeit der mit seinen Nothpfennigen Betrauten ausgesetzt war, immer noch in viel zu geringer Zahl, absonderlich am Lande, von diesem preiswürdigsten aller Mittel, welches die Neuzeit bietet, Gebrauch machet, dafür aber nur zu oft die gesteigerten Löhnungen in Schenken, in Buden und Gewölben, auf Trank und Tabak, bei Tanz und Spiel, zu Kleiderputz und auf dem Wege der angedeuteten Entsittlichung vergendet. Wir könnten darüber ein Kapitel schreiben, wozu selbst Unterhaltungs-Lokalitäten der Städte, wo sonst nur Leute von Bildung sich versammelten, einen Stoff, eine Staffage liefern würden, wie sie die Brenghels, die Teniers, ein Berghem und Potter nicht naturgemässer durch den Pinsel auffassen könnten.

Einst gab der Soldatenstand, als die Dienstzeit lebenslänglich oder später doch zwanzigjährig war, seine Veteranen größtentheils dem Mitleiden über, so wie auch die vielen Weiber der Subalternen diesem Loose verfielen; das ist nun anders geworden und die Zukunft des Vaterlandvertheidigers ist eine weit ehrenvollere und beholfenere.

(Schluß folgt.)

In Feld und Wald.

Eine kleine Geschichte von Ernst Keiler.

VI.

(Schluß.)

Wir werden sie immer besuchen, die Arme, sprach die junge bleiche Dame, wir hatten sie Beide ja so herzlich lieb!

Ja, wir wollen es! Nie soll sie unserer Erinnerung entschwinden! Hat auch ihr Vater diese Gegend und mit ihr die Ruhestätte seines einzigen, gewiß unschuldigen, Kindes verlassen, so wollen wir dieß nicht thun, so wollen wir sie doch nie vergessen und dieß Waldplätzchen hegen und pflegen. Wie sie nur für den Wald lebte, so sei sie auch ihm wieder gegeben. Die Erde wird ihr leicht sein, da sie ihr ja nicht fremd war!

Ein inniger auf Sophien's bleiche Lippen gedrückter Kuß sollte diesen Vorsatz bestätigen.

Die Sonne zog ihre letzten matten Strahlen zurück; leise rauschte der Wind durch dunkle Nadelhölzer; die Vögel alle die müden, zwitscherten leise, kaum hörbar leise ihr Abendlied und die buntfarbigen Blümlein senkten die Köpfchen zur Erde nieder, zum nächtlichen Schlafe sich bereitend.

Das ist die Geschichte von Feld und Wald.

Jahre waren verflossen! aber ganz hatte Ernest ihrer nicht vergessen. Wenn sie beisamen saßen im traulichen Gespräche, dann gedachte er Mariens heißer unschuldig-erster Liebe und nicht selten sang er dann, ihrem Andenken geweiht, sanft und leise:

In jenen blauen Bergen
Ruht mir ein liebes Grab,
Schon mancher Frühling streuet
Die Blüthen d'rauf herab.

Die sie mir dort begraben
Im kleinen stillen Raum,
Sie zog als junge Rose
Durch meiner Jugend Traum.

O möchte Jedem, Jedem,
Solch stilles Glück erblüh'n,
Und durch den Traum der Jugend,
Ein solcher Engel zieh'n!

* * *

Da diese „kleine Geschichte" aus Feld und Wald buchstäblich wahr ist und nicht im Geringsten mit unserer Phantasie im Zusammenhange steht, Ernest und Sophie noch gedeihend wirken im Kreise goldlockiger Kinder, so fanden wir uns bewogen, ihre Namen einer kleinen Aenderung zu unterziehen, und werden sich selbe daher unter keinerlei Namensregistern in gebrauchter Weise vorfinden.

Die wenigen in Marien's Nachlasse vorgefundenen Tagebuchblätter sind nun im Besitze Ernest's, welcher sie gleich einem theuern Kleinode bewahrt. Ihm verdanken wir die freundliche Mittheilung, sowie die zur Benützung bereitwillig gestellten Blätter und sagen, falls diese Zeilen ihm zu Gesichte kommen, nochmals unseren wärmsten Dank.

Heimatliche Chronik.

Die Cigarren-Fabrik und das Tabak-Monopol.

Von Heinrich Hermann.

Gegenwärtig, wo eine großartige Cigarren-Fabrik im Umfange unserer Landeshauptstadt im Baue begriffen ist, und die Aufmerksamkeit ihrer Bewohner durch die Massenhaftigkeit des Materials, die Solidität und Schnelligkeit der Ausführung fortwährend in Anspruch nimmt, dürfte es nicht uninteressant sein, Einiges über das Tabak-Monopol der k. k. Regierung, welches gegenwärtig unter den indirekten Staats-Einnahmen den ersten Platz einnimmt, zu erfahren. Der Gebrauch des Tabakes ist bekanntlich etwas älter als der des Kaffees, und datirt sich vorzüglich aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo niederländische Soldaten das Schmauchen im Heereslager Tilli's und Wallenstein's allgemein machten, so wie der Schnupftabak durch spanische Mönche und reisende Studiosen in Hörsällen, Klöstern und Kanzleien bald in so einem Grade beliebt wurde, daß selbst in Rom über seine kirchliche Zulässigkeit Debatten entstanden und die Dosen einen Hauptcomfort im geselligen Leben bildeten. Mit Letzterem steht es in neuester Zeit in Deutschland sehr im Abnehmen, weniger in Italien; dafür aber sind die Cigarren, die man vor 50 Jahren im nachbarlichen Oberkärnten zuerst neben kölnischen Pfeifen bei französischen Offizieren und Employé's im Gebrauche sah, seit zwanzig Jahren bei uns in einem, man kann sagen, quadraten Verhältnisse in Aufnahme gekommen; und die schönen massiven Ulmer-, wie die eleganten Meerschaumköpfe, sammt allen dem kleinen Getändel von Debrecziner-Pfeifen und heimischen Tschöderinen sind zum Leidwesen der Pfeifenschneider, Modeliers, Gürtler und Silberschmiede ungemein in Abfall gerathen. Dieses vom Tabak im Allgemeinen. In Oesterreich war Kaiser Leopold's I. Jagdpassion die erste Veranlassung zu dem so eine große Rolle spielenden Tabak-Monopol *) K. Leopold war 1670 in der Lage, Mittel zu suchen, um seine Jagdkosten im Lande ob der Ens zu bestreiten. Der dort sehr begüterte Graf Franz Christoph Khevenhüller, Sohn unseres Landmannes des gleichnamigen Gesandten in Madrid und Verfassers der so bekannten Jahrbücher, damals k. k. Ober- und Landjägermeister ob der Enns, erbot sich die Jagdbedürfnisse zu beschaffen, wenn ihm im besagten Lande das Tabakeinfuhr-Monopol auf 12 Jahre gegeben würde. Es geschah, und er bestellte zwei Kaufleute zu Enns und Wels als Unterpächter. Nach diesem Beispiele fand sich der kaiserl. außerordentliche Finanzier zugleich Spiritual, P. Balthasar Müller, veranlaßt, die Sache in die Hand zu nehmen, und Tabak-Pachtungsverträge für die Erbländer, darunter auch Kärnten, abzuschließen. So blieb es und das Gefäll gerieth meistens in die Hände jüdischer Pächter. So geschah es, daß im Jahre 1764 Israel Hönig mit seinem Vater und Bruder in Gemeinschaft mit noch 17 andern jüdischen Kaufhäusern mit der k. k. Hofkammer den Pachtvertrag des Tabakgefälles in Böhmen und Oesterreich und im Jahre 1770 in der Steiermark, Kärnten und den übrigen innerösterreichischen Ländern abschloß. Die Thätigkeit, mit welcher die Gesellschaft das Tabakgefälle betrieb, und einerseits dem Aerar höhere Summen als je vor dem entrichtete, andrerseits aber selbst sehr großen Gewinn daraus bezog, richtete die Aufmerksamkeit des Kaisers Joseph auf dieselbe, und bewog ihn zu dem Beschlusse, das Tabakgefäll nicht weiter zu verpachten, sondern durch eigene Regie verwalten zu lassen, was noch im Jahre 1783 geschah. Hönig brachte die Gesellschaft dahin, den Pacht noch vor dessen Ablauf aufzulösen, wofür er im Jahre 1784 zum k. k. Regierungs-Rath und Direktor des vereinigten Tabak-, Siegel- und Mauthgefälles ernannt, im Jahre 1789 mit Diplom vom 2. Sept. mit dem Titel Edler von Honigsberg geadelt wurde. **) Seitdem ist der Tabak in kaiserlicher Regie. Bei dem Umstande, wo, während nach Blummenbach im Jahre 1830 die Ausfuhr an Tabak aus Oesterreich eine halbe Million eintrug, gegenwärtig bei sechs Millionen für feine Cigarrensorten in das Ausland gehen, wünschen wir nichts so sehnlich, als daß es unserer heimischen Cigarren-Fabrik, welche durch deren entsprechende Konstruktion einen verdienten Ruf genießt, gelingen möge, durch Zubereitung den Forderungen der Feinschmecker zu genügen, und so dem Lande den Export solcher Summen im Konv. Silbergelde zu ersparen.

*) „Tabakpachtung in den österreichischen Ländern", von 1670 bis 1783. Von Joseph von Retzer.

**) Wurzbach biographisches Lexikon, 9. Theil, S. 121 u. f. f.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 26 **Sonnabend, den 27. Juni** **1863.**

Aus dem Landes-Museum.

Ueber die Phöniker.

Vorgetragen im Museum von P. Carlmann Flor am 6. und 27. Februar 1863.

(Fortsetzung.)

Wenn die Phöniker durch ihre maßlose Habsucht zum Menschenraube, zur unmenschlichen Härte in der Behandlung der Sclaven und Untergebenen verleitet wurden, wenn sie aus Gewinnsucht und Sinnlichkeit das Laster zur Religion stempelten, und so die Menschenwürde ganz aus dem Auge verloren, so wird es uns nicht mehr befremden, daß diese ganz entarteten Krämerseelen, welchen das Menschenleben selbst nur mehr als Mittel zur Befriedigung ihrer irdischen Zwecke dienen mußte, auch zu den Menschenopfern sich verirrten, so sehr, daß sie ihrer Selbstsucht so viele tausend Menschen unter dem Vorwande der Religion hinschlachteten. Denn auch den Menschenopfern liegt eine religiöse, aber entsetzlich karrikirte Idee zu Grunde, wie der Kult der vorderasiatischen Völker beweist, bei welchen die Naturreligion zu ihrer häßlichsten Entartung, zur sinnlichen Lust neben der grausamsten Selbstpeinigung und Schlachtung der Menschen herabgesunken. Nach Sanchuniathon, S. 30 — 36, verehrten die Phöniker ihren Kronos als Lehrer des Menschenopfers durch sein eigenes Beispiel. Aber diese Form des Opfers war nicht die primitive, die ursprüngliche, sondern eine arge Verwilderung und barbarische Sitte der sittlich verkommenen Chamiten und vorzüglich der Phöniker. Denn es gab auch andere Opfer, ehe noch blutige Sühnopfer dargebracht wurden. Das erste Opfer entstand aus dem Gefühle der Dankbarkeit, das Sühnopfer aus dem Gefühle und Bewußtsein der Schuld. Beide aber sind wahrscheinlich gleichzeitig entstanden, wie die Opfer des Kain und Abel beweisen. Schelling leitet die Menschenopfer der Phöniker aus der alten Tradition her, daß Kronos, um seine Gottheit zu retten, seinen eigenen Sohn Meikart dem Uranos geopfert habe. Leidende und sterbende Göttersöhne kommen in der Mythologie allerdings oft vor, welche dann als Sühne - Götter verehrt wurden. Selbst ihre moralischen Schattenseiten will Schelling nur einer irrigen Anwendung der Wahrheit, daß der Erlöser die Schwachheiten und Sünden der Welt auf sich nahm, zuschreiben.

Indessen steht es fest, daß die Menschenopfer, wie alle Sühnopfer, aus dem Schuldbewußtsein entsprungen, beweisen, bis zu welchem Grade der Verzweiflung und in welchen Abgrund unmenschlicher Sitte das natürliche Erlösungsbedürfniß die Heiden gebracht hat. Daß aber die Menschenopfer von den Phönikern auch für ihre Gewinnsucht ausgebeutet wurden, beklagt ihre ganze Geschichte. Denn ein großer Theil der geraubten und gekauften Sclaven und Sclavinen wurde den Göttern zur Sühne geschlachtet. Gefangene und erkaufte Menschen wurden in Karthago für bestimmte jährliche Feste gut genährt, um damit den Göttern ein angenehmes Schlachtopfer zu bringen. Besonders kauften die Punier jährlich viele hundert Kinder, um sie wieder an Andere zu verkaufen, welche sie als Sühnopfer schlachteten. Nirgends bluteten fürchterlichere Menschenopfer als bei den abgöttischen Chamiten, insbesondere im alten Kanaan, bei den Phönikern und Karthagern, wo nicht Menschenopfer schlechthin, sondern vorzugsweise unschuldige Kinder, und unter diesen namentlich die erst- und neugebornen Söhne bluteten. Zu Karthago war eine Statue des Kronos von Metall in gebückter Stellung und mit ausgestreckt erhobenen Händen. Diese ward durch einen unter ihr angebrachten Ofen glühend gemacht, und dann legte man ihr die armen Opferkinder andächtig in die Arme, aus welchem sie unter Zuckungen, die man für Lächeln hielt, in den Feuerschlund sterbend hinunterrollten. Die Mutter steht dabei, sagt Plutarch, ohne eine Thräne zu vergießen oder einen Seufzer, oder irgend eine Klage vernehmen zu lassen. Bemerkt man aber einen Seufzer oder eine Thräne an ihr, so ist das Opfer verloren und nichtig. Um die Statue des Moloch war Alles voll Lärm des Flötenspieles und der Pauken, damit das Schreien und Jammern übertönt wurde. Kinderlose pflegten sich von armen Eltern Kinder zu kaufen, um sie den Göttern zu opfern. Mit



nutius Felix, ein christlicher Apologet des dritten Jahrhunderts, ein geborner Afrikaner, berichtet uns, daß man die Thränen der Kinder durch Liebkosungen erstickt habe, damit kein thränenreiches Opfer dargebracht werde. Man wollte den Schein eines freiwilligen Opfers retten. Als der König Agathokles von Sicilien mit seinem Heere vor den Mauern Karthago's erschien, brachten die Belagerten ein Opfer von 200 Knaben aus den edelsten Familien dem Kronos zur Abwehr der Feinde; und andere dreihundert erboten sich freiwillig zu gleicher Opferung. Nach der Niederlage des Agathokles wurden die schönsten Gefangenen den Göttern als Dankopfer geschlachtet. Die karthagischen Bewohner von Sardinien opferten an bestimmten Tagen nicht nur die schönsten Gefangenen, sondern auch ihre Eltern dem Kronos, wenn sie das 70. Lebensjahr überschritten.

Sie gingen aber, weil zu weinen für sclavisch galt, mit einem sprichwörtlich gewordenen sardonischen Lächeln in den Tod. Ein König der Moabiter, den die vereinigten drei Könige von Israel, Juda und Edom in seine Hauptstadt zurückgedrängt hatten, schmückte seinen erstgebornen Sohn und schlachtete ihn auf den Mauern zum Brandopfer, worauf die Könige aus Entsetzen über den Gräuel abzogen. Nach Athenäos schrieb Seleukos einen eigenen Bericht über das ägyptische Menschenopfer. Auch Manethon (Manethoth) aus Sebennytos in Aegypten, schrieb 283 — 246 vor Christus: „In der Stadt Eilithyia pflegte man alljährlich in den Hundstagen einige sogenannte Typhonische, d. i. rothhaarige Menschen lebendig zu verbrennen und ihre Asche mit Wurfschaufeln in die Luft zu streuen. Eben solche Menschen wurden auch von den Königen am Grabe des Osiris geopfert. Die griechische Mythe sagt in dieser Beziehung dasselbe; nämlich daß Busiris ein ägyptischer König gewesen sei, welcher die Fremdlinge geopfert und ihr Fleisch verzehrt habe, bis Herakles dem Unwesen ein Ende gemacht habe. Die Dumatier in Arabien opferten jährlich einen Knaben, den sie dann unter dem Altare begruben. Auch opferten die Araber, mit blutbesprengten Kleidern angethan, regelmäßig dem Mars einen Kriegsmann und dem Jupiter jeden Donnerstag einen noch säugenden Knaben. Bei den Albanern ward, nachdem das Schlachtopfer gefallen war, der Leichnam an einen Ort getragen, wo Alle der Entsündigung wegen denselben mit dem Fuße berührten. Bei den Albanern kaufte man, wie später in Karthago, zur Opferung gemästete Kinder. Die Sepharviter opferten dem Adrammelech und Anammelech ihre Söhne; namentlich aber wird das Thal Hinnom als eine solche Gräuelstätte bezeichnet, wo dem ammonitischen Moloch Kinder geschlachtet wurden. So ist die phönikische Geschichte voll solcher Gräuel im sinnlichen und grausamen Kult; bei allen großen Kalamitäten, im Kriege, bei allgemeiner Dürre, bei Pest und Hungersnoth, glaubte man den Zorn des strafenden Baal dadurch zu besänftigen, daß man ihm das liebste Kind, den eingebornen Sohn des Königs, geschmückt mit den königlichen Insignien, zum Zeichen der Stellvertretung als Sühnopfer darbrachte. Oefters rügt die heilige Schrift den grausamen Gebrauch der Israeliten, ihre Kinder dem Moloch durch Feuer zu opfern.

(Schluß folgt.)

Pauperismus

und

seine Verhütungs- und Abhilfsmittel.

Von Heinrich Hermann.

(Schluß.)

Arbeit ist die vorzüglichste Panacee der Armuth. In Holland, England, Dänemark, in Deutschland am Donaumoos und einst bei uns in Oesterreich am Theresienfeld legte man Armenkolonien an, wo man Garten-, Obst- und Feldbau, Bienen- und Schafzucht trieb und treibt, sich mit Gespinnst und Weberei selbst kleidet. Die Erfahrung hat es bereits bestätigt, daß hierdurch mit geringerm Aufwande als bisher in Werks- und Arbeitshäusern verwahrloste Menschen durch den Anbau wüster Landesstrecken an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Sitte gewöhnt wurden. Aber, frägt man sich, bedürfen wir solcher Anstalten, da, wie gesagt, wir der fremden Hände so viele Tausende verwenden; sind Armenkolonien bei uns ausführbar? Wir antworten einfach: „Ja, im geringeren Maße und mit angemessener Modifikation."

Wir haben bereits in diesem Blatte, Jahrgang 1855, Nr. 22, unter der Aufschrift: „Das Proletariat und die Arbeit" gelesen, was in Kärnten sowohl unter der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia durch Errichtung der Thysischen Tuchfabrik, Gründung eines damit in Verbindung stehenden Waisenhauses zu Klagenfurt,

durch Pflanzung von Maulbeer-Bäumen und Seidenverarbeitung, durch Raffinirung der Leinenspinnerei zur Hintanhaltung der Verarmung geschehen ist; wir wurden aufmerksam gemacht auf die Zertheilung und Urbarmachung der Gemeindeweiden zu Wolfsberg, St. Andrä, Völkermarkt, zu denen in neuester Zeit die der Gemeindeweiden um Klagenfurt bei St. Ruprecht, Waitendorf und Wölfnitz hinzugekommen ist, während leider noch, sowohl in unserer Nähe, wie bei so vielen Städtchen, Märkten und Gemeinden des Landes, weite Strecken in jener Eigenschaft brach liegen. Da insbesonders, wo es so viele, des Grundbesitzes entbehrende Familien giebt, bei Städten und Märkten, wäre es von größter Bedeutung, wenn dem, sonst heranwachsenden Proletariate durch solche ihm zur Arbeit und zur Benutzung, keineswegs zum Eigenthume gestellte Parzellen von vertheilten Gemeindeweiden Gelegenheit gegeben würde, sich Brod zu schaffen.

Klagenfurt besaß eine große, von der Schmelzhütte bis Ebenthal sich erstreckende Gemeindeweide. Diese wurde bei Gelegenheit, als der Abzugskanal vom Stadtgraben in die Glanfurt gezogen wurde, vom Jahre 1775 bis 1777 vertheilet; doch nur an die Großbürger, so daß auf diesem Terraine eine Zahl bedeutender Meiereien, wie die v. Vital'sche, Socher'sche, die der Papiermühle ꝛc. entstand, während für die gemeine Bürgerschaft an Bodentheilen nichts entfiel. Die Schneideräcker, nächst der von Moro'schen Walk, nicht ganz 3 Joche messend, und die Fleischhauergründe stammten von einer andern Zeit, sie sind dermalen für die Innungen verpachtet.

In Klagenfurt bestand früher ein Spinn- und Arbeitshaus für dienst- und arbeitscheue Personen, so wie es z. B. in Innsbruck im großen Maßstabe besteht. Es ist durch solchen Entgang ein probates Mittel gegen derlei Leute, besonders die so zudringlichen „Schnappsbrüder" entfallen. Das von dem Klagenfurter Bürger Kaufmann für Errichtung einer Anstalt, um die verwahrloste Jugend zur Arbeit auszubilden, legirte wenn auch an sich nicht unbedeutende Kapital, konnte bei seiner noch vorhandenen Unzulänglichkeit zu obigem Zwecke bisher noch keine Verwendung finden. Die neu zu erbauende Cigarren-Fabrik, welche an Ausdehnung die gegenwärtige um das Doppelte übertreffen soll, gewährt bei gehöriger Berücksichtigung der sonstigen Verwendbarkeit der Arbeiterinnen eine sehr erwünschte Ableitung des weiblichen Proletariates der Hauptstadt und Umgebung. Wenn die Seiden-Kultur den einstigen Umfang und noch eine weitere Verbreitung gewinnt, bietet sie Gelegenheit zur Benutzung jetzt leer stehender Schloß-Räumlichkeiten und Beschäftigung für, zu andern Arbeiten weniger kräftigen Individuen. *) Wir wollen hoffen, daß die Väter des Vaterlandes in den nächsten Landtagen, berathen von der heimischen Landwirthschaft-Gesellschaft, das so wichtige Geschäft der Gemeindenzertheilung in Kärnten auf dem Wege des Gesetzes, nicht mehr der Willkühr, zu einem Hauptgegenstand ihrer Erörterungen und Beschlüsse machen werden. Was hierin bereits geschehen, gibt den Fingerzeig und den Beweis, welch' ungemein großer Gewinn, für Produktion und für Beschäftigung der ärmern Klasse daraus resultiren könne. Die Konfinirung der Armen, eigentlich der Bettler, in eigene Gemeinden, wäre auch ein vorzügliches Mittel gegen ihre Belästigung, wenn nicht die Ueberfüllung an solchen in an sich armen Gegenden ihren Abfluß in gesegnetere nothwendig machte. Man erinnere sich, welche Züge armer Flitscher im Oberlande, und welche Zahl vereinzelter Horalen und Slovaken in demselben und noch mehr im Unterlande herumziehen. Hieher gehören vorzüglich auch die Zigeuner, die, wenn sie gleich im Abnehmen sind, doch eine auffällige Erscheinung bilden, und durch Wahrsagerei, Beschwörungen und Zaubermittel reichen Stoff zu Anekdoten und Enthüllungen gaben, während sie andererseits als Goldarbeiter und Viehärzte sich erprobten. Gegen die überhandnehmende Zahl unehelicher Kinder und die hieraus entstehende Entziehung von der Arbeit seits ihrer Mütter, gegen das sogenannte Gästinleben, hat man in nachbarlichen Ländern, wie z. B. in Salzburg, es eingeführt, daß die Dienstgeber solcher Dirnen zur Zeit, wo sie in den Zustand, Mütter zu werden, geriethen, dieselben bei dem Eintritte der Nachkommenschaft zu versorgen, oder im Falle, daß Erstere es nicht vermögen, die Gemeinden selbst dieses zu erfüllen haben. Immerhin ein eingreifendes Mittel wider die überhandnehmende Indifferenz gegen eine Unsittlichkeit, welche durch das Nachtschwärmen, die sogenannten Plåschtänze, die vielen Kneippen, durch die schlechte Verwah-

*) Der sel. Baron Albin v. Herbert und mit ihm mehrere Menschenfreunde, darunter Thadäus R. v. Mayer, welcher einen Fond von 3000 fl. zur Verfügung stellte, beschäftigten sich bereits vor 30 Jahren mit der Gründung eines Arbeitshauses. Das Haupthinderniß, welches sich für Klagenfurt entgegensetzte, war eben die fehlende Arbeit im häuslichen Raume, und es wäre zu wünschen gewesen, wenn sich damals jenes einsichtsvolle thatkräftige Individuum gefunden hätte, welches in unserm Strafhause die Arbeit organisirte, und dadurch vielfach aus Sträflingen Leute schafft, welche in der Gesellschaft wieder ihren Posten ausfüllen können.

rung des weiblichen Dienstgesindes, Vernachlässigung des Unterrichtes und das Gewissen rein haltender religiöser Mittel etc. ihre Nahrung findet. Man hat, um diesen Gefallenen ihr Loos und den Kindern ihre Erziehung zu erleichtern, Findel- und Waisenhäuser auf Staatskosten in Vorschlag gebracht; doch deren Ausführbarkeit und praktische Folgen nicht erwogen.

Die Einführung von Crechen oder Krippen für ganz kleine Kinder, wie solche in Paris, in Wien etc. sich vorfinden, dann der Kleinkinderbewahr-Anstalten wie hier, stehen der Privat-Wohlthätigkeit zu.

Wie bereits im Eingangs erwähnten Aufsatze besprochen wurde, bestehet in Kärnten ein Waisenfond, und seine Jahresspenden langen etwa für 250 solche Individuen hin; doch was ist dieses für jährlich 3- bis 4000 unehelich geborne Kinder. Das große Findelhaus in Paris and ähnliche Anstalten in andern Provinzen und Städten haben das traurige Resultat geliefert, daß wenigstens die Halbscheide der Kinder in den ersten Monaten starb. Abgesehen davon, wo hätten wir die Mittel, für so viele Kinder mit Häusern, Pflege und Erziehung aufzukommen. Im nachbarlichen Krain haben wir es erlebt, daß solche Waisen, die man dahin von Triest aus in Pflege und Erziehung gab, laut der Kriminal-Akten, durch verbrecherische Hände, der damit Betrauten ein frühes schauderliches Ende nahmen. Nur die eigene Mutter ist in der Regel berufen und befähigt, ihre Leibesfrucht zu nähren und heranzuziehen. Dr. Haffa's veröffentlichte Ansichten über die Waisenpflege entheben uns einer weitläufigeren Auseinandersetzung.

Die Mäßigkeits-Vereine, welche durch Pater Mathews in Irland, später in Amerika und in dem Branntwein liebenden Polen entstanden und sich segenvoll verbreiteten, geben uns ein Beispiel, was der Mensch über sich vermag, während leider all' die Büchleins und Traktätchen gegen die Branntweinpest weit weniger fruchteten, als in allerneuester Zeit die Abnahme der Branntweinerzeugung und die aufnehmende Zusprache bei Gambrinus. Daß eine strengere Wirthshaus-Polizei, die Beschränkung der Schänken, die Verweigerung von Musiklicenzen, die mehrere Benutzung der Sparkasse, die Wiederherstellung des Familienlebens und innigeren Verhältnisses zwischen Dienstbothen und Dienstgebern u. s. f. vorzügliche Vorbeugungsmittel gegen Entsittlichung und Verarmung seien, ist aus den angegebenen Ursachen des Pauperismus eben so selbstverständlich, wie andererseits die Folgen der Gewerbsfreiheit durch übermäßige Vermehrung der Schänken, der Viktualienhandlungen und aller nur Konsumo nicht Erzeugung bezielender Gewerbe durch Pauperismus nur zu sehr hervortreten.

Zur ständigen Armen-Versorgung hat man neuestens die Errichtung von Armen-Instituten in den einzelnen Pfarreien vorgeschlagen. Es bestehen deren bereits 261 in Kärnten, die im Jahre 1856 nach officiellen Ausweisen nicht weniger als 3865 Individuen mit einer Summe von 22.393 fl. betheilten. Sie unterscheiden sich in Stadt- und Landarmen-Institute wovon die erstern mit Realitäten, Obligationen, den Einnahmen aus Sammlungen subskribirter Beiträge und aus dem Ertrage der Armenbüchsen, den Licitations-Procenten, Musiklicenz- und Strafgeldern; die Landarmen-Institute fast ausschließlich nur aus letztern vier Einnahmsquellen dotirt sind, daher den Seelsorgern und Armenvätern es fast allein möglich wird, die Landarmen mit Schuhen, hie und da außerordentlichen Unterstützungen zu betheilen. *) Eine förmliche Versorgung oder Betheilung mit Instituts-Geldern ist am Lande rein unaufbringbar, wenn auch die Summe unserer Armen oder Bettler in Kärnten bei weitem nicht jene volle Zahl von 11.000 Köpfen, wie sie Sartori oder sein Gewährsmann Bonend berechnet haben wollten, beträgt. Der Landmann nährt den Armen von den Resten seines Tisches, mit den Stücken selbst erzeugten und geschnittenen Brodes und beherbergt ihn ebenso wohlfeil unter seinem Dache. In einzelnen Gemeinden werden die Ortsarmen der Reihe nach umgelegt und Krüppelhafte von Haus zu Haus befördert. Die mancherlei, besonders moralischen Nachtheile des Bettelwesens haben wir Eingangs geschildert, welche indessen, wo eine organisirte Armen-Versorgung besteht, größtentheils hinwegfallen und eigentlich nur dem Straßen- und vagen Bettel angehören.

Die Errichtung oder Herrichtung von Kranken-

*) Wer sich eine eingehende Kenntniß der in Kärnten bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten verschaffen will, dem stehet hierüber unter dem Artikel „Wohlthätigkeit" in dem 3. Hefte des III. Bandes des Handbuches der Geschichte Kärnten's, II. Abtheilung, eine Reihe aus offiziellen Mittheilungen geschöpfter Angaben zur Einsicht, woraus wir hier nur mittheilen, daß in 19, unter öffentlicher Verwaltung stehenden Spitälern, und in den sonstigen Armen-Versorgungs-Anstalten bei einem Einkommen von 36.000 fl. jährlich 1785 Individuen betheilet wurden. Das Vermögen der bei den Gewerkschaften bestehenden Bruderladen ist höchst bedeutend; bei Prävali allein sind jährlich bei 20.000 fl. für Kranke und Arbeitsunfähige disponibel. Uebrigens ist es bekannt, daß die Fürstbischöfe Paulitsch und Lidmansky große Summen für die Armen in Klagenfurt, Ersterer auch für Ferlach, disponirte.

stuben war schon ein lang gefühltes Bedürfniß, um den wandernden, so wie den heimischen Armen in Krankheitsfällen nicht hilflos seinem Elende preis zu geben. Es wurden daher an vielen größeren Orten, besonders bei drohender Cholera, solche Wohnstuben ausgewählt, mit den nöthigen Einrichtungsstücken versehen, eigene Krankenwärterinnen aus den Ortsarmen selbst bestimmt, welche die Pflege übernahmen und den Kranken, denen an solchen Stellen die ärztliche Hilfe nahe ist, von den umliegenden Häusern Nahrung und Erquickung verschafft. Es dürfte daher in Pfarreien, wo solche Krankenstuben noch nicht bestehen, ihre Errichtung eine der dringendsten Aufgaben der Herren Seelsorger sein. Bei Epidemien stellte sich der Nutzen davon doppelt heraus.

Für große Städte, besonders unsere Hauptstadt, hat man neuestens öffentliche Speise-Anstalten in Vorschlag gebracht, aus welchen vorzüglich Arme ihre Verpflegung erhalten könnten. Diese Idee, welche, wir schon bei einer früheren Gelegenheit (Carinthia 1861, Nr. 10, Seite 77) angeregt fanden, halten wir indessen, wenn Speisehäuser auf öffentliche Kosten errichtet und administrirt werden sollen, ihrer Ansprüche willen schwer für ausführbar. Privat-Speiseanstalten für Arme, sogenannte Garküchen, wie sie einst bestanden, und hie und da, wo sich wohlthätige Hände mit dem kleinsten Gewinn begnügen, noch bestehen, wären vor der Hand am wünschenswerthesten. Man hat sie in unsern Tagen des Luxus und der maßlosen Gewinnsucht, als zu trivial, entfernt. Im Hungersjahre 1817, wo es vielen Familien in Klagenfurt unthunlich wurde, sich auch nur mit den nöthigsten Nahrungsmitteln zu versehen, wurde im hierortigen Kapuziner-Kloster die Bereitung und Vertheilung der Rumforder Suppe unter Leitung des Baron Herbert'schen Fabriks-Direktors v. Ebner veranstaltet und daraus täglich Hunderte von Armen mit hinreichender Nahrung versorgt. Als in dem abgewichenen Jahrzehende die Theurung wieder so hoch stieg, daß ein Vierling Weizen 12 fl. K. M. und alles Andere im Verhältniß mehr kostete, begann die Direktion der gleichen Fabrik eine ähnliche Speiseanstalt und ließ die Portion zu einem Groschen bereiten. Doch die Leute betheiligten sich nicht; sie wollten sich lieber nach eigenem Belieben, wenn noch so theuer, verkösten, sagend, jene Zubereitung schade ihrer Gesundheit u. s. f. Es bewährt sich daher nur zu sehr, daß einzig die äußerste Noth solch' eine Speisung in Gang bringt. An den Thüren des Benediktiner Kollegiums, der P. Kapuziner, der beiden Frauenklöster, der f. b. Residenz, kann man täglich eine große Zahl von armen Leuten sehen, welche heißhungrig die ihnen gebotene Speise verzehren. Sicherlich würden die benannten drei Klöster, wie es von dem erstern in der Hungerszeit geschehen, wenn wohlthätige Beiträge an Geld und Viktualien zuflößen, die Zahl ihrer Gratis-Kostgänger vergrößern und nach Billeten die Portionen auf besserer Art vertheilen, dabei aber auf die Regiekosten, auf den Gewinn, mit gewohnter christlicher Aufopferung verzichten.

Nach den Josefinischen Vorschriften wurden alljährlich sogenannte Armen-Instituts-Predigten mit darauffolgendem Opfergange gehalten, und werden es in Kärnten unseres Wissens hie und da noch. Sie bieten die schönste Gelegenheit, vor selbstverschuldeter Armuth zu warnen, und, mit Hinweisung auf deren Schattenseiten dieser nur zu sehr verkommenen Menschenklasse ihr Bild vorzuhalten, sie eingreifend zu belehren und auch der Wohlthätigkeit das richtige Maß anzugeben.

Mögen diese Zeilen mit dem Wenigen, was sie aus vieljähriger Erfahrung nur andeuten konnten, ein Scherflein zur Lösung einer hochwichtigen Frage unserer Tage beigetragen haben.

Ein Weiteres über Aufschriften und Wahlsprüche in unserer Heimath.

Von Heinrich Hermann.

„Seit lange gewährt es mir ein eigenes Vergnügen", schreibt Guido Görres *), „wenn ich so allein über Land gehe, wo ich auf einem „Bildstöckel", einer Kapelle, einem alten Stein oder einem Hause einen ernsten oder heitern Spruch angeschrieben finde, stehen zu bleiben, ihn mir zu merken, wenn er von gutem Korn ist. Der kalte Stein, das stumme Holz erhält ja dadurch gleichsam eine Zunge; die Landschaft und das Volk, das sie bewohnt, reden den Wanderer an; oft auch ist es eine Stimme aus längst vergangener Zeit, oder die Seele eines vor Jahren Dahingeschiedenen, die ihn mit halberloschenen Schriftzügen anruft, in seiner Brust einen guten Gedanken weckt, ihm eine Warnung vorhält, oder seine Barmherzigkeit um ein Gebeth anfleht."

Wir wollen nicht auf die, oft einen recht gemüthlichen Sinn gebenden, Römersteine, wovon Kärnten

*) Historisch politische Blätter, 26. Band, 4. Heft, S. 269, unter der Ueberschrift: Von Inschriften und Aufschriften und Wahlsprüchen alter und neuerer Zeit. (Ein Beitrag zur „Weisheit und Poesie auf der Gasse.")

eine große Zahl aufweiset, nicht auf die so viel besprochene slavische Inschrift unseres Herzogstuhles zurückgehen, sondern uns mehr in der nähern Zeit, in der gangbaren Sprache umsehen.

Wir müßten uns jedoch eines Irrthumes schuldig machen, wollten wir behaupten, daß erst die Zeit der Reformation diese Aufschriften und Wahlsprüche in Gang brachte. Das bekannte A. E. I. O. V. Kaiser Friedrich's IV., welches eine höhere Deutung hat, als die damit bezeichneten Vokalen den Elementarschülern gelten, nämlich das eigentliche Element, den Grundglauben, die Laute der selbstregierenden Vorsehung ausdrückt, welche sich seitdem durch vier Jahrhunderte in allen Stürmen und Kriegen, die Oesterreich so oft an den Rand des Abgrundes brachten, bewiesen: „Oesterreich wird in der Welt das Letzte sein" — findet sich in unserem Kärnten, unseres Wissens nicht mehr vor, wie so Vieles aus dem Mittelalter, was Vandalismus und der Zahn der Zeit vertilgte. Unaustilgbarer steht die Inschrift an dem Rathhause der alten Hauptstadt St. Veit ob dem Portale. Dieses redende Denkmal ist ein Gußwerk von Metall, welches mit einer Zusammenstellung von Säulen und Fialen gothischer Art und daran stehenden Figuren die Worte umfaßt: „Eins mans red ein Halbe red, man soll sy verhören bed 1468." Ein wahrlich unumstößlicher Rechtsgrundsatz, eben so hinein zu rufen den einseitigen Journalisten wie den Richtern.

Von dem alten Schlosse Osterwitz, das Kaiser Maximilian I., welcher „das Haus Osterwitz zu einem Sitze hat machen lassen", wie uns Kustos Bergmann aus einem alten Manuskripte es bekannt machte, und mit einem Zeughause versah, erübrigt durch Khevenhüller's Ueberbau, man muß sagen Neubau, nichts mehr, eben so wenig von den dort aufgestellten Geschützen und deren Inschriften, von welchen wir in Nr. 10 dieses Blattes vom Jahre 1862 eine so große Zahl lasen. Die Inschrift:

„Als was gehört in ein Zeughaus,
Das fyndet man hyr nach der Haus,
Es hab wie es wöll einen Namen,
Der Kaiser hats pracht zusammen"

konnte sicher als die Aufschrift der Waffenkammer stehen. Wie die Namen der Kanonen, waren auch die Inschriften komisch, man denke nur des Purlepaus, des Weckauf. So fand sich in Osterwitz der alte Lay, der „wunderliche Narr" u. s. f.

Besser als die Inschriften haben sich die plastischen Denkmale des Mittelalters an den Häusern, die bald steinernen, erhobenen, bald auch nur gemalten Sinnbilder erhalten. So am Glanzer'schen Hause in Gmünd ein großes Bild mit einer Sonnenuhr, wo David der wackere Schleuderer, dem Goliath zu Leib geht, dessen deutsche Inschrift aber kaum mehr zu enträthseln ist, ebenso wenig, wie die Inschrift am nachbarlichen Seilerhause, welche ein großes Bild überhöht, von dem noch Fahnenstücke vom Winde gedreht, die in der Mitte ein großes Kreuz bilden, zu sehen sind. Das Haus gehörte ehemals dem in Millstatt seßhaften St. Georgner Ritterorden, welchen die Jesuiten auferbten.

Die drei Krebse am vormals Rosignoli'schen Hause zu St. Veit, die goldene Gans an der ehemaligen herzoglichen Burg zu Klagenfurt sind Symbole, Erinnerungszeichen der Vorzeit. Erstere Kennzeichen der drei Feinde häuslichen Glückes: Schuld, schlechte Wirthschaft und der Bosheit Fluch; jene der Wachsamkeit, so wie zwei Köpfe am Moser'schen und Spieß'schen Hause am alten Platze zu Klagenfurt den bekannten Justizmord an dem Bäckerjungen bewahren.

Aus dem sechzehnten Jahrhunderte, in dem das klassische Studium wieder aufblühte, welches seine Gesinnungen auf Reichstagen, Schulen, im Rathssaale, wie an der Tafelrunde, in Gedenkbüchern und auf Münzen, in Prosa und gereimt veröffentlichte, erübrigen uns manche Inschriften an den vielen aus jener Zeit noch bestehender Bauten. Vorzüglich waren es religiöse Sprüche, wodurch man, dem Zuge der damaligen Zeit folgend, seiner Gläubigkeit Zeugniß gab, nicht ohne an irgend eine historische Thatsache anzuspielen. So jene Inschrift aus dem ehemaligen Schloße Waisenberg zu Neu-Mittertrixen, wo man unter dem Reliefe, welches ein Mädchen mit ihrem kleinen Bruder an der Hand darstellt, liest:

Anno MDIVC.
Orphanus huic arci nomen dedit, o Deus alme
Ut pater illi es, sic hanc tuere domum,

und unter diesen Versen die Verdeutschung:

„Vom Waisen hat sein Nam dieß Schloß,
O Gott von Wunderthaten groß,
Wie du der Waisen Vater bist,
So b'hüet dieß Haus zu jeder Frist."

In Gmünd findet man ob dem aus bläulichem Chloritschiefer, der jetzt nicht mehr so häufig zu haben ist,

gemeißelten Portale der einstigen Spitalmeisterei, nun Kohlmair'sches Haus die Worte: Protegat has aedes divina potentia et procura nobis amoveat omnes (morbos). 1593.]

„Gott schütze mit seiner Macht das Haus, und verbanne jede Krankheit daraus."

Eine eben so körnichte als echt stoische Inschrift an einem Bürgershause neben dem Pfarrhofe zu Paternion erzählt uns das Schicksal eines, wie es sich zeigt, klassisch gebildeten unglücklichen, aber kräftigen Mannes: Agri Paterniani ex servo semidominus, itidemque servus ex semidomino redditus Salamon Zeydler lusatius fortunae ludibria hoc in turiolo hospes diagonice toleravit anno mirabili 1588. Dem Ausdrucke agri Paterniani semidominus zu Folge war Salamon Zeidler in der Herrschaft Paternion aus einem DienerVicedom, dann wieder Diener geworden und duldete mit der Entsagung eines Diogenes als des Schicksals Spielball sein Loos in einem Häuschen als Gast ablebend.

Andere Inschriften lauten wieder anakreontisch, voll Lebenslust, wie sie so gerne auf den Schlössern der Edlen einkehrte, die bei Wein und Witz, bei Scherz und Minne sich da ihre Zeit vertrieben. So auf dem Schlosse Hohenstein im Glanthale, einst der Kuiner Baute und Eigenthum. Am Eingange lesen wir: pax intrantibus „Friede den Eintretenden"; auf einem großen bemalten Kellerthore: utrique Bacho „Bachus dem Sieger und dem Trinker." Endlich an der Aufgangspforte in das obere Stockwerk: utriquo Palladi, „Pallas, der Kriegerin und der Künste Göttin", und darunter den Wahlspruch:

„Wer Kunst und Waffen liebt,
Ist willkumb hier zu Haus.
Das sinnenarme Gsind
Bleibt mir viel lieber draus!"

Einzelne Inschriften enthalten einzig die Angabe des Erbauers, oder wie bei Ebenthal, der Veranlassung der Benennung, indem eine übertünchte Steinschrift ob dem Eingangsthore besagt:

„Durch Erzherzog Karl von Oesterreich, Hochgeboren,
Bin ich Ebenthal genannt worn. 1567.

Das Latein wurde wegen seiner Kürze und Bildsamkeit zu einer Zeit, wo man im Deutschen sich noch nur sehr unbehilflich ausdrückte, vorzüglich zu Inschriften, Sprüchen und Erinnerungstafeln benutzt, daher wir von dem vielen dießfalls Vorhandenen nur Einiges ausbeuten konnten. Insbesondere im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, wo man das Latein radbrechte, um nur die Jahreszahl herauszubringen, waren diese Chronographica das eigentliche Gift der wahren Poesie, der Tod des Gedankenschwunges. An die Stelle dieser mißverstandenen und verbrauchten Klassicität trat in der Mitte des abgewichenen Jahrhundertes der Humanismus, die Gellert'sche und Geßner'sche Idillenweichheit und Herzensinnigkeit. Man moralisirte in Versen, auf dem Papiere und den Wänden, weniger oft im Leben. Michael Freiherr von Herbert brachte an seiner Fabrik, so wie nachhin an dem Peterhofe (Trenowitz in St. Peter bei Klagenfurt) eine Menge Sprüche und Sentenzen an, umfangen mit grünen Kränzen. Wir lasen sie noch, merkten sie leider nicht und nun sind sie unter der Tünche. Noch auffallender trat nach ihm Fürst Franz Seraphin von Porcia auf, der einst als armer Unbekannter Krankenwärter-Liebesdienste geleistet, später mit dem Purpurmantel auf unerwartete Art sich bedeckt hatte. Seine wunderbaren Einfälle, Widersprüche und abentheuerlichen Schicksale haben diese Blätter in früheren Jahrgängen besprochen, nicht so seine in einem Wahlspruche concentrirte Lebensauffassung: Deus felicitas, homo miseria". „Gott die Glückseligkeit, der Mensch die Armseligkeit", so lautet die noch auf manchem Wegkreuze, an Gebäuden und ob Gemächern, wo er waltete, prangende Inschrift, deren Sinn nur Jener begreift, dem seines Lebens Wechsel bekannt ist. Dieses Gefühl suchte er auch bildlich zu versinnlichen. In zahlreichen, nun freilich, wo die Zeit das Meiste vertilgt hat, möchte man sagen, zahllosen Exemplaren sah man in Häusern, seiner Umgebung besonders in Spittal, einen Kupferstich mit der Unterschrift: „Allegria Porcia". Die Vorstellung ist eine mit jedem Reize ausgestattete Frauensperson, umgeben von Lockungen des Lebens, im Hintergrund ein altes häßliches Weib, als feindseliges Wesen alles Allegrio, als Ironie des Lebens. Ein derlei großes Oelgemälde findet sich noch in der Burg zu Spittal. Das Porcia'sche Haus (Casino) zu Klagenfurt, hatte am hintern Thore, der Fröhlichgasse zu, die Aufschrift:

„Der ist ein edler Mann,
Für wahr aus Götterblut,
Der wenn er seinen Feinden schaden kann,
Ihnen Gutes thut.

Sie war nicht ohne Beziehung auf sein Leben und sollte eine Thatsache rechtfertigen. An ihre Stelle trat nun der Spruch: „Auf Gott vertraut, ist wohl gebaut."

Von den Spruchversen, die vormals an Privathäusern zu lesen waren, sind die meisten verschwunden und der Renaisance gewichen. Indessen wir wollen zum Schlusse noch ein Paar anführen, welche der Bestimmung des Beschriebenen entsprechen. Ob einem Bäckerladen am Platze zu Gmünd liest man einen kernhaften Spruch, wie er den Gewerbsmann zu charakterisiren pflegt, nämlich:

„Das Beste was der Mensch genießt,
Das ist gewiß das liebe Brot,
Und wo man einmal das vermießt,
Da herrscht gewiß die höchste Noth."

Sehr wahr und reel. Ganz anders lautet die Inschrift des Wirthshauses an der Eisabrücke am Wege nach Freudenberg. Sie präsentirt das Nebelbild Irion's, welches in der Umarmung verschwindet:

„Heute ums Geld,
Morgen um a sunst."

und so fort und fort eine ewige Täuschung. Wir brechen ab und lassen die Rubrik offen zu weiterer Entdeckung und Besprechung.

Verschiedenes.

(Die Photosculptur.) Ein Franzose, Namens Willeme, hat diese neue Kunst erfunden und übt sie, wie es heißt, bereits praktisch in seinem Atelier auf dem Boulevard de l'Etoile zu Paris aus. Das durch die Sculptur plastisch darzustellende Individuum wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu gleicher Zeit photographisch aufgenommen. Durch die Zusammenstellung der verschiedenen Profile wird nun ein Relief angefertigt, das in Bezug auf Wahrheit der Gesichtszüge und Haltung aus den Händen des Bildhauers zu kommen scheint. Man kann auf diese Weise Büsten, Statuetten in beliebiger Größe, und, wenn einmal die Form dargestellt ist, in beliebiger Anzahl herstellen. Zwei Tage, nachdem man sich photographisch aufnehmen ließ, erhält man sein plastisches Conterfei.

Liebeshold.

Sie kommen mit Gold und Schätzen,
Zu flehen um Liebe mich,
Du kommst und gibst mir Perlen,
Die flehen im Aug' für dich

Sie denken nicht, daß die Liebe
Gern eig'nes Glück vergießt,
Und daß die Thränen ein Siegel,
Das doppelt fest verschließt.

Angelika.

Gedichte

von Emilie Geiger.

Frei sing' ich meine Lieder,
Wie über Straße und Haus,
Die Glocke hoch im Thurme,
Tönt in die Luft hinaus.

Oft hat man Sturm geläutet,
Und an dem festen Strang'
Mit solcher Macht gezogen,
Daß fast die Glocke sprang.

Vielleicht am Feierabend —
Ging längst der Klang zur Ruh' —
Denkt Einer: Da nahm der Meister
Beim Gießen Gold dazu.

Am Morgen.

Früh Morgens ist hellrothe Glut,
Dort über den Bergen gelegen,
Ich kenne das Zeichen, es ist nicht gut,
Es deutet auf Sturm und Regen.

Ich habe an meine Liebe gedacht,
Es kam das Lieben und Sehnen,
Wie helles Frühroth nach dunkler Nacht,
Und brachte mir Leid und Thränen.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 27 Sonnabend, den 4. Juli 1863.

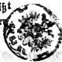
Aus dem Landes-Museum.

Ueber die Phöniker.

Vorgetragen im Museum von P. Carlmann Flor am 6. und 27. Februar 1863.

(Schluß.)

Der König Manassa ließ seinen Sohn durch's Feuer gehen. Es war Sitte bei den Alten, daß die Könige bei großen Unglücksfällen das geliebteste der Kinder anstatt des Unterganges Aller zum Opfer hingaben als Lösegeld für die furchtbaren Dämonen. Sie wurden unter geheimnißvollen Gebräuchen geschlachtet. Denn, sagt Philo, Kronos hatte seinen eingebornen Sohn, der Jeud hieß, wie jetzt noch bei den Phönikern der Eingeborne heißt. Als sehr große Kriegsgefahren drohten, ließ er den Sohn mit dem königlichen Schmucke zieren und opferte ihn auf einem dafür zubereiteten Altare. Durch ein so kostbares Opfer war die Schuld gesühnt und die Strafe aufgehoben. Das Andenken an dieses Sühnopfer wurde durch alljährliche Schlachtung eines Kindes, das der einzige Sohn der Eltern sein mußte, begangen. Mehrere Kinder wurden ausgesetzt, und dann entschied das Loos, welches davon geopfert werden sollte. Es mußte ein einziges Kind und von einer vornehmen Familie sein. So wollten auch die Tyrier bei der Belagerung ihrer Stadt durch Alexander die durch die Perserkönige untersagten Kinderopfer wiedereinführen, um den Kronos ob der Unterlassung derselben zu sühnen und dadurch die als Strafe befürchtete Eroberung der Stadt abzuwenden. Curtus 4. B. 3. Auch Gelon hatte schon 480 vor Christus, als er die Karthager bei Himera in Sicilien besiegt, ihnen den Frieden nur unter der Bedingung bewilligt, daß sie fürder dem Kronos keine Kinder mehr schlachten sollten. Der Vertrag hatte aber keinen Bestand; der alte furchtbare Aberglaube machte sich immer wieder von Neuem geltend; die öffentlichen Kinderopfer hörten erst unter dem Kaiser Tiberius auf, die heimlichen dauerten immer noch fort in Karthago. Tiberius ließ sogar die Kronos-Priester, weil sie noch immer Kinder opferten, durch seine Soldaten an den Bäumen des heiligen Haines aufknüpfen. Nach Porphyrius wurden noch zu seiner Zeit (um 300 nach Christus) dort Kinder geopfert. Nach Münter muß die Ursache dieser Gräuel nur in der Furcht gesucht werden. Nach Diodor opferte auch der Feldherr Hamilkar bei seiner Niederlage in Sicilien dem Kronos einen Knaben. Selbst Frauen, wie Photius berichtet, haben dem Baal geopfert. Klitarch, ein Geschichtschreiber Alexander's, sagt, die Karthager opfern eines ihrer Kinder, um einen großen Zweck zu erreichen. Erwachsene wurden zuerst getödtet, dann verbrannt. In Salamis wurde der Zuopfernde dreimal um den Altar geführt, dann vom Priester mit einem Spieße durchstochen und dann auf dem Holzstoße verbrannt. In Hieropolis Syrien's wurden gekaufte Kinder in einem Schlauche von der Zinne des Tempels in die Tiefe geschleudert mit den Worten, sie seien keine Kinder, sondern nur Kälber. Daß der phönikische Handel diesen häßlichen Kult mit Menschenopfern in der alten Welt weitherum verbreitet hat, ist ebenso eine beklagenswerthe Thatsache, wie es bekannt ist, daß eben das Schuldbewußtsein bei allen Völkern und Nationen durch die Sühnopfer sich ausspricht. Die Menschenopfer finden wir im ältesten Indien, wo die Chamiten sich zuerst niederließen, dann bei den nördlichen Völkern, bei den Skythen, Geten und Thrakern, bei den Kelten und Britanniern. In Griechenland waren sie wenigstens in den ältesten Zeiten. Die Lesbier, die Tenedier und Chier brachten Menschenopfer, die man zerstückelte. Auf der Insel Rhodos wurde jährlich am sechsten Tage des Metagaitnion (10. August) dem Kronos ein Mensch geopfert; später wurde ein Verbrecher dazu bestimmt. Die alten Atheuer brachten zur Zeit des Minos dem Minotaurus, einem Götzen mit einem Menschenleib und Stierkopfe, um das 9te Jahr eine Opfergabe von 7 Knaben und 7 Jungfrauen nach Kreta. Theseus schaffte den Gräuel ab und wurde als Retter hoch gefeiert. Minotaurus hieß auch Taulos, der Erhabene, weil sein Standbild auf einem Hügel am Ufer errichtet stand und den Schutzgott der Insel darstellte. Der kretensische Stier trug die Europa nach Kreta, heißt geschichtlich: Beide Gottheiten, Europa und der Stier



gott, kamen mit einander aus Sidon nach Kreta. Herakles brachte diesen Stier nach Mykenä, und kam von da nach Sparta und ganz Arkadien, und dann über den Isthmus nach Marathon in Attika. Zu Athen wurden noch später, wenn Pest, Hunger oder eine andere Plage wüthete, am Rüsttage der Thargelier, eines Festes des Apollo und der Artemis (Diana), zwei Männer als Reinigungsopfer, jener mit einem Halsband von schwarzen, der andere von weißen getrockneten Feigen versehen, unter Flötenspiel ausgeführt und getödtet, nachdem sie auf Staatskosten ernährt worden waren. Auch dem Dionysos wurden Menschen geopfert als Sühne. Dem Lykäischen Zeus wurden noch im 2. Jahrhunderte nach Christus in Arkadien auf der Höhe am Feste der Lykäen Menschen, und zwar Knaben geschlachtet. Niemand als die Priester und ihre Diener waren dabei. Auch zu Potniä in Böotien hatte man einst dem Dionysos einen Knaben geopfert. Zu Athen sühnte Epimenides die Schuld des ganzen Volkes durch die Opferung eines Jünglings, der sich freiwillig für die mit Blutschuld beladene Stadt hingegeben haben soll. Zu Leukas wählte man als Sühnopfer für Apollo einen Verbrecher, den man vom Felsen in's Meer stürzte. Selbst Themistokles mußte auf Befehl des Sehers Euphrantides vor der Schlacht bei Salamis drei schön geschmückte gefangene Perser dem Dionysos opfern. Die Töchter des Erechtheus, des Leon von Athen und die Tochter des Agamemnon sollen freiwillige Opfer werden, den Zorn der Gottheit zu versöhnen. Athene war vom lokrischen Ajas beleidigt und strafte die Lokrier mit Landplagen, welche zu entfernen ihnen das Orakel befahl: alljährlich 1000 Jahre lang zwei Jungfrauen an den Tempel der Athene nach Troja zu senden. Diese Jungfrauen wurden dort verbrannt und ihre Asche vom Berge Traron in's Meer geworfen. Neoptolemos opferte seinem Vater Achilleus die Polyxena, Tochter des Priamos; Alexander der Große bei der Gründung der Stadt Alexandria die sogenannte Jungfrau Makedonia, Oktavian Augustus bei der Gründung von Ankyra eine Jungfrau Gregoria, Tiberius bei der Erbauung des großen Theaters zu Antiochien eine Jungfrau Antigone. Selbst Kaiser Trajan ließ bei Wiederherstellung des durch Erdbeben zerstörten Antiochien eine dort einheimische Jungfrau Kalliope als Sühn- und Reinigungsopfer darbringen und ihr ehernes Standbild auf der Bühne des Theaters aufstellen. Bekannt sind die altitalischen Menschenopfer, welche Herkules zuerst versuchte abzuschaffen. Arnobius aus Sikka in Afrika warf in seiner Schrift gegen die Heiden im 4. Jahrhundert den Römern vor, daß vom Blitze getroffene Gegenstände durch ein Menschenhaupt gesühnt werden sollten; aber vom Könige Numa wurde verlangt, daß es mit einem Zwiebelkopfe geschehen sollte. Konnte dieß genügen, sagt Arnobius, so war die Forderung des Menschenblutes grausam! Arnob. 5. 4. Die Tyrrhener in Italien sollten auf Befehl des Orakels, um die allgemeine Dürre abzuwenden, auch den Menschenzehent den Göttern liefern, weil die Menschenopfer den Göttern ganz besonders angenehm seien. Minutius Felix sagt, die Römer begruben lebendig einen Griechen und eine Griechin, einen Gallier und eine Gallierin auf dem Rindermarkt, und heute noch, also im 3. Jahrhunderte nach Christus, werde von den Römern der Jupiter von Latium mit Menschenmord verehrt und Saturn mit dem Blute eines bösen und schuldbeladenen Menschen gemästet, was seiner würdig sei. Er meint ferner, Katilina habe vom Saturn, d. h. von dessen Verehrung durch Menschenopfer, gelernet, Menschenblut zu trinken. Die römische freiwillige Hingabe der Feldherren in den Tod (devotio) war lange üblich und bestand darin, daß der Feldherr sich zum Wohle des Staates ganz feierlich und in prächtiger Kleidung freiwillig dem Tode weihte, besonders im Kriege durch absichtliches Suchen des Todes in der Schlacht. Solche Opfer waren Curtius, Decius, Mus u. A. — Als im Lateinerkriege die Römer bedrängt waren, rief Decius dem Konsul Valerius laut zu: „Der Götter Hilfe ist nöthig, wohlan Staatsoberpriester, sprich mir die Weiheformel vor, durch welche ich mich für die Legionen dem Tode weihen soll. Nachdem er diese nachgesprochen und sich schön gekleidet hatte, sprengte er zu Pferde mitten unter die Feinde, stürzte von Geschossen überschüttet, zu Boden, und alle Feinde entflohen. Livius 8, 9. Statt solcher freiwilliger Opfer wurden später Gefangene geopfert; von den etruskischen Tarquiniern wurden im Jahre 257 v. Chr. dreihundert sieben gefangene Römer mit punischer Grausamkeit hingeschlachtet. Ja so oft irgend eine große und allgemeine Kalamität die Existenz des römischen Staates bedrohte, wurden auf Befehl der Schicksalsbücher menschliche Sühnopfer dargebracht. Der ältere Plinius schreibt: „Erst im Jahre der Stadt 557 (97 vor Chr.) wurde der Senatsbeschluß gefaßt, die Menschenopfer zu verbieten. Doch lesen wir, daß der Diktator J. Cäsar 46 vor Chr. zwei Menschen feierlich durch die Priester auf dem Marsfelde opfern, und daß Augustus nach Besiegung des L. Antonius 400 Senatoren und Ritter am 15. März 41 vor Chr. auf dem Altare des vergötterten Julius hinschlachten ließ. Vom Nero sagt Plinius, daß Menschen zu opfern sein liebstes

Geschäft war, meint aber doch, man könne den Römern nicht genug dankbar sein, welche solche gräuliche Gebräuche, nach welchen der Menschenmord eine der religiösesten Handlungen war, aufgehoben hätten. Plin. 30, 4. Nach Suetonius ließ Nero, von einem Kometen erschreckt, als Stellvertreter für sich mehrere der ersten Männer des Staates hinopfern. Der schöne Antinous starb als freiwilliges Opfer für den Kaiser Hadrian. Kaiser Kommodus opferte dem Mithras einen Menschen, Divius Julianus bei magischen Opfern mehrere Knaben, Karakalla dem Serapis Menschen und Thiere, Heliogabal seinem Gotte zahlreiche Kinder. Obwohl die Menschenopfer bei den Völkern nach dem Maße ihrer Kultur außer Gebrauch kamen und durch stellvertretende Thieropfer ersetzt wurden, so behielten sie doch die Karthager hartnäckig bei, trotz dem, daß sie dadurch ein Gegenstand des Abscheues bei allen gesitteten Menschen wurden. Wo sich das mildere Gefühl gegen wirkliche Menschenopfer sträubte, war doch der religiöse Glaube an ihre Nothwendigkeit so stark, daß er wenigstens vergossenes menschliches Blut verlangte, weil das Schuldbewußtsein unauslöschlich im Gemüthe der Völker fortbestand. Daher ritzten sich besonders die phönikischen Priester des Baal blutig und hinkten um den Altar herum, wie es die Bibel bezeugt. I. B. Könige 18, 26. Selbst die Skythen schnitten sich beim Begräbniß ihrer Könige ein Stück vom Ohre ab, schnitten sich in die Arme, zerkratzten sich die Nase und stießen sich einen Pfeil durch die linke Hand; dann erwürgten sie eines seiner Kebsweiber, den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister, den Leibdiener und Botschaftmelder, welche sie Alle im übrigen weiten Raume des Grabes begruben. Herodot 4, 71. Wer kennt nicht die Priester der phrygischen Göttermutter, welche ihre blutigen Waffentänze aufführten, sich an Armen und Füßen verwundeten und sich zu Eunuchen machten. So besprengten selbst die Priester des Herakles (wohl des Melkart) zu Gades in Spanien den Altar dieses Gottes mit ihrem Blute; ebenso ritzten sich die Bellona-Priester am 24. März jährlich am sogenannten Bluttage im Tempel dieser Kriegsgöttin Schultern und Arme mit Messern. Die römischen Frauen zerfleischten sich, um durch das von dem Gesichte fließende Blut den Göttern der Unterwelt Genüge zu leisten, wenigstens die Wangen, obwohl es das Gesetz der 12 Tafeln verbot. Am Feste der Artemis oder Diana im attischen Braunon mußte statt des wirklichen Menschenopfers ein Mann seinen Nacken dem Schwerte darbieten und wenigstens einiges Menschenblut am Altare der Artemis vergossen werden. Auch die Geiselung der spartanischen Knaben am Altare derselben Göttin, dann die Geiselung der arkadischen Weiber zu Alea, einer Stadt in Arkadien, am Feste des Dionysos deuten offenbar auf frühere Menschenopfer hin. Die Stellvertretung der Menschenopfer durch andere Gegenstände war der Maßstab der Kultur bei den einzelnen Völkern, bei welchen früher Menschen geopfert wurden. Sehr klar ist dieser stellvertretende Charakter der Thieropfer statt der Menschenopfer in Aegypten ausgedrückt, wornach den rein und makellos befundenen Thieren ein Siegel aufgebrannt wurde, das einen knieenden Menschen vorstellte, dem die Hände auf den Rücken gebunden und ein Schwert an die Kehle gesetzt war. In vielen griechischen Sagen erscheint ebenso die Opferung der Thiere als Stellvertretung der Menschenopfer. So wurde statt des Phrixos, des erstgebornen Sohnes des Königs Athamas, ein Widder geopfert, wodurch man unwillkürlich an Abraham's Opfer erinnert wird. Wer kennt nicht die Sage von Agamemnon und seiner Tochter Iphigenia, für welche der Göttin Diana eine Hündin geopfert wurde? Zu Bolnia in Böotien wurde das jährliche Opfer eines blühenden Knaben durch das Opfer einer Ziege ersetzt. Helena sollte schon zum Altar als Opfer zur Sühne ob der Pest geführt werden, als des Zeus Adler das Schwert raubte und auf eine junge Kuh legte. Seit dieser Zeit unterließ man in Sparta den Jungfrauenmord. Endlich genügten auch nur Sinnbilder der Menschenopfer. So opferte Amosis, König von Aegypten, drei menschliche Wachsbilder der Hera, welcher früher täglich drei Menschen geschlachtet wurden. Nach Varro wurden statt Menschen nur Binsenmänner über die Pfahlbrücke zur Sühne des Volkes in den Tiberstrom gestürzt. Statt der ursprünglichen Kinderopfer wurden in Rom auf den Kreuzwegen später Puppen und wollene Knäuel angehängt, und Brutus verordnete, Mohn- und Zwiebelköpfe statt menschlicher Köpfe zu opfern. Zu Lokri opferte man sogar hölzerne Rindbilder. Im syrischen Laodicea brachte man später statt einer Jungfrau eine Hündin zum Opfer. Uebrigens dauerten die Menschenopfer, wie es die Geschichte beklagt, noch theilweise bis in's dritte Jahrhundert nach Vollbringung des erhabensten und heiligsten Opfers am Golgatha, selbst in civilisirten Ländern fort. So sehr die Keime der feineren Bildung durch die Griechen und Römer unter den barbarischen Völkern verbreitet wurden, so war es doch nur dem Christenthume vorbehalten, solche unmenschliche Gräuel bei den Heiden zu vertilgen. Besonders aber blieb der Charakter der Phöniker, namentlich der Karthager, bis zur letzten Katastrophe hart und

barbarisch; zum Glücke für die Menschheit ließ die göttliche Vorsehung durch die weltbezwingenden Römer die Macht Karthago's vernichten, damit dem Christenthume der Weg leichter gebahnt werden konnte. Denn auf den Chamiten lastete wahrhaftig der Fluch, wie es die Geschichte zur Genüge beweist. Besser wäre es gewesen, sagt Plutarch, ein Kritias oder Diagoras, verrufene Atheisten, zu Gesetzgebern anzunehmen, als eine so abscheuliche Menschen-opfernde Religion der Punier. Nichts Aergeres hätten die Typhonen und Riesen, diese Feinde der Götter, wenn sie gesiegt hätten, einführen können. So urtheilen auch viele geistreiche Klassiker, z. B. Polybius und Cicero u. A. Wir könnten von den Phönikern noch viel Nachtheiliges sagen, doch wir lassen den Vorhang fallen und bemerken nur, wie die heil. Schrift durch die Geschichte ihre Bestätigung gewinnt, wenn sie von den Chamiten sagt, daß auf ihnen der Fluch lastet.

Gold und Silber als Geldstoffe.

(Vortrag, gehalten von J. Prettner am 8 und 9. Dezember 1862.)

„Geld regiert die Welt" ist ein Spruch, so alt als der Begriff des Geldes selbst; Gold und Silber sind die Repräsentanten des Geldes, sie regieren in der That noch immer die Welt, und auch bei uns hat der blinkende Glanz des Goldes, der helle Klang des Silbers seine mystische Macht über die Menschenherzen nicht verloren, obwohl bereits eine Generation halb herangewachsen ist, welche den Begriff „Geld" nicht anders, denn in zerrissenen, eckelhaft schmutzigen Papierfetzen kennen gelernt hat. Indem wir jedoch diese Weltregenten zum Gegenstande unserer heutigen Besprechung machen, wollen wir nicht ihre berg- und hüttenmännische Gewinnung, ihre industrielle und technische Verwendung, die schon einmal besprochen wurde, sondern sie nur als Geldstoffe in Betrachtung ziehen, und untersuchen, welche Wandlungen sie als Geld unter den Menschen, und die Menschen durch sie erfahren haben.

So wie der Mensch als Individuum Naturgesetzen unterworfen ist, denen er sich nimmer entziehen kann, so ist es auch die Gesellschaft, und gar manches Ereigniß, das wir dem Zufall oder als Resultat eines Uebereinkommens, oder der Einsicht eines Einzelnen zuzuschreiben geneigt sind, ist doch eine Folge einer noch nicht als solche anerkannten Naturnothwendigkeit! Auch in Bezug auf das Gold unterliegt die Gesellschaft einem solchen Naturgesetz; dieß zu zeigen ist die Aufgabe meines Vortrages.

Sobald der Mensch einmal anfing mehr zu erzeugen, als er brauchte, oder mehr zu verbrauchen, als er zu erzeugen im Stande war, suchte er das Eine gegen das Andere durch Tausch zu erhalten. Gar bald aber mußte er beim Tausche den verschiedenen Werth der einzelnen Dinge bemerken und erkennen, daß jener Gegenstand werthvoller sei, der mehr Arbeit erforderte, um ihn in der Natur aufzufinden, oder ihn in den zum Gebrauche tauglichen Zustand zu versetzen; er war somit bald genöthigt, für ein seiniges Arbeitsprodukt eine größere Menge anderer zu fordern, auf welche weniger Arbeit verwendet worden war.

Bei diesem Tausche der zum Verbrauche bestimmten Arbeitsprodukte mußte die Verschiedenheit ihrer Werthe, das wechselnde Bedürfniß an Verbrauchsartikeln gar bald das Bedürfniß eines allgemeinen Tauschmittels erzeugen, das, für alle von gleichem Werthe, nur zum Tausche bestimmt wäre. Ein solches, nicht zum Verbrauche, sondern nur zum Tausche bestimmtes Arbeitsprodukt heißt Geld. Tausch gegen Geld wird Kauf, der Werth eines Dinges in Geld ausgedrückt, heißt Preis.

Zu solchen Tauschmitteln taugten vor allen andern die Edelmetalle: Gold und Silber, und zwar wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit und Eigenschaften. Gold und Silber sind erstlich in der Natur a) ziemlich selten, es muß viel Arbeit verwendet werden, um sie in der Natur aufzusuchen und in ihrem Glanze herzustellen, sie sind ferner b) immer und überall von gleicher Beschaffenheit und durch ihre Eigenschaften: Klang und Farbe leicht zu erkennen. Gold und Silber sind außerdem c) unveränderlich, sie setzen den Einwirkungen anderer Stoffe großen Widerstand entgegen; werden durch Wasser, Luft und selbst Feuer nicht geändert. Während Berge geebnet, Thäler ausgefüllt, die Wohnungen der Menschen zerstört und verschüttet werden, liegt unverändert die Goldmünze tief im Schutte und giebt, herausgegraben, Kunde von entschwundenen Jahrtausenden. Sie sind außerdem d) leicht theilbar und im kleinsten Theilchen noch werthvoll.

Durch ihre physischen Eigenschaften, zumal ihren beständigen Glanz, eignen sie sich aber vorzüglich zu Gegenständen des Luxus und der Zierde, zu Geschmeiden und Schmucksachen; diese Edelmetalle sind also den Menschen von wirklichem, bleibendem Werthe, waren es

schon von den ältesten Zeiten und sind daher mit der Geschichte der Menschheit innig verwebt.

Wahrscheinlich wurde zuerst Gold gefunden, das gediegen, in kleiner Menge fast überall vorkommt und durch seinen Glanz leicht erkennbar ist, später erst wurde Silber gefunden (weißes Gold, aurum genitum argentum).

Die erste Erwähnung des Goldes kommt im 2. Kapitel der Genesis vor, wo es heißt: „Der Fluß Pison „fließt um das Land Havilo, daselbst findet man Gold „und das Gold des Landes ist köstlich." Von Abraham heißt es: „Er war reich an Gold, Silber und Vieh". Der erste Kauf gegen Gold war Abraham's Erwerbung von Ephraim's Acker zu seinem Erbbegräbniß gegen 400 Säckel Goldes, „das im Kauf gang und gäbe war". Die Stelle Hiob's: „Es hat Silber seine Gänge und Gold den Ort, wo es geschmolzen wird", deutet auf Silberminen und Goldbergwerke.

Schon damals scheinen die Israeliten große Vorliebe zu den Edelmetallen gefühlt zu haben, denn es häufte sich gerne bei ihnen an, so daß sie schon unter Moses ein goldenes Kalb gießen und Salomon einen Tempel bauen konnte, zu welchem er selbst 300 Ztn. Gold, die Reichen des Landes aber 5000 Ztn. Gold und 7000 Ztn. Silber beisteuerten. Das Gold kam damals über Aegypten aus dem unbekannten Ophirlande (wahrscheinlich Ober-Aegypten, Dongole, Kordofan ꝛc.). Die assyrischen, babylonischen und medischen Herrscher haben ebenfalls viel Edelmetalle gesammelt, die theils im Lande gewonnen, theils aus Indien bezogen wurden, von dessen Goldreichthum Ktesias (400 vor Chr.) berichtet, daß dort eine Quelle sich befinde, aus der das Gold in thönerne Tiegel gefüllt werde, jeder ein Talent fassend, — offenbar ein Hüttenwerk mit Schmelzöfen; bei den Griechen deuten die Sagen des goldenen Vließes auf Goldbezug aus Kleinasien, wo die Nachrichten über König Midas (der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte), vom goldführenden Fluße Pactolus und von dem fabelhaften Reichthum des sprichwörtlich gewordenen Krösus, der dem delphischen Tempel 117 Ziegel Gold=232 Talente ꝛc. sandte, einen großen Goldreichthum voraussetzen ließen.

In Lydien wurden nach Herodot die ersten Münzen aus Gold und Silber geprägt; diesen alten lydischen Münzfuß (1 Stater=2 Silberdrachmen) haben die Perser beibehalten, bei denen unter Darius die mit einem Bogenschützen gestämpelten Dariken geschlagen wurden. Der persische wie der griechische Schatz nährte sich auch von Ausbeuten aus nordischen Gegenden, von denen, wie dieß in ähnlichen Fällen immer geschieht, mystische Fabeln erzählt wurden; Herodot erzählt von goldsuchenden Ameisenheerden, von den einäugigen Arimaspen u. s. f.

Die Römer hatten lange nur Kupfer als Tauschmittel, erst 269 vor Chr. wurden Silber- und 62 Jahre darauf Goldmünzen geprägt. Ihre Goldquellen waren die Goldwäschereien am Po, später in Spanien und die Bergwerke der Taurisker, zu welchen wohl auch, oder vorzüglich die in Kärnten und Salzburg zu rechnen sein dürften. Durch ihre Eroberungskriege häuften sie in Rom Massen Goldes an, welche unter Augustus ihrem Werthe nach auf 358 Millionen Pfund Sterling geschätzt wurden.

Im Mittelalter sind unter den neuen Goldquellen die Goldwäschereien in Ungarn und Siebenbürgen, und die Bergwerke in Böhmen zu nennen, von welchen im Jahre 997 Eule allein 100.000 Mark Gold producirte. Umlaufende Goldmünzen waren zumeist noch byzantinische. 72 Byzantinen machten 1 Pfd. Gold. Karl der Große führte eine Silberwährung ein: 1 fränkisches Pfund Gold machte 240 Denare, 12 Denare waren gleich 1 Solidus (Schilling). Noch jetzt ist in England dieselbe Währung 1 L.=20 sh=240 pence. Im Jahre 1252 wurden in Florenz Goldmünzen mit einer Blume geprägt, Florini, welche auch in Deutschland als Goldgulden umliefen. In Joachimsthal wurden die ersten von da genannten Thaler geprägt.

Die Entdeckung von Amerika brachte ungeahnte Mengen der Edelmetalle nach Europa; war sie ja doch selbst nur erfolgt durch das Bemühen, das Goldland el dorado aufzufinden. „Gold ist das edelste der Dinge", so sagt Kolumbus in seinem Briefe an die Königin Isabella, „wer es hat, kann Alles, auch die Seelen dem Paradiese zuführen". Obwohl aber die ersten Entdeckungen diese Erwartung erfüllten und die Spanier von den erst entdeckten Ländern reiche Schätze nach Europa brachten, so gewann diese eine Gold- und Silberquelle doch erst 27 Jahre später Bedeutung für die europäische Welt, als die Spanier die Edelmetalle in Mexico und Peru bergmännisch zu gewinnen angefangen hatten.

Neue, überaus ergiebige Goldquellen wurden in neuester Zeit in Kalifornien und Australien aufgefunden.

Kalifornien wurde zwar schon von Franz Drake entdeckt, jedoch unter der spanischen Herrschaft eben so wenig beachtet, wie später unter der mexikanischen Republik. Die Fruchtbarkeit des Landes zog jedoch zu

Anfang der vierziger Jahre Ansiedler aus den vereinigten Staaten herbei, unter diesen auch einen emigrirten Schweizer, den Kapitän Sutter, der an den Ufern des Sakramento-Flusses sich ansiedelte. Im Jahre 1846 wurde Kalifornien in Folge eines zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten geführten Krieges diesen Letzteren einverleibt durch den Frieden von Guadeloupe-hidalgo.

Im Jänner des Jahres 1848 entdeckte Marshal, ein Pächter Sutter's, bei Anlegung einer Mühle in dem abgelagerten Sand des Kanales reichlich Goldkörner; bald begann, vom Goldfieber ergriffen, die ganze Bevölkerung Gold zu suchen und bald bereicherte reiche Ausbeute die glücklichen Finder. Im August desselben Jahres waren die ersten Nachrichten davon in New-Yorker Blättern und lockten Tausende von gewinnsüchtigen Abentheurern in das Goldland, aus welchem auch alsbald abentheuerliche Mengen des edelsten Metalles nach Europa verschifft wurden. Schon im Jahre 1848 betrug die Goldausfuhr bei 5 Millionen Dollar, steigerte sich aber in den folgenden Jahren so, daß sie 1848 bis 1850 70 Millionen betrug und 1853 ihren größten Werth mit 65 Millionen erreichte.

Noch war die Welt im Staunen befangen über die reiche Goldquelle des kalifornischen Dorado und erging sich in allerlei Vermuthungen über ihren Einfluß auf Zinsfuß, Preise ꝛc., als im Sommer 1851 die Kunde nach Europa gelangte, in den südöstlichen Theilen des australischen Kontinentes seien noch weit reichere Goldfelder entdeckt worden. Obwohl man schon früher aus den geologischen Verhältnissen auf das Vorkommen von Gold geschlossen hatte, so war doch ein gewisser Horgreaves, der die kalifornischen Goldlager kannte und durch die ähnlichen geologischen Verhältnisse dazu veranlaßt, am 12. Februar 1851 bei Bathurst Gold suchte und auch wirklich fand, der eigentlich praktische Erfinder des australischen Goldreichthums. Auch hier trat das Goldfieber in seiner heftigsten und widerlichsten Gestalt auf, die Ausbeutung der Goldfelder wurde mit ausdauernder Leidenschaft betrieben und mit dem schönsten Erfolg gelohnt. Die Ergiebigkeit der Goldfelder in der Kolonie Neusüdwales wurde noch übertroffen durch die später aufgefundenen Goldlager an mehreren Orten der Kolonie Viktoria, deren Hauptstadt Melbourne für die Goldverschiffung und Versorgung der rasch anwachsenden Mineubevölkerung in diesem Theile der Welt bald den gleichen Rang einnahm, wie San-Franzisko in Kalifornien. Die Ausbeute in Australien betrug schon im Jahre der Entdeckung 4 Millionen Gulden, erreichte jedoch schon im nächsten Jahre ihr Maximum von 148 Mill. Gulden. Nach diesem kurzen geschichtlichen Rückblick wollen wir nun an die Lösung unserer Aufgabe und zu dem Zweck erörtern, erstlich, wie groß die Edelmetall-Produktion in verschiedenen Zeiten war, und wie sie zugenommen; dann welches ihr Werth gegenseitig und in Bezug auf andere Dinge war, und endlich, wohin schließlich die rastlos der Erde abgerungenen Schätze schließlich gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Flusse.

Ich kam allein gegangen
Früh Morgens am Alsterstrand',
Wo zwischen üppigen Gärten
Manch' prächt'ge Villa stand.

Es glänzen die Spiegelfenster,
Und lustig in blauer Luft
Die Flaggen am Dache flattern —
Rings Vogelsang und Duft! —

Auf zierlicher Veranda
Der reiche Kaufherr sitzt,
Theeschlürfend aus silberner Tasse
Den Arm auf den Tisch gestützt.

Die Wangen blaß, die Augen
Verwacht und rothumsäumt;
Von untersinkenden Schiffen
Hat er zu Nacht geträumt.

Die blühende Frau daneben,
Blickt so besorglich empor —
Nur schnell! schon harrt der Wagen
Hier außen am Gitterthor.

Der Wagen mit seid'nen Kissen,
D'rin täglich zur Stadt er fährt,
Allwo er beim Pult, auf der Börse,
Sein Haben begierig mehrt.

Hinein in den goldenen Morgen
Nun rollt er, ihn kümmert's nicht,
So wenig der Fischer ihn kümmert,
Da unten, der arme Wicht!

Der aber löst die Taue,
Und rudert wohlgemuth
Hinaus in die freie, blaue
Lebendige Wasserfluth!

So treiben's wohl diese Beiden
Schon lange, tagaus, tagein —
Möcht' um kein Gold der Erde
Der reiche Kaufherr sein.

Ernst Rauscher.

Malteiner Studien.

Volksfeste und Belustigungen.

Das Pfingstfest.

Man würde nur Allbekanntes sagen, wollte man die Oster- und Weihnachtsbräuche Oberkärnten's mittheiten; etwas Anderes aber ist es mit dem Pfingstfeste. Und namentlich in Maltein hat das Allgemeine eine Beigabe, von der ich anderwärts weder etwas gehört noch gelesen habe.

Das „Pfingstkönig sein" ist zwar im ganzen Lande eine fatale Sache, und sind die Strohkränze, mit welchen der oder die Siebenschläfer regalirt werden, noch keineswegs außer Uebung. Daher rüstet man sich, hier wenigstens, in mancherlei Weise, um am Pfingstsonntage ja gewiß nicht der Letzte im Bette zu sein. Schon vierzehn Tage vor Pfingsten werden die furchtbaren Peitschen hervorgesucht, dick wie die dicksten Glockenstricke, 1 — 2 Klafter lang und noch länger; und die erwachsene Jugend, die als Hirten in die Alpen zu ziehen hat, versucht es wieder einmal mit dem Peitschenschwingen. Doch nur einzelne „Klöcker" läßt man los, denn die festliche Zeit ist noch nicht da, „wo es von allen Seiten knallt". — Aber auch diese einzelnen Peitschenschläge werden nicht überhört — ach! die halbgewachsene Jugend will auch ihre „Goaseln" haben, um seinerzeit mitknallen zu können, und da hat manche Hausmutter ihr liebes Kreuz mit den Söhnen und Söhnchen. Das Garn muß heraus, und wird es nicht gutwillig gegeben, so wird es geraubt und gestohlen aus dem mütterlichen Schreine. Und das arme Rindvieh muß ebenfalls Haare lassen, denn man braucht ja die langen feinen Schweifhaare zum „Peitschenschmoaß".

Da kommen nun Peitschen und Geiseln von allen erdenklichen Formen und Massen zum Vorscheine, und sogar das Kind an der Mutterbrust ist nicht selten so ein Peitschenträger. Diese jungen Leute nun versuchen sich mit ihren Instrumenten in der lautesten, belustigendsten Weise, während die Kenner im Vorbeigehen das Schmunzeln nicht unterlassen. Endlich kommt der Vorabend des Pfingstfestes. Die junge Welt ist in der größten Spannung. Wenn die Sonne untersinkt, flammen ringsum in den Almen und Almwiesen die Feuer auf. Ich zählte das vorige Jahr am Maltaberge allein zehn solche Feuerherde. Was sollen diese Feuer bedeuten? Nun sie sind eben auch eine Illustration, kommen manchmal auch früher oder später, oder mehr vereinzelt und haben ihren Ursprung dem Gehölze zu verdanken, welches die Leute, die die Almwiesen abräumen, auf große Haufen zusammenlegen, und zu guter Letzt anzünden. Doch, weil es noch etwas Tag ist, muß sich das harrende Volk noch gedulden bis zum Betläuten — wenn aber die letzten Klänge der Glocken durch die Lüfte fließen — da beginnt von allen Bicheln und Plätzchen das Geknatter der Geißelschläge, als wenn der Feind in's Land gekommen wäre, und von allen Seiten in Pelotonfeuer heranrückte.

Und schon lassen sich dazwischen auch wie gewaltige Kanonenschläge die „Knaller" der zukünftigen Almer hören, mit einer Regelmäßigkeit, welche den Pendelschlag der besten Uhr zu Schanden macht.

Es ist etwas Feierliches und Großartiges, wenn so dieses weitschallende Peitschenschlagen durch die Nacht braust und, bis die Theilnehmer ermüdet sind, fortdauert und allmälig abstirbt mit den Flammen auf den Bergen in der Runde. Doch dieß Alles habe ich nicht bloß in Maltein, sondern auch in Kaning — und Weißbriach mit angehört und angesehen. Hingegen am Pfingstfeste selbst ist's, meines Wissens, bloß ein Malteinerbrauch, daß Frühmorgens die Schafherden mit Glöckchen und Schellen, soviel man ihrer nur auftreiben kann, behangen werden. Und bei dem ersten Anzeichen der Morgenröthe, lange vor dem Grußläuten, ziehen nun Hirt und Herde aus. Ach! das ist ein Klingklang! das gibt ein Geblöcke und Geplärre bei den Schaafen, dazwischen die lauten Rufe und die antreibenden Worte der Hirten und neue gewaltige Peitschenschläge, das geht so fort wohl eine halbe Stunde.— Die Herde durchzieht noch einmal alle Gassen und Straßen des Dorfes, wie zum Beweise ihres Frühaufstehens, wie zum Abschiede; denn nun geht's baldigst den Almen zu — und — du streckest dich indessen

schlaflos im Bette; denn wie wäre es möglich — bei einem solchen Lärm am Vorabende und in der Früh schlafen zu können? Und doch ist's dir nicht unbehaglich dabei. Denn es herrscht zwar eine etwas barbarische, aber doch eine leicht wahrnehmbare Harmonie in diesem Treiben, und das allzu Rauhe daran wird schon durch die Fenster und Mauern gedämpft, welche dich vom Schauplatze des Tumultes trennen.

Endlich ertönt das „Grußläuten" vom Kirchthurme her, und dieß bringt dich wieder mit deinen Gedanken in ein anderes Geleise.

Aber vom Pfingstfeste bis Johanni kommt dir der Brauch nicht mehr aus dem Sinne — denn jetzt gehen Tag für Tag Schafherden an Malteiu vorbei, den ersehnten Almen entgegen. Es ist das ein Leben voll Abwechslung, und nur mit dem Abtriebe aus den Almen — der jedoch viel weniger laut bewerkstelligt wird — zu vergleichen. Bei dieser Gelegenheit kann ich es nicht unterlassen, zu bemerken, daß auch die Malteiner mit einer rühenden Anhänglichkeit an ihr schönes heimatliches Thal und an ihre Almen und Berge begabt sind. Ferner, daß auch sie jenes charakteristische Heimweh empfinden, wenn sie in die Fremde müssen; ja daß etliche Burschen beim Militär selbst am Heimweh gestorben sind.

Die Malteiner besteigen oft und mit Vorliebe ihre blumenreichen Almen, und selbst die riesigen Bergspitzen der Hochalm sind aus reinem Interesse für die Ansicht und Aussicht von Malteinern schon früher bestiegen worden, als dieß von den fremden Touristen geschah. Ehre der Wissenschaft! Ehre dem wolkenstürmenden Streben der Touristen! Aber nicht Schande den Malteinern, als wenn sie ihr Thal und ihre Berge nicht zu achten wüßten. Hat der Glockner sein Fräulein, von dem er sich treten ließ, nun — so hat doch der „Sonnblick" hier im Maltathale auch seine Damen, die von seinem Gipfel aus sich die Welt betrachteten.

Paul Kohlmayr.

Weine, Kind, der Seele Leiden.

Weine, Kind, der Seele Leiden
Aus an meiner treuen Brust,
Sag' es mir, vom Liebsten scheiden,
Hast auch du gar früh gemußt,
Sag' es mir, viel blut'ge Wunden
Schlug das herbe Leben dir,
Aber hold in Lust verbunden
Bleib' bei mir.

Deine Thränen sind Juwelen,
Sind wie Frühlings Blumenthau,
Müßt' ich ihrer tausend zählen,
Mied' ich nie die schönste Au.
Daß es Morgen einst geworden,
Dir in Augen künden sie,
Aber meine Liebe morden
Zähren nie.

Weiß ich doch mein ganzes Leben,
Deinem Troste ist's geweiht,
Mildert, dir nur hingegeben,
Alle die Vergangenheit.
Willst du trauern, trüben Blickes,
Folg' ich zum Entschwund'nen dir,
In den Stunden vollen Glückes
Bleib' bei mir!

Fritz Pichler.

Verschiedenes.

(Eine neue Shakespeare-Galerie von Kaulbach.) Die Nikolai'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin macht bekannt, daß sie mit Benutzung der in ihrem Besitze befindlichen Kaulbach'schen Original-Cartons zum Shakespeare, in genauem Anschluß an dessen große Goethegalerie, eine „Shakespeare-Galerie", photographirt von Albert in München, herausgeben wird. Dieselbe soll aus drei Lieferungen und neun Blättern bestehen. Die erste Lieferung enthält „Macbeth und die drei Hexen auf der Haide", „Fernando, Miranda und Prospero" (aus dem „Sturm"), „der Tod des Königs Johann im Klostergarten zu Swinstead" (aus „König Johann") die zweite Lieferung bringt „Kaliban, vor Trinkulo und Stefano knieend; in der Luft schwebt Ariel, umgeben von einer Schaar musizirender Genien" (aus dem „Sturm"), „Lady Macbeth schlafwandelnd", „der Streit der Könige von England und Frankreich im Lager vor Angers" (aus „König Johann"); endlich die dritte Lieferung wird den „Tod Julius Cäsar's in der Senatssitzung" (aus „J. Cäsar"), „Prinz Arthur und Hubert de Burgh" (die Blendungsscene aus „König Johann"), sowie „Macbeth sich zum letzten Kampfe rüstend" enthalten. — Kaulbauch war zuletzt mit einer Komposition aus Goethe's Leben beschäftigt. Er stellt die hübsche Erzählung aus „Wahrheit und Dichtung" dar, wo Goethe seine Meisterschaft im Schlittschuhlaufen zeigt. Die mitanwesende Lili schickt sich soeben gleichfalls zur Fahrt auf dem Eise an, während die Frau Rath und Sophie Laroche dem dahingleitenden jungen Apollo bewundernd nachschauen. Auch die Scene im Park zu Fotheringhay zwischen den zwei Königinnen aus Schiller's „Maria Stuart" will Kaulbach in einer Zeichnung schildern.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 28 Sonnabend, den 11. Juli 1863.

Skizzen aus dem Volksleben.

III. Die nächtliche Wallfahrt.

Auch in unserem Jahrhundert wurde eine neue Welt entdeckt, wer kennt sie nicht diese wunderbare Welt mit den sonnigen Matten, den sprudelnden Quellen und schäumenden Wasserstürzen; es ist die Welt der Alpen mit ihren Gletschern und wolkennahen Bergkuppen, die man vor Zeiten kaum den Namen nach kannte, die man vergeblich in alten geographischen Werken und Landkarten aufsucht, die als der Tummelplatz der Wildheuer und Hirten durch Jahrhunderte hindurch einsam und unbeachtet in die Luft emporstarrten. Erst die Neuzeit hat uns ihre Pforten erschlossen und durch die wissenschaftliche Forschung den Reiz noch erhöht, den sie auf jedes für Naturschönheiten halbwegs empfängliche Gemüth ausüben muß.

Kaum daß der warme Hauch des Frühlings die mächtigen Schneediademe von den Stirnen der Berghäupter hinweggeschmolzen hat, schicken sich nun alljährlich Tausende und Tausende zur Wanderung an; wie die Wandervögel nach dem Süden, „wo die Citronen blühen, im dunklen Laub die Goldorangen glühen", zieht's sie mit den Sennen hinauf in die frischen luftigen Regionen der Alpen, wo die Gletschergebilde schimmern und das „Edelweiß" am steilen Felsrande winkt. Ueberall bilden sich Klubs und Alpenvereine, um durch Einflußnahme auf die Organisirung des Führerwesens, auf die Transport- und Unterkunftsmittel, ihnen die Fahrt so bequem und angenehm als möglich zu machen. Ein Seitenstück zu diesen Bergfahrten, wie sie seit einigen Decennien her auch in unserem Alpenlande in Schwung kamen, ist jene eigenthümliche, vom Volke auf eigene Faust unternommene Wallfahrt nach den vier hervorragenden Bergkuppen des Glanthales. Sie bildet eine auffallende Erscheinung im religiösen Leben des Volkes, wie man sie nicht leicht irgendwo finden dürfte, und liefert zugleich den Beweis, wie sehr das Volk noch immer, besonders in religiöser Hinsicht, am Altheergebrachten festhält; denn diese Wallfahrt besteht schon seit urdenklichen Zeiten. Als der Glockner noch zu den unbekannten Größen zählte, wanderte das Volk schon in unabsehbaren Schaaren nach den mit Gotteshäusern gekrönten Höhen des Helenen-, Veits-, Laurenz- und Ulrichsberges, die Meglser für die höchsten in Kärnten hielt.

K. Wilhelm Mayer schreibt davon in seiner Statistik: „Diese (Berge) besucht das Landvolk alle Jahre am heiligen Dreinageltag (also nennen sie den dritten Freitag nach Ostern), und diese Wallfahrt verrichten sie vom ersten Nachmittag an bis zu dem andern Nachmittag, die ganze Nacht hindurch. Diese vier Berge bilden eine zwölf Stunden lange Bergkette." *)

Am Vorabende des Dreinageltages bietet die sonst so einsame Höhe des Helenenberges, wo sich dem Auge eine weite Fernsicht über ein vielverzweigtes Gebirgs-Panorama erschließt, ein reges, lebensvolles Bild. Das ganze Plateau um die gothische Kirche ist mit Landleuten aus allen Gauen Unterkärnten's, ja selbst der benachbarten Steiermark, bedeckt. Slovenen und Deutsche, bunt durcheinander gemischt, haben sich hier zu einer seltenen religiösen Feier vereint. Wer sich die Mühe nehmen wollte die Leute zu zählen, würde nicht so bald damit fertig werden. Gewöhnlich sind es über 2000 Köpfe, manches Jahr waren hier an diesem Tage über 4000 Menschen beisammen. Als ein besonderes Abzeichen tragen sie einen dichten Kranz von Epheu, das „Bergerlaub", wie sie es nennen, an den Hüten, das ihnen ein höchst originelles Aussehen gibt. Das Einsammeln des Bergerlaubes (Hedera helin. L.), das die schroffen Felswände überkleidet und, wie sie meinen, nirgends als am Helenen- und Veitsberge zu finden ist, wird von den muthigsten Burschen besorgt, die sich mit Turnergewandtheit an die Felskanten hinauswagen. Mit Einbruch der Nacht lodern an mehreren Stellen Wachfeuer auf, welche die mannigfachen Gruppen der unter freiem Himmel kampirenden Menge beleuchten. Um Mitternacht, wenn unten im Thale bereits schon Alles in tiefer Ruhe liegt und die letzten Lichtchen verlöschen, erschallen mit einem Male die Glocken im alter-

*) Statistik und Topographie des Herzogthums Kärnten. Klagenfurt 1796. Seite 13.



grauen Thurme der Helenenkirche; Jung und Alt drängt sich in ihre hellerleuchteten Räume, die jedoch nur einen kleinen Bruchtheil der anwesenden Menge zu fassen vermögen, die Meisten wohnen unter freiem nächtlichen Himmel mit entblößten Häuptern dem nun zur ungewöhnlichen Stunde beginnenden Gottesdienste bei. Es ist ein feierlicher, ergreifender Moment, tiefes Schweigen ringsum, die Berge, die Thäler und Menschen schlummern unter dem Schleier der Nacht, nur hier an diesem erhabenen Altare im Tempel der Natur wacht eine betende Menge.

Kaum daß der Priester den letzten Segen gesprochen, setzt sie sich wieder in Bewegung. Kienfackeln werden angefacht, um damit die dunklen Bergpfade zu erhellen; denn nun geht es in hastiger Eile über Stock und Stein und Wurzeln bergab; bald steht die Höhe des Helenenberges, wo nur noch die Ueberreste der Wachfeuer verglimmen, wieder einsam und verlassen. Das zeitweilige Aufleuchten der Fackeln durch die Fichtenwaldung läßt uns die von den Wallfahrern eingeschlagene Richtung erkennen; bald sind sie in der Ebene angelangt — eine lange Reihe von leuchtenden Punkten zieht sich nun hin durch das Dunkel der Nacht.

So wandert der Zug ohne Unterbrechung, über Meißelberg, am klassischen Boden des Zollfeldes, an den Resten des alten Virunum vorüber, bis er mit Anbruch des Morgengrauens die Anhöhen des am Fuße des Ulrichsberges gelegenen Pfarrdorfes Pörtschach erreicht. Da lagern sich die Schaaren um den alten Thurm von Möderndorf im Angesichte des gothischen Domes von Maria Saal. Während einige ermattet vom nächtlichen Gange ihr Haupt in's thaufeuchte Gras legen, erquicken sich andere an ihrem frugalen, aus Brod und Käse bestehenden Frühmahl. Daß Jeder den Mundbedarf mit sich führt, läßt sich denken, da die sich überstürzende Eile bei dieser Bergfahrt wenig Zeit zur Einkehr übrig läßt.

Dieser nächtliche Zug bei Fackelschein hat seine mystische Bedeutung; er soll die Judenschaar vorstellen, die zur Gefangennehmung Christi mit Fackeln auszogen, wie übrigens die ganze Wallfahrt zur Verehrung des leidenden Erlösers und der Leidenswerkzeuge abgehalten wird, daher die Wahl des Dreinageltages (Commem. Lanceae et Clavorum), der vielleicht vor Zeiten festlich begangen wurde.

Die Ruhe dauert nicht lange, schon beginnen die Pöller an der Anhöhe von Pörtschach ihre Thätigkeit, in ihren in der Ferne verhallenden Donner mischen sich die Klänge der Glocken; es ist, als ob man hier zum zweiten Male den Ostermorgen feierte. Die Menge ordnet sich zum Einzug in die Kirche, Kopf an Kopf, singend und betend, die Hüte so dicht mit Immergrün bekränzt, daß die Zweige hochaufstehen und vom Hute selbst fast nichts zu sehen ist, zieht sie daher wie ein wandernder Wald von dem hinter den östlichen Bergen auftauchenden Tagesgestirne begrüßt.

Die weitere Richtung des Zuges geht auf die Höhe des Ulrichsberges, dann über Karnberg und Zweikirchen quer durch das Glanthal hin auf den Gipfel des Veitsberges, von da nach kurzer Mittagsruhe über die Höhen von Gradenegg und Sörg auf die das Thal weithin beherrschende Kuppe des Lorenzenberges. Ueberall werden die „Vierberger" mit Pöllersalven und Glockengeläute empfangen, wo möglich wohnen sie der Messe bei und ziehen dann so schnell, wie sie gekommen, wieder davon. Die ganze Fahrt muß in 24 Stunden vollendet sein. Es ist eine tüchtige Wegesstrecke, und nur zu wundern ist es, wie selbst alte Leute, ja sogar Kinder daran theilnehmen können. Unter dem Volke herrscht allgemein die Meinung, „daß man's an keinem andern Tage als am Dreinageltage dargeht".

Obschon eine Partei der Wallfahrer vom Veits- oder Lorenzenberg aus geht und daher Viele von der Spitze des Ulrichsberges nach Hause wandern — ist es noch immer ein bedeutender Zug, der über die grüne Berglehne daherschreitend, unter Pöllergekrache in der kleinen Kapelle des Lorenzenberges seinen Einzug hält. An der Hochebene dieses abgestutzten Bergkegels hat der daselbst in einem Häuschen, das schon zu Zeiten Valvasor's stand, residirende Meßner eine Restauration unter freier Himmelsdecke aufgeschlagen. Da schmort auf einem aus losen Steinen zusammengefügten Herde die „Krapfenpfanne" und erfüllt die Luft mit Ambradüften, da brodelt's im schwarzen Kaffeenapf, am Tische daneben stehen mit Bier gefüllte Krüge und Weißbrode in Bereitschaft, denn hier haben die Leute Zeit, sich einige Erholung zu gönnen. Wer kein Geld in der Tasche hat, findet, da kein Brunnen in der Nähe ist, zur vorläufigen Löschung des Durstes auf einem Ziehwägelchen ein Faß von reinem Quellwasser, und zur Bequemlichkeit eine Pfanne unter der Pippe. Uebrigens gibt es nicht Wenige, welche bei der ganzen beschwerlichen Bergfahrt nichts als Brod und Wasser genießen.

Von der Spitze des Lorenzenberges geht es durch die dichte Fichtenwaldung mit ihren herrlichen Ausblicken nach der alten Burg Frauenstein und den Kraigerschlößern, die wie Rabennester an der Felskante hängen, über das freundliche Müllbach hinab nach St. Veit, in das von Bergen und Burgen umschlossene Glanthal,

wo sich die Wallfahrer nach allen Richtungen, der Heimat zueilend, zerstreuen.

Daß diese eigenthümliche Wallfahrt sehr alt ist, wurde bereits angedeutet. Schon Megiser macht davon Erwähnung. In seiner Chronik von Kärnten lesen wir: „Insonderheit aber sind vier die höchsten Berg' im Land, da jährlich große Wallfahrt hin sein. Deren Namen sind: St. Ulrichs-, Helena-, Veits- und Laurenzenberg. Auf dise vier Berg lauft das gemeine Volk alle Jahr Kirchfahrten an dem heil. Dreinageltag und muß dies Kirchfahrt-Laufen auf einen Tag verricht werden. Darum sie sich dann nicht lang saumen, wann sie in den Kirchen eini kommen, gehn sie gleich flux um den Altar, neigen sich und laufen wieder davon. Es erkranken ihrer viel über diesem Laufen, daß auch zu zeiten etlich gar sterben, denn es ist ein sehr langer Weg, und wie etlich nachreiten, wol zwölf deutsche Meil sein sollen." *)

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist ihr Ursprung in der Mitte des 14 Jahrhunderts zu suchen, wo die in den orientalischen Gegenden grassirende Pest sich auch über Oesterreich und Kärnten verbreitete, ganze Dorfschaften förmlich ausstarben und die Geißler schaarenweise, mit halbentblößtem Leibe, mit Riemen sich wund schlagend, von Ort zu Ort wanderten, um vom Himmel die Abwendung dieses schrecklichen Uebels zu erflehen. Auch die Volkssage verlegt ihr Entstehen in die Zeit einer großen, allgemeinen Noth; da sollen sich die Leute verlobt haben, alljährlich auf die vier heil. Berge im Glanthale zu pilgern.

Schließlich eine auf diese Wallfahrt sich beziehende Sage aus den Hungerjahren:

„Einmal war im Lande eine große Hungersnoth, die Felder waren alle dürr, die Wiesen wie ausgebrannt, das letzte Kärnlein Getreide war aufgezehrt, ganz vertaren wankten die Leute umher, viele starben des Hungertodes; da sagte ein uralter Mann, der auf einem Stein vor seiner Hütte saß, zu den Leuten: „Habt's ja wohl die vier Berge, nehmt's das Stroh von den Dächern, tragt's auf die Tenne, dritscht's klein zusammen, bestellt's den Acker so gut es geht, säet's das Stroh aus, laßt's dann Alles liegen und stehen, und macht's euch auf nach den vier Bergen, da wird's wieder Getreid' im Ueberfluß geben." Die Leute schüttelten die Köpfe und meinten: „Das wird wohl ein leeres Strohdreschen sein." Doch sie folgten dem Rathe des Alten und hatten darauf ein gesegnetes Jahr.

*) Annales Carinthiae. I. P pag. 40. L. 1612.

Daher heißt es noch immer: „Wenn die Ameisen nicht mehr die vier Berge ablaufen, werden schlechte Zeiten kommen."

F. Franzisci.

Marburg's Gruß an Klagenfurt.

Nach der Vergnügensfahrt am 28. und 29. Juni 1863. *)

Dir Kärnten! schönes Nachbarland!
Befahren jetzt mit Dampfesrossen,
Dir reichen wir die Bruderhand!
Dir Land mit deinen Alpkolossen,
Dir Klagenfurt am Seegestade,
Du schöne reizende Najade!

Wir sahen Dich von Thurmes Höh'
Verliebt am Uferrande sitzen,
Du kosest da mit deinem See
Und eiferst mit den Bergesspitzen,
Die bis in seine Fluten steigen,
Im Wiederscheine sich zu zeigen.

So sitze froh am Alpensaum',
Du bied'rer, nimmersatter Zecher!
Und trink' des See's Wellenschaum,
Ist doch der Wörthersee dein Becher,
Du führ'st den See dir zu bewachen
Im Wappenschilde einen Drachen.

Dir Kärnten unser'n wärmsten Dank,
Du sendest deiner Berge Quellen,
Nach Marburg's Flur den Labetrank,
Den Drawefluß mit seinen Wellen;
Er hat seit Jahren uns verbunden,
Doch jetzt erst haben wir's empfunden.

Als wir auf eisernem Geleis
In's Herz des Nachbarlandes drangen,
Und Stiria im Edelweiß
Sah Kärnten's Alpenwände prangen,
Und Tausend uns willkommen hießen,
Da mußten un'sre Herzen überfließen.

Wie fühlten, daß wir stammverwandt,
Daß Beide wir die Stollen bauen,
Dieselbe Arbeit uns gesandt
Von Gott! auf den wir ja vertrauen,
So laßt uns auch in allen Zeiten
Befreundet durch das Leben schreiten.

*) Obiges Gedicht wurde der Redaktion zur Aufnahme in die Carinthia von einem Theilnehmer der Vergnügungsfahrt eingesendet. A. m. d. R.

Zwei Blüthen, die im Länderstrauß'
Von Oest'reich's Kaiserkrone stehen,
Zwei Völker, die in Einem Haus
Nach Einem Ziel, dem Fortschritt, gehen;
Sie mögen glücklich sich entfalten,
Und ihre Freundschaft nie erkalten.

Dir Kärnten! schönes Nachbarland!
Befahren jetzt mit Dampfesrossen,
Dir reichen wir die Bruderhand,
Dir Land mit deinen Alpkolossen!
Dir Klagenfurt am Seegestade,
Dir schöne, reizende Najade!

Marburg, am 30. Juni 1863.

Hilarius.

Aus dem Landes-Museum.

Gold und Silber als Geldstoffe.

(Vortrag, gehalten von J. Prettner am 8 und 9. Dezember 1862.)

(Fortsetzung.)

Ueber die Menge der in verschiedenen Zeiten producirten Edelmetalle, so wie über die Goldfrage überhaupt haben der Engländer Jacobs, der Franzose Sismondi, der deutsche Soetber, und in neuester Zeit die Russen Tegoborski und Ottzejchkoff eingehende Studien gemacht und sich bemüht, die Produktion an Gold und Silber ziffermäßig festzusetzen.

Es ist begreiflich, daß die Angaben der Produktion im Alterthume und Mittelalter, bei den in dieser Beziehung spärlich sich vorfindenden Aufzeichnungen, nur sehr unbestimmt und beiläufig sein können; wir wollen diese mitunter sehr scharfsinnigen Berechnungen übergehen und uns mit der als Durchschnitt aller einzelnen Berechnungen sich ergebenden Annahme begnügen, daß der zur Zeit kurz vor der Entdeckung von Amerika in Europa vorhandene Baarschatz sich auf 1000 Mill. Gulden, 300 Gold und 700 Silber belaufen haben möge.

Erst nach der Entdeckung von Amerika liefern die geschichtlichen Aufzeichnungen sichere Angaben über die Ausbeute an Edelmetallen, aus welchen die verschiedenen Forscher, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hatten, wenigstens in den Summen größerer Zeiträume übereinstimmende Zahlen berechnet haben. Es betrug so die Ausbeute, wenn man eine Kölner Mark Silber zu 21 Gulden Oe. W., eine Mark Goldes um das 15fache, also zu 315 Gulden annimmt, im Geldwerthe:

			Gulden	Davon Gold	Procent Silber
Im	Jahre	1500:	1,800.000	42	58
„	„	1550:	6,100.000	13	87
„	„	1600:	15,000.000	11	89
„	„	1650:	36,250.000	13	87
„	„	1700:	46,000.000	22	78
Im	Jahre	1750:	87,800.000	33	76
„	„	1800:	109,100.000	30	70
„	„	1846:	127,300.000	49	51

Wir entnehmen aus diesen Angaben die stätige Zunahme der Ausbeute im Laufe der Jahrhunderte, und das Ueberwiegen der Silberproduktion. Der Werth des erzeugten Goldes hatte in keinem Jahre, auch in der neuern Zeit, den des erzeugten Silbers erreicht.

Summirt man die ganze Gold- und Silber-Ausbeute von 1493 bis zum Jahre 1847, so erhält man folgende Zahlen:

	Mill. Gulden	Procent Gold	Silber	kommt auf 1 Jahr
Aus Amerika *)	15.875	26	74	45
Asien und Afrika	1012	100	—	2.8
Europa und Rußland	1569	41	59	4.5
	18.456	33	67	52.2

Dem Gewichte nach betrug also die ganze Ausbeute beiläufig 19 Millionen Mark Gold und 604 Millionen Mark Silber, dieß macht 79.420 Zt. Gold und 2½ Mill. Ztn. Silber.

Man sieht daraus, daß bei weitem den größten Theil der erzeugten Werthe Amerika, und daß es ihn in Silber liefert, Europa und Rußland liefern nur den zehnten Theil, und die Hälfte davon in Silber, Asien und Afrika liefert jährlich nicht ganz 3 Millionen in Gold.

Seit der Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldfelder hat sich das Verhältniß wesentlich verändert, indem diese Länder nur Gold und davon so große Mengen lieferten, daß sie die übrige amerikanische Ausbeute weit übertrafen.

Es erzeugten diese Länder nach dem oben angegebenen Werthe des Goldes in Gulden Oe. W.:

*) Davon wurden aus Mexico allein in den Jahren von 1521 bis 1803 nach Humboldt's Schätzung 160 Millionen Gulden an Gold, und 3856 Millionen Gulden an Silber erzeugt.

	Kalifornien	Australien.
1848	12 Mill.	— Mill.
1849	39 „	— „
1850	65 „	— „
1851	87 „	4 „
1852	105 „	148 „
1853	112 „	115 „
1854	121 „	110 „
1855	102 „	77 „
1856	109 „	81 „
1857	103 „	50 „
	855 Mill.	585 Mill.

Während also die frühere amerikanische Ausbeute nur 45 Mill. im Jahre betrug, davon nur 11·7 Mill. Gold waren, lieferte Kalifornien allein in Gold jährlich 85½ Mill., Australien im Jahre 83½ Mill. Gulden in Gold. Beide Länder lieferten bis 1857 beiläufig 4,600.000 Mark Gold. Die ganze Erzeugung im Jahrzehent 1848 bis 1857 betrug also zusammen:

	Mill. Guld.	Davon pCt. Gold	Silber	im Jahre
Kalifornien	855	100	—	85·5
Australien	585	100	—	83·5
Amerika	794	42	58	79.4
Europa und Rußland	248	55	45	24·8
	2482	74	26	273·2

In diesem Jahrzehend betrug die Edelmetall - Erzeugung dem ganzen Werthe nach so viel wie sonst in 50 Jahren, der Menge nach wurde an Gold nahezu ein Viertheil der Menge erzeugt, welche Amerika in 350 Jahren geliefert hatte.

Rechnen wir noch den ganzen seit geschichtlicher Aufzeichnung erzeugten Metallschatz zusammen, so erhalten wir folgende Zahlen:

	Mill.Guld.	Procent Gold	Silber
Von 1492	1000	30	70
„ 1492 bis 1847	18 456	33	67
„ 1848 „ 1857	2482	74	27
	21.938	38	62

Dem Gewichte nach beträgt diese ganze Summe 26½ Mill. Mark Goldes und 907 Millionen Mark Silbers.

Ueber das Werthverhältniß von Gold und Silber im Alterthum haben wir gleichfalls nur spärliche Aufzeichnungen. Jedoch wird von allen Forschern angenommen, daß das einfache Verhältniß, wornach Gold den zehnfachen Werth des Silbers hat, als eine uralte, im Orient entstandene Regel zu betrachten sein möchte, die von da aus auch bei den Hellenen Eingang gefunden hat. Die Slateren-Goldmünzen, welche in Griechenland ausgeprägt wurden, folgten dieser Werthbestimmung. Wenn dieß aber auch im Durchschnitt anzunehmen ist, so gab es doch Zeiten, wo das Gold gegen das Silber im Werthe stieg, wie z. B. Herodot bei Aufzählung der von Indien an Darius zu entrichtenden Tribute das Gold 13fach im Werthe gegen Silber schätzt.

Im römischen Reiche hat erst Servius Tullius das formlose Kupfer, das bis dahin als Tauschmittel diente, in Barren gießen lassen und mit Figuren von Vieh bezeichnet, um ihren Werth zu bestimmen (pecunia von pecus), wodurch das Wägen des Kupfers erspart wurde. Zur Zeit der Decemviren wurden Münzen aus Kupfer, Blei und Zinn geschlagen. Um 269 v. Ch. nach dem ersten punischen Kriege wurden Silbermünzen geschlagen, 1 Denar war ungefähr 1 Frank werth und stand gegen Kupfer wie 1:280. Erst Julius Cäsar ließ Goldmünzen schlagen im Werthe von 12½ und 25 Denar, also Silber zum Goldwerth wie 1:12, ein Verhältniß, das so ziemlich konstant blieb, obwohl es wieder Zeiten gab, wo dieß Verhältniß alterirt wurde, indem zu Zeiten Nero's u. dgl. von der Regierung selbst Kupfer und Eisen mit Silber plattirt, mit Zwangscours ausgegeben und unter Heliogabal diese Münzen bei Regierungskassen zurückgewiesen wurden, wodurch sie, wie in unserer Zeit nur mit starken Disagio in Zahlung genommen wurden. Jedoch ist ein stetes Steigen des Goldwerthes bemerkbar; im Jahre 410 nach Christus wurde durch Dekret der Kaiser Honorius und Arkadius der Silber- zum Goldwerth wie 1:14·4 festgesetzt.

Auch im Mittelalter schwankte dieß Verhältniß nicht selten. In Deutschland wurden, wie früher erwähnt, von Karl dem Großen bis in's 13te Jahrhundert keine Münzen geprägt, in Italien geschah dieß um das Jahr 1260 im Verhältniß von 1:10½. Eine Berechnung der Werthrelation der edlen Metalle nach Aufzeichnungen im Archiv des deutschen Ordens in Preußen hat für 40jährige Durchschnitte Folgendes ergeben: Im Jahr 1399: 1:12·3, im Jahre 1432 war es 1:12·7, im Jahre 1494 1:10·5, im Jahre 1530 1:9·2. Man entnimmt aus diesen Notizen, daß man als Durchschnitt für das, wie zu sehen, häufig schwankende Verhältniß die Zahl 1:12 annehmen dürfte.

Zur Zeit der Entdeckung Amerika's stand in Spanien Silber zu Gold wie 1:11·6, und wurde von der Königin Isabella in Folge der ersten Goldsendungen aus Haiti im Jahre 1497 auf 1:10·7 gesetzt

Aus Beispielen in dem 1518 erschienenen Rechenbuche Adam Riese's berechnet sich dieß Verhältniß auf 1 : 10·7. In den Reichs-Münzordnungen und Münzvereinbarungen der deutschen Kreise wurde es folgender Weise normirt: Im Jahre 1524 auf 1 : 11·4, 1559 auf 11·5, 1604 auf 1 : 12·1, 1619 auf 1 : 13·3, 1670 auf 1 . 14·5.

In England wurde zu Anfang des 17ten Jahrhundertes in Folge des Verschwindens von Silbermünze über Vorschlag Isak Newton's der Goldwerth erhöht und zum Silber auf 1 : 15.2 festgestellt, und von England bis 1816 so festgehalten.

Nachdem der ungeheure Zufluß an Gold aus den kalifornischen und australischen Goldfeldern eingetreten war, war in allen Zeitungen die Goldfrage ein stehender Artikel geworden und allgemein dringend die Nothwendigkeit dargethan, daß Länder, welche ihr Geldwesen auf Silber basirten, schleunigst diese Silberwährung gegen Goldwährung vertauschen müßten, damit nicht das gegen das so häufige Gold theuer gewordene Silber aus diesen Ländern abfließe. Die Erfahrung hat merkwürdiger Weise diese Befürchtungen nicht gerechtfertigt, denn es stand Silber zu Gold 1850 auf 1:15·7, 1852 auf 1 : 15·6, 1854 auf 1: 5·3, 1856 auf 1 : 15·4. Es hat also, und zwar nur vorübergehend, eine Abnahme des Goldpreises um kaum 0·37 statt gefunden.

Ueber das Werthverhältniß der Edelmetalle zu andern Gegenständen sind in neuester Zeit Untersuchungen angestellt worden, die einige interessante Daten geliefert hatten. Im Alterthum war in Rom vor dem ersten punischen Kriege ein Metzen Weizen nur im Preise von 62 Neukreuzer, nach dem ersten punischen Krieg, als großer Mißwachs eingetreten war, stand er auf 6 fl. 12 kr., im Durchschnitt zur Zeit der Republik auf nahe 2 fl. Zur Kaiserzeit war der Preis im starken Steigen und stand im Mittel auf 3 fl. 75 kr. Es war also nicht nur ein sehr starkes Schwanken, sondern auch ein stetes Steigen der Preise nicht zu verkennen.

So schwankte auch der Zinsfuß für Darlehen zwischen 5 und 10 Procent. Ueber 12 Procent wurden als Wucher bestraft; demnach lieh Verres in Sicilien zu 24 pCt., und schon zur Zeit der punischen Kriege nahm die Regierung Gold zu 15pCt. auf. Geldgeschäfte wurden auf dem Forum abgemacht, wo die Wechsler ihre Buden hatten, daher der Ausdruck: „Das Forum verlassen, so viel wie Bankerot machen. Ueber Arbeitslohn sind nur sehr schwankende Angaben, da fast alle Arbeit durch Sclaven verrichtet wurde.

Für das Mittelalter wurden in der Zeitschrift des Geschichts-Vereines des Oberrheines interessante Angaben über Preise geliefert.

Ein Morgen Ackerland erster Klasse wurde im 8ten bis 11ten Jahrhundert mit 3 bis 11 fl., im 13ten mit 20, im 15ten und 16ten schon mit 100 fl. bezahlt.

Ein Weingarten kostete schon im 13ten Jahrhundert 240 fl., und im 15ten schon 500 fl.

Häuser in Städten waren im 13ten 200, im 15ten schon 1000 fl. werth.

Ein Malter Korn kostete im 13ten Jahrhundert 1 fl. 50 kr. bis 2 fl., im 14ten im Mittel 2 fl. 33 kr., im 15ten Jahrhundert stieg der Preis von 3 fl. 20 kr, bis 14 fl. 30 kr., im 16ten war er im Mittel 5 fl., fiel zuweilen auf 2 fl. 16 kr. und stieg einmal auf 15 fl.

Ein Fuder Wein schwankte im 14ten Jahrhundert zwischen 22 und 62 fl., im 15ten zwischen 12 fl. 50 kr. und 77 fl., und war im Mittel 40 fl., im 16ten Jahrhundert fiel er einmal auf 9 fl., und stieg dagegen einmal auf 280 fl.

Ein Stück Rindvieh kostete im 8ten bis 12ten Jahrhundert nur 1 fl. 54 kr., stieg im Preise jedoch in den folgenden auf 8 fl., 15 fl, 25 fl., und im 16ten auf 60 fl.

Eisen als Pflugschaar kostete 100 Pfd. im 13ten Jahrhundert 18 fl., im 16ten aber 25 fl., — Schienen, deren zwölf auf 100 Pfd. gingen, kosteten im 13ten Jahrhundert 13 fl., 100 Pfund Stabeisen aber nur 10 fl.

Blei 100 Pfd. im 14ten Jahrhundert 7 fl. 50 kr., im 16ten 13 fl. Der Taglohn eines Bauernknechtes war im 15ten Jahrhundert nur 13 Nkr., eines Bauarbeiters 27 1/4, eines Steinmetz 34, eines Schnitters im 12ten Jahrh. 6 2/3 Nkr., im 15ten Jahrh. 24 1/2, im 16ten 40 Nkr.

Aus diesen Angaben ist wenigstens ein fortwährendes Steigen aller Preise zu entnehmen. Für die neuere Zeit hat Soetber, um die Wirkung der von Kalifornien und Australien ausgehenden Goldüberschwemmung, von der man ein allgemeines Zurückgehen der Preise erwartete, ziffermäßig bestimmen zu können, den Durchschnitt der Preise von 42 der gebräuchlichsten Artikel in den Jahren 1831 bis 1840 bestimmt, und mit diesem Durchschnitt die Preise derselben im Jahre 1856 verglichen.

Hier folgen einige der wichtigeren dieser Artikel. Nimmt man die Preise von 1831 bis 1856 gleich 100 an, so waren sie:

	1841—1850	1856		1841—1850	1856
Weizen	120	212	Eisen	91	113
Roggen	112	203	Reis	85	101
Ochsenfleisch	119	183	Wolle	87	100
Schweinfleisch	106	170	Seide	100	91
Blei	107	161	Rohzucker	83	90
Wein	77	149	Indigo	83	87
Zink	139	148	Thee	110	85
Butler	108	144	Kaffee	68	83
Branntwein	90	127	Zucker	82	82
Rosinen	99	126	Salz	87	70
Flachs	100	121	Baumwolle	72	63
Glas	126	121	Leinen	65	59
Kupfer	96	129	Steinkohlen	100	120

Wir können aus dieser Zusammenstellung ein allgemeines und gleichmäßiges Steigen der Preise in keinem Falle entnehmen, denn wir müssen bedenken, daß gar viele Umstände auf die Aenderungen der Preise einwirken, und daß gerade jene Artikel, welche vom Orient bezogen, also mit Gold zumeist bezahlt werden müssen, nicht gestiegen, sondern bedeutend gefallen sind, wie z. B. Thee, Kaffee, Zucker rc. Es muß also die Wirkung dieser Goldzuflüße darauf beschränkt werden, daß sie eben die Preise nicht höher steigen ließen.

Es drängt sich somit die Frage auf, wohin kommen diese Massen der Edelmetalle, welche, wie eben erörtert, zu Tage gebracht worden sind? Es ist zur Lösung dieser Frage meist darauf hingewiesen worden, daß fortwährend ein starker Abfluß der Edelmetalle nach dem Orient stattfinde. Die Länder des Orientes, zumal Persien, Indien, China, liefern uns viele Produkte in großen Mengen, ohne daß sie dafür Erzeugnisse unserer Industrie uns abnehmen, sie müssen also mit Gold und Silber bezahlt werden; es werden die Summen, die jährlich dahin gehen, mitunter sehr hoch berechnet. (Aus England auf jährlich 30, aus Frankreich 13 Mill. Gulden.)

Indessen, wenn wir nicht Massen von Baarvorräthen im Orient annehmen wollen, erklärt uns dieß doch die Sache nicht, und wir müssen einen allgemeineren Standpunkt zu gewinnen suchen zur Lösung dieser Frage.

Nicht darum ist Gold und Silber kostbar, weil es Geld ist, sondern es ist eben darum Geld, weil es bei den Menschen so großen Werth hat. Diesen Werth aber hat es durch seine oben erörterten Eigenschaften. Gold und Silber haben schönen Glanz und Farbe, sind dehnbar und können leicht in alle Formen gebracht werden, sie ändern sich in Luft und Feuchtigkeit gar nicht, sie sind durch diese Eigenschaften vorzüglich geeignet zu Zierathen und Schmucksachen. Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß er den Glanz, daß er sich zu schmücken liebt. Die Wilden Guanahani's, wo Kolumbus landete, trugen Goldbleche als Schmuck, welche die gierigen Spanier eben suchten; die buddhistischen Klöster und Tempel Asien's sind reich mit Gold verziert, wie die christlichen Kirchen Europa's. Ueberall also verwendet der Mensch schließlich die Edelmetalle zum Schmuck und zur Zierde, am Aequator, wie nahe am Pol, denn überall haben sie denselben Glanz, dieselbe Schönheit. Je mehr sich irgendwo Gold und Silber als Baargeld anhäuft, desto mehr davon wird dem Verkehr entzogen und in Zier und Schmuck umwandelt. Unmittelbar freilich wird Gold und Silber meist zur Münze. Auch in der neuesten Zeit geschah es so, und seit 1848 haben die meisten Staaten viel mehr Goldmünzen geschlagen als ehedem. England z. B., das 1843 nur 42 Millionen Gulden Gold ausgeprägt, hat im Jahre 1853 für 418 Millionen Gold ausgemünzt. Es hat sich also diese Verwendung des Goldes verzehnfacht. Dieser bedeutende Geldzafluß aber wurde bereitwillig von dem Handel und der Industrie aufgenommen, reizte zu neuen Unternehmungen, es bemächtigte sich Aller eine Rührigkeit und früher nie geahnte erfindungsreiche Thätigkeit; das neue Gold der neuen Welt erschien in der alten als industrielles Leben, und es muß sehr bezweifelt werden, ob wir ohne den reichen Goldzufluß Dampfmaschinen, Lokomolive, Eisenbahnen wenigstens in solcher Menge hätten, ob es so viele Fabriken, ein so reiches industrielles Leben gäbe, wenn nicht alle Unternehmer leicht baares Kapital, jeder Erfinder einen Unternehmer gefunden hätten. Ein großer Theil des ausgemünzten Goldes blieb nun im Verkehr, der bei der zehnfach gesteigerten Thätigkeit auch zehnfach größere Geldmittel brauchte; gar vieles aber wanderte in den Schmelztiegel, um als Ringe, Ohrgehänge, Nadeln, Brochen u. s. f. feiner endlichen Bestimmung zugeführt zu werden. Die industrielle Thätigkeit nahm das Gold auf und führte es durch tausend Kanäle, bis es endlich als Ring am Finger eines Bräutigam steckt, oder als Ohrgehäng ein armes Mädchen glücklich macht.

Die Industrie hat auch hier geholfen und die Dehnbarkeit des Goldes benützt, um es in dünnsten Schichten auf die Geschmeide zu bringen, so daß jetzt schon fast die ärmste Magd eine Goldkonsumentin geworden ist.

In Wien hat sich die Zahl der Gold- und Silbergeschmeide, welche 1805 nur 179 betrug und noch

1845 nur 209 betragen hatte, im Jahre 1857 bereits auf 539 vermehrt.

Die physischen Eigenschaften des Goldes und Silbers, ihre geringe chemische Verwandtschaft zum Sauerstoff der Luft, wodurch sie ihren herrlichen Glanz dauernd behatten, ihre Dehnbarkeit und Dichte haben sie zu Herrschern der Welt gemacht.

Aus dem Leben der Haus- und Kreuzspinne.

Man ist ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Haus- und Kreuzspinne, welch' Letztere sich nicht selten ebenfalls in unseren Wohnungen einfindet, um Stubenfliegen, Schnacken, Motten u. dgl. in ihren Netzen zu fangen und auszusaugen, größere Thiere oder den Menschen nicht angreifen, falls sie nicht etwa gedrückt und zufällig gereizt werden. Dem ist aber nicht so, denn sie haben weit mehr List, Verwegenheit und Blutgierde, als man ihnen gemeiniglich zutraut, besonders aber damals, wenn sie vom Hunger recht gepeinigt werden und die gewöhnliche Nahrung lange entbehren müssen, wie zur Winterszeit. In solchen kritischen Momenten wagen sie sich aggressive sogar auf den Menschen, um ihre Gelüste nach Blut zu befriedigen. Zur Erhärtung des Gesagten will ich zwei Beispiele anführen, welche ich selbst erlebt habe. Schon vor ungefähr 6 Jahren bemerkte ich im Winter durch mehrere aufeinander folgende Morgen, daß ich entweder an der Stirne, oder an den Schläfen, oder auch wohl anderswo im Gesichte kleine noch ganz frische Wunden hatte. Da ich mir keiner selbstverschuldeten Beschädigung bewußt war, konnte ich mir die Sache unmöglich erklären, bis ich eines Abends beim Scheine des Vollmondes zufällig meinen Blick zur Zimmerdecke ober meinem Bette emporhob. Da gewahrte ich, daß eine von mir absichtlich geschonte Hausspinne, welche sich des Tages über ganz ruhig in ihrem Schlupfwinkel nicht weit von meiner Lagerstätte aufhielt, bei einer raschen Wendung meines Kopfes von ihrem innegehabten Standpunkte, etwa 1 Fuß weit vom Plafond herabhängend, sich in größter Eile an ihrem Faden zur Decke hinaufhaspelte. Wurde ich ruhig, so kam auch sie an ihrem Gespinnste wieder allmählig näher zum Bette herab. Ich setzte nun ihrer List ebenfalls List entgegen, um mich von ihrem Vorhaben genau zu überzeugen, denn ich wußte nun schon, wer mir die kleinen Wunden so heimtückisch applicirte. Ich stellte mich schlafend. Langsam und vorsichtig näherte sie sich, auf ihrem Faden hängend meinem Kopfe, setzte sich dann auf die Haare und kroch endlich auf die Stirne, sich anfangs ganz ruhig verhaltend. Bei der leisesten Bewegung meinerseits arbeitete sie an ihrem Gespinnste, an ihrem Seile, das sie wohlweislich niemals losließ, sich wieder etwas in die Höhe. Deutet eine solche Verschmitztheit auf Ueberlegung hin, oder ist es auch bloßer Instinkt. Endlich überwog Hunger und Blutdurst ihrerseits alle Bedenken und ich ließ sie auch ohne Weiters ruhig gewähren. Kräftig versenkte sie nun ihr scharfes Gebiß, ihre spitzen beweglichen Hacken in meine Haut an der Stirne und brachte mir eine kleine Wunde bei, welche ungefähr 1 Linie oder etwas darüber im Durchmesser hatte. War sie gesättigt, so kroch sie langsam über das Kopfkissen zur Mauer hin, und an derselben zu ihrem Winkel hinauf. Dieß wiederholte sie, natürlich mit meiner Einwilligung, noch etliche Abende hinter einander, bis endlich ein wohlgezielter Handschlag solchen ferneren unliebsamen Besuchen gründlich ein Ende machte.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Zur Statistik der deutschen Denkmalsetzung.) Folgendes Verzeichniß der gegenwärtig in Gang befindlichen Denkmalsetzungen dürfte nicht ohne einiges Interesse sein. Es wird nämlich gesetzt: 1. Für Hermann im Teutoburgerwald. 2. Für Schiller in Berlin. 3. Für Luther in Worms. 4. Für Keppler in Weil. 5. Für Uhland in Tübingen. 6. Für Sömmering in Frankfurt a. M. 7. Für Wessenberg in Konstanz. 8. Für Palm in Braunau. 9. Für Friedrich Wilhelm III. in Köln. 10. Für Salis in Chur. 11. Für Schubert in Wien. 12. Für Arndt in Bonn. 13. Für Stein in Deutschland. — Vorgemerkt sind: 1. Für Seume in Töplitz. 2. Für Jean Paul in Beyreuth. 3. Für Dr. Töpler in Hamburg, für Letzteren aber erst für den Fall, daß er ganz verhungert ist. (W. A. Z.)

(Ein Denkmal Oliver Goldsmith's.) Auf dem Platze vor dem Trinity-Kollege zu Dublin ist seit Kurzem eine Statue Oliver Goldsmith's aufgestellt. Als armer Knabe besuchte Goldsmith einst das genannte Kolleg, ward aber dort, eben wegen seiner ärmlichen Verhältnisse mehr als Diener denn als Schüler angesehen, und doch gelang es ihm später noch, die Anstalt als poeta laureatus und doctor promotus zu verlassen. Nun befindet sich sogar vor der Stätte seiner einstigen Erniedrigung das ihn für alle Zeiten ehrende Monument. Es ist dasselbe von dem Bildhauer Foley gebildet und stellt den Dichter in dem Kostüm dar, wie es damals Mode war, d. h. mit Frack, Pantalons, Schuhen und Strümpfen. In der einen Hand hält er eine Schreibtafel, die andere, niedergesunkene, trägt die Feder.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 29 Sonnabend, den 18. Juli **1863.**

Das ehemalige Verhältniß des Pusterthales, insbesondere der Herrschaft Lienz, zu Kärnten.

Von Heinrich Hermann.

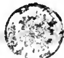
Die Herrschaft Lurn und die des Pusterthales traten in dem eilften und zwölften Jahrhunderte mit Kärnten in unmittelbare Verbindung, das ist, sie standen unter einem Grafen des damals mächtigen Kärnten's. Später theilten sich in den Besitz dieser Komitate, nachdem sie Allode, d. i. Eigenthum, geworden, hauptsächlich zwei Grafengeschlechter, die von Ortenburg und Görz, so wie das Erzbisthum Salzburg. Das Pusterthal mit seiner Hauptstadt Lienz insbesondere gehörte, mit Ausschluß der bedeutenden Herrschaft Windisch-Matrei und der kleinern Lengberg, die Salzburg mit landesfürstlichen Rechten besaß, und des an Kärnten's Grenze liegenden Gebietes von Innichen, welche Herrschaft dem Bisthum Freisingen zugehörte, jedoch seine Unmittelbarkeit bald verlor, den Grafen von Görz, welche, wie am Isonzo, an der Drau zu Lienz eigene Burgen bewohnten. *) Nichts bewahrt, wie es bereits bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt wurde, so sehr das Andenken der einstigen Angehörigkeit des Pusterthales zu Kärnten, als die Aehnlichkeit der Unterthans-Verfassung, während Tirol, besonders unter Friedrich mit der leeren Tasche, sich von so einem Verhältnisse bereits zur Zeit schon lange emancipirt hatte, wo das Pusterthal mit ihm vereinigt wurde. Indessen, da die Grafen von Görz, als Grafen des Pusterthales, zugleich Pfalzgrafen von Kärnten waren und als solche bei der Huldigung die Belehnung mit diesem ihren Gebiete erhielten, blieben sie zwar in einem abhängigen, aber mehr nur mittelbaren Verhältnisse zu dem Herzogthume. *) Als Kaiser Friedrich IV. mit dem Grafen Johann von Görz wegen der cilli'schen Erbschaft, insbesondere ob der zu derselben gehörigen Grafschaften Ortenburg und Sternberg, zerfiel, und dieser sich mit Gewalt eines Theiles davon bemächtigte, unterlag er der Waffenmacht des Kaisers, und wurde genöthigt, seine kärntnerischen Besitzungen, dazu noch Lienz und Bruck an Friedrich abzutreten, welche Letztere an den Heerführer Wittowitz für ausständigen Sold gediehen, nach turzer Zeit wieder eingelöst, zum Pusterthale zurückkamen. So stand es, als der letzte der Görzer- und Kärntner Pfalz-Grafen Leonhard im J. 1500 starb, dessen Grabesdenkmal man noch jetzt in der Stadtpfarrkirche von Lienz zum h. Andreas in der Nähe des Hochaltares auf der Evangelienseite sieht. Es ist trefflich aus rothem Marmor gemeiselt, mit dessen lebensgroßem Bildniß im Harnischschmucke. Mit seinem Tode sank Lienz, welches früher als Residenz der jüngern Görz'schen Linie (von 1274 — 1500) sich zu hoher Blüthe und ansehnlichem Wohlstande erschwungen hatte, zu einem einfachen Landstädtchen herab. **) Von den ehemaligen Burgen, die es umgeben, sah man bald nur noch Ruinen. Kaiser Maximilian nahm nun, in Folge des zwischen seinem Vater und Grafen Leonhard geschlossenen Erbvertrages, die Grafschaft Görz und das Pusterthal in Besitz und inkorporirte das Letztere der Grafschaft Tirol. Die im Pusterthale gelegenen, ehemals dem Grafen von Görz gehörig gewesenen Lehen wurden dem tirolischen Lehenhofe zu Innsbruck einverleibt und von diesem fortan im Namen des tirolischen Landesfürsten verliehen. So erhielt der Fürst-Bischof von Brixen die pusterthalischen Herrschaften Michelsburg, Schöneck, Heimfels und Utenheim neuerlich vom Kaiser zum Pfande.

Diese Veränderung gab den Ständen Kärnten's

*) Ueber die Grafen von Lurn, dann von Görz, insbesondere ihr Verhältniß als Pfalzgrafen zu den Kaisern und Herzogen von Kärnten. Hormayr in seinen Beiträgen zur Geschichte Tirol's im Mittelalter, I. B., 1. Abth., S. 98 u. s. w. Fröhlich's Archontologie, und Schreiber dieses in seinem Aufsatze: „Die Pfalz Moosburg in Kärnten", kärnt. Zeitschrift, IV. B., S. 51 — 97. Ankershofen, Hb. der Geschichte Kärnten's, II. Band, S. 833 und 848.

*) Ueber den Territorial-Besitz der Grafen von Görz in Kärnten, II. Abth. des Handbuches der Geschichte Kärnten's von H. Hermann, I. Band, polit. Geschichte, S. 159, 168 — 170; dann Kulturgeschichte, S. 268 — 270.

**) Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diöcese Brixen, von G. Tinkhauser, Regens der Domschule in Brixen und k. k. Konservator ꝛc. 1. Band, Brixen bei Weger 1855, S. 560.



Veranlassung, bei Kaiser Maximilian das Begehren zu stellen: „Lienz, das ihre Majestät in die Grafschaft Tirol zeucht, bey dem Lande Karnten zu lassen". Diese Bitte beschied der Kaiser im Augsburger Libell unterm 10. April 1510 dahin, es obliege den Ständen, zu beweisen, daß ein Graf von Görz gegen St. Veit in die Schrannen geladen, „der Herrschaft Lienz halber zu Recht und Gericht gestanden", in diesem Falle bleibe es bei dem früheren Verhältnisse, doch dem Freiherrn Michael zu Wollenstein, dem Se. Majestät jene Herrschaft verschrieben, ohne Schaden". Da man nun einerseits mit diesem Beweise nicht aufkam, andererseits der Kaiser seinem lieben Tirol den nun einmal dahin gezogenen Gebietstheil nicht wieder entziehen wollte, blieb es bei dieser Verfügung. *)

Auf dem Landtage, welchen den 23. Juli 1511 K. Maximilian zu Innsbruck hielt, wurde mit den Bischöfen von Trient und Brixen, den Ständen der Grafschaft Tirol, den Herrschaften Lienz und Pusterthal, sammt den Städten Rattenberg, Kufstein und Kitzbichel, das sogenannte eilfjährige Landlibell oder die Zuzugs-Ordnung errichtet, wornach sich benommen werden sollte, falls sie von Anstössen feindlich überfallen würden." Darin bestimmte man ferner, daß, bei dem ersten Anschlage von 5000 Mann die Herrschaft Lienz mit dem Pusterthale 500 Mann zu stellen habe. In Bezug auf Besteuerung wurde verordnet, „daß diejenigen von Prälaten und Adel, welche zur Zeit der Regierung weiland Erzherzogs Sigmund in der Grafschaft Tirol gesteuert und geweiset haben, hier in den Anschlag gezogen werden sollen, welche aber mit Leonhard Grafen von Görz, löbl. Gedächtniß, gesteuert und Hilfe gethan, bei ihrem alten Anschlag einstweilen verbleiben mögen." Es scheint diesem zu Folge, daß bereits Graf Leonhard sich dem Verhältniß mit Kärnten entzogen und sich in das mit Tirol gestellt habe.

Im Jahre 1518 wurden die von der Herrschaft Lienz ausgehenden Lehen derselben unter der Bedingniß einverleibt, daß sie nach den tirolischen Lehenrechten und Observanzen behandelt werden sollen. **)

Unter Kaiser Max theilten sich die deutschen Erblande in Nieder- und Ober-Oesterreich, welches Erstere Oesterreich, Steier, Kärnten, Krain mit Görz und das Litorale; letzteres Tirol und die Vorderlande in Schwaben und am Rhein in sich enthielt. Es war daher für das Eine die Regierung in Wien, für das Andere in Innsbruck.

Kaiser Ferdinand bestellte nachhin einen bleibenden Hofrath zu Innsbruck. Daraus erklärt sich der Vorrang, den die ehemals so beschränkte Grafschaft Tirol behauptete, die nun ein Reichsregiment besaß, welches damit auch die unmittelbaren Kirchenfürsten zu Trient und Brixen sich unterstellte. Der Bauernkrieg, welcher 1525 in Salzburg ausbrach und bald darauf auch das Brixen- und Pusterthal durchtobte, gab der so bestellten Regierung Gelegenheit, mit jenen beiden Kirchenfürsten in gemeinschaftlicher Angelegenheit zusammen zu gehen. Die Bauern forderten unter andern, es sollten ob der wäl'schen und görz'schen Sachen zwei Doktoren im Regimente sitzen. Indessen ließen sich die meisten Gemeinden dahin weisen, ihre Beschwerden auf den Landtag zu bringen, was besonders die Pusterthaler „in ähnlicher, anhänglicher und ehrbarer Art thaten", weßhalb Kaiser Ferdinand dieses in eigenem Schreiben vom 20. Mai 1525 mit Dank und Lob anerkannte. *) Indessen dauerte diese scheinbare Ruhe und Hingebung nicht lange. Der Sekretär des Bischofs von Brixen, Michael Geismayer, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und Ferdinand war genöthigt, Anlehen zu machen, Güter zu versetzen, ja selbst die fürstlichen Kleinode und Silbergeschirre einzuschmelzen, um Kriegsvolk aufzunehmen. Sobald eine hinlängliche Macht beisammen war, folgte die Bestrafung der Widerspänstigen, wobei die Kriegsräthe und die Kommissarien der drei Stände des Landes zu Ge-

*) Landhandveste, S. 76 und 77. Der Kaiser hatte im Jahre 1501, laut der Akten im Innsbrucker Guberniums-Archiv Lienz sammt dem Schloß Bruck, die Klause, das Amt Kals, das Schloß Rotenstein sammt den Aemtern Viergen und Defereggen dem Freiherrn von Wolkenstein um 22.000 fl. gegen ewigen Rückkauf; im Jahre 1507 jedoch vollends gegen Erlag von 110.000 fl. überlassen.

**) Diese Aktenauszüge aus dem Innsbrucker Gubernial-Archive und dem Lehenbuche, so wie aus Zoller's Geschichte der Stadt Innsbruck und der umliegenden Gegend verdanket Schreiber dieses, auf des frl. Herrn Präsidenten Ritter v. Jenull Verwendung, der Güte des nun auch sel. Gub.-Rathes Vogelsanger zu Innsbruck, nach dessen Ansicht dieselben und noch eine Menge nachfolgender Tausch- und Kaufhandlungen, Anschläge und sonstigen Verfügungen genügen sollten, um darzuthun, daß Lienz und das Pusterthal seit 1500 ununterbrochen bei Tirol geblieben sind, wenn sie gleich nach ihrer sonderheitlichen Unterthans-Verfassung und sonstigen Rechten einer Art abgesonderten Behandlung sich zu erfreuen hatten. Den Beweis dieser letztern Angabe finden wir in dem sogenannten Innsbrucker Libell vom 24. Mai 1518, womit der Kaiser Maximilian die allgemeine Defensions-Ordnung mit den Ständen festsetzte, und Lukas von Graben mit Simon Permolin und Peter Troyer als Ausschüsse der Herrschaft Lienz und Pusterthal, neben den Abgesandten der Grafschaft Tirol, vertraten. (Landhandveste von Kärnten S. 105.) Letztere waren wahrscheinlich bloß Landleute und Richter, wie denn auch von Kärnten die Bürger Gleismiller von St. Veit und Hildebrand von Völkermarkt dabei erschienen.

*) Buchholz Geschichte Kaiser Ferdinand I. 8. Band. Seite 329 und 331.

richte saßen, unter den Letztern aus dem Pusterthale, der vorhin im Jahre 1518 genannte Troyer nebst Fuchs und Offner. Von der Regierung wurde eingeschärft, „daß nur solche bestraft werden sollten, welche seit dem Landtags-Abschied (5. Oktober) sich vergangen, mit der Versicherung an die Gericht im Etschland, Eisak- und Pusterthal, daß auch diese neuen Schuldigen nur vor eines jedem ordentlichen Gerichte durch die zwölf Geschwornen gerichtet werden sollten." (12. Okt.) Von salzburgischer Seite, im Landgerichte Matrey, blieben Mehrere von Denen, die im Jahre 1526 sich des Aufruhres schuldig gemacht, eine Zeit lang unbestraft, weil das Malefizrecht und die Exekution zwischen Tirol und Salzburg streitig war. Auf Antrag des schwäbischen Gerichtes willigten beide Theile ein, daß die Rädelsführer nach Ordnung und Gebrauch des Bundes gerichtet werden sollten, aber nur nach Erkenntniß eines von den Inwohnern der Gegend besetzten Gerichtes. (Salzburg 16. Febr. 1527) *)

Im Jahre 1529 auf dem Landtage zu Innsbruck, wurde die Uebergabs- und Entsagungsurkunde des Kaisers Karl V. auf Tirol publicirt, und Ferdinand I., welcher bisher an seiner Stelle das Land gubernirt hatte, gehuldigt, der Tirol „das Herz des Hauses Oesterreich" nannte. Ferdinand sorgte rastlos für das Wohl des Landes, welches besonders lebhaften Handel in das Venetianische trieb, vorzüglich das Pusterthal mit Holz, so daß im Jahre 1555 die Beschwerde zur Sprache kam, daß die Berge vom Walde dergestalt entblößet würden, daß man jetzt mit Roß und Wagen durch früher unwegsame Gegenden in das Pusterthal kommen könne. **)

Dieses Anführungen aus Buchholz. Wir kehren nun zum k. k. Statthalterei-Archive zu Innsbruck zurück, und liefern von 1521 an die Auszüge, wie sie uns aus authentischer Hand zu Theil wurden. ***)

Den 21. Jänner 1524 erstreckte Erzherzog Ferdinand dem Johann Brack die Frist zum Empfange der von der Grafschaft Görz herrührenden Lehen auf die allgemeine Lehensberufung der fürstlichen Grafschaft Tirol. (Lehenbuch I. Blatt 76.)

*) Ingleichen 344 und 348.

**) Gleichfalls S. 359.

***) Wir verdanken solche neuestens dem Herrn Direktor des k. k. Statthalterei-Archives zu Innsbruck, Dr. Wörz (Joh. Georg). Wir übergingen eine bei weitem größere Zahl erhaltener Lehenurkunden, weil sie unmittelbar vom Erzherzog Ferdinand, ohne Bezeichnung der sonstigen Eigenschaft ausgingen und, obwohl aus dem Innsbrucker Archive herrührend, doch dem möglichen Einwurfe Platz geben, er könne dieses auch zugleich für Kärnten gethan haben. Ohnehin genügen obige urkundlichen Angaben.

Erzherzog Ferdinand, als Graf von Tirol, präsentirt den 23 Sept. 1527 den Domherrn zu Brixen Gregor Angerer als Probst von Innichen. (Tinkhauser I. Band, S. 457.)

Erlaß des Erzherzogs vom 19. Jänner 1529 wegen Bezahlung der Türkensteuer von Seite der Stände im Pusterthal. (Landtags-Verhandlung zu Innsbruck vom Jahre 1528 und 29, Nr. 375.)

Derselbe verleiht dem Gottfried Mayr einen Zehent aus dem Hofe Fossing, so von der Grafschaft Görz zu Lehen rührt. Den 20. Dez. 1525 (Lehenbuch I, Blatt 77.) Ingleichen dem Simon Gasser eine Hofstatt sammt Zugehör zu Utenheim, der Grafschaft Görz Lehenschaft. Den 27. Juli 1528. (Lb. I. Bl. 84.)

Erzherzog Ferdinand ernennt den Paul Specher zum Bergrichter zu Lienz, und verordnet, daß die jährlichen Gefälle bei der Raitkammer zu Innsbruck zu verrechnen sind. Innsbruck den 24 Dez. 1529. (Bekennerbuch von 1529.) Derselbe verleiht dem Paul von Welsberg das Görzer Lehen der Hube zu Niederplacken, gelegen im Gichieß, den 7. Febr. 1530; dann an Karl Freiherrn zu Welsberg unterm 20. Nov. 1553 alle jegliche Mannschaft von St. Michaelsburg, herrührend von der Grafschaft Görz, als Lehenschaft. (Lehenbuch II. Blatt 153 und V. Blatt 166.)

In der Landtagserstreckung vom 19. Febr. 1563 erscheinen unter andern die Gerichte Michaelsburg, Utenheim, Taufers, Altrosen, Welsberg, Innichen, Heimfels, dann Stadt und Landgericht Lienz, so wie die Abtissin zu Sonnenburg (Stiftung Volkholds, des Sohnes des Lurner Grafen Ottwin, mit seiner Gemahlin Wichburg, Erbauer des Nonnenstiftes St. Georgen am Längsee), für sich und Gericht, dann das Kapitel zu Innichen. (Tirolische Landtags-Verhandlung vom Jahre 1563, Nr. 376.) Ebenso kommt in dem Gutachten der oberösterreichischen Regierung und Kammer, Innsbruck den 19. März 1563, über die Beschwerden der Tiroler Landschaft, unter Absatz 12, die von den gesammten Ständen und Gerichten des Pusterthales übergebene Supplikation ein. (Aus gleicher Quelle.)

Unter den Landtags-Verhandlungen des Jahres 1563 befindet sich auch ein Verzeichniß jener Herrschaften in der fürstlichen Grafschaft Tirol, die damals verpfändet waren, darunter im Pusterthal: Taufers, dann die Herrschaften und Aemter: Heimfels, Schönegg, Michelsburg, Herrschaft und Stadt Lienz, sammt den dazu gehörigen, Lienzer Klause, Viergen und

Kals. (Aus gleicher Quelle) Diese Urkunden und Verhandlungs-Auszüge, so die Angehörigkeit des Pusterthales zu Tirol in der Periode von 1520 bis 1564 beweisen, geben uns einen Begriff von dem Umfange und der Bedeutendheit jener, ehemals großentheils zu Kärnten, als Lurner-Komitat, in der Zeit der Gauen-Verfassung unmittelbar, dann mittelbar gehörigen Landestheiles. Gegen diese Anführungen kann man kärntnerischer Seits mit keinen thatsächlichen Beweisen aufkommen. Der Grund der gegentheiligen Behauptung liegt einzig in dem Wortlaute der Einantwortungs- und Uebergabs-Urkunde Kaiser Karl V. an seinen Bruder Ferdinand, gegeben zu Brüssel den 16. März 1522 (kärnt. Landhandveste S. 183 — 186), wornach Kaiser Karl versichert, daß die Grafschaften und Herrschaften Ortenburg, Lienz, Gmünd und Dornbach, als zu Kärnten nach Recht und Gewohnheit gehörend, bei demselben verbleiben sollen. Es wird sonach behauptet, aus dem Grunde des Widerspruches der k. Stände und der verweigerten Erbhuldigung wurde die Herrschaft Lienz dem Fürstenthume Kärnten wieder zugetheilt und Ferdinanden zugewiesen. Letzteres war allerdings der Fall, aber nicht Ersteres; es ging ungefähr wie in unsern Tagen mit den Stipulationen des Friedens zu Villafranca, man sprach den Agnaten des Hauses Oesterreich die italienischen Fürstenthümer zu, aber rückerhalten haben sie dieselben nicht. „Als aber auch dieser (Ferdinand) gestorben war, und dessen Söhne die väterlichen Landschaften auf dem Grunde des väterlichen Testamentes theilten, kam Kärnten an den drittgebornen Sohn, Erzherzog Karl, die Herrschaft Lienz aber mit Tirol an den zweitgebornen, Erzherzog Ferdinand, und blieb in der Folgezeit von dem Fürstenthume Kärnten getrennt." Alles Erstere ist richtig, nur war es schon früher, wie wir sahen, seit 1500 von Kärnten getrennt und blieb es auch nachhin, als ein integrirender Theil Tirol's, wenn gleich mit eigenem Titel, wie noch bis heut zu Tage die windische Mark, Portenone, Zator und Oswizin ꝛc. in dem österreichischen Besitztitel vorkamen, ohne selbstständige Provinzen zu sein. Uebrigens ist uns hier Schrötter, welcher, bekannt aus dem bairischen Erbfolgestreite, die Sache nicht so genau nahm, weniger Quelle, als Buchholz, der neuestens über Kaiser Ferdinand I neun dicke Bände aus den eigentlichen Quellen schrieb, und im VIII. Bande von Seite 739 — 754 die letzten Verfügungen desselben, vom ersten Testamente am 17. Sept. 1532 bis zum letzten Codicille vom 10. August 1555, eingehend bespricht, ohne von so einer separaten, erst nach dem Tode Kaiser Ferdinand I. in Ausführung kommenden Verfügung wegen Lienz eine Meldung zu machen. Im Gegentheile hatte Kaiser Ferdinand I. (daselbst Seite 358 und 725), als er im Jahre 1563 in Innsbruck einen Landtag abhielt, den dortigen Ständen seinen Sohn Ferdinand als künftigen Regenten vorgestellt und ihm den Eid der Treue leisten lassen. Daß Erzherzog Ferdinand wirklichen Besitz von den ihm zugetheilten Landschaften, insbesondere dem Pusterthale, schon vor seines Vaters, am 25. Juli 1564 erfolgten Tode ergriff, beweist sein Erlaß vom 10. Jul. 1564 an alle und jede Pfandschaften, Gerichtsinhaber, Pfleger und Verweser, Landrichter u. s. w. im Pusterthale wegen pünktlicher und genauer Verabreichung des Jägerrecht-Hafers an die Forstverwaltung im Pusterthale. (Empieten und Bevelch vom Jahre 1564 Seite 355.)

Die Obliegenheit, mit diesem Supplemente, die früher auch vom Schreiber dieses (Carinthia 1825, Nr. 15, S. 64) gehegte, irrige, nun in dem II. Bande S. 138 — 140 seiner Geschichte aufgehobene Ansicht, daß von 1521 — 1564 Pusterthal an Kärnten zurückgefallen sei, eingehender zu begründen, möge der künftige Fortsetzer derselben erfüllen. Dieser Fall beweiset übrigens, wie die Geschichtsforschung der Geschichtschreibung der neuern und neuesten Zeit, ebensogut vorzugehen hat und vorausgeht, als jener des Mittelalters. Noch ist das Pusterthal, wenn nicht im territorialen, doch im Sinne nachbarlicher Zusammengehörigkeit Kärnten Standes- und Geistes-verwandt und vielfach verbunden. Wie im Kriege von 1338 gegen Johann von Tirol der Maultasche Gemahl, so in dem vom Jahre 1809 haben die Kärntner und Pusterthaler im Kampfe für Kaiser und Vaterland zusammengestanden und an den Schlachtfeldern ihr Blut und ihre Gebeine gemischt. In alter Treue und im Glauben sind die Pusterthaler, die Möll-, obern Drau- und Gailthaler gleich fest geblieben, und an dem vormaligen Gymnasium zu Lienz empfingen die Söhne jener Thäler ihre erste gemeinschaftliche Geistesweihe, so wie die Dominikaner-Frauen von Lienz des öden schauernden Friesacher Klosters Räume bezogen, um des nachbarlichen Kärnten's Töchter zu bilden. Wenn gegenwärtig die Pusterthaler, die uns vorhin mit ihren Teppichen besuchten, einen großen Theil unseres Oberlandes mit fleißigen Arbeitern versehen, wird die Eisenbahn gegenseitige Strebsamkeit und Gesinnung noch inniger vermitteln.

Bruchstücke

aus „Olympias", historisches Drama in 5 Aufzügen,

von Friedrich Marx.

Zeit 319 — 315 v. Ch. Geburt. — Schauplatz im 1. Akte Epirus, in den folgenden Macedonien.

I. Akt. II. Scene.

Olympias. Thessalonike.

Olympias.

Du scheinst nicht frohbewegt? Es legt sich wie
Ein flüß'ger Schleier um dein klares Auge!
Bebst du vor der Entscheidung denn zurück,
Die mir der Götter Rathschluß auferlegt?
Wohl mehr als einen gordischen Knoten hat
Die Herrschsucht der Satrapen mir geschürzt,
Den nur das Schwert zerhauen kann! Bangt dir
Vor Blut, so denk', es muß das uns're fließen;
Gerechte Nothwehr läßt die Lanze mich,
Den Schild ergreifen, der dieß greise Haupt
Nicht minder wie dein jugendlich beschützt!

Thessalonike.

So lasse meines, wenn der Friede nur
Um dich den Schwanenfittig schirmend breitet!
Längst sah dem Tag mit Bangen ich entgegen,
Der an die Schwelle blutiger Entscheidung
Dich ruft, und jedem meuchlerischen Pfeil,
Der Schlachten Wechselspiel dich, Theure, preisgibt!
Will's einen Kampf, laß ihn die Männer schlagen!

Olympias.

Weib gegen Weib! Nur Alexander's Mutter
Vermag der neuen Circe Bann zu lösen!
Glaubst du, es würde sich Eurydice,
Als wäre nichts gescheh'n, in Pella halten,
Bis Rechenschaft ich ihrer Schuld gefordert?
An eines Heeres Spitze zieht sie uns
Entgegen, um die Heimkehr uns zu wehren;
Was tückisch sie auf einen Dolch gesetzt,
Auch mit dem Schwerte männlich auszukämpfen!

Thessalonike.

Groß ist die Macht des hoheitvollen Blickes,
Der dir die Herzen unterwirft; es weicht
Dir ohne Schwertschlag wohl die Gegnerin,
Du wirst nicht tödtliche Vergeltung üben!
Es könnte sonst des Volkes Wankelmuth
Die todte Feindin furchtbar dir erwecken;
Ich säh' dein greises Haupt gehaßt, verhöhnt,
An blut'gen Locken durch den Staub geschleift!

Olympias.

Erzog ich, Thessalonike, dich mir
Als Unheil kündende Kassandra nur?
Ich hätt' dich, einer Nebenbuhlerin
Verlaß'nes Kind, zur Tochter angenommen,
Was mir die Welt an sanfter Regung ließ,
Im Seelentausch, dir zärtlich hingegeben,
Daß du mir nun, da meine Hoffnung reift,
In's Herz den Stachel des Bedenkens drückst?

Thessalonike.

Verzeih', ich sah die Mutter nur in dir,
Wie kann ich mich, die strenge Richterin,
Auf deren Wink das Schwert der Rache blitzt,
In dir zu seh'n, so schnell mich schon gewöhnen?
Für mich ja bin ich ohne Wunsch und Klage,
Dir ein gehorsam Kind zu sein, mein Alles!

Olympias.

So laß dich nicht vom Waffenschimmer schrecken,
Der plötzlich uns in diesen Friedensau'n
Umgibt, wo mit des Quell's eintönigem Laut'
Dir wie im Schlummer Jahr um Jahr entschwand!
Du warst noch Kind, als Alexander dich
Vom Schooß mir nahm, in seines Panzers Gold
Dein Ebenbild dich lächelnd ließ betrachten;
Du warst noch Kind, als er am Hellespont
Die Lanze in das Perserreich geschleudert;
Und wie ein halbverklung'nes Heldenlied,
Dem wir im Schooß der Amme gern gelauscht,
So klingt die große, buntbewegte Zeit
Nur mehr ein Traum in deinen Träumen nach!

Thessalonike.

Laß mich ihn immer träumen! Ich will treu
Die heil'ge Flamme der Erinnerung hüten,
Und Priesterin dem schönen Heros sein,
Den Philipp mir zum Bruder gab! Ihm soll
Jungfräulich von der Schwester Hand gebracht,
Allmorgendlich die Hekatombe fallen,
Auf die er lächelnd vom Olympe schaut!

Olympias.

Nicht lächeln wird' er, wenn mißehrt die Mutter,
Und Weib und Kind ihm hingeschlachtet wird,
Empörershand den blöden Arrhidäus,
Der sich beim Kampf um's hohe Leichenbett
In einen Winkel des Palast's verkrochen,
Auf seinen Thron mit frechem Hohne schleppt,
Wie's furchtbar ja in Babylon ein Zeichen
Kurz vor des Königs Tod verkündete;
Als Alexander sich im Bad' befand
Und durch der Eunuchen stumme Reih',
Ein Rasender zum leeren Throne schritt,
Mit Purpur, Diadem und Herrscherstab
Aus stieren Augen in die Runde glotzte,
Daß vor Entsetzen sich der Perser Schaar
Das Kleid zerriß, wehklagend in den Staub sich warf,
Und Grau'n des nah'nden Königs Schritte hemmte.

Thessalonike.

Mit Schaudern dacht' ich's oft; — die Seele kann
Dem tiefer'n Sinn' des grausen Zeichens nach.
Doch nicht auf Arrhidäus sollst du's deuten,
Der willenlos ja nur den Thron bestieg.

Olympias.

Gleichviel dem tiefentweihten Herrschersitz,
Laß mich entsühnen, soll am Erdenrund
Unnahbar er und hoch und leuchtend steh'n,
Und Schrecken den Empörern von ihm ausgeh'n.
Hätt' Alexander denn umsonst gelebt,
Und nur darum den Auf- und Niedergang
Sein triumphirend Siegesgespann durcheilt,
Daß in den Gärten der Semiramis,
Am hohen Cyrusgrab, in Memphis Tempel,
Der zungenfert'ge Grieche prohlen soll;
Der Heimatsatte nun der Völker Gold
Im leichten Abentheuer sich gewinne?
O sag', wozu hätt' er Darius' Leiche
Mit seinem Purpur trauernd wohl bedeckt,
Das Diadem, deß' Erbe er nun war,
Auch auf des Feindes Herrscherstirn geehrt;
Der Magier fromme Huldigung empfangen,
Der Perserwache seinen Schutz vertraut,
Als um die eine untheilbare Macht,
Der Sonnenroße gold'nem Zügel gleich,
In seines lieben Kindes Hand zu legen?
D'rum laß sein nachgebornes Söhnlein mich
Erst zu der Götter Lieblinge erzieh'n,
Daß es, dem Vater gleich, den Herrscherfuß
Auf der Verräther stolze Häupter setze,
Und wie der eine Sonnengott am Himmel
Ein König nur die Kraft der Völker zügle,
Eh' Hermes zu den Schatten mich hin abführt.

Thessalonike.

Ich folge scheu dem Fluge deines Geist's,
Aus deinem Gottestrunk'nen Auge thaut
Beruhigung mir in die Seele nieder,
So war's mir in Dodona's Hain zu Muth,
Als majestätisch ihn ein Aar umkreiste!
O mög' die eb'ne Bahn dein Siegeswagen,
Von deines Volkes Jubelsang umdronst,
Nach Pella lenken in die Königsburg!
Doch stellt sich uns ein Lanzenwald entgegen,
O laß das milde Zauberwort uns finden,
Das schnell die droh'nden Massen dir entwirrt,
Und wenn der Macedonier verführt
Nach deinem theuern Haupte zielt, so laß
Der Phalanx uns mit gleicher Kraft begegnen,
Nicht Ueberzahl braucht's zu gerechtem Kampf,
Nur soll der grelle Blitz des Muth's dir nicht
Der Vorsicht klarumschauend Auge trüben.

Olympias.

Du sprichst so klug, es ist dein Taubenblick
Ein sanft beredter Anwalt deiner Sache,
So sei zuvor ein treuer Mann gehört,
Längst sandt' ich ja auf Nora's Felsenburg,
Wo feindlich van Antiganus bedrängt,
Eumenes, der Held aus Kardia,
Zu alten Thaten neue Wunder fügend,
Die Uebermacht zur Waffenruhe zwingt.
Ihm gab ich Alexander's Haus anheim,
Dem einzig er noch Asien erhält.
Mit jedem Tage kann der Bothe kommen,
Der mir den Rath des Helden überbringt;
Es wird kein trügliches Orakel sein,
Womit könnt' ich den vielbewährten Mann
Als mit hingebendem Vertrau'n belohnen,
Was er zu unserm Heile klug ersinnt,
Mit raschem Jugendmuthe zu vollführen?
D'rum sei getrost, laß heiter'n Angesichts
Roxane und ihr Söhnlein uns empfangen,
Die bange schon noch diesen Zinnen späht,
Ob Schutz des Hauses Götter ihr gewähren.

I. Akt. 7. Scene.

Olympias später Monimus.

Olympias.

Ich soll sie dir nicht weigern, der mit uns
Es redlich meint, obschon kein Loos zu schön,
Kein Diadem zu glänzend, das ich nicht
Um ihre reine Stirne winden könnte,
Als letzten höchsten Preis bewahrt' ich sie,
Sah mich vergebens nach dem Eidam um,
Würdig die große Seele zu gewinnen,
Wenn mir von meinem bessern, schönern Selbst
Die Trennung nicht unmöglich sollte sein.

(Pause.)

In Alexander liebt' ich meine Jugend,
Die, stürmisch von Tympanenschall umtobt,
Den Bachusreigen durch die Wälder führte,
Den wetterleuchtend, herrlicher als Bachus
Mein Sohn am Schauplatz einer Welt beging.
Daß Städte seiner Füße Spur entblühten,
Und Ost und West zur Völkerhochzeit kam.
In Thessalonike lieb' ich den Götterfrieden,
Die sanfte Weiblichkeit, den Strahl der Weisheit,
Der oft aus Kinderaugen uns ermahnt,
Schuldlos und süß das Dasein zu verträumen.

(Während Monimus vortritt.)

Wie trau' ich meinen Augen, Monimus?
Die Götter führen dich zur guten Stunde
Daher; hast du Eumenes geseh'n?
Lebt er? Wo schlägt sein tapf'rer Arm die Feinde
Olympias, den Sieg verkündet mir
Dein staubbedecktes und gebräuntes Antlitz.

Monimus.

Erst laß den Göttern beugen mich das Knie,
Die durch der Feinde Schaaren mich geführt,
Dann bring' ich, Königin, die die Huldigung
Des treuen Kardianers, der aus Nora,
Der Felsenburg, entflohen, in Kappadocien
Die Silberschildner zum Gehorsam zwang,
Ein Heer aus ihnen sich zu schaffen wußte.

Olympias.

Er hat an Wunder uns ja längst gewöhnt,
Der eine treue Mann, der aus dem Flüchtling
Schnell in den sieggekrönten Feldherrn sich
Verwandelt, und Armeen uns ersetzt,
Und dieser Eine muß ein Grieche sein,
Doch sprich nun, Monimus, wo du und wie
Den Helden trafst und was er uns entbietet.

Monimus.

Am Halys hatt' ein Lager er bezogen,
In früher Morgenstunde traf ich ein,
Und fand ihn von den Hauptleuten umgeben
Im Opferzelt. Doch wie erstaunt ich nicht,
Ein seltsames Geräthe da zu finden.
Hoch aufgerichtet stand ein Königsthron,
Und auf des Stuhles Löwenfelle lag
Beim Herrscherstab die Krone Alexanders,
Sein Schwert, sein Schild, die Rüstung funkelnd da;
Davor mit feindlichen Trophä'n geschmückt,
Erhob sich dampfend der Altar, auf dem
Eumenes dem Heros, deinem Sohne,
Beim Chorgesang der Krieger opferte.

Olympias.

Warum, warum hat sterbend Alexander
Nicht diesem Manne seinen Ring gereicht,
Warum nicht Macedonien ihn geboren.

Monimus.

Ehrfürchtig schauten auf das Opferzelt
Der Silberschildner Tausende in Waffen.
Als flammend nun die Morgensonne stieg,
Die Schilde sie mit ihren Lanzen schlugen,
Hell Roßgewieher, dumpf das Kampfgebrüll
Der Elefanten durch das Lager hallte,
Da schlug mein altes Kriegerherz vor Jubel
Wie an des Panzers Wand und Thränen rollten
Verräth'risch mir den grauen Bart hinab.
Da war kein Mann, den Schauder nicht ergriff,
Der im geheimnißvollen Tempelzelt
Nicht seines Königs hohe Lichtgestalt
Aus gold'ner Schale Opfer spendend sah;
Und Jedem war's, als müße aus dem Zelt
Mit weißem Helmbusch nun er selbst treten,
Bucephalus besteigen, Blitze schleudernd,
Ein Schlachtengott dem Feind entgegensausen!

(Olympias wendet sich ab, die Rührung zu verbergen.)

Doch lächelnd schritt Eumenes heraus,
Auf's freundlichste der Krieger Jeden grüßend,
Rief den beim Namen, schüttelt dem die Hand,
Nicht wie ein Feldherr, nein, als Zeltgenosse;
Die Treue nur, o Königin, für dein Haus
Ist seine Macht, sein Schild und seine Lanze!

Olympias.

O sprich, nimmt er die Reichsverweserschaft
Die ich ihm bieten ließ, auch an? Kommt er
Auch in Europa uns vor bösen Feinden
Und ungeschickten Freunden zu befrei'n?

Monimus.

Drei Tage weilt' ich bei Eumenes,
Und bracht' mit ihm bei einer Lampe Schimmer
Im Feldherrnzelt drei Nächte wachend zu,
Dein Schicksal mit dem Helden zu erwägen.
Ich übergab dein rührend Schreiben ihm,
Worin du ihn mit Thränen hoch beschwörst,
Das ganz verlaß'ne Söhnlein Alexander's
Nach Asien zu flüchten und im Lager
In jedem edlen Kampfspiel zu erzieh'n,
Wofern Eumenes nicht selbst des Reich's
Geschicke aus Europa leiten könne.

(Pause.)

Wie sehr ihn deines Jammers dauerte,
So müße er in Asien erst siegen,
Die beiden übermächtigen Satrapen,
Antigonos und Pithon, die zum Sturz
Von Alexander's Herrschaft sich verbündet,
Erst dir in Fesseln liefern, Ptolomäus,
Den schlau Gefährlichsten, der nur den Namen
Des eigenen Königthums noch scheut, bezwingen,
Bevor für das vollbrachte Riesenwerk
Er in der Sorge für den Königsohn
Und deinem fürstlichen Vertrau'n den Lohn
Als Reichsverweser einst empfangen könne.

Olympias.

Und hab't ihr meiner Heimkehr nicht gedacht?

Monimus.

Auch diese hat Eumenes erwogen,
Und räth bis zur Beendigung des Krieges,
Den er mit schnellen Schlägen führen will,
Dir an, noch in Epirus zu verzieh'n!

Olympias.

Und sollte Noth die schnelle Heimkehr heischen?

Monimus.

Dann, Königin, — so räth Eumenes,
Der treue Held und Rächer deines Hauses,
Dann soll Verzeihung, Gnade vor dir wandeln,
Und jede Schuld vergessen sein!

Olympias.

Beim Zeus.
So durfte nur Eumenes mir rathen,
Doch steh'ts bei mir nicht, seinen milden Rath
Zu Ehren auch zu bringen, nicht bei mir,
In eines Baches Blumenufer sanft
Des Meer's empörte Sturmfluth abzuleiten.

(Man hört Trompetenstöße.)

Was kündet die Trompete? Macedonier?
Die Straße wogt, der Platz von ihren Helmen,
Es zieht sich endlos in das Thal herab.
Thessalische schwere Reiter, Schleuderer,
Der Phalanx hohen Lanzenwald umschwärmend.
Was soll's? Sind's Freunde? Jubelnd stürzen schon
Die Wachen meines Hofes unter sie,
Mit Handschlag und Kuß die Brüder zu begrüßen.
Wir sind am Schluß, und dieses Arm's bedarf's,
Die furchtbar schöne Waffe zu gebrauchen! *)

Aus dem Leben der Haus- und Kreuzspinne.

(Schluß.)

Heuer im Winter erlebte ich einen ähnlichen Fall allein dießmal mit einer mittelmäßig großen Kreuzspinne Während des Tages unbemerkt hinter einem Bilderrahmen zu Häupten meines Bettes lauernd, kam sie nur des Abends beim Mond- oder matten Lampenschein aus ihrem Hinterhalte heraus und manövrirte beiläufig ebenso, wie die erwähnte Hausspinne. Die mir von ihr an der rechtseitigen Schläfe beigebrachte Wunde war aber größer, etwa 3 L. lang und 1 breit, auch schmerzhafter. Ich beobachtete ihre unglaubliche List, um sich von meinem Schlafe zu überzeugen und dann ungefährdet mir etwas Blut abzuzapfen, genau, und tödtete sie dann ebenso wie die Hausspinne, nachdem ich mich zur Konstatirung des Thatbestandes, wo eigentlich meine kleine Kopfwunde herrühre, zweimal ganz geduldig von ihr hatte beißen lassen.

Als Appendix zu dem bisher Angeführten will ich noch ein drittes Exempel hinzufügen, um deutlicher darzuthun, daß die Thiere ihre natürlichen Kunsttriebe, wenn man nun einmal von diesem Ausdrucke nicht abgehen will, den gegebenen Umständen gemäß genau zu modificiren und denselben so verständig anzupassen wissen, daß es der Mensch auch nicht besser gethan hätte, und ein Dummer es überhaupt gar nicht so gut hätte machen können. Im vergangenen Herbste 1862 brachte ich mit einem alten Holze einen Käfer ohne mein Wissen in die Kleider, und durch diese, welche ich des Abends neben mein Bett auf einen Stuhl hinlegte, in das Bett selbst hinein. Etwas nach Mitternacht erwachte ich, und bei einer kleinen Bewegung, welche ich mit dem Rücken machte, fühlte ich einen ziemlich schmerzhaften Stich am linkseitigen Schulterblatte. In der Meinung, daß die Spitze einer Nadel sich zufällig in mein Fleisch hinein gebohrt habe, untersuchte ich im Finstern mit den Fingern die entsprechende Stelle an der Unterlinne, konnte aber nichts entdecken, und legte mich ohne weitere Reflexionen wieder ruhig in die vorige Positur. Schon nach einigen Minuten darauf verspürte ich aber an der nämlichen Stelle des Körpers abermals einen stechenden Schmerz. Dießmal war ich mit den Fingern schnell an dem bezeichneten Orte meines Leibes und bekam wirklich etwas zwischen die Finger. Ich machte Licht, um mich zu überzeugen, was für einen Delinquenten ich gefangen habe. Ei, du kecker Bursche! apostrophirte ich ein Exemplar des mir wohlbekannten Immenkäfers (Trichodes formicarius), wie kommst denn du in mein Bett herein? Auch du hast eine Lüsternheit nach Menschenblut? Warte! ein Druck meiner Hand machte ihm schnell den Garaus. Trichodes formicarius ernährt sich im Freien größtentheils von den Larven der Käfer, Mücken, Immen u. dgl., welchen er unter der Rinde der Bäume nachstellt oder sonst im alten Holze aufsucht, weßhalb man ihn am neugefällten Holze und bloßgelegten Rinden häufig anzutreffen pflegt, wo er emsig seiner Nahrung nachgeht. In meinem Zimmer konnte er freilich die gewohnte Nahrung nicht finden, dafür aber witterte er gleich eine andere ihm nicht minder angenehme, wie es den Anschein hat, nämlich rothes warmes Blut, in welchem er sogleich ein Ersatzmittel für das weiße erkannte.

Derlei Thatsachen liefern aber auch zugleich den schlagendsten Beweis, daß die verschiedenen Thiergattungen, besonders aber die den höheren Ordnungen angehörigen, der intellectuellen Kräfte nicht ganz entbehren, und daß nur die Eitelkeit der Menschen ihre Begabung viel zu nieder taxirt.

Hausdorf bei Straßburg.

*) Das vom Verfasser bereits vollendete Drama wird im Laufe des Sommers im Buchhandel erscheinen.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 30 Sonnabend, den 25. Juli 1863.

Das Maria Theresia Monument in Wiener-Neustadt, in seiner Bedeutung für Kärnten.

Von Heinrich Hermann.

Wir besitzen in Oesterreich unseres Wissens nur zwei Monumente der unsterblichen Kaiserin. Das am neuen Platze zu Klagenfurt und jenes im Parke der k. k. Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt. Ersteres setzten im Jahre 1762 (enthüllt 1765, wie es das Chronographikum deutsch und lateinisch an den Feldern des zum Untersatze dienenden Denkmales zeigte, dessen Buchstaben leider nun schon lange ausgefallen sind) die Stände des treuen Kärntnerlandes *), das zweite, hundert Jahre nachhin, die Zöglinge der Neustädter Akademie, wozu den Gedanken, das Modell der Kärntner-Künstler, Bildhauer Hanns Gasser gab und ausführte.

Wenn auf solche Art beide Monumente, obgleich in mehr entfernter Weise, dem Ursprunge nach verwandt sind), ist ihre Veranlassung, ihre Widmung, die sich dadurch verkörpernde Idee eine gleiche. Maria Theresia hat als Monarchin Kärnten die größten Wohlthaten gewährt. Sie hob die Leibeigenschaft vollends auf, ebenso die Freistifter, ließ die Steuern rektificiren, trennte dadurch das bäuerliche von dem grundherrlichen Eigenthum, sicherte durch die Landtafel und die Grundbücher den rechtlichen Besitz, verlieh dem Unterthan durch die Errichtung der Kreisämter Schutz gegen Bedrückung der Herrschaften, so wie durch die Konskription der persönlichen Freiheit Sicherung vor leidenschaftlicher willkürlicher Abstellung; sie vereinigte die vorhin Bambergischen Herrschaften mit dem Lande. Maria Theresia war die Gründerin der heimischen Industrie, indem sie den Eisenbau und die Hammerwerke reformirte, die Seidenerzeugung und Verarbeitung, einen ausgedehnten Flachsbau und die raffinirte Spinnerei einführte, die Landwirthschaft-Gesellschaft gründete, die Thysische Tuchfabrik größtentheils aus Staatsmitteln errichtete die Herbert'sche Bleiweiß-Fabrik förderte. Sie führte die Normalschulen als Vorbild der am Lande ein, dotirte die Bibliothek theilweise das Priesterhaus, führte den medicinischen Unterricht ein; von ihr sind das Kranken- und Waisenhaus. Sie hob die Folter auf, ebenso die Hexenprozesse, errichtete das Zucht- und Arbeitshaus; sie trennte die Justiz von der Verwaltung und gab dem Landrechte der Provinz seine volle Unabhängigkeit; ertheilte eine Jagd- und Müller-Ordnung und eine Zahl Handwerks-Ordnungen, organisirte das Pupillarwesen, ließ die Feuerlösch-Ordnung entwerfen und für Klagenfurt in Druck legen, ebenso für das ganze Land die Dienstboten-Ordnung u. s. f.

Viele von diesen Wohlthaten wurden auch den andern deutschen Erbländern, allein die meisten, wie wir sahen, waren eigens Kärnten bemeint, jenem Lande, bei dessen Besuch im Jahre 1765 sie sagte: „Ihr thut mir so viel Schönes und ich habe Euch müssen so viel Uebles thun, o gebe Gott hinfüro bessere Zeiten. Hätten wir ehe gewußt, daß Klagenfurt also aussieht, so hätte das Beilager (Leopolds und der Infantin M. Louise) allda sein müssen." Dann: „Meine lieben Klagenfurter, Ihr macht mich recht schamroth, indem Ihr mich mit so vielen Ehren und Höflichkeiten überhäufet, ich aber von Euch bei meiner harten (beschwerlichen) Regierung so viele Anlagen fordern muß; allein es können bessere Zeiten folgen." *) Was sie gesprochen, entquoll aus tiefstem Herzensgrunde, war Wahrheit. Hatte sie, von der Ueberzeugung ausgehend, daß sie nicht berechtigt sei, vom Habsburgischen Erbe was hintanzugeben, sondern verpflichtet es zu erhalten, gegen ungerechte Erwerbungs- und Eroberungssucht eine Reihe blutiger, nicht immer glücklicher Kriege geführt, so war sie jetzt nach dem Hubertsburger Frieden (1763) zur Ueberzeugung gekommen, daß es nun an der Zeit sei,

*) Carinthia vom Jahre 1825, Nr. 5: „Der Kaiserhof zu Klagenfurt im Jahre 1765. Des großen Meisters Donner würdiger Schüler, Balthasar Moll, fertigte das Standbild der Kaiserin aus Komposition, angeblich im Gewichte von 141 Ztn. (?) und zwar, wie zu sehen, im ungarischen Krönungs-Ornate.

*) Chronik des Ursulinen-Klosters zu Klagenfurt. Carinthia 1861, Nr. 26.



ihre sich noch erhaltenen Länder im Frieden zu beherrschen und zu beglücken. Diesen Vorsatz führte sie mit einer Standhaftigkeit, einer Energie aus, welche allen Eingebungen und Aufforderungen widerstand, so daß sie weder am Kriege Rußland's gegen die Pforte (1769), so groß die Vortheile waren, die man ihr bot, indem sie diesen ehrlichen Nachbar, welcher ihren Feinden sich nicht beigesellt, keineswegs beschädigen wollte, Theil nahm, noch den baierischen Erbfolgekrieg, (1779), den Joseph gegen ihren Willen unternommen, duldete, sondern den Teschner-Frieden hinter seinem Rücken abschloß. Wer weiß es nicht, wie sehr ihr Gefühl, ihr Gewissen gegen die erste Theilung Polen's ankämpfte, von der sie nur jenes sich aneignete, was sie nach alten Verträgen als zur Krone Ungarn's und Böhmen's — nun als vom Verbande Polen's ohnehin losgerissen — gehörig erachtete.

Die fünfzehn letzten Jahre ihrer vierzigjährigen Regierung waren sohin, mit jener kleinen Ausnahme, friedliche, die kein Krieg von Außen, kein Aufruhr von Innen trübte. Damit ihr Andenken um so weniger erlösche, ließ sie in Klagenfurt die noch erhaltene Residenz für ihre geliebte Tochter Marianna erbauen, welche diese nach ihrem Tode bezog, von wo an sie als Genius der leidenden Menschheit waltete, indem sie dem Elisabethinen Krankenhause die Mittel dazu hinterließ.

Was Maria Theresia im Großen für die Monarchie, für Förderung von Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe, für Hebung des Militärstandes u. s. f. that, woran auch Kärnten Theil nahm, wäre hier zu schildern, ja nur anzudeuten zu weitläufig. Unter solche Institute gehört in erster Reihe die k. k. Militär-Akademie in Wiener-Neustadt. Es war im Jahre 1751 den 14. Dezember, wo die Kaiserin den Stiftungsbrief derselben erließ, worin sie den Wunsch ausdrückte, daß eine Zahl junger Adelicher ihrer Erbländer, besonders Söhne von k. k. Offizieren, denen Mittel und Gelegenheit zur Ausbildung fehlten, diese in einer eigenen Militär-Akademie erhielten. *) Dazu widmete sie die vormalige l. f. Burg zu Wiener-Neustadt, sammt Zugehör. Zwei Kompagnien Zöglinge, die eine vom Adel, die andere vom Militär, bestimmte sie, seien in die Anstalt aufzunehmen. Die übrigen Vorschriften für diese Pflanzschule des Militärs, wie die Kaiserin sie nannte, folgten; und seit mehr als einem Jahrhunderte sind aus derselben Tausende der tüchtigsten Heerführer vom Feldmarschall herab bis zum Lieutenant hervorgegangen. Es war daher angezeigt, die hundertjährige Feier, wenn auch verspätet durch die Zeitereignisse, durch die Errichtung des Standbildes der erhabenen Gründerin zu begehen *)

Um sowohl der Mit- als Nachwelt ein fühlbares Zeugniß des lebendigsten Dankgefühles zu geben, besagt die geschichtliche Urkunde des Monumentes, hat sich im Jahre 1859, auf Anregung des damaligen Obersten Anton Scudier des General-Quartiermeisterstabes, aus den ehemaligen Neustädter Zöglingen ein Comité gebildet, welches den einstimmigen Entschluß faßte, daß ein Denkmal für die Kaiserin Maria Theresia von den ehemaligen Zöglingen der Neustädter-Akademie errichtet und in dem Garten dieser Anstalt aufgestellt werden soll. Drei Jahre nach dem Beschlusse war das Monument vollendet. Es besteht aus der Hauptfigur, die Kaiserin im reichen, doch nicht zu gedehnten Staatskleide, mit geschlungenen Haaren und einem kleinen Diademe. Ein leichter Mantel fällt über die rechte Schulter und die Hüfte. In der Rechten hält sie die Stiftungs-Urkunde mit herabhängendem Siegel, die Linke ist an den Mantel gelegt. Die Unterlage bildet ein auf seinen Ecken abgestumpfter Würfel sammt Sockel, auf dessen vier Vorsprüngen ebenso viele allegorische Figuren in sitzender Stellung sich befinden: Religion, Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke. Die Figuren sind aus Bronceguß, das Postament aus geschliffenem Mauthauser Granit. Die Hauptfigur mißt 12 Fuß, die Nebenfiguren 5, das ganze Monument sammt Stufen und Böschung 36 Fuß. Die Inschrift im Feonlsetde lautet: „Der großen Kaiserin Maria Theresia, der guten Mutter, der Stifterin dieser Akademie, die dankbaren Zöglinge 1860." Das Modell, sagt die Urkunde weiter, wurde von dem durch seine künstlerischen Leistungen vortheilhaft bekannten Bildhauer Hanns Gasser in Wien, der Guß und die Ciselirung der Haupt- und der vier Nebenfiguren vom Kunst- und Erzgießer Ritter von Fernkorn, das Postament und die übrigen Steinarbeiten vom Hofsteinmetz Wasserburger in Wien ausgeführt. Die Kosten für die Ausführung und Aufstellung des Denkmales wurden durch die Beiträge der ehemali-

*) Aehnliches that sie für die Söhne der Civilbeamten durch das Theresianum und zum Andenken des Sieges bei Collin 1759 durch Stiftung des mil. Maria Theresien-Ordens.

*) Kärnten's Landstände erhielten das Recht aus ihrem Mittel, und zwar für Unterkärnten 4, und für Oberkärnten 2 Zöglinge fortwährend in der Neustädter-Akademie zu unterhalten, wozu sie das Ernennungsrecht zu üben hätten. Wie hoch mag sich die Zahl derselben seit 100 Jahren berechnen, und wie manche militärische Notabilität daraus hervorgegangen sein.

gen, in der k. k. Armee befindlichen Neustädter Zöglinge bestritten und beziffern sich für das Modell auf 24 000 fl., für den Erzguß und die Ciselirung 30.000 fl., für die Steinarbeiten 21.598 fl. 84 kr., sonstige Auslagen 2000 fl., zusammen auf 77.598 fl. 84 kr.

Bei dem am 31. August 1862 stattgehabten Feste der Enthüllung dieses Denkmales waren außer Sr. Majestät dem Kaiser und mehreren Erzherzogen anwesend: 2 Feldzeugmeister, 14 Feldmarschall-Lieutenants, 27 General-Majore, 44 Oberste, 67 andere Stabs- und 316 andere Offiziere, alle Zöglinge der Anstalt. Nebst der gottesdienstlichen Handlung, der Einweihung des Monumentes und der Schlußsteinlegung durch den a. h. Monarchen fand die Absingung einer eigens verfaßten Cantate des Männer-Gesangs-Vereines von Wien und mehreren Nachbarstädten, ausgeführt von 400 Stimmen, statt. Darauf folgte das von den Zöglingen gerittene Carroussel, bei dem die verschiedenen Waffengattungen sowohl in den Uniformen unserer Tage als in jenen aus der Zeit Maria Theresia's erschienen. Der schöne Tag endete unter Frohsinn und der Erinnerung der von dem größten Theil der Anwesenden durchlebten thatenreichen Tage. Und nun kehren wir zu unserem Standbilde der großen Kaiserin-Königin zurück, welches die Spuren der hunderljährigen Dauer nur zu sehr an sich trägt. Die Zeit, die Gewohnheit des Anblickes haben beinahe den Eindruck davon verwischt, und lautlos erhebt die Fama über ihrem gekrönten Haupte die Posaune, um ihren Nachruhm zu verkünden. Der Fremde schaut dieses Monument mit dem Gefühle verblichener Größe, nicht sowohl der Gefeierten als der, so sie zu ehren vorhatten; der Einheimische möge, wenn dieses Denkmal ihm unwillkührlich das Bild der Vergänglichkeit und Zerrissenheit vorhält, welches so sehr dem der Gegenwart ähnelt, der tröstenden Worte dieser seiner einstigen mütterlichen Monarchin gedenken: „Es können bessere Zeiten kommen." Sie werden es, wenn Herrscher und Regierte wie damals zusammengehen.

Bericht
über die neueren Funde römischer Alterthümer in Kärnten.

Vom k. k. Ober-Landesgerichts-Rathe M. F. von Jabornegg-Altenfels.

In der Regel werden bei Erdarbeiten an Eisenbahnstrecken von einiger Länge stets Funde von Alterthums-Gegenständen gemacht. Dieß ist nun auch bei unserer Kärntnerbahn der Fall, obwohl die Funde von geringerer Bedeutung sind.

In Folge der mir darüber zugekommenen Mittheilungen sind auf der Bahnstrecke von Unterdrauburg bis Villach bei der Erdarbeit folgende Gegenstände gefunden worden, und zwar:

1. Nächst der Eisenbahn-Brücke über die Drau bei Stein ein Opfermesser, das sich in einer Felsenkluft befunden, und eine Haft (Fibula). Beide von Bronce;

2. bei Grafenstein zwei kleinere Bronce-Stücke, von einem Messerhefte herrührend;

3. bei Pörtschach am Wörther-See einige römische Münzen; endlich

4. in Villach am Bahnhofplatze beim Ausgraben eines Gebäude-Fundamentes ein römischer Grabstein mit Inschrift.

Außer der Eisenbahn wurde ganz neuerlich und zwar Ende Juni und in der ersten Hälfte Juli d. J. in der Lehmgrube beim Ziegelofen des Realitätenbesitzers Benedikt Strauß unter St. Jakob nächst der Poststraße von Klagenfurt nach Völkermarkt ein Krug von rothem Thon, eine kleine Schale von terra sigillata, ein sehr kleiner Hafen und ein Kochgeschirr mit 3 Füßen von schwarzer, gebrannter Erde, das Bruchstück einer Fibula von Bronce nebst einigen Geschirr-Bruchstücken, gefunden.

Diese Lehmgrube, in welcher der Thon zu Ziegeln gegraben wird, ist etwas über 8 Schuh tief. In der Mitte dieser Thonschicht zieht sich ein Streifen von Kohlen, untermischt mit größeren Steinen, wagrecht hin, in welcher Schichte die erwähnten Geschirre gefunden wurden. Es ist Hoffnung vorhanden, daß dort noch mehrere solche Geschirre gefunden werden dürften.

Schon vor einiger Zeit fand man in dieser Lehmgrube einige kleine, ganz erhaltene Geschirre, die jedoch theils verschleppt, theils zerschlagen wurden, ebenso hat man dort eine uralte, ungewöhnlich geformte große Zange von Eisen und die eiserne Spitze einer Partisane gefunden, welche Stücke aber verloren gingen.

Es ist anzunehmen, daß schon zu Zeiten, als die Römer unser Land besaßen, eine Ziegelfabrik auf diesem Platze bestanden habe und hier auch Geschirre verfertigt worden seien, denn der abgegrabene Raum rings um diese Ziegelhütte deutet auf ein sehr ausgedehnt gewesenes und bearbeitetes Thonlager, und die vielen Scherben von Thongeschirren lassen auf eine Töpferwerkstätte schließen.

Die meisten der hier besprochenen Alterthümer befinden sich bereits in der Sammlung des kärntnerischen Geschichts-Vereines, und es muß besonders lobend erwähnt werden, daß Herr Benedikt Strauß die bei seiner Ziegelstätte ausgegrabenen Gegenstände mit vieler Bereitwilligkeit an den genannten Verein abgab.

Ueber weitere Funde werden in diesem Wochenblatte wieder Mittheilungen folgen.

Klagenfurt, am 15. Juli 1863

Volksgebräuche der Slovenen in Steiermark.

Von Prof. Karl Reman Rieck.

II. Faschings-Gebräuche.

Zu keiner Zeit des Jahres finden sich im Volksleben der Slovenen so viele Anklänge an das alte slavische und römische Heidenthum, als in der Faschingszeit. Da läßt sich und den Seinen der Landmann so ganz und gar alle Zügel frei, die den Slaven sonst so allgemein eigenthümliche Melancholie ist ganz und gar verschwunden. Nur der Befriedigung der Lustbarkeit ist diese Zeit gewidmet. Besonders häufen sich die Mummereien und Possenspiele am Schluße der Faschingszeit. Etwa vierzehn Tage vor der Fastnacht verkleiden sich zehn bis zwölf Burschen mit allerlei Flitterwerk; besonders beliebt sind hiebei Reitergestalten, bei denen die phantasiereichsten Uniformen vorkommen, oft Uhlane, Husar und Kürassier in einer Person. Diese springen auf ihren kunstlos geschnitzten Pferden in den Dörfern von Haus zu Haus, vor jedem derselben einen Rundtanz aufführend; einige von ihnen ziehen einen meist zerbrochenen Pflug, mit welchem sie Schnee ackern, während eine Karikatur-Gestalt als Amtmann die Pflüger und nebenbei auch die Zuschauer mit Schlägen und Grobheiten traktirt. Die wichtigste Persönlichkeit ist jedenfalls bei den Aufzügen der Korent, welcher entweder als Lenker des Pfluges auftritt, oder nebenher in die Häuser geht, sich daselbst oft sehr derbe Späße erlaubt und schließlich als Sammler für die übrigen Maskirten auftritt und Würste, Eier u. s. w. in Empfang nimmt. Der Bursche, welcher den Korent darstellt, trägt einen verkehrten Pelz, mit der zottigen Seile nach Außen; hat eine scheußliche Larve, gewöhnlich mit langer rother Zunge und ein paar tüchtige Hörner auf dem Kopfe. Die Larve besitzt gewöhnlich eine Igelhaut, auch in den Händen trägt er einen mit einer Igelhaut versehenen Stock, mit welchem er empfindliche Schläge austheilt. Der Korent, eine mythologische Person der alten Slovenen, ist ein Mittelding zwischen einem guten und einem bösen Dämon. Um denselben recht zu charakterisiren, wollen wir eine Erzählung, welche als Sage noch hie und da zu hören ist, wiedergeben. Korent hatte schon lange auf der Erde sein Unwesen getrieben, z. B. den reichen Leuten Kleider gestohlen und selbe Armen geschenkt, Liebende in ihren süßesten Träumereien gestört, aber auch wieder Kranke auf wunderbare Weise geheilt u. s. f. Wie aber gewöhnlich das Gute nicht genug gewürdigt wird, so fiel auch bei Korent nur seine schlechte Seite auf, und er sollte deßhalb vom Teufel geholt werden. Als dieser erschienen war, fing aber Korent so hinreißend auf der Geige zu spielen an, daß selbst der Satan zu tanzen anfing und so lange toll forttanzte, bis er sich die Krallen bis zu den Knöcheln weggetanzt hatte; so vertrieb Korent durch seine Kunst und Schalkhaftigkeit den Satan. Aber seiner Strafe sollte er doch nicht entgehen. Er wurde vor Gott gerufen und sollte sich für seine Thaten rechtfertigen. Da sah er auf dem Stuhle, auf dem Gott saß, einen Rock hängen, den er sich einstens durch Musik verdient und sodann einem Armen geschenkt hatte. In Berücksichtigung dessen wurde er mit Gnade behandelt und bloß dazu verurtheilt, in den lächerlichsten Gestalten in der Faschingszeit unter den Menschen herumzuwandeln; sollten einstens die Menschen zur Ueberzeugung kommen, daß Korent's Faschingsstreiche nur Thorheiten sind, dann erst darf er wieder in seiner eigenen Gestalt unter den Menschen wandeln. Am Faschingdienstage, als dem Schluße der fröhlichen Zeit, häufen sich die Possen noch mehr. Da wird in allen Häusern geschmaust und gezecht, so viel als ertragen werden kann, und häufig auch darüber. Besonders schlecht kommen an diesem Tage die heiratsfähigen Mädchen davon, die keinen Bräutigam bekamen oder einen solchen abgewiesen haben. Denn da vereinen sich mehrere Burschen des Dorfes, kleiden sich in Mädchentracht und ziehen einen Holzblock oder sogenannten „Schweinstrog", auf oder in welchem sich ein als altes Weib gekleideter Bursche befindet. Spottlieder und Narrenpossen aller Art werden nun vor dem Hause des unglücklichen Mädchens aufgeführt.

Daß der Tanz während der ganzen Faschingszeit eine wichtige Rolle spielt, versteht sich von selbst, be-

sonders aber muß am Faschingdienstage jedes tanzen, das nur die Füße rühren kann, und selbst das älteste Häusmütterchen muß sich mit im tollen Kreise bewegen, weil sonst — in diesem Jahre die Rüben und Kürbisse mißrathen würden.

Gedichte

von L. v. Hörmann.

Stelldichein.

Bei unser'm Garten, hinterm Zaun,
Da steht des Nachbars Laube,
Hart nebenan, grün überrankt
Vom Blatt' der wilden Traube.

Oft biegt der Wind die Blätter um,
Dann seh' ich frei das Plätzchen,
Da sitzt des Nachbars Jörgel — schau,
Und kost mit seinem Schätzchen.

Der Alte schaffet d'rin im Haus,
Ich hör' ihn täglich fluchen,
Der Teufelsjunge, wo steckt er denn,
Kein Rufen hilft und Suchen.

Ich wüßt' es wohl, das stille Nest,
Wo die zwei Vögel stecken;
Ich kenn' das Ding, küßt ruhig fort,
Ich werd' euch nicht entdecken.

Ahasver.

Ja, so hieß es — süße Kunde, die sich mir zu Ohren stahl;
Heut' zum letzten Male schlepp' ich wandernd meines Lebens Qual.

Beug' dich auf gekrümmter Nacken, schnell vollzogen sei der Plan,
Zu dem Himmelsträger Atlas will ich lenken meine Bahn;

Der im fernen Westen qualvoll büßet seinen Frevelmuth
Stöhnend unter jener Säule, über der der Himmel ruht.

Wohl ersehnt er sich Erlösung, sieht er nahen mich dem Ort,
Hört von Schmerz gequält und Hoffnung mein Verderbenbringend Wort.

Atlas, duldender Titane, der du trägst des Himmels Wucht
Während lockend dir zur Seite glüht die Hesperidenfrucht.

Bürde mir auf meine Schultern deine tausendjähr'ge Last,
Halte du in deinen Gärten unterdessen süße Rast.

Fühl' ich erst des Himmels Wölbung dann auf meines Rückens Kraft,
Lach' ich höhnend auf zur Sonne und laß los der Säule Schaft;

Daß im jähen Sturze berstend aus den Fugen weicht das All,
Und zu Staube mich zermalmet seiner Trümmer Riesenfall.

Innsbruck.

L. v. Hörmann.

Zwanzigste Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt,

von der hierortigen Filiale des österreichischen Kunst-Vereines in Wien.

(Korrespondenz.)

Sie äußerten den Wunsch nach einer Mittheilung meines Urtheiles über den allgemein interessanten Gegenstand unserer heurigen Kunstausstellung. Die Ansicht, die ich Ihnen ausspreche, kann nur eine subjektive Geltung haben, in soferne es sich nämlich um eine Geschmacksache, um die Eindrücke handelt, welche die exponirten Gemälde — denn fast nur solche waren es, die wir zu sehen bekamen — auf die hierin autonomen Beschauer machten; aber in Einem kamen wir überein, daß außer dem Landschaftsfache die andern Fächer, besonders das Historische und Genre, schwach vertreten waren, und daß im Verhältnisse zur zunehmenden Zahl der Mitglieder des Filialvereines (sie betrug im Jahre 1862 in Kärnten 237 Theilnehmer,) die Sendungen quantitativ und qualitativ mehr im Abnehmen als Zunehmen sind, besonders beklagen wir den Ausfall historischer Gemälde, die der Darstellungen aus der österreichischen Geschichte, der Momente großer Männer, die wir unser nennen. Allerdings hatten wir das noch nie gesehene: „Schirmer's orientalische Landschaften mit biblischer Staffage", 6 Doppelstücke, wovon die obern in Ueberlänge, die untern in Querbildern, zur Schau; allein da man sie uns als historische Gemälde geltend machen wollte, fanden wir uns berufen, sie eben wegen ihrer Objektivität einer eingehenderen Critik zu unterziehen. Daß der Culturzustand jener Gegenden, welche den Schauplatz der gewählten biblischen Ereignisse aus-

machten, damals ein ganz anderer gewesen, wo der noch jungfräuliche Boden noch keinen Verwüstungen ausgesetzt war, wie ihn nachhin die Kriege, die zweimalige Ausrottung des Judenvolkes, die Kreuzzüge und türkische Barbarei herbeiführten, ist selbstverständlich, und Schirmer konnte seine Naturstudien nur in den gesegneten Thälern von Damaskus machen. Wir prüften daher das Einstige nach dem noch Vorhandenen und mußten es bekennen, daß die grandiösen Eichen, die Palmen, Oel- und Lorberbäume ꝛc. ganz den Begriffen entsprechen, welche uns die Bibel und die Naturkunde der Gegenwart von der Pflanzenbildung jener Gegenden geben. Ebenso ist das Blau des südl. Himmels, der Lichtglanz, und die Färbung der Matten gehalten. Die Figuren indessen stehen zu den Dimensionen der Landschaft und ihrer Ausstattung in keinem Verhältnisse. Manche, wie der mit seiner Mutter fliehende Ismael, erscheinen verzeichnet; die Häuser der Stadt Nachors, so wie einzeln stehende, haben statt flache italienische Dächer; Abraham, der als Nomade nur in seinem Zelte wohnte, hat hier (18 und 20) ein, mit mittelalterlich steinernen Thürpfosten versehenes Haus; Sarah reiset, obwohl Gattin, ohne Schleier. Wir bemerken dieses, weil die ausdrückliche Beziehung auf die Bibel uns zu archäologischen Vergleichungen auffordert, und der enorme Preis von 12.000 Silbergulden, den nur ein sehr reicher Jude, ein übermäßig dotirter geistlicher Würdenträger oder ein derlei Stift zu bezahlen im Stande, eigentlich Willens sein dürfte, eine allseitige Korrektheit voraussetzt. Uebrigens scheinen diese Bilder der Form nach zur Ausfüllung von Mittelfeldern einer Colonnade bestimmt zu sein.

Das ausgezeichnete plastische Schnitzwerk von Roker: „Tanz beim Scheibenschießen", sahen wir nachhin in einer gelungenen Photographie. So reich, die Marinen und das Landschaftsfach, fanden wir diesmal doch nichts von unseren heimischen Künstlern. Der „Millstätter See" von Hanisch ist des Meisters würdig; doch wollten Kenner der Gegend sie darin nicht finden, da weder der Namen gebende Markt sammt Kirche und Stiftsgebäude, besonders auch nicht der Hintergrund sie kennzeichnen. Die im Verlaufe der Ausstellung von Friedrich Wachsmann aus Prag eingesendete Redute: „Die Gegend des Obirs von der Eisenbahn aus gesehen, leistete einen erfreulichen Ersatz für jenen Ausfall, wenngleich der etwas grelle Ton der Mittelgegend Manchem auffiel.

Vergeben Sie, wenn ich damit den Gegenstand abfertige, den schon das Feuilleton der Klagenfurter Zeitung besprochen, und der uns bereits entrückt ist. Nicht die Kunst und die Künstler haben es verschuldet, daß er nicht reichlicher ausgestattet, nur der Mangel an Gönnern, die in Oesterreich weit zurück gegangen, während für Pferde, Sport und die Plastik des Lebenden so große Summen daraufgehen. H.

Abhandlung

über den neuen Seidenspinner: **Bombyx Cynthia vera s. Ailanthi** und die Ernährungspflanze für denselben: **Ailanthus glandulosa**, den Götterbaum, in Bezug auf Ursprung, Verbreitung und Erhaltung.

Europa verdankt diesen Spinner Bombyx Ailanthi dem piemontesischen Missionär Pater Fantoni in der Provinz Hung-Tung in China, der im November 1856 einige lebende Cocons an zwei Freunde nach Turin sandte, durch deren Sorgfalt die Fortpflanzung und Erhaltung dieses höchst beachtenswerthen Insektes gesichert wurde. Guerin Meneville übertrug sie im Jahre 1857 aus Piemont nach Frankreich, wo dieses Insekt bereits eine, wenngleich noch nicht allgemeine, dennoch bedeutende und weitreichende Verbreitung erlangt hat.

Die Eier dieses Spinners sind ungefähr doppelt so groß und halb so zahlreich als jener des gemeinen Seidenwurmes (Bombyx mori). Sie sind oval, an beiden Enden gleich dick, weiß mit schwarzen Tüpfchen versehen. Im Durchschnitte wiegen 500 Eier eine Gramme Ebenso können im Mittel 250 Eier auf einen weiblichen Schmetterling gerechnet werden.

Ungefähr eine Woche, nachdem die Eier gelegt werden, so flachen sie sich etwas ab, verlieren an ihrem Gewichte und nehmen eine graue Farbe an, welche von den schwarzen, darin sich gebildet habenden Räupchen herstammt; und in wenigen Tagen darauf erfolgt auch schon das Auskriechen derselben.

So wie der Bombyx mori häutet sich auch die Raupe der B. Ailanthi vier Mal vor ihrer Einspinnung. Ihre Lebensdauer ist daher auch in 5 Altersperioden eingetheilt, wovon die erste zwischen ihre Geburt und die erste Häutung, die drei darauf folgenden zwischen die vier einzelnen Häutungen, und die fünfte zwischen die letzte Häutung und das Einspinnen fällt. Im Laufe dieser Altersperioden-Veränderung wechselt dieser Spinner seine Farben, welche abwechselnd eine blaßgelbe, weißliche, hellgrüne und endlich gelblichgrüne Tinte annehmen, während die im Anfange schwarzen Flecken und Tuberkeln, welche die Raupe zieren,

in's Hellblaue übergehen. Im letzten Entwicklungs-Stadium erreicht diese Raupe eine Länge von 65 bis 80 Millimeter. Nachdem sie einige Blätter des ihr zum Aufenthalte dienenden Zweiges mittelst ihrer Seide fixirt hat, beginnt sie ihr Cocon zu spinnen.

Während der Cocon der Bombyx mori einen aus einem ununterbrochenen Faden bestehenden, nach auswärts gebildeten hohlen, ohne Oeffnung versehenen Knäuel darstellt, ist der B. Ailanthi genöthigel, sich Behufs des leichten Auskriechens des Schmetterlings eine Oeffnung schon vorzubereiten, was dadurch entsteht, daß er, wenn er beim Spinnen an den spitzen Ende des Cocons anlangt, den Faden rasch umbiegt und in der entgegengesetzten Richtung zurück fortfährt, um von einer anderen Seite her bei der beabsichtigten Oeffnung wieder anzulangen. Durch das Fortsetzen dieser Operation bildet sich, wie gesagt, an dem spitzen Ende des Cocons eine mausfallenartige Oeffnung, welche, während sie das Hervortreten von Innen nach Außen gestattet, jedes Eindringen in den Cocon von Außen nach Innen ohne Verletzung desselben unmöglich macht.

Die Farbe des Cocons ist aschgrau, das Gespinnst fest, die Form gestreckt, die Länge beträgt beiläufig 45, die Breite 15 Millimeter. Das Gewicht variirt jedoch nach dem Grade der Trockenheit; im Durchschnitte kommen 420, die Puppe noch enthaltende, und 2390 leere Cocons auf ein Kilogramm.

Der Faden, obwohl continuirlich, ist an dem Punkt, wo er sich umbiegt, nämlich um die Oeffnung des Cocons, feiner und schwächer. Er reißt daher um so leichter, als sich der Cocon beim Abwickeln mit Wasser füllt, an Gewicht zunimmt, und zu Boden sinkt. In China war diese Aufgabe schon längst aufgelöst, denn es kamen Stoffe vor, welche aus continuirlichen B. Ailanthi-Seidenfäden bereitet waren.

Nichtsdestoweniger konnte dieses Geheimniß lange der französischen Industrie verborgen bleiben, welcher es gegen Ende des Jahres 1861 gelang, nicht nur die Kunst des Abwickelns mit continuirlichen einfachen Fäden, sondern auch die Art und Weise zu entdecken, wie man die Fäden mehrerer Cocons in einem einzigen Faden vereinige, das Gespinnst weiß mache, und es nach Belieben mit jeder Farbe färben kann. Der auf diese Weise gewonnene Faden liefert einen vortrefflichen Stoff. Die echt indischen Foulards werden ausschließlich daraus erzeugt. Der Missionär Pater D'Incarville schreibt, daß die Seide, welche von B. Ailanthi gewonnen wird, aschgrau sei, wenigstens doppelt so lang, als die Seide des gemeinen Seidenwurmes (B. mor.) dauert, nicht so leicht gefleckt wird, und so wie Feinwäsche gewaschen werden kann.

Von allen diesen vortheilhaften Eigenschaften haben wir Gelegenheit, uns augenscheinlich an vielen sehr glücklich ausgefallenen Versuchen des W. Ritter Zahony in Strasicz bei Görz zu überzeugen, dessen Thätigkeit in dieser Hinsicht sehr lobenswerth erkannt werden muß.

Wenngleich die B. Ailanthi in südlichen Gegenden in einem einzigen Jahre drei Generationen geben könnte, so hat doch die Erfahrung bereits gelehrt, daß es zweckmäßiger ist, sich mit zwei Generationen zu begnügen.

(Schluß folgt.)

Heimatliche Chronik.

(Eine merkwürdige und eigenthümliche Erscheinung an der Sonne) bemerkte ich am 14. Juli Abends bei ganz wolkenlosem Himmel.

Von 6 Uhr 15 Min. angefangen, als die Sonne noch etwa 14 bis 15 Grade vom westlichen Horizonte abstand, minderte sich allmählig die Intensität ihres Lichtes, ihre Scheibe wurde immer bleicher, und nach und nach verloren sich ihre Strahlen dergestalt, daß körperliche Gegenstände Anfangs einen nur unmerklichen, dann aber gar keinen Schatten warfen. Am Horizonte gegen Westen wurde es düster und unheimlich wie beim Beginne einer Sonnen-Finsterniß, an welche die Erscheinung lebhaft und unwillkührlich erinnerte. Als die Sonne noch beiläufig 9 bis 10 Grade vom Horizonte entfernt war, und nun eine ganz gelbe Farbe angenommen hatte, konnte man bequem und ohne die mindeste Irritirung des Sehnervens zu ihr hinaufblicken, gerade wie zur Vollmondsscheibe. So dauerte es fort bis 7 Uhr, wo sie eine rothgelbe, und endlich um 7 Uhr 15 Minuten, wo sie eine bräunliche Farbe annahm, ein grauer, scharf abgegrenzter Schleier nach der ganzen Breite ihrer Scheibe von unten nach oben über sie hinausglitt, und sie um 7 Uhr 18 M. in West-Nordwest hinter den Bergen verschwand.

Der Wind wehte den ganzen Tag hindurch ziemlich scharf aus Nord, und Abends um 9 Uhr war das ganze Firmament mit einem feinen Dunstschleier so dicht überzogen, daß nicht einmal Sterne erster Größe hindurch schimmern konnten. Dichte, wässerige, die Lichtstrahlen absorbirende Dünste mögen also wohl die Ursache dieses sonderbaren Sonnen-Unterganges gewesen sein, der selbst für Landleute auffällig war, indem sie am Wege bei mir stehen blieben und mit besorgter Miene an mich die Frage richteten: „Was wohl dieß etwa zu bedeuten habe?"

Am 15. Juli 1863.

Verschiedenes.

(Vier Apostel der edlen Musica.) In Braunschweig wurden von 1797 bis 1809 dem herzoglichen Hofmusikus Heinrich Friedrich Müller vier Söhne geboren, die alle mit gleich ausgezeichnetem Talent und entschiedener Neigung für die Tonkunst begabt, sich derselben unter der geschickten Anleitung des Vaters mit großem Eifer widmeten, und sich später auf Violine, Bratsche und Violoncell als ausgezeichnete Künstler erwiesen. Sie fanden in der Braunschweiger Kapelle Anstellung. Dieß war nun freilich unter den damaligen Umständen für junge, strebsame Künstler kein besonderes Glück. Der regierende Herzog Karl von Braunschweig, erhebenden Angedenkens, einer jener glücklicher Weise jetzt immer seltener werdenden Fürsten, welche das Volk nur zum Spiel ihrer Launen und Willkürlichkeiten geschaffen halten, erließ u. A. auch den Befehl, daß kein Mitglied der Kapelle bei schwerer Strafe wagen sollte, sich in irgend einer Gesellschaft oder einem Konzert hören zu lassen. Dieser niedrigen Bedientenbehandlung ehrenwerther Künstler sollte, gewiß gegen Absicht und Erwartung des hohen Herrn, eines der schönsten Phänomene für die musikalische Welt erblühen. Die Brüder hatten nämlich so wenig Respekt vor dem edlen Landesvater, daß sie ihren Abschied zu nehmen beschlossen. Das war jedoch kein geringes Unternehmen. Sie wollten sich nicht trennen und hatten Familie. Auf ein gemeinsames sicheres Unterkommen war vor der Hand nicht gleich zu rechnen. Sie dachten daher auf ein Mittel, ihre Existenz auch ohne bestimmtes Engagement wenigstens auf einige Zeit zu sichern, und wählten das glücklichste — das Quartettspiel auf den höchstmöglichsten Grad der Vollkommenheit zu erheben. Täglich kamen sie von nun an zusammen, beriethen sich gemeinsam über alle technischen und geistigen Bedingungen der wirkungsvollsten Ausführung ihrer Aufgabe, studirten und übten sich mit „heißem Bemühen" und beharrlichster Ausdauer. Mit immer steigender Genugthuung empfanden sie, daß ihre Darstellung der Meisterwerke sich höher und höher heraushob aus dem Kreise des bis dahin Besitzgewohnten, und endlich durften sie sich sagen, daß sie es in einer Weise übertrafen, wie sie früher nicht gehört worden war. Nun forderten sie ihren Abschied und erhielten ihn von dem hoch- und kunstsinnigen Herzog. Diesem aber nahte bald genug das Ding, unter dessen Hand auch Fürsten sich beugen müssen — die Nemesis.

Das braunschweigische Volk erhob sich zürnend über seines Herzogs immer zunehmende Willkürlichkeiten, brannte in einer Nacht sein Schloß nieder und jagte ihn selbst zum Lande hinaus. Sein Nachfolger wußte die Künstler besser zu schätzen, behielt sie in seinen Diensten und gab ihnen den gewünschten Urlaub. Anfangs der dreißiger Jahre begonnen sie ihre Reisen, und mit welchem glänzenden Erfolge, ist bekannt. War es doch das erste Mal, so lange die Tonkunst auf der Erde wandelt, daß die Welt ein solch' wunderbar vollendetes Zusammenspiel vernahm. Da hörte man zunächst einen Zusammenklang der vier Instrumente, wie er in so durchgängig edler, verklärter Weise niemals früher vernommen war. Sodann that die ganz außerordentliche Sicherheit wohl, in welcher jedes Tempo sich erhielt, mochte es im langsamsten Adagio hinschleichen, oder im gemessenen Menuetschritt auftreten, oder im wildesten Prestissimo hinstürmen. Wo aber der Geist des Tonstückes im Tempo rubato ein Beschleunigen oder Verzögern des Zeitmaßes verlangte, erschien es stets in so vollendeter Uebereinstimmung, als führten es nicht vier, sondern nur ein Spieler aus. Wunderbar waren und wirkten die unendlich mannigfaltigen Abstufungen der Klangwellen der bald scharf kontrastirten, bald in unmerklichen Uebergängen verwischten Schatten und Lichter der Tonbilder.

Bewunderungswürdig auch erschien das Crescendo und Decrescendo, d. h. das allmähliche Anwachsen der Töne zur höchsten Kraftäußerung, wie das allmählige Herabsinken derselben bis zum leisesten Verklingen an die äußerste Grenze des Hörbaren. Daß die Töne zu- oder abnahmen, empfand man, aber einen Punkt zu erfassen, wo das Eine oder das Andere begann, war nicht möglich. Alle diese Mittel dienten aber stets dem höheren Gesetz des Ausdrucks, und zwar dem individuellsten Geiste jedes einzelnen Tondichters gemäß. Anders sprach bei ihnen Haydn, anders Mozart, anders Beethoven rc. Alle Saiten des Menschenherzens, von der tiefsten Melancholie bis zur heitersten Empfindung brachte ihr wundervolles Spiel zum vollendetsten Ausdruck. Dadurch wurde auch ihre Darstellung überall der sicherste Werthmesser der musikalischen Gedanken. Einer Tongestaltung, welche auch bei dem Vortrage dieser Meister nicht ansprach, fehlte ganz gewiß entweder die Schönheit oder das seelische Moment oder Beides zugleich, wie dergleichen in den letzten Quartetten Beethoven's wohl, obgleich selten, zu bemerken ist.

So vollkommen erschien allen Hörern das Zusammenspiel dieser Künstler, daß man oft die Aeußerung vernahm: dergleichen ist noch niemals dagewesen und wird niemals wiederkommen; denn die Umstände alle, welche allein dieses Phänomen hervorzubringen vermochten, können und werden sich nicht zum zweiten Mal in so vollständiger Weise zusammenfinden. Und dennoch geschah's! Dem einen dieser vier Brüder, dem Kapellmeister Karl Friedrich Müller, wurden wiederum vier Söhne geboren; wieder mit demselben Talent, denselben Charaktereigenschaften, empfanden sie auch dieselbe Neigung zu dem Genre ihrer Vorgänger und weihten sich mit demselben Eifer der Aufgabe. Bernhard, der älteste, übernahm die Bratsche, Karl, der zweite, die erste, Hugo, der dritte, die zweite Violine, und Wilhelm, der zuletzt Geborne, das Violoncell. Sie sind jetzt auf einer größeren Kunstreise begriffen, und überall, wo sie sich produciren, gestehen Alle, welche die älteren Gebrüder gehört, daß die jüngern sie vollständig erreicht haben. Sie gehören unter die Wenigen, welche gegenüber dem frivolen Virtuosenthume, das in unserer Zeit in so bedauerlicher Weise überhand nimmt, als Apostel der reinen Kunstreligion, dem edelsten Geschmack in der Tonkunst huldigen, und durch die schönsten Wirkungen und glänzenden Erfolge lehren, daß der Sinn dafür in dem Publikum niemals auszulöschen ist, und daß, wo die Kunst herabgezogen wird, es nicht durch das Publikum, sondern durch die Künstler selbst geschieht.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 31 Sonnabend, den 1. August **1863.**

Aus dem Landes-Museum.

Ueber die römische Stadt Virunum im Mittel-Noricum.

Vortrag, gehalten am 28. März 1862 im kärntnerischen Museum zu Klagenfurt, vom k. k. Ober-Landesgerichts-Rathe

M. Fr. v. Jabornegg - Altenfels.

Den Meisten werden die Ruinen bekannt sein, welche sich im Zollfelde an der Poststraße von Klagenfurt nach St. Veit zur Rechten durch Wald und Fruchtfelder weitläufig ausdehnen. Diese Ruinen sind die Ueberreste der bedeutenden römischen Stadt Virunum, wie wir nun hören werden.

Im Sommer des 15. Jahres vor Christi Geburt wurde Noricum, nämlich das heutige Erzherzogthum Oesterreich südlich der Donau, dann Steier, Kärnten und einen Theil von Tirol umfassend, von den Römern nach blutigen Kämpfen mit den um ihre Freiheit fechtenden Alpenvölkern erobert, und es bildete fortan die Kette der Alpen, welche sich im Süden des heutigen Drau- und Gail - Flußes vom tirolischen Pusterthale bis in die untere Steiermark hinabziehen, die Grenze gegen Italien.

Nachdem die Unterjochung erfolgt war und die Beruhigung der norischen Landesbewohner begonnen hatte, wurde das rechtseitige Donauufer als die nördliche Grenze Noricum's gegen die Einfälle der jenseitigen Barbaren, der Markomannen, Quaden u. s. w., mit einer Kette von Festungswerken und befestigten Standlagern (castra stativa) für die römischen Grenzbesatzungen versehen. Zur schnellsten und kürzesten Verbindung dieser für Rom so wichtigen Reichsgrenze mit Italien wurden von Aquileja aus durch Noricum bis zu den militärischen Stationen an der Donau Heerstraßen nach mehreren Richtungen angelegt, so wie auch im Lande Städte, Kolonien und Ansiedlungen gegründet und allenthalben römische Kultur und Sitte in unsere Alpengaue gebracht und verbreitet.

Die beiden römischen Geographen C. Plinius Secundus und Claud. Ptolomäus Pelusiensis führen unter den Städten Noricum's auch Virunum an, sonst aber wird diese Stadt weder von anderen römischen Schriftstellern genannt, noch in der Geschichte von ihrer Gründung, ihrem Blüthezustande und ihrem Untergange irgend eine Erwähnung gemacht.

Ptolomäus führt sie unter dem 45. Grade 45 Minuten nördlicher Breite und dem 36. Grade 40 Minuten westlicher Länge an. Nach den jetzigen Bestimmungen beträgt jedoch ihre nördliche Breite 46 Grade 42 Minuten, die westliche Länge aber 32 Grade 2 Minuten. In der Peutinger'schen Tafel wird sie mit 2 Häuschen, wie alle größeren Städte auf dieser Karte, bezeichnet.

Hier einige Worte über diese Tafel.

Sie ist eine römische Wegkarte in 12 Pergament-Folio-Blättern, befindet sich dermal in der Wiener-Hofbibliothek und wird von ihrem ersten bekannten Besitzer, dem Augsburger Rathsherrn Konrad Peutinger, die „Peutinger'sche Tafel" genannt. Ihr liegt eine auf der vom römischen Kaiser August veranstalteten Reichsvermessung gegründete korographische Darstellung der römischen Provinzen zum Grunde, welche im kaiserlichen Archive zu Rom aufbewahrt wurde. Durch die vielen späteren Eintragungen von Straßen, Ortschaften u. s. w. wurde das Original mit der Zeit undeutlich, und daher eine neue Ausfertigung nothwendig, welche dann in mehreren Exemplaren auf Anordnung der Kaiser gegen Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung veranstaltet wurde. Die in Wien befindliche Peutinger'sche Tafel ist nun eines dieser Exemplare. Durch verschiedene Schicksale gelangte diese Tafel um 1507 in Peutinger's Besitz, und später durch Prinz Eugen von Savoyen, der sie um 100 Dukaten bei einer Versteigerung erstand, mit seiner Büchersammlung in die Wiener Hofbibliothek.

Diese Karte, wovon der westliche Theil verloren ging, nimmt nur auf die Entfernung, dann auf die Richtung und Verbindung der Wege Rücksicht, und dehnt alle Länder nur in langen von Westen nach Osten gehenden Streifen. Die Lage der Länder und ihre



Größe, dann die geographische Lage der Orte wird nicht berücksichtigt. Die Entfernung zwischen den einzelnen Ortschaften ist nach römischen Meilen angegeben, was sie uns so schätzbar macht.

Weil auch das Antoninische Reisebuch sogleich zur Sprache kommen wird, so müssen wir auch von diesem hier eine kurze Notiz geben.

Die Itinerarien waren unter den Römern eine Art Postbücher zum ämtlichen Gebrauche mit Angabe der wichtigsten Orte und Punkte, die man auf einer Reise nach dem gewöhnlichen Straßenzuge zu berühren hatte. Das Wichtigste für uns ist das zuvor genannte Reisebuch (Itinerarium) des Kaisers Pius Antoninus, welches die Reise-Routen durch beinahe alle Provinzen des römischen Reiches und die Hauptorte mit den Distanzen nach römischen Schritten enthält; gewöhnlich wird der K. Antonin als Veranstalter der Anfertigung dieses Itinerars bezeichnet.

Wir kehren nun nach dieser Abschweifung zu unserem Gegenstande zurück.

Es wurde früher bemerkt, daß in der Geschichte über den Ursprung, über die Blüthezeit und über den Untergang Virunum's keine Meldung geschehe. Bei diesem Mangel an geschichtlichen Quellen bleibt daher nichts Anderes übrig, als über die wahrscheinliche Zeit ihrer Gründung und ihres Unterganges die Geschichte über Noricum überhaupt, und in Betreff ihrer Wichtigkeit die hier vorgefundenen Schriftsteine, welche die Zahl von 100 übersteigen, dann die Ausdehnung dieser Stadt und die Anzahl und Größe der öffentlichen Gebäude nach den noch vorhandenen Spuren in den Ruinen zu Rathe zu ziehen und daraus Schlußfolgerungen zu machen. Vor Allem werden wir die Nachweisung liefern, daß die Ruinen im heutigen Zollfelde die Reste der einst hier gestandenen römischen Stadt Virunum seien.

Von Aquileja, diesem einstigen Emporium der Römer, am obersten Theile des adriatischen Meerbusens gelegen, führten drei Straßen nach Virunum, nämlich:

1. Nach der Peutinger'schen Tafel, die erste durch das heutige Krain, Untersteier und Unterkärnten durch das Mies- und Jaunthal;

2. nach derselben Tafel, über das heutige Görz und den Predielberg die zweite; und endlich

3. nach dem Antoninischen Reisebuche, die dritte durch das heutige Friaul über Pontafel durch das Kanalthal und über Villach.

Von Virunum führten weiters auch drei Straßen nordwärts nach Ovilabis (jetzt Wels) und Juvavia (jetzt Salzburg).

Es treffen nun die Entfernungen, wie sie in der Peutinger'sche Tafel und im Antoninischen Reisebuche angegeben sind, genau mit jenen zwischen dem heute noch bestehenden Aquileja und den Ruinen im Zollfelde einerseits, und jenen zwischen diesen Ruinen und Wels, so wie Salzburg, genau überein. Schon dieser Umstand allein, der beinahe einem mathematischen Beweise gleichkömmt, würde genügen, um die Lage des alten Virunum an der Stelle des heutigen Zollfeldes außer Zweifel zu setzen, und es ist hiernach beinahe nicht erklärlich, wie gelehrte Männer, z. B. Simmler, Virunum an die Drau, Cluver und Cataucsich an die Stelle der heutigen Stadt Völkermarkt, Lazius und Hansiz an die Stelle von Friesach setzen konnten, da wohl kaum angenommen werden kann, daß sie die Peutinger'sche Tafel und das Antoninische Reisehandbuch nicht gekannt und benützt haben sollten.

Ein weiterer Beweis für die angedeutete Lage der Stadt Virunum ist der wichtige Umstand, daß in neuerer Zeit nördlich vom Zollfelde, etwa 3 Meilen entfernt, in Treibach und in dem etwa nur eine Viertelstunde davon gelegenen Krumfelden zwei römische Meilensteine, mit der inschriftlichen Angabe der Entfernung von Virunum — nämlich 15.000 römische Schritte — welche noch heute die richtige ist, ausgegraben, mithin an ihrem ursprünglichen Standorte gefunden wurden. Gerade an dem Fundorte dieser 2 Meilensteine war aber die erste römische Poststation (mutatio) von Virunum nach Ovilabis. Weiters wurde im Schloße Tanzenberg nächst dem Zollfelde eine römische Steinschrift aufbewahrt, welche der Virunenser erwähnt, und im Zollfelde gefunden wurde.

Ein vierter römischer Schriftstein, der des Gemeindewesens der Virunenser Erwähnung macht, befand sich im ehemaligen Cisterzienser-Stifte Viktring, der nach dem Zeugnisse unseres vaterländischen Geschichtschreibers M. Hansiz aus den Ruinen des Zollfeldes dahin gebracht und bei dem Baue des Stiftgebäudes verwendet wurde.

Ein fünfter Stein befindet sich zu Micheldorf bei Friesach, wenige Meilen vom Zollfelde, der von einem Decurio der Virunenser spricht.

Nach dem bisher Angeführten kann wohl kein Zweifel mehr bestehen, daß Virunum im heutigen Zollfelde gestanden sei.

Was nun den Namen „Virunum" betrifft, so ist er offenbar celtischen Ursprunges, und die Gründung

dieser Stadt muß in die vorrömische Zeit, als noch die Celten Noricum bewohnten, hinanfreichen; denn wie aus den Angaben der römischen Schriftsteller über die Eroberung Noricum's zu entnehmen ist, waren zu jener Zeit schon viele Städte und Castelle im Lande vorhanden, welche die Römer belagern mußten, bevor sie Noricum unter ihre Botmäßigkeit brachten.

Virunum war eine Colonie des K. Claudius, wie aus einer Steinschrift zu Rom hervorgeht, welche Gruber in seiner Sammlung der römischen Inschriften als im Palaste Farnese an der Tiber befindlich anführt, und worin einem gewissen Ulpius Maturus, der norischen Nation angehörig, aus der Claudischen Colonie Virunum gebürtig, von seinem Erben und einem Freunde ein Denkmal gesetzt wurde. Diese Eigenschaft Virunum's als Colonie des K. Claudius wird auch noch durch 2 andere in Rom befindliche Steinschriften bestätigt, welche Monlfaucon und Muratori anführen. Ich erlaube mir, über die römischen Colonien zu bemerken, daß die Römer in die von ihnen eroberten Länder Colonien aussendeten, nicht etwa um Städte zu gründen, sondern um den Colonisten — meistens Veteranen — daselbst entweder entvölkerte Ländereien anzuweisen, oder ihnen solche Ortschaften, auch Städte zu überlassen, welche den besiegten Völkern abgenommen wurden, welch' Letzteres mit Virunum der Fall gewesen zu sein scheint.

Wann übrigens diese Claudische Colonie gegründet wurde, kann beim Mangel aller geschichtlichen Anhaltspunkte nicht bestimmt werden, und es ist nur so viel gewiß, daß selbe während der Regierungszeit des Kaisers Claudius, ihres Gründers, mithin zwischen 41 und 54 nach Christi Geburt, erfolgte.

Außer diesen drei letzterwähnten Steinen in Rom kommen dort noch zwei andere Inschriften vor, worin Militärs, nämlich Prätorianer der I. und III. Cohorte, aus Virunum gebürtig genannt werden.

Nachdem wir nun die Lage von Virunum ermittelt haben, wenden wir uns zu den heute noch vorhandenen Resten dieser Stadt und haben zum Verständnisse unserer nachfolgenden Beschreibung dieser Ruinen nach deren vielfältigen Begehung und Untersuchung einen Situationsplan entworfen.

Im Süden bei dem Dorfe Arndorf beginnen die Gebäude-Spuren, und es mag der Umfang der Stadt beiläufig folgende Ausdehnung gehabt haben: Von Arndorf nordwestlich bis zur Poststraße von Klagenfurt nach St. Veit; diese Straße übersetzend und mit ihr in einer Entfernung von 8 bis 10 Klaftern parallel gegen Nordost fortlaufend bis zur sogenannten Lindwurmgrube; von dieser gerade östlich bis zum Fuße des Sabiniat-Kogels; längs dem Fuße dieses Berges gegen Süden bis zum Töltschacherberge; auf diesen hinauf gegen Töchmannsdorf sich ziehend und die Spitze dieses Berges übersetzend über Töltschach wieder nach Arndorf zurück.

Innerhalb dieses Umfanges von mehr als $1 \frac{1}{2}$ Stunden reiht sich Gebäude an Gebäude, theils von Acker-, theils von Waldboden bedeckt. Die alte Stadt lag also, wie eben bemerkt worden, theils in der Ebene, theils am Töltschacherberge, der terrassenförmig ansteigt, eine geringe Erhebung hat und jetzt ganz bewaldet ist. Die vorzüglichsten und größten Gebäude lagen, nach den Dimensionen der Ruinen, nach den gefundenen großen Quaderstücken, Säulentrümmern u. s. w. zu schließen, in der Ebene, während die mehr für ländliche Wohnungen konstruirten Häuser geringeren Umfanges an der südlichen Abdachung des Töltschacherberges lagen; vor diesen Wohngebäuden scheinen Gärten angebracht gewesen zu sein, auf welche Vermuthung wenigstens die vielen freien und regelmäßigen Räume vor den südlichen Fronten dieser Häuser führen.

Von diesem Hügel, auf dem sich auch Spuren von 2 öffentlichen Plätzen gefunden haben, mußte sich den Bewohnern eine prachtvolle Aussicht auf die lange Kette der südlichen Alpen darbieten.

Der nördliche Theil der ehemaligen Stadt gegen die heutige Lindwurm-Grube zu scheint die Gräberstraße enthalten zu haben, denn dort wurden die meisten Grabsteine, Urnen, Thränengefäße, ein Trauer-Genius u. s. w. gefunden. Ob dieser Theil noch in der Stadt oder bereits in einer Vorstadt gelegen war, läßt sich heute nicht mehr bestimmen.

Im Walde sind die Ruinen meistens bedeutend über dem Boden erhaben, bilden da eine Kette kleiner Hügel, und an vielen Stellen kann man noch deutlich die fortlaufenden Gemächer der ehemaligen Wohngebäude erkennen, wogegen im ebenen Felde, wo der Pflug und Spaten seit Jahrhunderten beträchtliche Verwüstungen an den alten Resten angerichtet hat, diese Hügel bereits geebnet sind, ohne jedoch die nach allen Richtungen sich hinziehenden Grundmauern ganz zu zerstören, die da gewöhnlich 2 bis 3 Schuhe unter der Oberfläche des Ackerbodens gefunden werden.

Im Frühjahre, wenn hier die Saalfelder Aehren treiben, genießt man von einem erhöhten Standpunkte aus das interessante Schauspiel, in den Feldern förm-

liche Umrisse der darin gestandenen Gebäude, ja ganze Gassen auszunehmen, indem jene Stellen, wo das Getreide auf der Erdscholle über diesen Mauern steht, bereits gelb oder doch lichtgrün sind, während das Korn in den Räumen der ehemaligen Gassen, Plätze, Höfe und Zimmer noch ganz saftgrün dasteht.

Was nun die Gebäude selbst betrifft, so sind fast alle in den Gemächern mit Wandmalereien versehen, worunter manche von vorzüglicher Schönheit und mit künstlerischem Geschicke ausgeführt sind. In vielen Privat-Gebäuden wurden Mosaik-Böden, jedoch ohne Zeichnungen und höchstens mit einer Einfassung oder einem Rahmen von anders kolorirten Steinchen gefunden. — Alle ausgegrabenen Privat-Gebäude waren mit Heizungs-Vorrichtungen unter den Gemächern versehen, mittelst welcher durch übereinander und nebeneinander gestellte röhrenförmige Hohlziegel an den 4 Wänden der Gemächer die Wärme in alle bewohnten Räume des Hauses geleitet, und gleichmäßig verbreitet wurde, weil diese Ziegelröhren unter den Zimmerboden in die Feuerungsgewölbe hinabreichten und so die Wärmeleitung vermittelten. Bei Gelegenheit einer Ausgrabung habe ich diese Beheizungs-Vorrichtungen genau zu beobachten Gelegenheit gehabt und darüber Zeichnungen entworfen.

Unter den meisten Gebäuden werden auch unterirdische gewölbte Abzugs-Kanäle getroffen, wo sich häufig noch Austern-Schalen, Trümmer von gläsernen Trinkgeschirren und Thongefäßen, Bruchstücke von Bronce-Gegenständen u. s. w. vorfinden.

In den Gemächern trifft man am Fußboden, der gewöhnlich aus Stuck (Terrazzo) konstruirt ist, häufig eine Lage kohlschwarzer Erde, wohl auch kleine Kohlentheile, roth-oxydirte Eisennägel und geschmolzenes Glas, als ob da ein Brand gewüthet und die Gebäude zerstört hätte. Nur wo diese Brandspuren nicht vorkommen, trifft man zuweilen Münzen und kleine Thonlampen, — aber höchst selten Geräthe an; diese liegen gewöhnlich außer den Gemächern.

Zwischen dem Wäldchen in der Ebene und der westlichen Abdachung des Töltschacherberges ist ein Acker auf einem etwas erhöhten Grunde, der noch heute der „Tempelacker" genannt wird. In kleiner Entfernung davon wurden im Jahre 1845 die Grundmauern eines Gebäudes in Form einer Basilika, und ebenfalls in der Nähe davon die vier schönen Statuen ausgegraben, die nun eine Zierde des Lapidar-Museums des kärnt. Geschichts-Vereines sind.

Am Fuße des Töltschacherberges links am Fahrwege zum Schloße Töltschach, wo noch vor wenigen Jahren 200jährige Eichen standen, wurden in den Jahren 1855 und 1856 Ausgrabungen vorgenommen, und bei diesem Anlasse hat man die Mauern eines mehr als 70 Schritte langen Gebäudes blosgelegt, nach dessen ganzer Länge die Bruchstücke schöner Wandmalereien mit Schutt und Dammerde untermischt am Boden aufgehäuft lagen, und von den Wänden des hier gestandenen umfangreichen Gebäudes herabgefallen sein mußten. Die Malerei gehörte offenbar nur allein diesem einzelnen Gebäude an, denn die angebrachten Arabesken, Laubgewinde u. s. w. waren nach der ganzen Länge des Gebäudes ein und dieselben.

Es zeigten sich da Spuren eines Säulenganges, der mit einem Mosaikboden belegt war. Ober dieser langen Mauer befand sich eine 6 Schuh breite und mehrere Klafter lange Terrasse mit Stuckboden, und auf diesem Plateau wurden 7 kleine Kämmerchen mit Thüren, aber ohne Fenster, ausgegraben. Hinter diesen Kämmerchen, wo sich eine große amphitheatralisch geformte Vertiefung befindet, und woselbst man anfänglich ein Theater vermuthete, liefen von 2 Seiten mehrere gewölbte Kanäle zusammen.

Da die Mauerreste in dieser Vertiefung sehr zerstört waren, so ließ sich über die einstige Bestimmung dieses großen Gebäudes keine gegründete Vermuthung aufstellen. Dieses Gebäude erhielt vom Publikum den Namen: „Haus des Prokonsuls".

Daß in Virunum mehrere öffentliche Gebäude, insbesondere Göttertempel, standen, wird theils aus dem bisher Angeführten, theils aus dem Inhalte der in diesen Ruinen ausgegrabenen Schriftsteine zur Gewißheit; so wird auf 2 wohlerhaltenen der Restauration zweier bereits baufällig gewordenen, dem Jupiter und dem Sonnengotte Mythra's geweihten Tempel und auf einer dritten Inschrift der Ausstattung eines dem Jupiter Dolichenus gewidmeten Tempels Erwähnung gemacht u. s. w. Daß mehrere öffentliche Gebäude an den Wänden mit feinem Marmor überkleidet gewesen sein mochten, ist sehr wahrscheinlich, weil im Schutte von derlei Gebäuden häufig geschliffene, etwas über einen Zoll dicke Platten schönen Marmors gefunden wurden.

Uebrigens geht aus dem Inhalte der Steinschriften, deren über 100 in diesen Ruinen gefunden wurden, bestimmt hervor, daß Virunum der Sitz vieler höheren römischen Staatsbeamten gewesen sein müsse; so erscheint auf einem Steine ein Ulbius Gaianus als oberster Leiter der Staatspost-Anstalten, ein Schatzmeister des Königreiches Noricum, Namens Diadumenus, auf

einem zweiten Steine der kaiserliche Kassier Epiectus, auf einem dritten Steine, dann auf anderen Inschriften ein Baubeamter, ein Rechtsgelehrter, ein Decurius u. s. w. Aus den mehreren Inschriften, worin die zweite Legion vorkömmt, läßt sich erschließen, daß diese Legion, welche Kaiser Mark Aurel nach Noricum zur Zeit des Markomannen-Krieges bestimmte, wie uns Dio Cassius berichtet, längere Zeit in Virunum ihr Standquartier gehabt habe.

In diesen interessanten Ruinen wurden seit Jahrhunderten außer den Steinen mit Inschriften und Sculpturen die schönsten Quaderstücke aus seinem weißen Kalksteine, Säulen, Kapitäler, Statuen, Büsten, Geräthe aller Art, Schmucksachen, insbesondere Goldringe mit Kameen, Geschirre von schöner rother Erde mit geschmackvollen Verzierungen, chirurgische Instrumente, eiserne Ketten und Geräthe, Lampen und Tausende von Münzen u. s. w. gefunden, insbesondere die Quaderstücke zu Bauten bei allen Kirchen und Schlößern in der Umgebung verwendet.

Aus Pietät für das ehrwürdige Alterthum ließen unsere Vorfahrer bei Bauten wenigstens die Steine mit Inschriften und Abbildungen an der Außenseite der Gebäude einmauern, wodurch uns viele dieser kostbaren Denkmale erhalten wurden. Unsere Zeit dagegen ist in dieser Beziehung weniger konservativ, und läßt Schriftsteine und wohl auch Sculpturen, schonungslos für die Beschotterung der Straßen zertrümmern und für Bauten — unsichtbar für den Forscher — verwenden.

Planmäßige Ausgrabungen wurden in den früheren Jahrhunderten auf diesem klassischen Boden, so viel bekannt, nicht vorgenommen; erst in den Jahren 1786 und 1787 ließ die Erzherzogin Marianna, der großen Maria Theresia erlauchte Tochter, welche damals bekanntlich in Klagenfurt residirte, mit einem Kostenaufwande von beinahe 30.000 Gulden durch Militär im nördlichen Theile der Ruinen mehr geregelte Nachgrabungen im größeren Maßstabe machen; allein es fehlen uns die näheren Nachrichten über den Erfolg dieser Nachgrabungen, weil das vom Grafen Franz Enzenberg, damaligen Oberſthofmeister der Erzherzogin, geführte Tagebuch verloren gegangen ist; indessen ist doch so viel bekannt, daß mehrere interessante Alterthümer, vorzüglich Inschriften und Gegenstände von Erz, gefunden wurden. Seit dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts wurden von einzelnen Privaten und einigen zu diesem Zwecke gegründeten Vereinen wiederholt Nachgrabungen, veranstaltet, wo manch' interessanter Fund gemacht wurde.

Die Zerstörung Virunum's dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach um die Mitte des V. Jahrhunderts nach Christi Geburt durch die Hunnen erfolgt sein, und zwar entweder im Jahre 451, als diese unter Attila in ungeheuern Heeresmassen, von denen eine Abtheilung durch Mittel-Noricum ihre Richtung genommen zu haben scheint, von Pa nonien nach Gallien zogen, und dort auf den catalaunischen Feldern die große Niederlage erlitten; oder aber im darauf folgenden Jahre 452, als Attila, der sich vom Schlage bei Catalaunum inzwischen erholt hatte, aus Panonien durch das südöstliche Noricum mit seinen Horden nach Italien zog und Aquileja belagerte. Da nun diese Barbaren ihre Wege immer mit Mord und Brand bezeichneten, so ist mit Grund anzunehmen, daß sie auch unserer Stadt Virunum dieses Los bereitet haben werden, denn wie schon früher bemerkt worden, zeigen sich innerhalb der Gebäuderäume dieser Stadt allenthalben Brandspuren, die auf eine solche Zerstörung der Stadt hindeuten. Die Tradition, daß Virunum durch die Hunnen mittelst Brand zerstört worden sei, hat sich auch im Lande allgemein erhalten, und auch Geschichtschreiber theilen diese Ansicht.

Abhandlung

über den neuen Seidenspinner: **Bombyx Cynthia vera s. Ailanthi** und die Ernährungspflanze für denselben: **Ailanthus glandulosa**, den Götterbaum, in Bezug auf Ursprung, Verbreitung und Erhaltung.

(Schluß.)

Die Cocons, welche von der zweiten Generation stammen und in den ersten Tagen Oktobers vollendet sind, werden seitlich, um die innbefindliche Puppe nicht zu verletzen, auf einem Faden rosenkranzartig gefaßt und den Winter über in einem Zimmer, dessen Temperatur sich zwischen 15 und 20 G. C. (12 — 16 G. R.) hält, aufbewahrt. Unter dieser Voraussetzung fliegen die Falter zwischen 5. und 10. Juni aus.

Jeden Abend werden die des Morgens ausgeflogenen Schmetterlinge in große Körbe oder in sonst lustige Behälter gesammelt. Tags darauf werden die vereinigten Paare, ohne selbe zu trennen, in mit Luftlöchern versehene Kisten gelegt. Die befeuchteten Weibchen werden bald darauf an den Wänden der Kiste ihre Eier legen, womit sie 3 bis 4 Tage zubringen. Die Männchen, welche sich von den Weibchen schon getrennt haben, sollen in ihr Behältniß zu-

rück verlegt werden; die Eier werden sodann mit dem Fingernagel oder mit einem hölzernen Messer losgelöst und Tag für Tag abgesondert in Räume mit einer Temperatur von 20 — 25 G. C. (16 — 20 G. R.) gebracht, wo fortwährend Wasser ausdünsten soll, um der Athmosphäre die nöthige Feuchtigkeit zu verschaffen. — Nach 10 — 12 Tagen kriechen die Räupchen aus. Um sie zu sammeln, werden kleine Ailanthus-Zweige in der Art über sie gelegt, daß die untere Fläche der Blätter die Räupchen berührt. Sobald diese sich auf den Blättern gesammelt haben, werden die Zweige in mit Wasser gefüllte Flaschen gestellt und deren Oeffnung verstopft, damit die Räupchen nicht hinein fallen und ertrinken. Ist es nöthig sie mit frischem Futter zu versehen, so werden in unmittelbare Nähe andere mit Zweigen versehene Gefäße gebracht, auf welche die Räupchen alsbald übersiedeln. Nach 3 — 4 Tagen können sie dann schon auf Ailanthus-Bäume oder Hecken in's Freie gebracht werden. Um dieß zu bewerkstelligen genügt es, die Blätter, auf denen die Räupchen sitzen, oder die ganzen Zweige mit Nadeln auf die Bäume oder Hecken zu befestigen.

Regen, ja selbst Ungewitter schaden ihnen keineswegs; die einzige Sorgfalt, welche beobachtet werden muß, ist, dieselben, so lange sie noch klein sind, gegen Ameisen, Wespen, Ichneumonen überhaupt, und besonders gegen Vögel zu schützen.

Nachdem die Raupen ihre vierte Häutung durchgemacht haben, spinnen sie sich zwischen den Blättern ein, und acht oder zehn Tage darauf sind die Cocons in ihrer Ausbildung vollendet und können dann gesammelt werden.

Wenn die Falter, wie oben schon bemerkt, zwischen 5. und 10. Juni ausgeflogen sind, so fällt die Sammlung der Cocons zwischen den 25. und 30. Juli. — Einen Monat darauf fliegen die Falter wieder aus, und in dieser Weise kann die zweite Ernte in der ersten Hälfte des Monats Oktober geschlossen werden. Die B. Ailanthi wird gegenwärtig, obwohl erst vor 6 Jahren nach Europa gekommen, in vielen Orten Frankreich's und Italien's in ziemlich ansehnlicher Menge gezüchtet, und es werden von vielen Garten- und zoologischen Gesellschaften auf dessen Verbreitung oder die seiner Nährpflanze Medaillen und Preise gesetzt. Im Jahre 1861 wurden in Frankreich 100 Millionen Ailanthus-Bäume cultivirt, welche zur Bewaldung von 50.000 Joch Terraine hinreichen.

Ebenso züchtet man in unserer Monarchie B. Ailanthi in Görz, Triest und Istrien schon heuer das dritte Jahr mit befriedigendem Erfolge, so daß dieser neue industrielle Erwerbszweig geeignet zu sein scheint, dort Wohlstand zu verbreiten, wo jetzt Dürftigkeit und Armuth vergebens nach Hilfe rufen.

Die Rusticität des Ailanthus-Baumes und seiner Raupe im Vergleich zu der größeren Heiklichkeit des Maulbeerbaumes und dessen Seidenwurmes, folglich auch die geringere Mühe und minderen Kosten, welche mit der Züchtung der B. Cynthia im Freien verbunden sind, und andererseits auch die Vortrefflichkeit des Stoffes, der von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein scheint, die Baumwolle, für welche so ungeheure Geldsummen jährlich in's Ausland wandern, zu verdrängen und zu ersetzen; der ärmeren Klasse eine bessere Kleidung zu verschaffen und dadurch einen Aufschwung in der Bekleidung der Armen hervorzubringen, sind viele für seine Verbreitung zweifellos günstig sprechende Momente.

Kurze Andeutungen über den Götterbaum (Ailanthus glandulosa).

Dieser stattliche Baum aus der Familie der Terebinthaceen, dessen Blätter der B. Cynthia zur Nahrung dienen und dessen Namen aus dem Indianischen Ailantho (Baum des Himmels) abgeleitet wird, wurde durch die Vermittlung des Missionärs Pater d'Incarville im Jahr 1751 aus China nach Frankreich und England verpflanzt.

Seine Blätter sind einfach gefiedert, eiförmig zugespitzt; an ihrer Basis befindet sich zu beiden Seiten ein Zacken, an dessen Ende eine kleine Drüse ruht; daher der Beiname glandulosa.

Die wärmeren Gegenden der gemäßigten Zone sind seiner Entwicklung am zuträglichsten; nichtsdestoweniger gedeiht er, wenngleich mit minder günstigem Erfolge, auch in nördlichen Gegenden. Gleich wie der Summach (eine verwandte Gattung), treibt er viele Schößlinge aus seinen Wurzeln, weßhalb er auch in jenen Gegenden, wo der Same nicht zur Reife für seine Fortpflanzung gelangt, durch Stock und Wurzelausschläge wieder verjüngt werden kann. In wärmeren Gegenden, wie im österreichischen Küstenlande, sind die Versuche aus Samen mit gutem Gelingen vollführt worden; und werden daher dort bloß aus Samen gezogen.

An den Wipfeln seiner Aeste trägt der Ailanthus gelblichgrüne Büschel von zahlreichen Blüthen. Die einzelnen Individuen sind entweder männlich oder weiblich; zuweilen auch hermaphroditisch. Seine Frucht besteht aus kleinen, flachen, nierenförmigen Körnern, die in geflügelte Schotten eingeschlossen sind. — Die Samen gelangen im Herbste zur vollkommenen

Reife, und können vom November bis Jänner woferne die Witterung günstig ist, eingesammelt und vom Februar bis Mai angebaut werden. Die Samen sollen in Reihen ausgebaut und bloß 1 bis 2 Centimetre (1/2") hoch mit Erde bedeckt werden; und sie gehen sodann in 5 bis 6 Wochen nach ihrer Aussaat schon auf. — Die Entwicklung der Pflänzchen geht sehr rasch vor sich, so daß die jungen Bäume im günstigen Falle im ersten Jahre gegen 50 Centimetre (19") hoch werden, und daher zur Bewaldung von öden Flächen und Anlegung von Hecken zur Zucht von B. Ailanthi ganz vorzüglich fähig sind, und ihren Zweck sehr schnell erreichen, da man die Pflanze meist schon nach 3 Jahren ihrer Benützung unterziehen kann.

Zahlreichen, an verschiedenen Orten Frankreich's Italien's und hierlands im Küstenlande gemachten Erfahrungen zu Folge, gedeiht dieser Baum in den verschiedenartigsten Erdreichen: im Kalkboden, auf eisenhältigem Grunde, in trockenen steinigen Erdschichten, wie nicht minder auf Lehmerde; auf Hügeln, Bergen und in Thälern und sogar auf magerem Gerölle angeschwemmter Flußufer, wo die Anpflanzung der meisten anderen Baumpflanzen, mit Ausnahme weniger genügsamer, mißlang. Kein Insekt, wovon viele anderen Baumpflanzungen oft sehr verderblich sind, greift ihn an, und für die Bewaldung hat er den Vortheil, daß er den verderblichen Bissen der Ziegen, welche sonst jungen Pflanzungen aufgeforsteter Waldungen so gefährlich sind, nicht ausgesetzt ist. In 6 Jahren erreicht der Stamm einen Durchmesser von circa 6 Zoll, zu welcher Dimension z. B. eine aus Samen gezogene Eiche 25 bis 30 Jahre verwendet.

Sein Holz eignet sich zu allerlei Tischler-, Drechsler- und Wagnerarbeiten, nimmt die schönste Politur in jeder Farbe an, und in einer schicklichen Jahreszeit abgestockt, liefert es ein gutes Brennmaterial. Ferners ist dieser Baum bloß in den Wipfeln und in den Zweigwinkeln spröde und gebrechlich, so daß große Winde keinen namhaft schädlichen Einfluß ausüben können.

Ungeachtet, daß der Götterbaum seiner Natur nach himmelan strebt und seine Höhe oft 60 Fuß erreicht, so ist es doch zweckmäßiger ihn, wenn er als Seidenzuchtpflanze dienen soll, niederer zu halten. Er wird demgemäß in langen Reihen in einer Entfernung von1 Meter (3' 2") angepflanzt.

Die Distanz von einer Reihe zur andern beträgt 2 Meter. Man bezweckt hiemit die Entstehung von gestrüppartigen Hecken, in welchen sich die Schößlinge berühren, damit die Raupe ohne Schwierigkeit von einem Busche zum andern gelangen könne.

Diese Hecken werden übrigens nicht zu hoch gezogen und nach Bedürfniß gekappt, um die Lese der Cocons zu erleichtern. Dieser Baum ist auch insbesondere zur Wiederbewaldung von Lichtungen und kleinen Blößen auf Anhöhen und in Thälern aus dem Grunde sehr geeignet, weil ihm der Schatten und die Schirmfläche großer Nachbarbäume nicht schädlich ist, und weil sehr viele Schößlinge in kürzester Zeit eine große Strecke überdecken.

Die geeignetste Jahreszeit zur Aufforstung kahler Stellen mit Ailanthus und zur Anlegung dieser Hecken zur Seidenzucht ist der Spätherbst, nämlich in der zweiten Hälfte des Monats November, wenn die Vegetation schon ganz zu Ende ist, weil die Setzlinge die Wohlthat des Schnees und der Winterregen genießen, und sich nach und nach für eine kräftige Vegetation des nächsten Frühlinges vorbereiten können. — In Gegenden, wo der Frühling gewöhnlich sehr regnerisch ist, kann diese Operation auch auf den Monat März aufgeschoben werden, weil der Ailanthus-Baum erst in der zweiten Hälfte des Monats April herauszuschlagen anfängt.

Es werden zu diesem Behufe, wenn die Anpflanzung im Spätherbste vorgenommen werden schon im September und für die Frühjahrs-Anpflanzungen im Dezember bei zulässiger Witterung die Gruben in vorbezeichneten Entfernungen und Reihen ausgestochen und bis zur Anpflanzungszeit offen liegen gelassen, damit das ausgegrabene Erdreich und die Seiten der Gruben durch die wohlthätigen athmosphärischen Einflüße verbessert und fruchtbarer gemacht werden. In einem zähen Thon- oder überhaupt steinigen Boden sollen die Gruben tiefer und breiter, auf jeden Fall aber ihrem Inhalte nach nie kleiner als 1 Cub. Schuh sein. Nach diesen Vorarbeiten werden die Setzlinge, unbeschnitten sowohl an Wurzeln als am Stämmchen, in der Art gepflanzt, daß seine Wurzeln an der bessern und feinern Erdschichte zu stehen kommen, und nie tiefer eingeschwemmt, als der Pflänzling früher war; von Zeit zu Zeit werde er beim Einpflanzen etwas gerüttelt, damit die feineren Wurzeln allseitig von Erde umgeben werden, und kein leerer Raum dazwischen bleibe.

Bei Beobachtung des nun beschriebenen Verfahrens kann man bei dem raschen Wuchse des Götterbaumes schon in drei Jahren nach der Anlegung der Hecken mit der neuen Seidenzucht beginnen.

Görz, am 10. März 1863.

Paul Renn.

Eine Erinnerung.

Das zweite Mal schon hat der Frühling Renn's Grab mit Grün überdeckt; man vermißt in den Gassen Klagenfurt's und auf den einsamen Spaziergängen der Umgebung den kurz und vorsichtig ausschreitenden Mann kaum mehr, aber ihres Dichters sollte die Heimat nicht vergessen.

Paul Renn wurde zu Klagenfurt am 27. November 1806 geboren; sein Vater, Steinschleifer tirolischer Abkunft, wurde vom Kardinale Fürsten Salm nach Klagenfurt gezogen; manche Niedlichkeiten aus Stein, die sich in Klagenfurt noch vorfinden, insbesondere Papierbeschwerer mit Fruchtstücken, sind von seiner Hand verfertigt worden. Sein Erwerb, an der Grenze zwischen Handwerk und Kunst, wurde vom Schicksale mit den Mühseligkeiten Beider bedacht.

Paul Renn, das jüngste von fünf Kindern, lernte früh die Misère des Lebens kennen; ein Knabe von außergewöhnlichem Talente, flüchtete er sich aus ihren rohen Bedrängnissen auf das Gebiet der Ideale. Zu den Studien bestimmt, ergriff er sie mit Eifer und bestem Erfolge; da er sich auf diesem Felde selbst von den Meistbegabten nicht übertroffen sah, vermochte sein jugendlicher Geist die Zurücksetzungen nicht zu begreifen, die ihm die Verhältnisse des äußeren Lebens aufdrängen wollten. Selbstbewußtsein setzte sich schon in jener Zeit in seinem Charakter fest; er empörte sich in seinem Innern gegen die Anmaßung des Habens über das Sein und verlor dadurch die leichte Umgänglichkeit in den gewöhnlichen Kreisen der Gesellschaft. Das ungebeugte Gefühl des Menschenthums wurde ihm als Stolz ausgelegt, und er selbst aus Neigung und Nöthigung zum Sonderlinge. Im Kreise von Freunden und Wohlwollenden unbefangen und geistreich, konnte er Widerwärtigen und Gleichgiltigen gegenüber oft die einfachsten Umgangsformen nicht festhalten, und zeigte sich bald abstoßend, bald schüchtern.

In seinen reiferen Lebensjahren gesellte sich die weichste Milde zu diesem spröden Charakterzuge, dennoch hielt sich die Welt vorzugsweise an den Letztern, und Paul Renn kam mit ihr kaum jemals in ein ungetrübtes Verhältniß.

Die Neigung zur Dichtkunst erfüllte frühe sein jugendliches Gemüth; Hölty wurde sein Lieblingsdichter; als ihm Schiller's Gedichte zuerst in die Hände kamen, verbarg er sich mit diesem Schatze fast vierundzwanzig Stunden vor jeder äußeren Berührung. Ueber dem überwältigenden Eindrucke des Genius vergaß er die Bedürfnisse des Essens und Schlafens. Mit fünfzehn Jahren schrieb er selbst schon gute Gedichte.

Aber das Versemachen war für Paul Renn nicht ein niedlicher Zeitvertreib, wie für manche begabten Jünglinge; es floß aus der unabwendbaren Nöthigung seines Wesens, aus dem Drange der Begeisterung. Er nahm nebstbei in jenen frühen Jugendjahren, — wohl nicht zu seinem Heile — eine schwärmerische Richtung, und auch Amor flatterte in den Schooß der Musen. So konnten bei der nüchternen Richtung des Alltaglebens Konflikte kaum ausbleiben, und noch ehe er die Studien zu Klagenfurt beendet hatte, war aus dem Prämianten des Gymnasiums ein prüfungsflüchtiger Abiturient geworden.

Zur Kindergeschichte Renn's muß noch seine frühe Bekanntschaft mit seinem um drei Jahre jüngeren Lehrgenossen Adolf von Tschabuschnigg nachgetragen werden. Sie bewohnten dasselbe Haus, besuchten dieselbe Schule, huldigten dann mit gleichem Eifer der Poesie; die Freundschaft zwischen den beiden Knaben konnte wohl kaum ausbleiben, ungewöhnlicher ist nur, daß sie ungetrübt bis zu Renn's Tode andauerte. Wenn Renn's Eltern in das Karavanken-Gebirge für das Gewerbe geeignete Steine aufsuchen gingen, wurde Paul in der Familie Tschabuschnigg aufgenommen; später wiederholte sich dieß aus anderen Ursachen für längere Zeitabschnitte. Die beiden Knaben tauschten Gedanken und Gefühle gegenseitig aus, dichteten miteinander, lasen sich ihre Verse vor, und versuchten unter ihren Studiengenossen eine dem Göttinger Hainbunde nacheifernde Verbrüderung zu Stande zu bringen. Die Sache gelang, soweit es die kleinen Verhältnisse erlaubten; die als würdig befundenen Gedichte der strebsamen Jünglinge wurden in ein Buch: Philadelphia eingeschrieben.

Renn versuchte seine Studien in Wien fortzusetzen, allein seine Aussichten auf Unterstützungen bewährten sich nicht. Noch vor Ablauf eines Jahres kehrte er dann nach Klagenfurt zurück und studirte, was ihm dort — Theologie ausgenommen — noch zu studiren übrig geblieben war: die Chirurgie. Er gewann auch darin die besten Erfolge, er wurde am Anfange der dreißiger Jahre Assistent im Krankenhause und verlebte verhältnißmäßig glückliche Tage. Nach der bestehenden Einrichtung mußte er jedoch nach ein paar Jahren diese ihm zusagende Stelle wieder verlassen. (Schluß folgt.)

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 32 **Sonnabend, den 8. August** **1863.**

Die romantische Dichtung.

(Von Dr. Max Wellner.)

VI. Die Lyriker der Romantik.

Es war natürlich, daß die Romantik auch auf untergeordnetere Geister stieß; dieß sind die Lyriker. Sie suchten das romantische Wesen in bloßer Formvollendung, hinter der sich die Ideenlosigkeit verbarg. Gerade diese lyrische Seite der Romantik ist massenhaft vertreten, und fand noch später viele Epigonen, die zum Verfalle der Romantik beitrugen. Die s. g. Epiker (z. B. Kosegarten) und s. g. Didaktiker (z. B. Tiedge) sind auch Lyriker. Die meisten hier zu nennenden Poeten gehören dem Norden Deutschland's an.

Friedrich von Mathisson, bei Magdeburg geboren, begleitete die Fürstin von Anhalt-Dessau auf ihren Reisen durch Italien und die Schweiz und starb als Privatmann im Jahre 1831. Mathisson war der Lieblingsdichter der Damen, wozu vielleicht Schiller's lobende Recension beigetragen hat. Er ist ein gefühlvoller Elegiker, wie vor ihm Christ. Kleist oder Hölty, ein sanfter Naturschilderer, ein empfindsamer Mondscheinpoet.

Ebenso einfach, nett und materisch dichtete sein Freund, der Freiherr von Salis - Seewis († 1834). Er liebt ebenso die Onomatopäen, und ebenso geschickt handhabt er die musikalische Sprache, ja er ist vielleicht noch gemüthvoller als sein Freund. In den Elegien beschreibt er zu viel. Ein excentrisches Genie wie H. Kleist ist Hölderlin. Im Jahre 1770 in Schwaben geboren, starb schon dem dreijährigen Knaben der Vater. Entscheidend für sein Leben wurde es, daß er sich in die Mutter seiner Zöglinge verliebte, die er unter dem Namen Diotima besingt. Noch später faßte er eine heftige Neigung; aber einer seiner Verwandten heiratete dieses Mädchen. Nun wollte sich Hölderlin durch sinnliche Ausschweifungen betäuben und wurde 1802 wahnsinnig. Der Schreck war nicht gering, sagt Laube, als in Stuttgart bei dem friedlichen Mathisson ein zerlumpter Bettler eintrat, dem aus dem alten schönen Auge Hölderlin's der Wahnsinn flimmerte. Halbe Nächte lang pflegte Hölderlin nichts Anderes zu thun, als Gras auszureißen. In seinem ganz zerrütteten Nervenzustande blieb er bis zu seinem Tode im Jahre 1843, also vierzig lange Jahre. So heftig Hölderlin in der Frauenliebe war, so auch in seinem Enthusiasmus für Klopstock, Schiller, für die Griechen. Er war ein ruhmbegieriger, glühender Idealist, aber seine Ruhmbegierde war gedämpft, als ihm Göthe nicht geneigt war, und der Idealismus schlug in eine verzweifelnde Unzufriedenheit mit der wirklichen Welt um. Und darum ist seine Muse, die Kultur und Natur identisch wissen will, nie heiter, sondern immer laut weinend. Sein Hyperion ist ein fessellosés, schmerzzerrissenes Produkt; im zweiten Theile bricht der Haß gegen Deutschland durch.

Ein ähnliches Beispiel der Ueberspannung bietet Louise Brachmann, die Sängerin der unglücklichen Liebe. In Dresden büßte sie eine jugendliche Unbesonnenheit mit einer mehrwöchentlichen Krankheit, stürzte sich dann aus dem zweiten Stockwerke ihrer Wohnung herab, wurde jedoch durch ein Vordach gerettet. Sie verlobte sich später mit einem 19 Jahre jüngeren preußischen Offizier, Namens Lorzing; um seine Liebe zu prüfen, schrieb sie ihm ihre Bedenklichkeiten betreffs des Auskommens während der Ehe. Treulos ging der Verlobte darauf ein, worauf sich die Unglückliche in der Saale ertränkte.

Die Poesieen der Sofie Mereau sind zart und in wohllautender Sprache verfaßt, aber neblig, monoton, handlungsdürr.

Ein dänischer Dichter, der in seinem 25. Jahre deutsch lernte, ist Jens Baggesen. Im Jahre 1764 auf Seeland geboren, wurde er Dr. Fil., heiratete Sofie Haller, später in Paris die Tochter des Genfer Gesandten Reybaz, war mit Fernow in Rom und starb 1826. Die Unbeständigkeit und der Dünkel kennzeichnen Baggesen, er war bald von Voß, bald von Klopstock, bald von Schiller begeistert, ähnelte aber der Gesinnung nach Wieland, der Form nach Jean Paul.

Bald enthusiasmirte ihn die französische Revolu-

tion, bald der Denker Kant. Als sein bestes Werk wird die Parthenais (Alpenreise) gerühmt; Guden will sogar diesem Werke den Platz neben Göthe's Hermann einräumen. Die Einfachheit ist allerdings zu loben, aber die eingemischten mythologischen Gestalten machen es kalt; übrigens ist die idyllische Seite nicht Baggesen's Stärke, sondern ein leichter spöttelnder Witz.

An den Dänen Baggesen reihe ich den Sänger der Insel Rügen, Kosegarten. Er ist ein Mecklenburger, wurde Dr. Fil. und Theol., heiratete die Tochter eines Predigers auf Rügen und starb als Professor der Geschichte und Literatur in Greifswalde im Jahre 1818. Außer lyrischen Gedichten schrieb er Romane. Ida von Plessen ist eine Briefsammlung, strotzend von Naturmalerei und Gefühlen, ohne Handlung, in einer bombastischen Sprache, mit frivolem Schluße. Der Roman: „Die Gräfin Julie von Steinau“ ist breit, die Sprache schwülstig, lispelnd, die Charakterzeichnung schwach; die Convenienz mit allem ihren „Geschnirkel und Geschnörkel“ wird in den Orcus verwünscht, die Sprache ist bei Kosegarten immer tändelnd.

Ein zweiter Klopstock hätte angeblich aus dem Westfalen von Sonnenberg werden können. Er war 1788 geboren, stürzte sich in Jena aus einem Fenster und starb am 22. Nov. 1805 in heftigem Fieber. In seinem zwölften Jahre entwarf er den Plan zu einer Epopee: „Das Weltende“, welche ein Jahr später im Druck erschien; eine wildgeniale Regellosigkeit, excentrische Phantastik und schwülstige Sprache charakterisiren sie. Das Heldengedicht Donotoa (der erste der Todesengel) behandelt die Zerstörung und Wiederherstellung der Welt durch Liebe. Tiedge, bei Magdeburg geboren, begleitete vom Jahre 1804 an seine Freundin Elise von der Recke auf ihrer Reise durch Deutschland und Italien, siedelte sich 1829 in Dresden an. Es gab eine Zeit, sagt Göthe, wo man die Urania auf allen Tischen fand. Sie ist auch vielfach, z. B. von Rössett, als das vorzüglichste Lehrgedicht der deutschen Literatur bezeichnet worden, was sie aber entschieden nicht ist.

Den Ursprung dieses Gedichts giebt Tiedge selbst an; es waren Gespräche mit einem schwermüthigen Freunde über Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Viele in der Urania aufgeworfenen Fragen sind scharf gestellt; die Antworten sind aber nicht ebenso tief. Seine Fabeln sind schwach, seine elegischen Gedichte zerfließend. Wenn man unter den Gedichten einzelne nette (Wiegenlied, Romanze) und originelle (Balbatuis, Orakelglocke) Gedichte ausnimmt, so kennzeichne sie im Ganzen Gleim's tändelnde Manier.

Noch sei Neubeck erwähnt, der ein geschickter Kreisarzt gewesen sein mag, ein geschickter Poet aber nicht war. Guden, wahrscheinlich durch A. W. Schlegel's lobhudelnde Kritik verleitet, meinte, sein Gesundbrunnen sei vielleicht das beste deutsche didaktische Gedicht. Mit oder ohne Vielleicht ist diese Ansicht falsch. Mineralquellen zu beschreiben und Brunnencur-Vorschriften zu singen, ist unpoetisch; übrigens sind auch Neubeck's sonstige Gedichte mittelmäßig.

Paul Renn.

Eine Erinnerung.

(Schluß.)

Die Wissenschaft in einer Offizin auszuüben, hatte Renn weder Neigung noch Mittel. Ein Gönner, der mittlerweile nach Lemberg versetzt worden war, hatte ihm Hilfe unter allen Verhältnissen zugesagt. Renn, in wörtlicher Auffassung der Redensart stellte sich nach kurzer Ankündigung bei ihm in Galizien ein. Der Gönner war betreten und Renn bald ernüchtert. Er wurde zwar im Hause untergebracht und sollte sich zum Studium der Medizin anschicken; allein seine Stellung sank bald zu der eines Famutus herunter; enttäuscht und bedrängt, kehrte er nach Klagenfurt zurück. Aus Lemberg brachte er nur eine frohe Erinnerung mit, die an das Wohlwollen des Professors Karlmann Tangl, eines Landsmannes, den er erst dort kennen gelernt hatte.

Abermals verlief für Renn ein Lebensweg im Gestrüpp. Tschabuschnigg's Vater, damals Sekretär der Landschaft Kärnten, eröffnete ihm einen neuen, indem er ihm die Aufnahme als Kanzlei-Praktikant mit einem geringen Bezuge bei den Ständen erwirkte. Renn, mit mannigfachen schönen Kenntnissen ausgerüstet und im Besitze eines gediegenen Styls, wurde meistens ganz oder doch theilweise zu Konzept-Arbeiten verwendet und supplirte wiederholt den Landschafts-Sekretär. So geschah es, daß er, da das Jahr 1848 herbeikam und neue Kräfte erfordert wurden als Schriftführer und Expedient im Landtage und Ausschuffe verwendet und dann auch zum provisorischen Sekretär bestellt wurde.

Vom Jahre 1844 bis 1854 befand sich auch Adolf von Tschabuschnigg theils als Landrath, theils als Ober-Landesgerichts-Rath und zugleich als Landtags-Ausschuß zu Klagenfurt, und der Verkehr der beiden

Freunde erhielt sich in vollem Gange. Zum Bande vereinter Studien kam auch die Gemeinschaft der Arbeit in Sachen des Landes. Fast täglich wurde einige Zeit zusammen zugebracht, und wenn es die Jahreszeit erlaubte, im Freien sich ergangen. Der erste Mai wurde schon seit der frühesten Jugend von den beiden Freunden im Grünen gemeinschaftlich gefeiert, und zwar jedesmal unter einem Elsenbaume auf der unteren Goritschitzen. Kein Dritter wurde beigezogen; unter den duftenden Blüthen wurde dem Frühlinge eine Libation gebracht, und sich in Hoffnungen — im Laufe der Jahre in Erinnerungen — ergangen. Renn schrieb einst folgende Strofen:

An den Elsenbaum.

Daß am Tag', an dem ich sterbe,
Dich auch, Baum, ein Sturm verderbe!
Baum, in dessen kühlem Schatten
Träume mich bezaubert hatten.

Und der Tischler hoble deine
Bretter mir zu jenem Schreine,
Wo ich ruhig, ruhig liege,
Wie ein Kind einst in der Wiege.

Nur zu schnell spielt sich das Menschenleben ab; die Augen an dem nach vorne gekehrten Januskopfe werden trübe; wir schauen nur noch in die Vergangenheit. An einem schönen Morgen liegen die Gräser und Blumen, die gestern noch auf der Wiese geblüht und geduftet haben, gemäht im feuchten Thaue — und in der Stube ein aufgebahrtes Menschenkind zwischen Lichtern und Thränen.

Renn begann einst ein Gedicht mit den Worten:

Es war in traurigen November-Tagen ꝛc. ꝛc.

An einem solchen Novembertage, am 15. November 1860, ist er gestorben. Als Tschabuschnigg im Jahre 1854 von Klagenfurt nach Graz übersiedelte, brach Renn in bittere Thränen aus und ergab sich den trübsten Aussichten in die Zukunft. Sie erfüllten sich theilweise, nicht ohne daß Renn's Eigenthümlichkeiten daran mitschuldig waren. Er besaß wenig That- und Widerstandskraft; er war eine weiche Natur ohne festes Gerippe und ließ sich und Andere gewähren. Er ermattete in seinem Berufe, und zwar um so mehr, je strenger es ihm vorgehalten wurde. In solchen Konflikten verlor er seine Arbeitskraft völlig, er begann Trost und Kraft zu suchen, wo nur Aufregung und Abspannung zu finden war, und verkam endlich an beginnender Gehirnerweichung. Um Renn aufzuraffen, veranlaßte Tschabuschnigg, daß er ihn einmal in Graz und einmal in Wien (Sommer 1859) besuchte; in der That hatte der Verkehr mit seinem Jugendfreunde auf Renn den wohlthätigsten Einfluß, der aber leider nicht nachhielt.

Auf dem Kirchhofe zu Klagenfurt an der Begräbnißstätte der Familie Tschabuschnigg steht Renn's Gedenkstein, und darauf unter der Angabe seines Geburts- und Todestages eine Strofe aus seinem Gedichte an Laura:

Unsere Liebe weiht der Tod ein, und die
Trauerweide, auf unser Grab sich neigend,
Ueberfilbert das Mondlicht, daß sie glänzt wie
Blühende Myrten.

Der Mensch warf dort seine vergängliche Hülle hin, des Dichters werden in der Heimat auch unsere Nachkommen hoffentlich noch gedenken.

Um den einfachen Lebenslauf, dessen Umrisse so eben gegeben wurden, zogen sich reiche Arabesken eines bunten Gefühllebens. Renn hat nicht geheiratet, war aber für weibliche Anziehungskraft nichts weniger als unempfindlich. Das Häuschen mit den fünf Fichten, das er oft besungen, war der Schauplatz seiner ersten verliebten Regungen, und noch aus dem Jahre 1860 finden sich Gedichte zärtlichen Inhalts. Dennoch sagt er von sich selbst:

Bin oft verliebt gewesen,
Man kann von Lust und Qual
In meinen Versen lesen,
Geliebt hab' ich ein Mal.

Eine reizende Episode in seinem Leben bildete eine kleine Reise, die er über Triest nach Venedig und die Brenta entlang gemacht hat. Er versuchte in dem anmuthigen Phantasiestücke: „Ponte di Brenta" seine damalige Stimmung zu fixiren.

Fruchtbar in poetischem Schaffen war für ihn vorzüglich auch die Zeit, da er Assistent im Krankenhause zu Klagenfurt war. Wir finden in seinen Gedichten Manches, das unmittelbar ans damaligen Erlebnissen entstanden ist. Er schrieb zu jener Zeit ganz allerliebste kleine Novellen und Capriccio's, an die sich seine Freunde mit Vergnügen erinnern; wegen des bizarren Inhalts wurde Weniges gedruckt, und leider ist auch unter seinen Schriften fast nichts mehr davon auffindbar. Renn besaß viel Geschick für eine gewisse Art Humor, auch zum Epigramme.

Seine Gedichte wurden im Jahre 1850 bei Pfautsch und Voß in einem netten Büchlein herausgegeben, das füglich am Büchertische keines Kärntners, der ein Freund der Poesie ist, fehlen sollte. Es ist aber aus

seiner Feder noch manches Treffliche aus früherer und letzter Zeit vorhanden, das nicht gedruckt ist. Wir glauben unseren Landsleuten nur angenehm zu sein, wenn wir Einiges davon hier folgen lassen.

Der Eckige.

Er ist eckig, schreit erbost ihr;
Gut genug für euch, entzwei
An der schroffen Ecke stoßt ihr
Euren Krug voll Gleißnerei!

Aforismen.

I.

Ewig gleich sei deine Richtung
Nach dem Rechten, Schönen hin,
Dieses lehret dir die Dichtung
Jenes angeborner Sinn.

II.

Seh' ich auf die Flammen senken
Sich den Schmetterling, so fällt
Mir mein ewig Deingedenken
Auf die Brust wie eine Welt.

III. (1860.)

Stätes Kämpfen, selt'nes Siegen,
Langes Wandern, kurze Ruh',
Meiner Sehnsucht Wünsche fliegen,
Dir, o Todesengel, zu.

An Amor.

Nimm statt deiner Pfeile Dukaten,
So werden die Würfe dir besser gerathen.

In der Kanzlei.

O das monatrosenvolle,
Kleine enge Fensterlein —
Im Bureau beim Protokolle
Fällt das Fensterlein mir ein;

Und ich laß' Papier und Feder
Sammt dem Tintenfaß im Stich,
Dort erblick' ich dich entweder,
Oder du erblickest mich.

Die Waise.

In Schande trug mich die Mutter aus,
Ich hatte nie ein elterlich' Haus!
Mich hat keine Schwester, kein Bruder geliebt,
Mein Schicksal hat nie ein Auge getrübt.

Lied eines Narren.

Der Doktor sagt, ich sei ein Narr,
Der Assistent sagt's auch,
Der Wärter hilft dem Lumpenpaar,
Das ist ein alter Brauch.

Allein der graue Wetterhahn
Dort auf dem Kirchendach,
Kräht oft: Du grundgelehrter Mann,
Was treibst du denn für Fach?

Und sag' ich dann: ich mache Gold,
So lärmt in Nummer Neun
Der Offizier auf halbem Sold,
Und will vergoldet sein.

Und vor dem Fenstergitter schwebt
Ein bleiches Bild vorbei,
Ich glaub', das Bild hat gar gelebt,
Und daß es Luise sei.

Von Ihr.

Wie hab' ich einst so viel an sie gedichtet,
Ja, all mein Dichten war ein Lied an sie,
Dort liegt der Wust Papiere aufgeschichtet,
Ihr Bildniß aber wohnt im Herzen hie.

Die Flamme lod're hin durch das Geschrieb'ne,
O schlüge sie auch in mein Herz hinein,
In das von ihr verstoß'ne und vertrieb'ne,
Das ohne sie muß ewig elend sein!

An *.

Ich weiß, das Pulver hast du nicht erfunden,
Und Paris gäbe dir den Apfel nicht,
Das Extrablatt belohnter Schäferstunden,
Steht lesbar im verblich'nen Angesicht;

Und doch war mir einst wohl an deiner Seite,
Das Herz ging auf, das lang verschlossen lag,
Ich denke gern noch dein, Erinn'rung weihte
Still segnend den mit dir verlebten Tag.

Rath.

Laß mit der Pracht gemeiner Farben,
Den Dünkel vornehm sich behangen,
Stell eitel nie zur Schau die Narben,
Die du im Leben hast empfangen.

Sei mild gesinnt den schwachen Thoren,
Und lebe stets der Ueberzeugung,
Daß vor des Esels langen Ohren
Zu tief nie ist des Rückens Beugung.

Zu spät.

Tief versenkt in's Meer des Herzens,
Ruht die Perle, einst verschmäht,
Und kein Taucher bringt sie wieder,
Alles, Mädchen, ist zu spät!

Nie im Glück' des Ueberflusses
Hab, ich an ein Lieb gedacht,
Das die Süße deines Kusses
Fest mir hielt mit Zaubermacht.

Reinecke.

Oben auf der altergrauen
Schloßruine Malepart
Sitzt trübselig anzuschauen
Reinecke nach Sünderart.

Beten will er, Buße üben,
Fasten, seinen Leib kastein,
Feinde so wie Freunde lieben,
Kurzweg nimmer Sünder sein.

Eine schöne, weiße Taube
Fliegt voll Mitleid zu ihm hin,
Du mein Todfeind einst, erlaube,
Daß ich dir nun Tröster bin,

O für meine argen Frevel,
Für mein Leben voll Betrug
Hat die Hölle wohl nicht Schwefel,
Wohl nicht Feuer mehr genug.

Gott ist groß und seine Gnade
Unermeßlich, himmelweit —
Da zerriß er sie, ach, Schade,
Daß die Reu' ihn auch gereu't.

An Marie.

Wag' ich mein Aug' zu dir zu heben,
Zu deinem Dasein mich zu freu'n?
Voll Schuld und Makeln ist mein Leben,
Das deine fromm und rein.

So kniet der Sünder vor dem Bilde,
Der heil'gen Jungfrau, zu bereu'n,
Es blickt ihn an mit Himmelsmilde,
Und liebendem Verzeih'n.

In der Einsamkeit.

Wenn im Walde ich ein Reh
Kräuter wählend weiden seh',
Dann zur Quelle trinken geh'n,
Bleib' gedankenvoll ich steh'n.

Wie das Thier doch glücklich ist,
Fern von schnöder Menschenlist,
Die, wohin sie immer dringt,
Schmerz mit sich und Elend bringt.

Bücherschau.

(Das Programm des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt. 1863.)

Wir haben bereits im letzten Bande unserer vaterländischen Geschichte, 3. Heft, S. 175 — 180, in der Darstellung: „Philosophie und ihre Pflege im Vaterlande" gelesen, wie der Nestor unserer Humanisten, Probst Mitsch, in seiner im Jahre 1817 bei Geld erschienenen Abhandlung: „Etwas über die Unsterblichkeit der Seele", diese Wahrheit aus den übereinstimmenden Annahmen der Völker zu begründen suchte, und wie diese Anschauung Professor Dr. Karlmann Flor in seiner in den Programmen des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt von den Jahren 1855 und 1856 herausgegebenen Dissertation: „Die klassische Lektüre vom Standpunkte christlicher Anschauung" erweiterte, indem er diejenigen Wahrheiten nachwies, welche die heidnischen Philosophen ohne Zuthat der Offenbarung mit dieser übereinstimmend zum Vortrage brachten. Alle diese Beweisführungen waren indessen mehr empirisch, sie konstatirten nur die Allgemeinheit und Gangbarkeit gewisser Wahrheiten, Ansichten und Begriffe, ohne in das Innere derselben einzugehen und die Nothwendigkeit davon aus der Menschennatur selbst, aus den Grundlagen jeden Denkens darzuthun. Dieser Aufgabe hat sich der Herr Religions-Professor unseres Ober-Gymnasiums, Benno Schelz, unterzogen, indem er im diesjährigen Programm von Seite 1 bis 39 eine philosophische Abhandlung unter dem Titel: „Ueber die Dualität der Lebensgebiete des Menschen" zur Lesung bringt, welche Betrachtungen, wie er es am Schlusse derselben sagt, nachdem sie die erste Hälfte der von ihm sich gestellten Aufgabe, nämlich die Nachweisung (4) der qualitativen Verschiedenheit zwischen Natur und Geist im Menschen, in nothwendiger Kürze geliefert, in einem nächsten Hefte die Erörterungen über Vorstellen und Streben nachtragen sollen.

Wir haben diese Darstellung mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und müssen gestehen, daß der Verfasser hiebei aus den neuesten und besten Quellen geschöpft hat, um seine Beweise mit den wissenschaftlichen Forschungen der vorzüglichsten Gelehrten zu kombiniren und zu verstärken. Wir haben in der übrigens im streng wissenschaftlichen Style geschriebenen Abhandlung, welche daher nur dem reifern, geübteren und mit der Sprache der philosophischen Schule, wenn auch nicht der Hegel's und Günther's,

mehr bekannten Leser zugänglich ist, Dasjenige gefunden, worüber wir mit uns im langen Lebenslaufe, und wir möchten sagen, über vieles Gedankenbrüten einig geworden sind, und können nur wünschen, daß die Essenz, der Grundstoff davon, welcher doch jedem denkenden Menschen zum Bewußtsein kommen soll, in einer ähnlichen Broschüre hervorgehe, wie sie im Jahre 1860 ein wohl denkender Berliner zum Frommen seiner leider auch vielfältig an Glauben und vernünftiger Geistesrichtung baren Mitbürger, gegen Materialismus und Pantheismus, in dem bei Dümler in Berlin unter der Aufschrift: „Meine Beruhigung. Gott, Welt, Unsterblichkeit, Christus", erschienenen Büchlein hervorgehen ließ. • H.

(Mittheilungen des österreichischen Alpen-Vereines. I. Band. Wien 1863. Wilhelm Braumüller).

Der österreichische Alpenverein, der sich die schöne Aufgabe gestellt hat, die Kenntnisse von den Alpen, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen, zu verbreiten und zu erweitern, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern, veröffentlicht in diesem Buche, dessen Werth durch Holzschnitte und drei panoramitische Ansichten (worunter zwei meisterhafte Radirungen von Professor F. Simony), erhöht wird, eine Reihe von Abhandlungen und Notizen, die, wie sie für jeden denkenden Freund der Gebirgswelt, überhaupt der Natur, lehrreich und anziehend sind, so für den Touristen viele schätzenswerthe, praktische Winke enthalten. Wir heben von ersteren, als für uns von speciellem Interesse, hervor: Liepold, M. B., „Die Sulzbacher und Steiner Alpen", Holzmay E., „Eine Besteigung des Terglow," und Peters K. F. „Ein Blick auf die Karavanken und die Hauptkette der julischen Alpen mit einer Ansicht der Stougruppe"; von letzterem: „Ersteigung des Großglockners von Kals durch J. Peyritsch", „Der Glocknergipfel im Jahre 1861," „Die Eisgrotte auf dem Pasterzengletscher", „Ueber Alpensagen von A. Egger", „Die Kirche von heil. Blut", „Franz Keil's Reliefkarten", „Führer - Verzeichniß auf österreichische Hochgipfel ersten Ranges", „Reisehandbücher und Reisekarten", „Zur Equipirung auf Alpenreisen".

Das Monument der Gräfin Laura Henckel von Donnersmark.

Hermann sagt in seiner Beschreibung des Wolfsberger Schlosses. (Carinthia 1859, Nr. 6.)

„Der am 24. Dezember 1857 erfolgte Todesfall der Frau Gräfin bestimmte den hohen Besitzer den Bau eines Mausoleums an einer walddichten Höhe gegenüber dem Schlosse beginnen zu lassen, *) da die Verblichene hier an ihrem liebgewordenen Aufenthaltsorte mit ihren sterblichen Resten ruhen wollte. Unter den eingelangten Plänen wurde jener des k. pr. Oberbau-Rathes Anton Stuler gewählt, und auch im Frühjahre 1838 der Bau begonnen, welcher bis Oktober desselben Jahres so weit fortschritt, daß am 15. desselben die Leiche in der Gruft feierlichst beigesetzt werden konnte. Der Plan bildet ein Quadrat von 30 Fuß zu einer Seite, welchem eine Vorhalle mit 27 Fuß Länge und 25 Fuß Breite vorliegt. Unter dem Quadrat befindet sich die Gruft, zu welcher man aus der Vorhalle über 22 Stufen hinabkommt. Der Fußboden der Vorhalle selbst liegt 14 Stufen über der anstoßenden Erdfläche. Zu der Mitte der Vorhalle, welche gegen das Thal einen offenen griechischen Säulenportikus als Façade hat, liegt die besagte Treppe zur Gruft, während links und rechts 8 Stufen in das Mausoleum führen. Der Raum desselben geht vom Quadrate in ein Achteck über. Gegen die Vorhalle durch Säulen getrennt, erhebt es sich über dieselbe, um mit einer Kuppel überdeckt zu werden, und wird in sich den Sarkophag, aus weißem carrarischen Marmor gefertigt vom berühmten Bildhauer Kiß in Berlin, aufnehmen.

Der Baustyl dieses Gebäudes ist der ital. - romanische mit seinem zierlichem Detail und wird eine Zierde des Thales bilden." — Anknüpfend an diese Beschreibung, haben wir zu berichten, daß das Mausoleum seither vollendet, mit einer geschmackvollen Parkanlage umgeben wurde, daß es unter den Baudenkmalen Kärnten's wirklich einen hervorragenden Rang einnimmt, und daß seit 1. August der oben erwähnte Sarkophag aufgestellt ist. In der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" vom 11. Mai 1862, Nr. 33, finden wir in der Rubrik „Bildende Künste" folgende Notiz darüber: „Der bekannte Bildhauer Kiß, dem Berlin die berühmte Amazonengruppe verdankt, hat ein neues Werk, ein Monument der Gräfin Henckel-Donnersmark vollendet. Auf einem Sarkophag ruht, wie zum Schlummer hingestreckt, die Gestalt der Verbli-

*) Einem der schönsten Aussichtspunkte in der Umgebung von Wolfsberg.

chenen. Der schöne Kopf auf erhabenem Pfühl zeigt den Ausdruck tiefer Ruhe und Friedens. Die gefalteten Hände halten einen Blumenstrauß. Die ganze Arbeit ist eben so sorgfältig als liebevoll ausgeführt. Der Sarkophag wird von 6 Engelsgestalten umgeben, an den 4 Ecken singende und betende Kinder, in der Mitte lehnt ein geflügelter Knabe neben der Urne, während ein anderer tröstend mit der Palme zum Himmel blickt." — Die hohen Erwartungen, zu welchen diese detaillirte Beschreibung berechtigte, wurde nicht nur erreicht, sondern wohl übertroffen; Alles, was wir von Plastik in Kärnten besitzen (mit Ausnahme vielleicht des Konradinischen Altares in der Kapelle des Gurker Domes) steht gegen dieses Kunstwerk zurück. Wenn man von den Stufen gegenüber auf das Denkmal hinunterblickt, glaubt man die schöne Gestalt müsse sich erheben und entschweben. Die Gesichtszüge sind einem Bildnisse der Seligen aus früheren Jahren (wohl als Braut) nachgebildet und sollen demselben sehr ähnlich sein. — Wahrlich, würde auch das Lavantthal sonst gar nichts bieten, der Besuch dieses Denkmales allein würde eine Reise auch aus weiter Ferne lohnen. Der in einem eigens für ihn am Waldrande erbauten Häuschen wohnende Wächter öffnet bereitwillig das Mausoleum, zu welchem nun die Wolfsberger zahlreich hinansteigen.

Heimatliche Chronik.

Kulturhistorische, Kärnten betreffende Skizzen aus dem vorigen Jahrhunderte.

Von Eduard Damisch.

Vor einiger Zeit wurde mir zufällig die Gelegenheit, im Akte der ehemaligen Pflege St. Andrä in Kärnten — welche noch Anfangs dieses Jahrhundertes Eigenthum des damals souverainen Erzbischofes von Salzburg war, der große, ausgedehnte und erträgnißreiche Güter in Kärnten besaß, die aber am 1. Februar 1803[1]) als Staatsgut erklärt und dann eingezogen wurden — Einsicht zu nehmen. Unter diesen befanden sich bei den Schriften des von der genannten Pflege enthobenen Pflegers [2]) Franz Jakob van Schnedizeni die Original-Rechnungen des Fleischers, Schuhmachers und Schneiders aus den Jahren 1760 und 1763.

Die darin vorkommenden Beträge werfen ein charakteristisches Streiflicht auf die damaligen Preise der verschiedenen Bedürfnisse der essenden und sich kleidenden Menschheit, und wenn auch aus dem Vorkommnisse der Preise eines einzelnen Ortes nicht so leicht auf die Billigkeit oder Theuerung eines ganzen Landes [3]) geschlossen werden kann, so muß doch als allgemein angenommen werden, daß man vor 100 Jahren — wenn auch das Geld, dieser nervus rerum, das perpetuum mobile der Welt, damals karger war, und man von den verschiedenen schönen und häßlichen Bildern, welche heut zu Tage Geld bedeuten und die leider zur Vertheuerung aller Dinge nur zu viel beitragen und das Silber für lange Zeit verschwinden machten, keine Ahnung, vielweniger Kenntniß hatte, — doch sehr billig lebte.

Von mehreren vorhandenen Rechnungen glaubte man keine der Veröffentlichung würdiger, als jene über die nothwendigsten Bedürfnisse, nämlich: Fleisch und Kleidung, ohne welche selbst der Aermste nicht zu existiren vermag.

Nach diesen Rechnungen kostete im vorgenannten Jahre in St. Andrä ein Pfund Rindfleisch 3 Kreuzer (5¼ kr. öst. W.), ein Pfund Kalbfleisch ebenfalls 3 Kreuzer, ein Pfd. Schöpsenfleisch 2½ kr. (4⅜ kr. Oe. W.), ein Kalbskopf 15 Kreuzer (26¼ kr. Oe. W.), eine geselchte Ochsenzunge ebenfalls 15 kr., ein Pfund Herz 1 Kreuzer (1¾ kr. Oe. W.).

In gleichem Verhältnisse zu dem Fleisch standen auch die Preise der übrigen oben erwähnten Bedürfnisse; denn in der Rechnung des „Ernestus Juri Purgerlicher Schuhmachermeister" aus dem Jahre 1763 finden sich folgende Preise verzeichnet:

„Auf's neue mache Gebstrengen Frau 1 parr Neue schuech „pr. 54 kr., der Jungfrau Franzl auch 1 parr Neue glat„lederne 54 kr., den jungen Herrn 1 parr neue schuech 30 kr., „1 parr gebappelt 13 kr., 1 parr Flökhl angesetzt 4 kr.

Die Rechnung des Schneiders Barthelme Prandtauer, datirt vom 4. Juli 1760, bringt folgende Macherlohns-Preise:

„Erstlich den gestrengen Herrn Rokh vnnd Westy gemacht, „1 fl. 36 kr., tarzue hab ich göben 4 tuzet khnöpf 8 kr. mer „2 Eln Glanzleinbath à 1 Eln 24 kr. — 48 kr., mer der „gestrengen Frau ein Röckhl gemacht 24 kr., mer vor dem „herrn Xavery Rokh Westy vnnd hoßen gemacht 1 fl. 48 kr., „mer ½ lodt gebrödty seiden khauft 16 kr., mer der Jung„frau Franzl ein Röckhl gemacht 36 kr., mer dem Herrn Xa„very ein Mandtl gemacht 36 kr., mer 2 bar Weisse Strimpf „getoblet sambt der Leinboth 10 kr., mer 2 bar Seidene „Strimpf ausgebössert vnnd besätz 4 kr.

Diese Preise sprechen für sich selbst und bedürfen keines Kommentars.

Man wird wohl einwenden, damals war das Geld seltener, daher die Waare billiger, d. h. sie war im Verhältnisse zur Zahl der Bevölkerung in größerer Menge vorhanden, als es die Bedürfnisse erforderten, daher auch in größerer Menge und um weniger Geld gegeben, als man heut zu Tage um das 5-, 10-, und 20fache derselben Summe erhält.

Freilich war damals der Absatz geringer, derselbe theils durch den Mangel an Straßen, theils durch hemmende Zollgesetze und noch durch verhaßte Zollschranken beengt, und dadurch großen Theils nur auf den Verkehr im Innern, und selbst da wieder auf gewisse Straßenzüge beschränkt, indem

1) Unedirte Urkunden bei der Finanz-Landes-Direktion in Graz.

2) So viel wie Verwalter.

3) Im Jahre 1617 kostete ein Viertel (Maß oder Seitl?) Wein zu St. Andrä 18 kr. Ich muthmaße, daß der vorkommende Ausdruck „Viertl" so viel wie eine Maß bedeutet, weil dieser Ausdruck auch im Slovenischen häufig noch heutzutage für pint (Maß) gebraucht wird.

herrschte eben auch kein Luxus unter der arbeitenden Klasse; aber doch ein Leben, das nicht den allerstrengsten Regeln der Moral entsprochen haben mag, was aus dem hervorgeht, daß sich die Kaiserin Maria Theresia veranlaßt fand, schon mit Erlaß vom 28. Februar 1752 [4]) den Obrigkeiten in Kärnten aufzutragen, dem liederlichen Lebenswandel der Bauern und niederen Volksklassen wirksam zu steuern

Dem wird nicht widersprochen — aber daß wir jetzt — wo seit Jahren kein empfindlicher Mangel an irgend einem der zum Leben nöthigen Artikel eingetreten ist, und die Allmacht Alles so reichlich gedeihen läßt, dennoch um mehr als das 5- und 10fache theuerer leben, als vor 100 Jahren, mag wohl seinen tief liegenden Grund haben, dessen Erörterung nicht hieher gehört; aber nur die Bemerkung sei erlaubt, daß die Konsumenten, d. i. die Käufer selbst, oft an der übermäßigen Theuerung einzelner Artikel Ursache sind, weil viele glauben, sie müssen das Eine oder das Andere besitzen, koste es auch was es wolle. Daß der Verkäufer in solchen Fällen die menschliche Schwäche benutzt und zu seinem Vortheile ausbeutet, wird ihm wohl Niemand verargen.

Hierzu ein kleiner Beleg. Vor nicht langer Zeit befand sich der Schreiber dieser Zeilen am Fischplatze und betrachtete alle die verschiedenen ihrem Elemente entrissenen Bewohner der Mur, Mürz, Raab, Sulm und des Meeres, dann der vielen Teiche, welche theils todt mit glanzlosen Augen aufgespeichert auf den Buden, oder lebend und munter schwimmend in den engen ungewohnten Behältnissen der Fischhändler der erlösenden Hand harrten, welche sie zum Opferaltare — vulgo in die Küche bringen sollte, um dort mundgerecht zubereitet zu werden.

Unter mehreren Fischverkäufern war auch ein Landmann. der nebst einigen unbedeutenden Fischlein auch einen — aber nur einen — Karpfen hatte, im beiläufigen Gewichte von 4 Pfunden, wohl ein schönes Stück.

Ein Herr kam, betrachtete sich den Fisch und frug um den Preis. Man sah es ihm an, daß ihm der Mund darnach wässerte.

„Drei Gulden zwei Sechserl“ war die kurze Antwort vom Verkäufer, dabei würdigte er den Fragenden keines Blickes, er sah mit verschränkten Armen in die Wolken, als sollte ihm der für den Fisch geforderte Preis vom Himmel herab regnen.

„Das ist mir zu theuer,“ erwiederte der Herr, und er entfernte sich, nicht ohne noch einen wehmüthigen Abschiedsblick dem schönen goldgelben Thiere zugeworfen zu haben.

„Na waanns a ös nöt wollts, wiard schon oan aandra kummen“, antwortete kurz gebunden der Landmann.

Bald darnach kam eine Köchin geschäftig daher getrippelt; und frug, als sie des schönen Fisches ansichtig ward, um den Preis.

„Drei Gulden vier Sechserl“, war wieder die kurze Antwort des pfiffigen Verkäufers.

— „So? — na wonns wollt's 3 Gulden 3 Sechserl gib i enk, denn d'Frau hat gsogt, sie muß heint an schen Karpfen hoaben, kost er was er will, mi geht's nix on, sie soll zoallen.“

„No nemts nan holt“ antwortete der Verkäufer, und der theuere Fisch wanderte in den Tragkorb der Köchin, indem er noch seinem Unmuthe, aus dem Nassen in das Trockene gekommen zu sein, durch einige kräftige, wie wohl vergebliche Schläge Luft machte.

Dieß eine, sich unzählige Male wiederholende Beispiel möge genügen, um zu zeigen, daß die Käufer der Lebensmittel, welche im Allgemeinen Dienstbothen sind, (die schöne Sitte, daß die Hausfrauen selbst ihre Bedürfnisse einkaufen gehen, kommt, wenigstens hier, immer mehr in das Abnehmen) dieselben selbst vertheuern, und durch ein nicht gerechtfertigtes Eingehen in die überspannten und oft unverschämten Forderungen der Verkäufer auch der Börse ihrer Dienstgeber empfindlichen Schaden zufügen. Wenn so eingekauft wird, so kann der Allmächtige jährlich Alles im größten Ueberflusse gedeihen lassen, und es wird immer theuer bleiben, da helfen weder Gesetze noch Aufsicht.

Nach dieser kleinen Abweichung kehren wir zu unseren Rechnungen zurück, um an selbe einige kurze kulturhistorische Bemerkungen zu knüpfen. Aus der Schneider-Rechnung ist zu entnehmen, daß sich die dieser ehrsamen Gilde angehörigen Herren damals nicht entblödeten, sich auch mit andern, in ihr Fach unmittelbar nicht gehörigen Arbeiten zu befassen, denn sie „doppelten“ — Strümpfe. Dieß mag übrigens nur in dem Sinne zu nehmen sein, daß der gestrickte Tritt oder die Sohle der Strümpfe der besseren Dauer wegen mit Leinwand besetzt wurde.

Und was würde eine gnädige Frau von jetzt dazu sagen, wenn man ihr nur den Ehrentitel „Gestrenge“ gäbe, und wie würde ein jetziges Fräulein Faul, versteht sich mit Krinoline — und wäre es auch nur eine Kellnerin in einer obscuren Wein- oder Bierschänke, die Nase rümpfen, wenn man es schlechtweg „Jungfrau Franzl“ nennen würde! wie sich hiedurch die Tochter des Pflegers — des ersten und wichtigsten Beamten der Herrschaft St. Andrä — weder in ihrer jungfräulichen Würde, noch in ihrem Zartgefühle, gewiß nicht verletzt gefühlt haben wird.

Verschiedenes.

(Lessing's „Huß vor dem Scheiterhaufen“ für die preußische National-Galerie erworben.) In Leipzig trug man sich ernstlich mit dem Plane, das genannte, kurze Zeit dort ausgestellte, berühmte Bild für das städtische Museum zu erwerben, und schon war unter den verheißungsvollsten Auspicien eine Subscription zur Aufbringung der Kaufsumme eröffnet worden. Da traf die Nachricht ein, daß der König von Preußen der Stadt Leipzig zuvorgekommen sei. Er hat das Gemälde für die National-Galerie in Berlin um den Preis von 15.000 Thalern erworben, doch haben sich die Herren Sachse und Komp., welche dem früheren Besitzer die gleiche Summe bezahlten, ausbedungen, daß sie das Bild für ihre Rechnung noch ein Jahr lang in verschiedenen Städten ausstellen dürfen.

4) Unedirte Urkunden bei der Finanz-Landes-Direktion in Graz.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 33 Sonnabend, den 15. August 1863.

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleider-Trachten

bis zum Schlusse des 16ten Jahrhunderts.

Von Anton Ritter von Gallenstein.

Die profane (bürgerliche, Privat-) Kleidung.

Die Bekleidung des Körpers war für den Menschen von jeher der Gegenstand besonders angelegener Sorge. Er bedurfte mehr oder weniger des Schutzes gegen Witterung und climatische Einflüsse; — ein sittliches Gefühl — selbst dem wilden Bewohner der Urwälder und Prairien Amerika's und Australien's nicht ganz fremd, heißt ihn wenigstens einzelne Theile seines Körpers verhüllen; endlich ist die Eitelkeit, der von Kindesbeinen an uns innewohnende Wunsch, zu gefallen, zu allen Zeiten und überall ein mächtiger Faktor gewesen, wo es sich um die Bekleidung des Leibes handelte.

Wir finden auch in der That Kleider oder mindestens eine, diese vertretende Bedeckung einzelner Körper-Theile bei allen Völkern, die uns bekannt geworden sind, je nach ihrem Charakter und nach der Stufe ihrer Bildung, und nur Menschen, welche von Jugend auf in völliger Wildheit lebten und kaum vom Thiere sich unterscheiden, scheinen das Bedürfniß einer Bekleidung gar nicht zu fühlen.

Es mag Manchem unwichtig, kleinlich — vielleicht abgeschmackt — erscheinen, daß die Geschicht-Forschung, deren hehres Ziel das Leben und die Thaten, die Geschicke der Völker und Fürsten sind, es der Mühe werth findet, auch die bunte, immer wechselnde Hülle — das Kleid des Menschen — in das Bereich ihrer ernsten Studien zu ziehen, und Mancher wird vielleicht achselzuckend fragen: „Wozu denn dieß Alles nützen könne?"

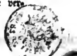
Der praktische Nutzen der Forschungen auf diesem Gebiete des Kulturlebens der Völker ist aber in der That nicht so geringfügig. Abgesehen davon, daß es für jeden Gebildeteren einen eigenthümlichen, großen Reiz hat, bis in die kleinsten Gewohnlichkeiten das Walten und Schalten Derjenigen kennen zu lernen, deren Geschicke vor Jahrhunderten an dieselbe Erdscholle geknüpft waren, die wir jetzt als unsere Heimat lieben, und gleichsam zurück zu leben in jene längst entschwundenen Tage, findet in der Geschichte der Kleidung die bildende Kunst das für ihr Kultur-Studium der Völker nothwendige bildliche Materiale, — findet die Wissenschaft darin die interessantesten Anknüpfungs-Punkte für ihre Forschungen und — was von hohem Belange ist — eine Geschichte der menschlichen Bildung, mit welcher die Geschichte der Kleidung in allen Phasen ihrer Entwicklung Hand in Hand geht.

Alle jene Völker, welche in der Geschichte uns zuerst entgegentreten: die Aegypter, die Assyrier, die Phönizier, die Perser, und endlich auch die Griechen und Römer, waren schon zur Zeit ihres geschichtlichen Bekanntwerdens in den Künsten, welche die Kleidung zum Gegenstande hatten, in hohem Grade ausgebildet.

Die zerfallenen Tempel und Pharaonen-Paläste von Memphis und Theben, die mit Tausenden von Mumien bevölkerten unterirdischen Todten-Städte Aegyptens, die versunkenen Königsbauten Ninive's und die 8 Aschengräber Pompeji's und Herculanum's liefern dem Geschichtforscher in wohlerhaltenen Denkmalen der Bildnerei und Malerei, ja selbst in den Originalien der Kleiderstoffe, ein reiches, verläßliches Materiale mit zahllosen, für den hohen Standpunkt jener Künste sprechenden Beweisen.

Das ehrwürdige Volk, dessen Riesen-Monumente — die Piramiden — man mit allem Rechte „die Grenzmarken der Geschichte" nennt, begegnet uns bereits als Meister in der Spinn- und Webekunst, wie nicht minder in der Färberei und Gerberei.

Auf alten ägyptischen Denkmalen sieht man die Verfertigung wollener Gewänder mit größter Genauigkeit dargestellt von der Spindel bis zur Presse. Da erblickt man Frauen, welche die Fäden aus angefeuchteten, in Gefäßen liegenden Wollbündeln ziehen und auf eine oder zwei Spindeln winden. Man sieht da Webestühle von verschiedener Struktur, auf welchen die Zeuge aus Schafwolle, Linnen und Baumwolle verfertigt wurden.



Die Bänder und Todtentücher der Mumien, welche jetzt — nach 2 — 4000 Jahren noch unversehrt in unsere Hände gelangen, sind aus feiner Leinwand gemacht, und man hat deren gefunden, welche auf dem Quadratzoll 152 Fäden Aufzug und 71 Fäden Einschlag zeigen.

Auf den erhaltenen Denkmälern der Aegypter erscheinen die Kleider der Vornehmen in sehr schönen einfachen Farben, aber auch gestreift und gemustert; die Säume der Mumien sind nicht selten mit blauen Streifen eingefaßt, deren Farbe nach chemischen Untersuchungen bereits auf die Kenntniß und Benutzung des Indigo hinweist, und noch der Römer Plinius spricht mit Bewunderung von der eigenthümlichen Färbekunst der Aegypter, wie nämlich die Zeuge, die sie in heiße Flüßigkeiten getaucht und herausgezogen hatten, bald darauf in mehreren Farben geglänzt hätten.

Für das hohe, vorgeschichtliche Alter dieses Volkes zeugt namentlich die Thatsache, daß bei ihnen schon zur Zeit, wo sie zuerst in der Geschichte auftraten, die Gerberei ein vollkommen ausgebildetes Gewerbe war.

Denn es mögen wohl lange Jahrhunderte verflossen sein, bis man es gelernt hat, Häute und Felle so geruchlos, reinlich und geschmeidig zu machen, wie sie aus der Hand des kunstfertigen Gerbers hervorgehen.

In Theben war den Gerbern ein ganzer Stadttheil eingeräumt; man bearbeitete die Häute der Pferde, Esel, Rinder, Schafe und Ziegen, dann auch die der Löwen und Leoparden, und bediente sich dazu mancherlei Schärfe-enthaltender Pflanzen, die in der Wüste wuchsen. Die Aegypter trugen Schuhe und Sandalen aus Leder; noch erhaltene Kreuzbänder an den Mumien findet man vortrefflich gepreßt und nicht selten mit Namen bezeichnet, die auf ein Alter von mehr als 3000 Jahren hinweisen

In ähnlicher Vollkommenheit finden wir diese Kenntnisse und Kunstfertigkeiten auch bei den übrigen Völkern, welche ich früher benannt habe, schon bei ihrem ersten geschichtlichen Erscheinen. Von prächtigen Gewändern aus Babylon hört man bereits aus einer Zeit, wo die Geschichte dieses Landes im Uebrigen noch in tiefstes Dunkel gehüllt ist.

Bei den Phöniziern blühte schon in jener fernen Zeit, die man die „Morgenröthe der Weltgeschichte" nennen könnte, die Webekunst in hohem Grade, und Homer besingt die schönen Gewänder „reich an Erfindung, Werke sidonischer Frauen"; — auf die Märkte von Sidon brachten die Syrier Sammt und Seide und die Kaufleute aus Haran und Kanoe kostbare Gewänder, seidene und gestickte Tücher.

Eben so blühend finden wir in Griechenland schon im Beginne der Geschichte dieses Landes die Weberei, und zwar als ein Hauptgeschäft der Frauen, selbst deren aus königlichem Geschlechte. Nie führt uns Homer in ein Haus, wo wir nicht alle Frauen, Fürstinen und Sclavinen am Webestuhl oder an der Spindel sehen, und Helena läßt selbst am Hochzeitfeste ihrer Tochter die Spindel nicht ruhen.

Wie im hochgebildeten Griechenland war auch in Rom in der alten Zeit der Republik Spinnen und Weben das häusliche Geschäft der Frauen.

Mehr aber als die — einfach sich kleidenden — Griechinen fanden die Römerinen Gefallen an glänzenden, farbenreichen Gewändern, und die alte Stadt der Cäsaren war die Wiege jener weltbeherrschenden Macht, der Mode, die nicht nach Bedürfnissen, sondern nur nach Launen und Neuerungssucht die Kleider ändert.

In der Färbekunst waren die Phönizier wahrscheinlich die Schüler der Aegypter; daß ein Zufall sie die Entdecker der Purpurfarbe werden ließ, ist bekannt.

Die Purpurgewänder aus Tyrus, die nicht nur roth, sondern auch gelb und violett waren, standen im ganzen Alterthume in hoher Berühmtheit.

Bei den Griechen war die Färbekunst zwar schon in den ältesten Zeiten bekannt, aber nie von hohem Belange, da sie für die Kleidung beider Geschlechter die weiße Farbe für die schicklichste hielten und nur bei festlichen Gelegenheiten zuweilen gemusterte oder gestreifte, mit farbigen Säumen besetzte Oberkleider trugen.

Auch die Toga der Römer war weiß, und nur bei Beamten des Staates durch rothe Besätze ausgezeichnet.

Doch werden schon unter dem Könige Numa Pompilius die Färber unter den Zünften genannt, und als später Prachtliebe und Prunksucht die alte Einfachheit verdrängte, liebte besonders das weibliche Geschlecht farbige, hellschimmernde Gewänder zu tragen.

Gleich den Aegyptern waren auch die alten asiatischen Völkerschaften und nicht minder die Griechen und Römer in der Gerberei erfahren.

Die homerischen Helden trugen Felle von Löwen, Leoparden und anderen Raubthieren über dem Panzer, und Homer nennt ausdrücklich den Gerber Tychius, der den Schild des Achilles aus der Haut des

stärksten, erlesensten Ochsen gegerbt und geliefert hatte. In späterer Zeit werden wiederholt die Gerber unter den Handwerkern genannt, und der Gerber Kleon in Athen bekleidete die höchsten Ehrenstellen.

In Rom bildeten die Gerber mit den Riemern schon unter Numa Pompilius ein eigenes Handwerks-Kollegium.

Wie ich schon früher bemerkte, sind die, glücklicher Weise erhalten gebliebenen, zum Theile selbst gleichzeitigen bildlichen Denkmale und die Schilderungen der ältesten griechischen und römischen Schriftsteller, wie für die Kenntniß der Sitten dieser Ur-Völker überhaupt, so auch namentlich für unser Wissen über ihre Kleidertrachten ergiebige Quellen, die uns selbst aus jenen fernen, die vorgeschichtliche Zeit zunächst begrenzenden Tagen, ein ziemlich genaues, lebendiges Bild des kulturhistorischen Lebens geben.

(Fortsetzung folgt.)

König Moor.

Nächtlich um des Schlosses Zinnen
Streichen Lüfte weich und lind,
Ei, was kommen sie gezogen?
Hinter off'nem Fensterbogen
Schläft ein wunderschönes Kind.
Purpurn glüh'n der Wange Dolden,
Sternlein in's Gemach der Holden
Glitzern noch einmal so golden,
Und es guckt der Mond sich blind.

Rührend schöne Jugendblüthe,
Wahre, wahre deine Pracht!
Blume, d'ran ein Gott sich freute,
Wird des ersten Unholds Beute,
Der heranschleicht keck und sacht.
Böse Macht wirkt unbegrenzter
Jetzt zur Stunde der Gespenster;
S' ist — o Mädchen, schließ die Fenster! —
Keines Menschen Freund die Nacht.

Fernhin in des Schlosses Gründen
Liegt gedehnt ein weites Moor.
Seltsamlich zu dieser Stunde,
Drunten über'm feuchten Grunde
Flutet, ebbt der Nebelflor.
Aber siehe, was bewegt sich,
Was verdichtet, formt und regt sich —
Siehe, sieh', was hebt und streckt sich
Langsam, riesenhaft empor?

Zu des Mägdleins Kammer dehnet
Sich's hinan in Mondes Schein.

Draußen hebt es jetzt zu lüstern,
Wiegend leise Winde flüstern,
Tiefer träumt das Jungfräulein.
Und aus trüben Nebelschleiern
Schaut der keckste von den Freiern,
Mit den Augen, trüb und bleiern,
Durch die Fenster trüb hinein.

O du reine Jugendblüthe!
Mahnt dich denn kein Gott im Traum'?
Enger zieht an sich der Buhle,
Ach der Buhle aus dem Pfuhle,
Seines Mantels feuchten Saum.
Weh', es schlüpft durch's leichte Gitter;
König Moor, der Nebelritter,
Schmiegt sich bei des Mond's Geflitter
In den bald erwärmten Raum.

Schmiegt sich an das warme Leben
Unter'm seid'nen Baldachin,
O wie wohl thut ihm die Schwüle,
Während draußen sonst der kühle
Wind ihm durch die Glieder schien,
Winde sich an ihm ergetzten,
Ihm den dünnen Leib zerfetzten
Und ihn nächtlich spielend hetzten
Durch den weiten Himmel hin.

Spät aus tiefen, tiefen Träumen
Weckt die Maid der helle Tag,
Ei, was sind so schwer die Lider?
Frösteln läuft durch ihre Glieder,
Rascher geht der Pulse Schlag.
Wüste Nacht, sie hat geendet,
Doch die Jungfrau, traumverblendet,
Bleibt der Ungestalt verpfändet,
Die an ihrem Herzen lag.

Fieberhauch zum Gruße sendet
Er, der ihr den Kranz geraubt.
Hauche sind's, erst zephyrkühle,
Mählig aber heiße, schwüle,
Wie der böse Samum schnaubt.
Wieder nachtet's durch die Mauern
Um die Kranke geht ein Trauern,
Unbewußt in wilden Schauern
Wiegt sich ihr verlornes Haupt.

Heller glänzt des nächt'gen Himmels
Oede Sternenherrlichkeit;
Schmachtend, ach, nach holder Feuchte,
Die der Wange Brand verscheuchte,
Seufzt die schöne, glüh'nde Maid
O wie brenn' ich dich zu grüßen,
Buhle mein! auf leisen Füßen
Kehr' zurück, mit feuchten Küßen,
Lind're mir dieß heiße Leid!

Wort verstummt und Athemholen —
Nebel zieht, kein Stern mehr glänzt.
Und der Maid auf leisen Sohlen
Nah't ein Engel, der verstohlen
Sie mit Lilien kühl bekränzt.
Ampelschein so traurig zittert,
Um das Haus der Nachthauch wittert,
Durch die Fenster, hochumgittert,
Schaut herein das Sumpfgespenst.

Robert Hamerling.

Feuersbrünste in Friesach.

Von Eduard Domisch.

Wenn die auf uns gekommenen Aufzeichnungen unserer Vorfahren aus vergangenen Jahrhunderten uns ein treues Bild von dem Leben einer längst entschwundenen Zeit geben, und wir das Walten und Schalten, sowohl des reichbegüterten Adels, des wohlhabenden Städters wie nicht minder dessen die Scholle, auf der er geboren, gebundenen Leibeigenen in den vergilbten Pergamenten und halb vermoderten Papieren in deutlichen und verständlichen Zügen verzeichnet finden, so daß wir vollständige Kenntnisse von den damaligen Verhältnissen erhalten, uns aber gleichzeitig erzählen, wie schnell und oft Fröhlichkeit und Trauer, Freude und Schmerz in überraschender Schnelligkeit wechselten und nicht selten verheerendes Unglück ganze Ortschaften heimsuchte, deren Bewohner in wenigen Stunden all ihr Hab und Gut verloren, das sie sich durch mühevolle und schwere Arbeit erwarben, so ersehen wir gleichzeitig daraus, daß auch damals, so wie jetzt, die Menschheit von Leiden heimgesucht ward, welche ihre Wirkung um so stärker äußerten, als die Wissenschaft noch nicht so ausgebildet war, um die Mittel zur Unterdrückung dieser verderblichen Wirkungen schnell genug ausfindig zu machen; an Rettungs-Anstalten aber, wie sie jetzt schon größtentheils bestehen, mit Ausnahme nothdürftig eingerichteter Spitäler, gänzlicher Mangel war.

Ein solches Bild unsäglichen Elendes bietet uns die Stadt Friesach in Kärnten.

In einem Bunde alter Schriften fand sich ein Verzeichniß über die vielen Feuersbrünste vor, von welchen diese altehrwürdige Stadt in 384 Jahren (von 1288 bis 1673) arg heimgesucht wurde, und dadurch ihr Wohlstand, wenn nicht auf immer, doch für lange — bei einzelnen aber für alle Zeiten verloren ging.

Um auch ein treues Bild der damaligen Schreibart darzustellen — das Verzeichniß wurde gegen Ende des XVII. Jahrhundertes geschrieben [1]), — soll es hier wortgetreu wieder gegeben werden. Es giebt zugleich einige interessante Aufschlüsse über die Bauart der Stadt, dann der Kirchen und geistlichen Orden, welche damals dort bestanden.

Dem Verfasser ist die Stadt Friesach nicht aus persönlicher Anschauung bekannt, es ist ihm daher auch nicht möglich, eine Paralleie zwischen einst und jetzt zu ziehen, nur erlaubte er sich dort, wo es ihm zur Aufklärung des Ganzen nöthig schien, theils aus unedirten Urkunden, theils aus der Geschichte Bemerkungen zum besseren Verständnisse des Ganzen beizufügen.

Glaubwürdige Verzeichnus etlicher vielfältiger Brunsten so die Stadt Friesach von Feuer erlitten hat.

An. 1289. (Nach „Hohennuer" die Stadt Friesach, S. 77, und „Kärntnerische Zeitschrift", I. Bändchen, S. 113, geschah dieses 1288.) Ist die Stadt Friesach von Herzog Albrecht von Oesterreich mit Feuer anzindet und abgebrennt worden und ist gemelter Herzog als Er Römischer Kayser worden, über 19 Jahre Hernach von seinen eigenen Vetter Herzog Hannß an St. Philippi und Jacobi Tag erwörgt, und umgebracht worden. [2])

An. 1309. Ist am St. Marxen Tag (25. April) ein grosses Feür gähting auskommen, darvon alle Häuser von Holzmarct an bis auf den Geyersperg seynt abgebrunnen, also daß nit eines überbliben ist.

Desselben Jahrs am Tag der Erhöchung St. Bartholomäi (24. August) ist ein großer Wint unversehens entstanden, welcher sich in's Feür erhöbt, und die ganze Stadt in's Feür versenkht ist allein St. Bartholomäi Kirch [3]), ein kleines Glöckl und ein grosse Glockhen stehen geblieben, damals ist auch das Nonnen Kloster [4]) am Berg, die Kirch deren 12 Aposteln, und St. Virgily Kirch, sammt den anstossenden Behausungen ganz und gar verbrennt worden.

An. 1323. Hat wiederumen am St. Maximilians Tag (12. Oktober) das Feür überhand genommen, und alles verderbt, doch

kein ainiches Hauß und Hölzesgebäu von Holzmarkt Bis auf den Gayersperg geblieben ist.

An. 1340. Hat sich ein Feür erhöbt in dem Unsern Spital, welches über die Stadtmauer gangen, die ganze Stadt inwendig mit sammt den Nonnen-Closter in Sach, und etlich anderen Häusern Bey den Bröty Mönnichen 5) ausgebrennt hat, ist allein die Pfarr-Kirchen und St. Viegilli Berg ohnverletzt darvon kommen.

An. 1364. Ist am 7. Tag Oktober in eines Burgers Hauß Mit Namen Vatler so ein grosse schröckliche Brunst durch seine Beyschlofferin eine mit Namen Eva auskommen, daß die ganze Stadt Gyllends somt den zwey geschlösern, darinen die Vicedom, Haubtmänner und Burg Grafen ihre Wohnung gehabt, verbrennt worden, darzu ein heftiger Sturm Wint sich geschlagen dergestalten, daß auch etlich gemäuer und anderes gebäu Bey den Stadt-Thoren sammt der Bruggen gegen den Brödiger werts eingefallen und den obern Markt Bis auf den Geyersperg mit großen ungestim in grund verderbt, ausgenommen die Kirch, Freythof und Konvent der Nonnen bei St. Mauritzen 6), desgleichen St. Virgily Berg samt den nächst gelegenen gebäuen und Fleischbänken, welche ohne Schaden von der Brunst unverletzt blieben.

An. 1384. Ist bei der Nacht die ganze Stadt verbrennt worden, aus nachlässigkeit des Halbedels, in welchem Hauß das Feuer auskommen. 7)

An. 1455. Hat sich ein großes und erschröckliches Feur in der Schmiedtgassen ergeben und bei 40 Häuser Sein abgebrennt.

An. 1461. Ist nach 10 Uhr in der Nacht den 6. Tag nach den Sonntag Laetare (21. März) genannt, ein große Brunst entstanden welche den halben Theil der Stadt bis auf die Dechantey bei St. Bartholomä und St. Virgily Kirchen auf den Berg ausbrennt und verhörtt hat.

An. 1493. Ist eine grosse Brunst den Samstag vor St. Magdalena Tag (20. Juli) aus einem kleinen Häußl gegen der 12 Apostelkirchen über auskommen, und gähling über Hand genommen, daß wiederum der mehrere Theil der Stadt bis auf die obbemelte Dechantey zu St. Bartholomä Kirch und den nächsten Gschloß dabei, item etlich wenigen von umliegenden Häusern daselbst, und der 12 Apostl-Kirch, desgleich auch dasselbig Spitall hart dabey, gar abgebrunnen.

An. 1582. Ist unter Tags um 9 Uhr den 3. 8ber ein Feur auskommen, in eines schusters Hauß, welcher Bech gesotten, und sein Weib Leingewand gesechtet hat, weil aber eben damals ein grosser Wint sich erhoben ist das Feur so stark dadurch in die Höhe aufgetrieben worden, daß die ganze Stadt in Feur und Rauch aufgangen, ist auch das Nonnen-Closter in der Stadt St. Virgilii Berg, und das deutsche Hauß ganz verbrunnen, in kein Hauß in der Stadt von dieser unmässigen Brunst fast übergeblieben, als allein die obere Vorstatt, das Brödiger Closter und die 3 Gschlösser auf den Berg zu stehen gekommen.

An. 1652. Ist den 2. Juny um Mittag Zeit in Teutschhauser Vorstadt gleich hinter der graben Müll dß nächste Hauß durch 4 Kayl. Solldatten wegen ihres unbehutsamen schüssen daß Hauß angezint, und solche Brunst mit einen so starken Windt in die Statt getragen, alda in einer halben stund die ganze Stadt und Vorstadt gegen Geyersperg in völligen Feuer ausgebrochen, und alles ausser der Mittag Glocken der Johannes Kirchen, wie auch St. Morizen und Brödiger Closter samt den 3 Gschlössern als Hauptmannschafft und Geyersperg mit großer mühe seynd erhalten worden, und damals seynd 8 Personen durch den Rauch und Feür umkommen als Herr Georg Kraus Rathsburger sammt seiner Ehefrau mit einen Bauern Merth Mayr genannt, die sich in dem Keller begeben haben, und durch den Rauch erstickt worden seynd, desgleichen Mothias Planckh gewester Stadt Messerer sammt seinem Weib und Töchterl, Balthaser unterhofer einer der in einen Hauß hat wöhren wollen, und ein Dienstmagd, so von aussen herein kommen, diese waren verbrunnen.

An. 1673. Ist den 9. July zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittag Bey dem Christian Schlögl Becken Bei dem Rathhauß auf dem Plaz Feür entstanden, und durch einen starken Wind fast die ganze Stadt zu Asche gelegt worden, ausgenommen 6 kleine Häuser die verblieben waren, in dieser Brunst seynd alle Glocken in Stüfft zerschmolzen, gleichwie auch alle Kirch in und auser der Stadt, wie nicht minder das ganze Dominikaner Closter, Peobstey, Spittal bis untern Geyersperg verbrunnen, ebenfalls ist die Kirchen St. Peter die zwei Gschlösser Haubtmannschaft und Lavant [2]) samt den Wacht Häusern in rauch aufgangen, und in solcher Brunst ist verblieben Hannß Weißbrodt und bey Herrn Caßier ein Dienstmagd.

So weit das Verzeichniß. Daß bei, man kann füglich sagen, so rasch auf einander folgenden, verheerenden Bränden der Wohlstand Friesach's empfindliche Einbuße litt, ist wohl nicht zu bestreiten, und daß selbst viel bedeutendere und größere Städte, welche von derlei Unglück so schwer heimgesucht wurden, sich nie mehr oder doch nur kümmerlich erholen konnten, und auch selten mehr jenen lebensfrischen Aufschwung wieder erlangten, der ihnen ihre frühere Bedeutenheit verschafft hätte, liegt an der Hand. So erging es auch Friesach; dieser ehemals so bedeutenden und wichtigen Stadt Kärnten's, denn es war der Sitz der ersten und obersten vom Erzbischofe von Salzburg über seine Besitzungen in Kärnten eingesetzten Behörde, nämlich des Vicedoms, des Vicedomamts-Verwesers und des Hauptkassiers, an den alle Einkünfte der erzbischöflichen in Kärnten gelegenen Herrschaften verrechnet und abgeführt wurden.

Der Vicedom oder Stellvertreter des Erzbischofes von Salzburg, aber nur in Beziehung auf die Güter-Verwaltung, war der Mittler zwischen Unterthan und Grundherrn, zwischen Beamten und Dienstgeber, welch' beide Vorrechte in der Person des jeweiligen Erzbischofes von Salzburg vereinigt waren, der nicht selten Regentenrechte in Kärnten ausüben wollte und theilweise auch geübt hat, daher der langjährige Streit der Erzbischöfe von Salzburg theils mit den deutschen Kaisern, theils mit den Erzherzogen von Oesterreich, in so ferne letztere Regenten Innerösterreich's waren, wozu damals auch Kärnten gehörte. Dieser Streit beschränkte sich jedoch nur auf einen lebhaften Schriftenwechsel, der immer mit der Nachgiebigkeit des Erzbischofes endete. — Es berührt unwillkührlich wehmüthig, wenn man den Bericht des Vicedomamts-Verwesers zu Friesach, JohannBaptist Mayrren, an die damals daselbst anwesend gewesene Hofkommission des Erzbischofes von Salzburg über die vom Richter und Rathe der Stadt Friesach gestellte Bitte — der Stadt einen Wochen- und Viehmarkt zu bewilligen — liest. Er schreibt nämlich:

„Es würde sich wegen der großen Armuth der Frie-
„sacher Bürgerschaft gar nicht lohnen, einen Wochen-
„markt abzuhalten, da sie wenig einzukaufen vermag
„und der Landmann, wenn er seine Feilschaften ein
„oder das andere Mal nicht verkauft, das dritte Mal
„nicht mehr kommt, eben so wenig würde ein Viehmarkt
„aus denselben Ursachen von irgend einem Nutzen, oder
„von günstigem Erfolge sein."

Dieses Schriftstück ist Original, jedoch was zur selben Zeit so häufig war, ohne Datum. Da jedoch Johann Bapt. Mayrren von 1688 bis 1700 Vicedomamts-Verweser in Friesach gewesen ist, so mag die Verfassung dieses Berichtes in die ersten Jahre seiner Amtswirksamkeit gefallen sein, was auch glaubbar ist, da nach der hier zuletzt erwähnten 1673 stattgefundenen großen Feuersbrunst der Wohlstand Friesach's derart gesunken sein mag, daß der Richter und Rath dieser altehrwürdigen Stadt für die verarmte Bürgerschaft derselben keine andere Hilfe wußte, um ihr in etwas wieder zu helfen, als sich vom Erzbischofe von Salzburg die Bewilligung zur Abhaltung eines Wochen- und Viehmarktes zu erbitten, damit durch das Zusammenströmen einer größeren Menschenmenge auch der Gewerbsmann mehreren Absatz seiner Erzeugnisse, und hierdurch reichlicheren Erwerb finde.

So ward durch unverschuldetes, sich oft wiederholendes Unglück der Wohlstand Friesach's, dieser ältesten und einstens auch wichtigsten Stadt Kärnten's, vernichtet.

[1]) Das Verzeichniß selbst hat weder Datum noch Unterschrift; es wurde in einem, Kärnten betreffenden Schriftenvolumen bei der Finanz - Landes - Direktion in Graz aufgefunden.

[2]) Herzog Albrechts I. Fehde mit dem Erzbischofe Rudolph von Salzburg ist zu bekannt, als daß deren weiter hier erwähnt werde. Friesach war bis zur am 1. Februar 1803 erfolgten Einziehung der Güter, welche der Erzbischof von Salzburg in Kärnten besaß, der Sitz des Vicedomamtes, dem ein Verweser vorstand, welcher wieder dem salzburgischen Vicedom für Kärnten — diese hohe Stelle bekleidete zuweilen der Fürstbi-

schof van Lavant oder von Gurk, der Erstere nannte sich zugleich Kaplan des Erzbischofes von Salzburg — untergeordnet war.

Bei dieser Gelegenheit nun ward Friesach als Eigenthum des Erzbischofes von Salzburg van den Kriegeen Albrecht's durch Feuer zerstört.

Auch war Albrecht nicht römischer Kaiser, sondern nur römischer König; er wurde am 1. Mai 1308 an der Reuß von seinem Vetter, dem Herzage Johann von Schwaben, mit dessen Mitverschwornen, von Eschenbach, von Palm und von der Wort, auf dem Wege nach Windisch bei einem Busche ermordet, nachdem die Verschwornen den König von seinem Gefolge zu trennen gewußt hatten. Einer der Mitverschwornen brachte dem Könige eine tiefe Kopfwunde bei, und als dieser seinen Vetter um Hilfe rief, antwortete dieser: „So helfe ich Dir", und stieß ihm das Schwert durch den Rücken mit solcher Gewalt, doß es bei der Brust herausging. Ursache dieser entsetzlichen That war das vom Könige dem Herzoge Johonn vorenthaltene väterliche Erbe. Die Mörder wurden später eingebrocht und endeten am Blutgerüste. Die Leiche des Königs ward im Kloster Wettingen beigesetzt. Lichnowsky und A. m.

*) Das Jahr der Erbauung der Bartholomäuskirche, eine der größten Kirchen im Lande, ist vor der Hand unbekannt, da jedoch nach der Tradition die Organisirung des bei dieser Kirche befindlichen Kollegiot-Stiftes im Jahre 872 geschehen sein soll, so ist nicht zu zweifeln, doß die Kirche schon damals bestanden hat. Ihre gegenwärtige Bauart gehört dem Mittelalter an, jedenfalls geht die Gründung dieses Gotteshauses in das früheste Mittelalter zurück und ist eines der ältesten im Lande. Hohenauer, die Stadt Friesach. S. 104. 112.

*) Ursprünglich das Klostee der Dominikaner, vom heil. Hyacinth 1217 erbaut, und da später dieses für die Zahl der Mitglieder zu klein wurde, erbauten sich die Dominikaner 1251 das heute noch zu Friesach bestehende Kloster; und ihr ursprüngliches wurde den Cisterzienser-Nonnen, welche nach der Regel des heil. Benedikt lebten, am 1. Mai 1258 um den Kaufschilling von 150 Silbermark übergeben. Im Johre 1606 stard die letzte Abtissin dieses Nannenklosters, Katharina Payer, und unter dem Erzbischofe von Solzburg, Wolfgang Theodorich, wurden 1606 die Einkünfte dieses Klasters dem Kollegiatstifte St. Borth

olomä mit der Verpflichtung zugewiesen, ein geistliches Seminar für 8 Alumnen zu errichten. Seit 1627 hatte das Kollegiatstift seine Studenten in Klagenfurt, da das Seminargebäude wegen Baufälligkeit nicht mehr bewohnbar und auch nicht mehr hergestellt worden war. Hohenauer, die Stadt Friesach, S. 127. Unedirte Urkunden, derzeit bei der Finanz-Londes-Direktion in Graz.

*) Brödig-Mönaichen (Prediger-Dominikaner). In Friesach um das Jahr 1217 von Eberhard II., Erzbischof von Salzburg aufgenommen. Das Vermögen dieses Klosters wurde am 23. Juli 1788 ämtlich beschrieben. Noch dieser von dem Regierungs-Kommissär und dem Prior gefertigten Beschreibung fonden sich vor: on barem Gelde 826 Gulden und an Kapitalien in gut versicherten Obligationen 40.435 Gulden, nebst vielen anderen silbernen, kupfernen, zinnernen und eisernen, mitunter werthvollen Gefäßen, ein guter Viehstand, der übrigen vielen minder bewertheten Geräthschaften, so wie des gut gefüllt gewesenen Kellers gar nicht zu gedenken. Unedirte Urkunden, derzeit bei der Finanz-Landes-Direktion in Graz.

*) Das Nonnenkloster bei St. Maurizen, richtig aber St. Magdalena, wurde in den ersten Decennien des XII. Jahrhundertes, jedenfalls vor 1131, durch den Erzbischof von Salzburg als ein Pilger- oder Armen-Hospital gestiftet, und neben diesem ließ er eine hölzerne Kirche bauen, und weihte das eine wie das andere der heiligen Maria Magdalena. Im XIII. Jahrhunderte, am 6. Dezember 1240, befand sich Kirche und Hospital im Besitze des Deutsch-Ritter-Ordens. Wann die Deutsch-Ritter dieses Hospital verließen, ist bis jetzt unerforscht. Hierauf besoßen es die Beguinen, und mit Urkunde dd. 16. August 1323 stiftete Friedrich, Erzbischof von Salzburg, hier ein Chorfrauen-Kloster, welches aber Erzbischof Burkard im Johre 1464 in ein Stift regulirter Chorherren umwandelte. Im Jahre 1627 erscheint dieses Stift bereits als Titularprapstei, und im Jahre 1780 wurde sie dem Bischofe von Lavant einverleibt, weßhalb das Propsteigebäude den Namen des neuen Lavanterschlosses erhielt.

*) Kein Datum im Verzeichnisse angegeben.

*) Es wird wahl heißen sallen Schlößern.

*) Nämlich das dem Bischafe von Lavant gehörige Schloß.

Ersteigung des Reißkofel

durch E. v. Mojsisovics.

Den „Mittheilungen des österreichischen Alpen-Vereines", auf die wir neulich unsere Leser aufmerksam machten, entnehmen wir nachstehende Beschreibung der Ersteigung eines der interessantesten unserer Heimatsberge:

„Der Reißkofel, einer der bedeutendsten Gipfel (7472'=2361 Meter △, 7463'=2358 Meter nach meiner Messung) in der Kette, welche das Drauthal vom Gailthale trennt, durch seine sowohl im Norden gegen die Drau, als im Süden gegen die Gail steil abfallenden Dolomitwände eine imposante Erscheinung, erfreut sich in Kärnten eines gewissen Rufes, da er bis in die neueste Zeit für unnahbar galt. Zwar hatten kühne Gemsjäger auf ihren Pirschgängen seinen stolzen Gipfel schon vor Jahren erreicht, doch mochte die Kunde davon, vielleicht im selbstischen Interesse der Jäger, die ihr Revier vor dem Eindringen Anderer bewahren wollten, keine Verbreitung gefunden haben. Die kärnt. Zeitungen meldeten von mehrfachen Versuchen von Touristen, ihn zu besteigen, die alle scheiterten. Paul Grohmann war im Jahre 1859 der erste, und ich im Sommer 1862 der zweite Tourist, der seinen Fuß auf die berüchtigte Spitze gesetzt hat. Am 11. September 1862 brach ich in Begleitung des Herrn Leutgeb jun. aus Tresdorf und unter der Führung des als Gemsjäger und kühner Bergsteiger bekannten Watten Hanns

früh Morgens vom Reisacher Bade, am Fuße des Reißkofels, auf. Auf steilen Pfaden gelangten wir schnell auf die östlichen Schultern des Berges. Schroff und unnahbar erschien noch die stolze Dolomitmauer. Der mit dem Berge vertraute Jäger führte uns indeß in Schlangenwindungen auf steilen Rasenhängen und Geröllhalden, die sich zwischen den schroffen Wänden herabzogen, sicher dem Ziele zu. Unterwegs langte ein Gemsbock in Sicht. Leutgeb, ein passionirter Jäger, und daher mit dem Stutzen versehen, konnte die schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen. Walten Hanns umschlich hinter bergenden Felszacken den Gemsbock und trieb ihn dem Schützen zu. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß die Büchse versagte. Nun war es um die Jagd geschehen. Der Gemsbock hatte Gefahr gewittert, und war bald hinter den Felswänden verschwunden.

Der an Steigeisen gewöhnte Jäger hatte bereits dieselben angelegt. Ich folgte seinem Beispiele erst, als der Kamm des Berges erreicht war, auf welchem es nun zur höchsten Erhebung ging. Um 9 Uhr befanden wir uns auf dem Gipfel, und wurden von Reisach aus, wo man die Ascension mit dem Fernrohre verfolgte, gesehen. Ich hing vor Allem mein Barometer auf den Bergstock und schützte es durch den Plaid vor den Sonnenstrahlen. Erst dann weilte mein Blick mit großem Behagen auf dem weiten und herrlichen Panorama, das sich ungetrübt entfaltete.

Vor Allem wandte sich der Blick der Tauernkette zu. Von der Rödtspitze und der Dreiherrnspitze im Westen bis zur Hochalmspitze im Osten, also die ganze unter der Bezeichnung der Hochtauern bekannte Centralkette präsentirte sich dem Beschauer. Deutlich konnte man die einzelnen Spitzen der Venediger-, der Glockner-, der Hohenarr- und der Ankogel-Gruppe unterscheiden. Der Anblick der Riesenferner und der westlich gelegenen Tiroler-Berge war durch die in nächster Nähe anfangende Gruppe der Unholde oder des Kreuzkofels versperrt. Die letztgenannte Gruppe nahm sich hier von der Ostseite, wo sie mit sanfteren Vorlagen endet, bei weitem nicht so imposant aus, als vom Norden (z. B. vom Großglockner) wo die unzähligen Spitzen und Nadeln äußerst jäh abfallen, und dadurch den Anblick so überaus bewältigend und großartig machen. Zwischen den Unholden und der den Velber- und Kaiser-Ferner verdeckenden Gruppe des Schober dringt das Auge in die Tiefe des Iselthales, dessen breite, grüne Thalsohle so schön von den grauen und weißen Berggipfeln, die es umsäumen, absticht. Im Norden zieht das Drauthal zu den Füßen des Reißkofels die Aufmerksamkeit auf sich. Bei Greifenburg und Dellach konnte man die durch die vor einigen Tagen stattgehabte „Wassergieß" verursachten Schäden bemerken. Mein Auge wandte sich bald von diesem Bilde der Zerstörung ab, um an der das Drauthal im Norden begrenzenden Gebirgsgruppe des Kreuzecks sich zu erfreuen.

Das Kreuzeck als Glimmerschiefer-Gebirge zeichnet sich durch seine sanfteren und einfachen Formen aus. Besonders schön beobachtet man auf dieser Gruppe die scharfen Grenzen des Baumwuchses, über welche hinaus grüne Matten zu den nackten Gipfeln reichen. Ueber die grünen Schultern der Kreuzeckgruppe ragen die weißen Gipfel der Hochtauern vom Glockner bis zur Hochalmspitze hervor. Letztere nimmt in Folge ihrer südlich vorspringenden Lage eine respektgebietende Stellung ein und stellt den benachbarten Ankogel in Schatten. Durch die Querspalte des Liserthales und über den Katschberg tauchen in nebelhafter Ferne einige Lungauer Spitzen auf. Um so klarer zeichnen sich die unterschiedlichen „Nocks" der näher gelegenen Stangalmgruppe an der tiefblauen Himmelsdecke ab. Nach Osten gewendet, erblickt man zunächst in der Tiefe das liebliche Gitschthal und den heiteren Spiegel des Weißensees, welcher den isolirt aufragenden Staffberg bespült. Zwischen letzterem und dem südlich sich erhebenden Dobratsch (oder Villacher Alm) sieht man über dessen niederen Vorlagen in das kärntische Hügelland bis zur Sau- und Koralm.

Der südwärts gerichtete Blick dringt zunächst in die breite Längsspalte des Gailthales mit seinen netten Ortschaften, seinen Fluren und Auen, zwischen denen die träge fließende Gail weite „Griesfelder" (Gerölle) ausgegossen hat.

Im unteren Gailthale erinnert noch ein zeitweiliger See an die jüngst stattgehabte Ueberschwemmung. Der regelmäßige Bau der das Gailthal südlich gegen Friaul abgrenzenden Kette von Kalkbergen der alpinen Steinkohlenformation, den sogenannten Gailthaler Schichten angehörend, offenbart sich deutlich. Parallel sind die vielen Quergräben in die Kette eingeschnitten. Der dadurch bewirkte monotone Parallelismus der dazwischen sich erhebenden Gebirgsstrahlen wird nur durch die abwechselnde Bedeckung von Waldbeständen und üppigen Almwiesen gemildert. Um so lieber weilt der Blick auf der im Südosten des Dobratsch über die niederen Berge des unteren Gailthales sich gewaltig aufbauenden Kette der Karavanken, an die sich die hohe Gruppe des Triglav anschließt. Eine imposante Felsmauer, aus der eine Anzahl von Hörnern und Nadeln emporragt; mächtig vor allen der Triglav, dessen Jöcher und Runsen mit Schnee bedeckt sind.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 34 | Sonnabend, den 22. August | 1863.

Die Zeit, in welcher der Landstrich, in dem das Stift St. Lambrecht gelegen, zu Steiermark kam.

Von Heinrich Hermann.

Unter die Verluste, welche das einst so weit ausgedehnte Kärnten erlitt, gehört an dessen Nordgrenze der Landstrich, in dem das Stift St. Lambrecht liegt. Die Thatsache stehet fest; nur fragt es sich, ob dieses zur Zeit geschehen, wo, nach dem Hinscheiden des Herzogs Heinrich von Kärnten aus dem Hause der Eppensteiner im Jahre 1122, dessen Allode, worunter obiger Landstrich, durch Erbschaft an Ottokar, Markgrafen in der obern steirischen Mark, und dann an seinen Sohn Leopold fiel, oder ob die Einverleibung jenes Territoriums zu Steiermark im Jahre 1511, vielleicht erst 1521, vor sich ging. Erstere Ansicht geht aus der vom Professor Dr. Tangl urkundlich nachgewiesenen Schenkung jenes Landestheiles an die Markgrafen in Obersteier hervor, letztere wird in dem Archive für vaterl. Geschichte und Topographie I. Jahrgang, bei Nachweisung des Zurückgehens der Grenze Kärnten's, Seite 150, behauptet, und zwar mit Berufung auf Fröhlich's Archontologie I. p. 138.

Die Zeit des Abfalles im Jahre 1511 würde mit der Ausstellung des Innsbrucker Libelles wo jedoch davon nichts vorkommt; die im Jahre 1521 mit dem Interregnum der österreichisch-deutschen Länder zusammenfallen, wo nach Kaiser Maximilian's Tode, von 1519 — 1522, zwar sein Enkel Karl V. dem Namen nach die Regierung derselben übernahm und führte, aber, in der Ferne weilend, sie in den Händen der von Kaiser Max ernannten Regenten und einer noch mächtigern, sich selbst aufwerfenden Gegenpartei überlassen mußte, bis sein Bruder Ferdinand im Jahre 1522 die Zügel an sich nehmen und diesen Zwiespalt aufheben konnte. Wenn schon diese Verhältnisse gegen so eine Regierungshandlung, als die Abreißung eines Landesstückes von Kärnten gewesen wäre, streiten, und es sich gar nicht annehmen läßt, daß Kärnten's Stände ohne Vorwissen und Beistimmung des Landesfürsten sich eine solche Benachtheiligung gefallen ließen, liegt der Grund dieser Ablehnung auch von Seite des Historikers in dem Nichtvorhandensein einer derlei landesherrlichen Urkunde in der Landhandveste, die doch, wie wir lesen, die Grenzbestimmungen gegen Tirol umständlich enthält.

Um nun auf den ersten Satz zurückzukommen, ist uns Professor Tangl's Monographie: „Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein", IV. Abtheilung im XII. Bande des Archives der kais. Akademie der Wissenschaften, die vorzüglichste Quelle. Sowohl Seite 84, 85 als 118 beweiset derselbe aus der Schenkung des letzten Eppensteiners Heinrich an Markgrafen Ottokar IV. von Steier, übereinstimmend mit der in den monumentis boicis, Tom. XXIX. Vol. II. p. 315, vorkommenden alten Aufschreibung, daß Heinrich außer dem, was St. Lambrecht das Stift schon besaß, all sein Eigen *), und zwar insbesondere den Landstrich von dem Entrichenstein, „das", wie es dort heißt, „gen Friesach leit, her nieder unz (bis) an die Mur" demselben schenkte, während er von St. Lambrecht, als Abzeichen der Berechtigung der Landesherrlichkeit, die Vogtei des Stiftes, welche früher Heinrich als Herzog sich vorbehalten hatte, überkam. **)

Tangl's eingehende und treffliche Abhandlung enthebt uns der Mühe der Wiederholung, und es ist lediglich an uns, diese gegründete Annahme weiters zu verfolgen. — Als Vogtherr vermittelte den 22. August 1146 Markgraf Ottokar von Steier einen Gütertausch zwischen den Stiftern St. Lambrecht und Rain (An-

*) Muchar Geschichte von Steiermark, II. Band, S. 151. Es waren mehrentheils Bruchstücke des früheren kärntn. Komitates Friesach, der vom Jahre 1036 an nicht mehr erwähnt wird. I. Abth. des Hb. der Geschichte Kärnten's I. B. S. 836.

**) Nach dem Chronicon de finibus Austriae et Stiriae bei Rauch heißt es, daß Herzog Heinrich von Kärnten an den Markgrafen Ottokar übertragen habe „Reitrichenstein (Entrichenstein) das gein Friesach leit, hiernieder unz an die Mur, dazu herein die Foglei zu sand Lamprecht zu dem Kloster, — das Chloster dinget er ihm also, daz des nyemant vogt wer, nur der Herzog zu Steyer."



kershofen's Regeste CCXII). Den 19. März 1151 verglich Erzbischof Eberhard die Herzogin Sophie mit ihren zwei Söhnen, den Grafen Heinrich und Sighart, mit dem Stifte St. Lambrecht. So geschehen in der Kirche St. Stephan bei Dürnstein *) in Gegenwart, und mit Beihilfe des Vogtes Ottokar. (Regeste desselben CCCXXX.) Herzog Leopold von Oesterreich - Steier entscheidet den 13. Dezember 1202 den Streit zwischen dem Kloster und seinem Ministerialen Herrant von Wilton. (Regeste DCXXIV und die folgende.) Von einer derlei Handlung eines Kärntner Herzogs ist seit dem Jahre 1122 in keiner Urkunde, in keiner Regeste eine Meldung. Wäre St. Lambrecht immer innerhalb des herzoglichen kärntn. Gebietes gewesen, so würden wir doch von 1122 bis 1270 wenigstens etliche Widmungen der kärnt. Herzoge für St. Lambrecht nachweisen können; aber es finden sich nur 2 von 1266 und 1269, und zwar an Maria Hof, und davon ist die eine Urkunde nur die Bestättigung einer Privatschenkung, die andere aber eine winzige Gabe, Lambrecht geht ganz leer aus. **) Wir müssen noch eine im Johanneum befindliche Urkunde erwähnen, womit der Reichsverweser in Steier, Graf Meinhard, das kais. Gut in Grazluppa (Neumarkt) an den Grafen Hermann von Ortenburg verpfändet, sich aber ratione dominii die Vogtei von St. Lambrecht vorbehält. ***)

Außer diesen Belegen sprechen für unsere Annahme und zwar entscheidend das Rationarium Stiriae bei Rauch II. p. 157, wo vom Vogteigelde St. Lambrecht's an den Herzog (bei Ottokar, König) die Rede und nur der steierische Boden erwähnt ist. Die Steuerliste in Chmel's Materialien I. p. 66 enthält die nämliche Anführung der Entrichtung von St. Lambrecht in der Reihe der in der Steiermark Verpflichteten; ferner spricht dafür die daselbst p. 70 vorkommende Urkunde; wie denn die Aebte von St. Lambrecht im fünfzehnten Jahrhunderte an der Spitze der steirischen Stände gelesen werden. Ein Copialbuch im kärnt. hist. Vereins-Museum enthält eine ähnliche Steuervertheilungs-Liste vom Jahre 1446, worin St. Lambrecht, wie Märnberg, Neumarkt, Windischgrätz u. dgl. nachbarliche Orte, unter die steirischen Contribuenten gesetzt erscheinen, daher der Aufsatz in Nr. 15 der Carinthia vom Jahre 1823, betreffend die Veränderungen der kärnt. Landesgrenze, also schon vor 40 Jahren die gleiche Ansicht aussprach und dieses um so mehr, da der Chronist Unrest, welcher alle kärnt. Stifte auf- und ihren Ursprung erzählt, St. Lambrecht übergeht, wie es auch bei Megiser geschieht, obschon er letztern erwähnt. Freiherr von Ankershofen im Handbuche der Geschichte Kärnten's I. Abth. II. Band übergeht ebenfalls bei Aufzählung der Klöster der Periode von 976 — 1122 von Seite 876 — 929 das Stift St. Lambrecht. Aus diesem Grunde hat auch die II. Abtheilung des gleichen Handbuches I. B. bei Anführung der Stifte und Klöster Kärnten's, von S. 402 — 411, St. Lambrecht als damals nicht mehr zu Kärnten gehörig, hinweggelassen. — Die Meinung, daß die Gegend um Neumarkt bis 1511 zu Kärnten gehört habe, steht auch bei noch einigen Gelehrten fest, welche sie jedoch nicht aus Fröhlich, sondern aus obzitirter Stelle Rauch's ob mangelnder Ortskenntniß irrig ableiten. Dieselbe Ansicht fand Herr Professor Zahn, Johanneums-Archivar, auch im Manuskripte der Chronik des Peter Weixler von St. Lambrecht, doch erst für das Jahr 1521. Er sagt fol. 184: anno 1521, Abbatis Valentini quarto, divisio harum provinciarum facta fuit. Carinthia imminuta, Stiria vero amplificata. Quapropter etiam monasterium nostrum, quod hocusque erat in Carinthia, post haec Stiriae adnumerari coepit, und setzte bei: „quamvis legerim scripturam exaratam sub Abbate Thoma (1545 — 1551), in qua adhuc scribitur S. Lammbertus in Carinthia." Weixler war ein geborner Kärntner aus dem Ingolsthale und schrieb obige Stelle im Jahre 1636, ohne eine Quelle dazu anzugeben.

*) Daß Dürnstein ebenso lange gut steierisch war und in das von Entrichenstein bis an die Mur dahin einbezogene Gebiet gehörte, beweiset, daß die Herren dieses Stammes von 1148 stets als steirische Ministerialen erscheinen, so wie auch nach dem Aussterben der von Wildon, welche die ursprünglichen Dürnsteiner auserbten, Dürnstein, als dem Landesfürsten heimfällig, in dessen Namen verwaltet wurde. So erhielt am 27. Februar 1484 Ulrich Weiß das Schloß Tiernstein (Dürnstein) bei Friesach pfleg- und bestandweise, unter Sieglung des Andree Kreiner, Landes-Verwesers in Steier. (Mittheilungen des hist. Vereines für Steiermark, 10. Heft, S. 325, Muchar Geschichte der Steiermark III. B. S. 48.)

**) Nach Mittheilungen aus dem Johanneum vom Archivar Prof. Zahn.

***) Muchar III. B., S. 287. Die Landesfürsten bestellten zur Verwaltung des Gerichtes für sich Unter- oder Gerichtsvögte. In dieser Eigenschaft entschied Ulrich von Stubenberg im Jahre 1214 gegen Herrant von Moaskirchen, welcher die Besitzungen des Stiftes St. Lambrecht gewaltsam angefallen hatte. Ebenso in gleicher Kategorie Friedrich von Stubenberg gegen Friedrich von Afoltern wegen Eingriffen in das Eigenthum des Stiftes im Aflenzthale. Es waren sohin die steierischen Stubenberge fortgesetzt St. Lambrecht's Gerichtsvögte. (Muchar III. B. S. 289.) Von der Zeit, wo die Habsburger zugleich Herren von Steier und Kärnten waren, d. i. von 1335 an, läßt sich aus weiteren Urkunden weniger argumentiren, da es zweifelhaft, in welcher Eigenschaft sie entschieden. Indessen Obiges mag genügen, da eine ausgedehntere Aufführung dem gebotenen Raume unseres Blattes widerstrebt.

Was ihn zu seiner Ansicht und zu dem selbst gefühlten Widerspruch verleitete, waren ohne Zweifel die päpstlichen Urkunden, welche, wie oft auch die kaiserlichen Transsumpte, sich rein auf dem Wortlaute der Erektions-Urkunden hielten. Einen überzeugenderen Beweis davon liefern die durch mehrere Jahrhunderte fortgehenden Gurker-Bestättigungs-Urkunden, wo immer noch Besitzungen genannt werden, die längst in fremden Händen waren. So viel zur Orientirung in dieser Frage, und zum Beweise, daß, wenn Einer gesprochen, noch nicht Alles dargethan ist.

Ersteigung des Reißkofel

durch E. v. Mojsisovics.

(Schluß.)

Isolirt erhebt sich weiter westlich die stockzahnartig aufragende Masse des Monte Canin hinter den Dolomitzacken des Mittagskofels und des Montasio, durch ihre weiße Firndecke an die übergossene Alm (oder ewigen Schneeberg) in den Nordalpen erinnernd. Aus dem Friaulischen sehen zwischen den Jöchern und Kuppen der südlichen Gailthaler Alpen graue Kalkberge herüber. Der breite Rücken des hinter dem Hochwipfel sich erhebenden Monte Germula erleichtert die Orientirung in diesem leider fast unbekannten Theile unserer Alpen.

Zum Schlusse wenden wir uns den Bergen des oberen Gailthales zu. Von unserem Standpunkte in südwestlicher Richtung überblicken wir von den Bergen der „Plecken" die ganze Reihe bis zum Rücken, der Kartitsch von Sexten trennt. Während die monotonen Quergräben verdeckt bleiben, erheben sich die einzelnen Gipfel in mächtigen und kühnen Formen, und versperren die Aussicht nach den im Westen immer an Höhe gewinnenden venetianischen Alpen.

Vor Allem fesselt ein mächtiger Kalkblock in der nächsten Nähe das Auge. Es ist die Masse des Kollinkofels. Ueber den 7358' = 2325 Meter (△) hohen Pollinig erhebt sie sich riesig mit steil abfallenden Felswänden und einem kleinen Gletscher. Im Westen davon der ebenfalls mit senkrechten, hohen Felswänden abprallende, schneegefleckte Monte Volaja. Von den noch westlicher gelegenen Spitzen fallen insbesondere der Monte Paralba und das Innerhorn auf.

Um 11 Uhr wurde der Gipfel verlassen. Der Abwechslung wegen wollte ich einen andern Rückweg gehen, und beschloß, über die östlichen Gräte des Berges zum Jaukner Sattel, und von da in's Gailthal hinabzusteigen. Während der zum Aufstieg gewählte Weg von einem halbwegs geübten Fußgeher unbedenklich gemacht werden kann, verhält es sich mit dem von mir gewählten Abstieg ganz anders. Auf äußerst jäh abdachenden Geröllhalden, an und zwischen schroffen Wänden ging es, den Blick stets in die Tiefe der von den steilen Wänden des Reißkofels im Nordwesten gebildeten „Ochsenschlucht" bei zwei Stunden lang fort. Walten Hannsen's Ortskenntniß bewährte sich hier. Unter seiner sicheren Führung wurde der gefährliche Steig glücklich zurückgelegt. Ich war bei diesem Klettern durch das über den Rücken gehängte Barometer sehr belästigt.

Am Jaukner Sattel, über welchen ein Verbindungsweg zwischen dem Gail- und Drauthale führt, betraten wir wieder begangene Pfade.

P. S. Berggewöhnten Alpenwanderern empfehle ich die Besteigung des Reißkofels vom Reißacher Bade im Gailthale aus angelegentlichst. Von dieser Seite kann die Spitze ohne Gefahr erreicht werden. Man bedarf vom Reißacher Bade (3/4 Stunden von Reisach entfernt) bis zur Spitze 3 — 4 Stunden. Als Führer kann Walten Hanns in Reisach bestens empfohlen werden. Man versehe sich mit kurzgezackten Steigeisen und mit einem Getränke (am besten kaltem Thee), da der Reißkofel, ein Dolomitberg (der oberen alpinen Trias), wasserarm ist.

Rheingesicht.

Hab' manch' ein Land durchzogen,
Gebirg' und Thal und Feld
Wohl von den blauen Wogen
Der Adria bis zum Belt.
Doch nicht in Südens Auen,
In Nordens Marschen, nein!
Mein Schlößchen möcht' ich bauen
Bei dir, du grüner Rhein!

Noch ziehst du voll Behagen
So prächtig, stolz und weit
Wie in den Blüthetagen
Der deutschen Herrlichkeit.
Im Abenddämmerstrahle,
Wie warst du zauberschön,
Als ich zum ersten Male
Begrüßte deine Höh'n!

Schon hüllte Nacht die Lande,
Balsam'sche Sommernacht —
Am menschenleeren Strande
Hielt ich allein nur Wacht;
Die Wellen hört' ich munkeln
Die Fähre leise geh'n —
Bei Fels und Wald im Dunkeln,
Sah ich Ruinen steh'n.

Und allgemach den Falten
Der Finsterniß, voll Kraft
Entrangen sich Gestalten
Gigantisch, reckenhaft;
Mit Schwert und Schild und Lanze
Bewaffnet, hoch zu Roß
Im Krönungspurpurglanze
Der Kaiser und sein Troß!

Prälaten, Fürsten, Ritter
Und Pagen gab's zu schau'n,
In Seide, Sammt und Flitter
Holdseligsüße Frau'n —
Und blonde Minnesänger
Mit gold'nem Saitenspiel,
Sie Alle waern Dränger
Nach Einem hohen Ziel,

Das fern im Hintergrunde
Ehrwürdig sich erhob:
Ein Dom, durch den zur Stunde
Die Morgenröthe stob;
O feierliches Zagen!
O ahnungsreiche Zeit!
Will sie noch Einmal tagen
Die deutsche Herrlichkeit?

Urplötzlich scholl von Glocken
Ein Läuten wunderbar,
Begeistertes Frohlocken
Aus all' der Völkerschaar;
Und hin zur Münsterschwelle
Strebt' ich im raschen Lauf',
Doch kam nicht von der Stelle
Mein Fuß — da staunt' ich auf!

Umweht von Geisterflügeln
Gar einsam stand ich da —
Von schwarzen Rebenhügeln
Die Nacht heruntersah;
Im Strome aber schliefen
Die Sterne ruhig fort,
Als blinkte aus den Tiefen
Der Nibelungenhort.

Ernst Rauscher.

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleider-Trachten bis zum Schlusse des 16ten Jahrhunderts.

Von Anton Ritter von Gallenstein.

Die profane (bürgerliche, Privat-) Kleidung.

(Fortsetzung.)

Viel schwieriger, und darum auch von weit beschränkteren Erfolgen begleitet, sind die kulturgeschichtlichen Forschungen über die zwischen dem Rheine und der Weichsel und südlich bis an die Alpen ausgedehnten Länder-Gebiete, welche man als die Ur-Wohnstätten der germanischen Völker bezeichnet.

Noch zu einer Zeit, aus welcher die Geschichte der Aegypter, der Perser, der Griechen und Römer schon wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegt, umhüllt tiefes Dunkel die weiten Länder-Striche Nord- und Mittel-Europa's.

Was Strabo, Dio Cassius, Herodian, der ältere Plinius, Annäus Florus, Eutrop, Sueton und andere, zu den ältesten römischen und griechischen Schriftstellern Zählende über die Wohnsitze der alten Deutschen berichten, streift in vielen Beziehungen nahezu an's Fabelhafte und wurde selbst von den Zeitgenossen für wenig glaubwürdig gehalten.

Aber ihre Schilderungen jener Distrikte, welche kennen zu lernen sie Gelegenheit hatten, sind übereinstimmend so von Grausen und Schauder erfüllt über dieses Land mit seinem tiefen Waldesdunkel, seiner feuchten, wechselvollen Temperatur, seinen gewaltigen Stürmen und finsteren, dichtverhüllenden Nebeln, daß man — auch abgesehen von den großen, zahlreichen Uebertreibungen — dennoch anzunehmen gedrungen wird, daß noch zu jener Zeit dort eine außerordentliche Wildheit der Natur geherrscht habe.

Die allmähliche Ausbreitung der Römer über diese Länder hatte bei ihnen allerdings im Allgemeinen eine gesteigerte Kenntniß der örtlichen und volksthümlichen Beschaffenheit derselben zur Folge.

Aber erst Julius Cäsar hatte nach der glücklichen Beendigung der gallischen Feldzüge, auf sorgfältige Beobachtungen gestützt, den Grund zur zuverlässigeren Kenntniß der von ihm durchzogenen Länder und ihrer Bewohner gelegt und ein eben so umfassendes wie im Einzelnen ausgeführtes Bild davon entworfen.

Was Cäsar vorzugsweise hinsichtlich der Kenntniß Gallien's geleistet hatte, geschah, anderthalb Jahrhun-

derie später, in fast noch höherem Maße durch Cornelius Tacitus in der „Sittenschilderung der Germanen" für Deutschland.

Durch geistige Befähigung nicht minder ausgezeichnet, wie durch äußere Umstände begünstigt, faßte dieser Forscher das auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde bisher Gewonnene mit Scharfsinn und bewundernswerther Umsicht zu einem klaren Gesammtbilde zusammen.

Allein trotzdem umfing das gesammte in dieser Weise bis dahin erworbene Wissen nichts weiter, als eine genauere Kenntniß von dem thatsächlichen Bestande der Dinge, wie man ihn, je nach Zeit und Umständen, in dem einen oder dem anderen Lande eben vorgefunden hatte, und die Bemühungen griechischer und römischer Gelehrten, das mit jeder neuen Erweiterung der Reichsgrenzen in stets zunehmendem Maße sich ihnen entgegenstellende Gewirre von Völkerschaften und Stämmen nach ihrer Abstammung und dem früheren Entwicklungsgange ihrer Kultur näher zu bestimmen, blieben erfolglos.

Erst der neuesten Zeit gelang es, die von den Ur-Stämmen selbst hinterlassenen Dokumente über ihre ursprünglichen oder wenigstens vorgeschichtlichen Kultur-Zustände aufzufinden und zu enträthseln.

Man entdeckte die mehrtausendjährigen Grabstätten dieser alten Nomaden-Völker und fand in den von ihnen bewahrten Ueberresten die stummen und doch beredten Zeugen für die in jener vorgeschichtlichen Zeit stattgehabte allmählige Verbreitung derselben über Europa und noch sprechendere Belege für den Standpunkt der Kultur, den sie während dieser Wander-Epochen jeweilig eingenommen hatten.

Diese ehrwürdigen Alterthümer: Waffen, Schmuck und Werkzeuge, ja selbst Reste von Bekleidungen, führen zwar nicht zur genauen zeitlichen Abgrenzung der Bevölkerungs-Epochen; aber ihre zeitlich und gruppenweise verschiedene Beschaffenheit gestattete, auf Grundlage der sorgfältigsten Forschungen und Vergleichungen, die verschiedenen Kulturstufen der einstigen Verfertiger und Besitzer bestimmter zu bezeichnen, und hienach auch auf deren Aufeinanderfolge zu schließen.

In kulturgeschichtlicher Beziehung bestätigen sie, daß die ältesten, urthümlichen, der vorgeschichtlichen Zeit angehörigen Bevölkerungs-Schichten des jetzigen Deutschland's und der dasselbe begrenzenden Länder kaum die ersten Entwicklungs-Stufen menschlicher Bildung überhaupt erreicht hatten, welche sich auf die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse eines rohen Jäger- und Fischerlebens beschränkten.

Sie stimmen nach ihrer gesammten Beschaffenheit im Wesentlichen mit jenen Geräthschaften überein, welche man noch heutzutage bei den auf den verhältnißmäßig niedersten Kulturstufen stehenden Völkerschaften: den Bewohnern der südamerikanischen Urwälder, den Australiern, den weniger entwickelten afrikanischen Ur-Stämmen, besonders auffallend aber bei den Polar-Nomaden, überall in fast gleicher stofflicher wie äußerer Erscheinung, findet.

Es sind dieß Werkzeuge aus Stein und Knochen, mit gleichzeitiger Anwendung des Holzes meistentheils roh gearbeitet, zum Theile auch mehr oder minder geschickt aus denselben Stoffen verfertigte Geräthe für Jagd und Fischerei.

Diese Uebereinstimmung macht es mehr als wahrscheinlich, daß die vorgeschichtliche europäische Ur-Bevölkerung auf keiner höheren Bildungstufe stand, als welche die eben genannten, gegenwärtig lebenden Völkerschaften noch jetzt einnehmen, und daß sie demzufolge auch in der Benützung roher Natur-Produkte zur Kleidung, also in einer mehr oder minder zweckmäßigen Verwendung von Bast, Blättern und Thierfellen, ebenfalls diesen ähnlich war.

Auch der Grad der handwerklichen Geschicklichkeit, welchen jene frühesten Bewohner Europa's während der Dauer ihres sogenannten Ur-Zustandes erreicht haben mochten, läßt sich nur aus der Bearbeitung der von ihnen hinterlassenen Stein-Geräthe beurtheilen.

An vielen derselben ist auch in der That schon eine bedeutende Handfertigkeit in dem dazu nothwendig gewesenen mechanischen Betriebe erkennbar.

Wie weit diese aber auch auf die Verfertigung der Kleidung sich erstreckt haben könnte, ist mit Sicherheit wohl nicht zu entnehmen.

Aufgefundene pfriem- und meißelartige Instrumente aus Stein und Knochen und gekrümmte Steinwerkzeuge scheinen aber wirklich zum Abhäuten und Schaben der Thierfelle gedient zu haben und lassen sonach vermuthen, daß man schon in jener Früh-Periode es verstanden habe, die Thierfelle durch zweckentsprechendes Zerschneiden und Zusammensetzen schutzdienlicher und dem Körper anpassender zu machen.

Die zweite, aus ihren Grabstätten zu erkennende europäische Bevölkerungsschicht umfaßt jene uralten, wahrscheinlich aus Nord-Asien herübergekommenen Völkerstämme, welche schon Herodot mit dem Namen „Kelten" bezeichnet.

Ihre erste Einwanderung fällt noch in vorgeschicht-

liche Zeit; später überzogen sie Europa in besonderer Stärke und Nachhaltigkeit im sechsten und fünften Jahrhunderte vor Christus, und verdrängten allmählig jene erste Ur-Bevölkerung aus ihren lange behaupteten Wohnsitzen.

Die von ihnen herrührenden Ueberreste sind Waffen und Werkzeuge aus Bronce, mit seltenerer und bereits viel künstlicherer Anwendung von Stein. Auch finden sich in ihren Gräbern gleichzeitig mit Ueberbleibseln von Fell-Bekleidung auch Reste gefilzter und gewebter Zeuge.

Schon die kunstgerechte Bearbeitung der Metalle, mit welcher sie, Zeuge diese Alterthümer, vollkommen vertraut waren, bedingt und bekundet eine bedeutend höhere Bildungsstufe.

Im Besitze der Handfertigkeiten im Filzen, Spinnen und Weben, welche in ihrer asiatischen Ur-Heimat schon lange vor ihrer Auswanderung allgemein geübt wurden, — außerdem begleitet von zahlreichen Herden nutzbarer Thiere, legten sie ohne Zweifel in den von ihnen allmählich eingenommenen Länderstrichen den Grund zur folgereichen Entwicklung handwerklicher Kenntnisse.

Beiläufig um das Jahr 300 vor Christus führte die große Völkerbewegung die damals schon als „Guttonen" und „Teutonen" bekannten germanischen Schaaren von den Gegenden an der Wolga und am Ural bis an die Ostsee, und von dort herab, die Kelten mehr und mehr zurückdrängend, in das Herz Europa's.

Sie bildeten, zum geringen Theile mit zurückgebliebenen Kelten vermengt, die Bevölkerung Nord- und Mittel-Europa's, als die Römer über diese Ländergebiete sich auszubreiten begannen; ihnen gelten die früher erwähnten Schilderungen der römischen Schriftsteller; sie kann man also als die Ur-Vorfahren der heutigen Bevölkerung Deutschland's und seiner Nachbarländer bezeichnen.

An Bildung standen sie zur Zeit, als sie anfingen, die Kelten aus ihren Wohnsitzen zu verdrängen, ganz gewiß bedeutend hinter diesen zurück.

Der bei ihnen noch bis in eine sehr späte Zeit vorgewaltete Trieb zu rein kriegerischen Beschäftigungen, zur Jagd und Viehzucht, ihre auch von den Römern ihnen nachgerühmte Abhärtung gegen alle klimatischen Einflüße, und ihre Abneigung gegen Verweichlichung und Luxus läßt mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sie in dieser Beziehung der vorkeltischen Bevölkerung Europa's viel näher standen, als den Kelten selbst, und daß sie wohl erst während ihrer kriegerischen Begegnungen mit diesen Letztern den größeren Theil jener Handfertigkeiten sich eigen machten, welche später die Römer an ihnen beobachteten.

Ihre Grabstätten sind durch das vorzugsweise Vorkommen eiserner Waffen und Werkzeuge und eben hiedurch auch in der Reihenfolge der von der europäischen Verbevölkerung herstammenden Todtenstätten als die jüngsten gekennzeichnet.

Die Stoffe zu ihrer Bekleidung entnahmen diese Volksstämme noch zur Zeit des Tacitus größtentheils den Thieren des Waldes, hienebst aber auch ihren eigenen Schaf- und Rinder-Herden.

Der Hanf als Gespinnst-Pflanze war ihnen zu jener Zeit schon bekannt; der Flachs wurde aber erst später, wahrscheinlich aus Gallien, vielleicht auch durch die Römer bei ihnen eingeführt.

Die Verarbeitung dieser Nutzpflanzen, sowie die Beschaffung der gesponnenen und gewebten Zeuge war nach dem Zeugnisse des Tacitus ein Hauptgeschäft der Frauen. Diesen allein war auch der Gebrauch leinener Gewänder gestattet, dahingegen die Männer noch lange Zeit hindurch sich mit mehr oder minder roh gewebten hanfenen und wollenen Stoffen, großentheils aber auch nur mit geflochtenen Matten von Bast und mit Thierfellen begnügten.

Die ganze Bekleidung der Männer bestand gewöhnlich in zwei länglich-viereckig zugeschnittenen Felldecken, deren eine die vordere, die andere die Rückseite des Körpers von den Schultern bis zu den Knien verhüllte; auf den Achseln waren sie mit Spangen, um die Hüften durch eine Schnur zusammengehalten. Den Kopf bedeckte eine mehr oder minder roh gearbeitete Fell-Kappe, bei welcher so wie bei den eben beschriebenen Hüllen die haarige Seite nach Außen gekehrt war. Nicht selten bestand diese Fell-Kappe aus der Kopfhaut des Thieres, an welcher man das Gehörn und die Ohren sitzen gelassen hatte, so daß diese an beiden Seiten des Kopfes emporragten.

Uebrigens berechtigen das damalige Klima Germanien's, seine Urwälder, unter denen noch zu Cäsar's Zeiten der herzinische Wald eine Länge von 60 und eine Breite von 9 Tagereisen hatte, seine Sümpfe und Moore wohl zu der Annahme, daß man auch die Füße nicht ganz unbekleidet ließ und wahrscheinlich einer sandalen-ähnlichen Bedeckung der Fußsohlen sich bediente, welche mit Fellstreifen über dem Fußblatte festgehalten wurde.

Man hat auch in der That solche „Schuhe" in Torf-Mooren aufgefunden.

Von den germanischen Bewohnern des rechten Rheinufers, berichtet Tacitus, „daß die dem Ufer zunächst Wohnenden die Felle wilder Thiere in einfacherer Gestalt tragen; daß aber diejenigen, welche „weiter landeinwärts leben, sie vorher sorgfältiger „bearbeiten und stellenweise sogar mit Streifen von „buntgefleckten Thierfellen besetzen, die ihnen aus dem „entlegenen Ocean zugeführt werden."

„Im Uebrigen", bemerkt er weiter, „dient ihnen „allen das Sogum (ein aus einem länglichen Zeugstücke „oder Felle bestehender Schultermantel) zur Bedeckung, „das sie auf der Schulter mit einer Spange, oder, wenn „sie solche nicht besitzen, mit einem Dorn zusammenhielten."

Aus den Beschreibungen des Tacitus entnimmt man, daß noch zu seiner Zeit die vorherrschende Kleidung selbst der reichsten und vornehmsten Germanen überaus einfach, von jener der Gallier und Kelten ganz verschieden war und eben nur im Gegensatze zu der mantelartigen Fellbedeckung der Aermeren einzig und allein in einem enganschließenden, grobwollenen, hemdförmigen Gewande bestand, daß die Tracht der Männer von jener der Weiber in nichts unterschieden war, und, da die Kleider der Frauen durchaus ermellos waren, also ebenfalls keine Ermel hatte.

Diese Schilderungen rechtfertigen auch vollkommen die Annahme, daß die Germanen dazumal weder Beinkleider noch irgend eine besondere Fußbedeckung außer den erwähnten Sandalen trugen, wo hingegen die Gallier wegen der sie auszeichnenden Hosentracht von den Römern braccati — Hösler, — Behoste — genannt wurden.

Sichere Zeugnisse sprechen dafür, daß die Deutschen — wenigstens in einzelnen Distrikten — erst sehr spät dazu sich verstanden, Beinkleider zu tragen.

So erzählt der um die Mitte des 5ten Jahrhundertes nach Christus geborne Gallier Sidonius Apollinaris zwar von enganschließenden Röcken und kostbaren, mit Gold verzierten Mänteln, die zu seiner Zeit bei den vornehmen Germanen gebräuchlich waren; er erwähnt aber nirgends einer Beinbekleidung.

Erst im 8ten Jahrhunderte nach Christus schrieb Paulus Diaconus von den Longobarden, daß sie nunmehr angefangen hätten, von den Römern die bei diesen schon länger üblichen Hosen auch für sich in Anspruch zu nehmen; und in einem aus jener Zeit herrührenden Verzeichnisse der longobardischen Könige heißt es, daß König Adeloald (616 bis 626 nach Christus) der Erste gewesen sei, der Hosen getragen habe.

Selbst noch in einer Konstanzer-Kleider-Ordnung vom Jahre 1390 wird ausdrücklich untersagt: „in ainen blossen wamsel" — das heißt, ohne Beinbekleidung — zum Tanze oder öffentlich zu gehen, und eine Chronik von St. Gallen erzählt, daß am Rheine die Sitte, Hosen oder, wie sie in dieser Handschrift genannt werden, „Husseken" zu tragen, von den Engländern angenommen worden sei, welche im Jahre 1365 in das Elsaß kamen.

Diese Hosen waren ursprünglich, nach römischem Gebrauche, von den Knöcheln aufwärts bis an die Knie mit Binden oder Bändern kreuzweise überschnürt, wovon man erst im 9ten Jahrhunderte (nach Christus) allmählich abzugehen anfing.

Die Kleidung der germanischen Frauen bestand, wie ich schon früher erwähnte, in einem — gewöhnlich wollenen, ausnahmsweise aber auch leinenen — Gewande, „dessen oberer Theil" — wie Tacitus erzählt — „nicht zu Aermeln verlängert war, so daß die Arme und Schultern entblößt blieben."

Er berichtet auch, daß diese Kleider bei Manchen mit Purpur verbrämt waren, woraus sich die Einflußnahme römischer Sitten deutlich erkennen läßt, welche, wie begreiflich, bei dem Schmuck-liebenden Frauen-Geschlechte leichter und früher Eingang fanden.

Jedenfalls war ausländische und insbesondere gallische Tracht schon zur Zeit der gallischen Kriege bei den Germanen so allgemein bekannt, daß Cäsar es hatte wagen können, als Gallier verkleidet durch das Lager der Eburonen sich durchzuschleichen.

Wie bei den Galliern und Brittaniern war auch bei den Germanen eine eigenthümliche, nicht nur von ersteren Völkerschaften sie unterscheidende, sondern selbst die einzelnen deutschen Stämme unter einander kennzeichnende Anordnung des Haares gebräuchlich.

Tacitus gibt auch hierüber ausführliche Schilderungen. So erzählt er, daß die Sueven in ihrer Tracht von den übrigen Germanen hauptsächlich durch die Anordnung des ihnen eigenthümlichen langen Hauptharres sich unterschieden, welches sie aufrollten und rückwärts in einen Knoten schürzten, daß auch Greise ihr Haar mitten auf dem Scheitel zusammenbanden und Fürsten dasselbe noch außerdem mit Zierath schmückten.

Die Catten ließen ihr Haupt- und Barthaar lang wachsen, wie denn überhaupt bei den Germanen der Verlust des Haares für schimpflich und kurzgeschornes Haar für ein Zeichen der Knechtschaft galt.

Nach der Erzählung des älteren Plinius pflegten sie das Haar mit einer besonderen Seife einzureiben, um es hiedurch noch goldiger zu färben, als es schon von Natur war.

Eben wegen dieser schönen Goldfarbe und Feinheit stand das germanische Haar selbst bei den üppigen Römern in besonderem Rufe, so daß diese keinen Anstand nahmen, es für sich zur Herstellung künstlicher Haartouren zu erwerben, weßhalb es auch ein beliebter Tausch- und Handels-Artikel war.

Eine Ausschmückung — ein Anfputz — der Kleidung, wiessolche bei den Galliern und Brittanen, auch selbst bei den Kelten, in metallischen Verzierungen der Gewänder und anderen, zu unmittelbaren Zierden des Körpers bestimmten, eigentlichen Schmucksachen bestand, scheint bei den Germanen, ihrer einfachen unverweichlichten Natur und Lebensweise entsprechend, bis in sehr späte Zeit auf verhältnißmäßig wenige und einfache Zierathen sich beschränkt zu haben.

Weder Tacitus noch ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt irgend eines besonderen, charakteristischen Schmuckes, und was er von den ihm bekannteren germanischen Bewohnern der Rhein- und Donau-Ufer berichtet, läßt sich wohl in noch weit höherem Maße bei Denen voraussetzen, welche, entfernt von diesen Strömen, im Innern des Landes hausten.

Bezeichnend ist dießfalls die Thatsache, daß man in rein germanischen Grabstätten zwar häufig Kämme aus Bein und Metall, niemals aber Spiegel gefunden hat, wie solche die Römer und Griechen schon in ältester Zeit aus polirten Metallplatten besaßen.

Wenn dieß auch nicht gerade beweiset, daß die Germanen gar keines Schmuckes sich bedient haben, so deutet es doch genügend darauf, daß sie keinen besonders hohen Werth auf prunkende Ausstattung des Körpers legten.

Der in germanischen Gräbern am häufigsten vorkommende Schmuck sind lange Nadeln aus Metall oder Bein, an den Enden mit Scheiben oder Knöpfen besetzt, welche bei den Frauen der Germanen zur Befestigung des Haupthaares allenthalben im Gebrauche waren. —

Ein viel lebendigeres Bild, als das eben entrollte, bietet die Entwicklungs-Geschichte der deutschen Kleidertrachten nach dem Verlaufe der ersten christlichen Jahrhunderte, wo die dichten Urwälder, welche einen großen Theil Germanien's bis dahin bedeckten, allmählig sich lichteten, belebender Handels-Verkehr die deutschen Lande zu durchziehen begann und der sittenmildernde Einfluß des Christenthums mehr und mehr sich verbreitete.

(Fortsetzung folgt.)

Anwendung

eines bis jetzt in der Hüttenkunde gar nicht geschätzten Stoffes als Brennmaterial.

Verfolgend die bei Gas- und Flammofen-Feuerungen sehr häufig vorkommende Erscheinung, daß Kohlentheilchen, welche mit den verbrannten Gasen den Herdraum und Schornstein durcheilen, glühen und dabei an Volumen sichtlich abnehmen, also in Kohlensäurehaltiger Luft, wenn sie nicht eine zu geringe Temperatur hat, verbrennen, ist der k. k. Montan-Beamte Franz Melling in Eibiswald auf die Idee gekommen, die verbrannten Gase, d. i. die Kohlensäure (CO_2), in welche der im Brennmaterial enthaltene Kohlenstoff durch eine vollkommene Verbrennung umgewandelt wird, und welche nebst den übrigen Bestandtheilen der athmosphärischen Luft und des Brennstoffes in den durch den Schornstein abziehenden Gasen bis jetzt gänzlich unbenützt für immer entweicht, bis sie nicht wieder durch die Prozesse der Natur aus der Luft in die Pflanzen ꝛc. aufgenommen und zu Holzfaser-Bildung ꝛc. verwendet wird, zu der Erzeugung eines Brennmaterials zu benützen, was in der jetzigen Zeit für manche Eisenhütte mit wenig Brennstoff und geeigneten Hütten-Manipulationen von Wichtigkeit werden kann.

Es hat ihm die Rechnung gezeigt, daß diese aus den Schornsteinen der Hütten massenhaft unbenützt entweichende Kohlensäure (CO_2), welche den ganzen Kohlenstoff des verwendeten Brennmaterials nach der Verbrennung repräsentirt, also in sehr bedeutender Menge, bis nun ganz verloren geht, geschickt gefaßt und gezwungen, sich von Neuem mit Kohlenstoff zu sättigen, Kohlenoxydgas (CO) zu bilden, nur das halbe Quantum Kohlenstoff braucht, welcher zur Erzeugung des aus athmosphärischer Luft und Holz, Torf oder Steinkohle dargestellten, zuerst verwendeten brennbaren Gases nothwendig war, um ein gleiches Quantum ebenso chemisch zusammengesetzten brennbaren Gases zu liefern, wie das erste war.

Die praktische Ausführung und Anwendung dieser Idee, zu welcher zwar nur ganz einfache Vorrichtungen nothwendig sind, sind ihm in seiner jetzigen Stellung und Verhältnissen nicht möglich, doch hat er die schönste Aufmunterung in dem Urtheil seines Lehrers der analith. Chemie, Dr. und Prof. Rammelsberg in Berlin, und seiner Freunde auszuharren erhalten, denn diese sind des vollständigen Gelingens und des praktischen Werthes der Anwendung der carbonisirten verbrannten Feuerungs-Gase so wie er gewiß.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 35 Sonnabend, den 29. August **1863.**

Das deutsche Lied.

Die ersten Anfänge des Gesanges fallen in das Dunkel der Menschengeschichte, so wie Alles, was der Schrift vorherging, denn Dichtung und Gesang waren eher als die Schrift — und die mündlichen Traditionen darüber sind erloschen. Der Kirchengesang hatte ein besseres Schicksal als der weltliche, die Kunde hievon reicht bis zum ambrosianischen Gesange in's vierte Jahrhundert, in so weit er durch Gregor den Großen gesammelt wurde. Vom weltlichen Gesang aber, wie er aus ureigenem Drange des Volkes entsprungen, ist den Forschern bis auf die Zeit Karl's des Großen keine Spur verblieben, da die lateinischen Kriegs- und Schlachtengesänge das Volk sich nicht zu eigen gemacht hat. Zur Zeit Karl's des Großen erscheinen Liebes-, Lob-, Spott-, Teufels-, Schlacht- und Siegeslieder, die man bei Forkel (Geschichte d. M. Br. II, S. 232) nachlesen kann. Sehr früh entstanden in Deutschland die fahrenden Musikanten, die später in Gesellschaft von Gauklern, Luftspringern und dergleichen im Lande herumzogen und das Volk, auch die Edelherren auf ihren Burgen, mit Gesang und Instrumentenspiel für Geld unterhielten. Seit dem zwölften Jahrhundert finden sich die Troubadours und später in Deutschland die Minnesänger. Die Dichtungen verfaßten sie selbst, meist auch die Melodie, und entweder trugen sie sie selbst vor, oder ließen sie von einem Minstrel, den sie stets bei sich hatten, ausführen. Wahrscheinlich haben die Minstrels auch einige Kenntnisse von der Notation gehabt. Indessen bildete sich in großen Reichsstädten die Zunft der Meistersänger, die Kunst des Gesanges ging in die Werkstätten der Handwerksmänner ein, und ihre Ausübung wurde nach reichsstädtischem Zuschnitte zunftmäßig geregelt. Nürnberg war die hohe Schule des Meistergesanges, Mainz und Straßburg Hauptversammlungsorte. Die Stoffe waren aus der Bibel entnommen; „derohalben soll auf gemeldeter Schul „nichts gesungen werden, als was Heiliger-Göttlicher-„Schrift gemäß ist; auch sind verboten zu singen „alle Strasser und Reitzer, daraus Uneinigkeit ent-„steht, desgleichen alle schandbaren Lieder", wie es auf einem vom Wagenseil abgedruckten Anschlagzettel zur Zusammenberufung einer Singschule heißt. Silbenzahl und äußere technische Einrichtung der Gesänge war durch die Tabulatur, in der übrigens gute Sätze enthalten sind, die mancher moderne Dichterling sich zu Gemüthe ziehen könnte, strenge geregelt, Uebertretung derselben wurde durch die drei Merker, welche über deren Aufrechthaltung wachten, mit pedantischer Strenge geahndet. Ihren Gesängen suchten sie das Verdienst der Kunst zu geben, welchem sie die eigentliche Dichtergabe, Malerei, Feuer, Lebhaftigkeit und Ueberraschung im Ausdruck aufopferten. Bei der Armuth der Sprache, die in dieser Periode überhaupt herrschte, bei dem Mangel an Geisteskultur, war die Poesie dieser Meisterzunft nach der Tabulatur wohl sehr arm. Hanns Sachs, der Veteran der Nürnberger Meistersängerschule, hat von seinen 4270 Gesängen nach der Tabulatur auch nicht Einen durch den Druck veröffentlichen lassen.

Der Volksgesang aber entwickelte sich außerhalb alles kirchlichen und Kunstgesanges, nahm, da die Kirche ihm den Eingang in die Gemeinde verwehrt hatte und überhaupt ihm entgegenzuwirken suchte seine eigenen Interessen wahr, ohne um Priesterweisheit — und um Philosophentiefsinn sich zu kümmern; der zwar ungelehrte, aber mit Herz und Sinn ausgestattete Mann aus dem Volke hielt sich an die Natur und an Ereignisse aus seinem Leben und ergoß seine Empfindungen in Melodien, welche entwickelter erschienen als die Texte, da in ihnen das gehobene Gemüth leichter einen Ausdruck fand, als in der schwerfälligen Sprache. So entstanden die verschiedensten Arten von Liedern, Trink-, Abschieds-, Wander-, Tanz-, Liebes- und Naturlieder, auch schalkhafte Spottlieder. Jeder Stand hatte seine Lieder, auch die Zünfte, wie z. B. das Ehrenlied der Schneider:

Die Wahrheit zu gestehen,
Da Gott der Herr den Adam geschafft,
Die Eva auserfehen,
War Gott selbst Schneider dazumal,
Zu seinem großen Himmelssaal,
Wie die Bibel klar zeiget.

Das konnte wohl auf Niemand seine drastische Wirkung verfehlen, der es, von der Schneiderzunft im heiligen Ernst abgesungen, sich vergegenwärtiget. Aus der kontrapunktischen Behandlung der Volksmelodien erblühte um Mitte des 16ten Jahrhunderts das selbstständige Kunstlied. Sänger, als Komponist der Melodie und Setzer, der Kontrapunkt ist, welche früher getrennt waren, schmelzen zu Einer Person zusammen, indem die Tonmeister ihre Melodien selbst erfinden. Mittlerweile gewannen Oper, Oratorium, Cantate und mit ihnen die Instrumentalmusik weitere Ausbildung, und zwar nicht ohne Einfluß auf das Lied zu üben, insofern die Ausdrucksmittel auch für die subjektiveren Empfindungen erweitert und bereichert wurden. Die Arie, welche auch sonst auf das Lied ihre Einflüße übte, bildete sich nach zwei Richtungen aus; nach der italienischen überwiegend den virtuosen Gesang und theatralischen Effekt, auf Kosten des Ausdruckes; nach der deutschen, auf künstlerischem Wege einen im Verhältniß zum Liede erweiterten Ausdruck für ihr größeres Gefühlsobjekt suchend. Wies auch die deutsche Arie die Koloratur keineswegs ab, so bediente sie sich ihrer doch nicht als eines äußerlichen Schmuckes, sondern zur breiteren Entfaltung der Melodie und erweiterten Ausmalung der darzustellenden Gemüthszustände; also war sie ihr ein künstlerisch-berechtigtes Ausdrucksmittel. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir eine dritte Erscheinungsform.

Als das Kunstlied entstand, hatte das Volk in seiner eigenen Liederproduktion nachgelassen, und von jenem fertig Vorgefundenen entnommen, was seinen Bedürfnissen entsprach; nun aber wendete sich das Kunstlied dem Volksgesange wiederum zu und nahm populäre Elemente aus demselben auf, es entstand das volksthümliche Lied oder Lied im Volkston. Der allgemeinen Bedeutung nach ist das Lied ein singbares lyrisches Gedicht, es herrscht darin eine durchaus einheitliche lyrische Stimmung, wenn schon die Sprache sich oft als nicht genügend, zur Darstellung der tiefsten innersten Gemüthsgeheimnisse ergibt, allein gerade da bleibt es der Musik zu erfüllen, was der Sprache nicht zugänglich werden kann; die Sprache muß das auszudrückende Gefühl in das Begriffliche des Wortes kleiden, und durch den Verstand erst mit dem Gefühle vermitteln, während die Musik die Gefühlsbewegung in Tonbewegung gefaßt, unmittelbar auf das empfangene Gefühl überträgt, ohne einer Erläuterung durch den Verstand zu bedürfen. Indem nun der Musik der eigentliche Gefühlsausdruck überlassen bleibt, muß die Sprache im lyrischen Liede einfach sein; natürlich, wie sie das erfüllte Herz verlangt. Nur verstehe man unter Einfachheit — nicht Armuth der Rede, sondern eine richtige Empfindungsweise, die sich auf Schönheit und geistiges Interesse gründet. Die Melodie soll nur aus der Stimmung des ganzen Liedes hervorgehen, nicht aber an den einzelnen Wortbegriff, der ja häufig genug mit dem Gesammtinhalt gar nichts zu thun hat, sich hängen. Dieses einfache, nach einer Melodie gesungene Lied geht in zwei Richtungen auseinander, als Volkslied und Kunstlied nämlich. Im Volkslied herrscht die durchaus freie Natürlichkeit, das Kunstlied sucht die naturfrischen Elemente des Volksliedes zu verfeinern, zu veredeln und vom Zufälligen zu reinigen, indem es dieselben den Gesetzen der Kunst und Kunstkritik unterwirft. Bei beiden Arten ist die Melodie das Wesentliche. Die Begleitung muß hier die Stimme tragen sie kann sogar fortbleiben, ohne daß die Deutlichkeit der Melodie darunter leidet. — Daß Mozart und Beethoven ebenso wie Haydn das Lied in seiner naturgemäßen Entwicklung wesentlich gefördert hatten, kann man wohl nicht sagen, es erfuhr zwar durch Mozart und im höheren Maße durch Beethoven die Liederform eine Erweiterung, allein Schubert erst geht zur kurzen, strofisch gebildeten Liederform wieder zurück — und indem er in ihr die zartesten wie die kräftigsten Regungen des Innern mit ihren feinsten individuellen Unterscheidungen auf das Eindringlichste darzulegen vermag und neben der herrlichsten Melodie eine Fülle reichster Harmonisirung entfaltet, entsteht ein Kunstwerk, der Form nach zwar klein — aber vollkommen und bedeutungsvoll durch Gedanken- und Gefühlstiefe und entsprechende musikalische Darstellung in abgerundeter plastischer Form. Von ihm kann man sagen, daß die Tonsprache ihm geläufiger wurde, als seine Muttersprache.

Die drei Tonsetzer Schubert, Schumann und Franz bezeichnen in der hier angedeuteten Weise drei Stadien des modernen deutschen Liedes, allein der hier gewährte Raum ist zu eng, als daß wir mehr als diese Uebersicht von dem Gedeihen des deutschen Liedes geben könnten.

Die romantische Dichtung.

VII. Wissenschaft und katholisch-conservative Romantik.

Die romantische Richtung trug zur Ausbildung mehrerer Wissenschaften bei. Solger durchforschte das Gebiet der Kritik, die beiden Schlegel schufen die Literaturgeschichte, Schelling behandelte nun die Philo-

sophie. Die Mythologie wurde umgearbeitet durch Creuzer, die antike Philologie erstieg ihren Höhepunkt durch den genialen Fr. Aug. Wolf (Prolegomena, 1795), die deutsche Grammatik fand ihre Grimm, Heyne, Wilh. v. Humboldt, die Uebersetzungskunst wurde rührig von Jacobs, K. A. Böttger, Förster, Wille, Donner, Mohnike geübt, die Geographie fand ihren Meister in Karl Ritter, einen Schüler in dem unglücklichen Weltumsegler Georg Forster (er tödtete sich 1794 in Paris mittelst Scheidewasser); Alex. v. Humboldt († 1859 in Berlin) verstand es, in seinem Kosmos alle Naturwissenschaften in Eine zu fassen; die Rechtswissenschaften endlich hoben Savigny und Eichhorn.

Gegen die rationalistische und revolutionäre Richtung des vorigen Jahrhundertes entstand im Anfange des 19. Jahrhundertes eine Reaktion. Sie trat auf gegen jene extravagante Vernunft, welche die kirchlichen und staatlichen Schranken fallen lassen wollte. Dafür hat sie eine parteiische Kritik als servile Vertheidiger absoluter Fürstendespotie und jesuitischer Priesterherrschaft verschrieen.

Zu diesen katholisch-konservativen Romantikern gehören Haller, Müller und Görres.

Karl Ludwig von Haller, Enkel Albrecht's v. Haller, wurde im J. 1820 katholisch und deßhalb von seinen Aemtern suspendirt. Er that sich hervor als staatswissenschaftlicher Autor. Börne nennt ihn einen der geistreichsten Schriftsteller, einen aufrichtigen Ultra.

Adam Müller von Nitersdorf erwarb sich als Rechtsphilosoph und National-Oekonom Verdienste. Gentz nannte ihn den größten Mann der Zeit. Am berühmtesten unter den drei ebenGenannten ist Görres. Dieser Mann wurde im Jahre 1776 zu Koblenz geboren. Noch nicht zwanzigjährig, schrieb er das rothe Blatt, ferner das Journal Rübezahl im blauen Gewande. Eifrig wirkte er in Bonn und Paris gegen die französische Tyrannenherrschaft in Deutschland. Seit 1814 gab er den Rheinischen Merkur heraus, welchen die Franzosen die fünfte Macht zu nennen pflegten. Seine im Jahre 1820 herausgegebene Schrift: „Deutschland und die Revolution" zog ihm einen Verhaftsbefehl der preußischen Regierung zu. Spandau vor Augen, entfloh er nach Frankreich und später nach der Schweiz. Seit 1827 war er Professor der allgemeinen und Literaturgeschichte in München; er starb 1848. Ein edler Mann, fürchtete Görres außer Gott Niemand; ferne war ihm alle Hab- und Selbstsucht. Noch am Sterbebette war er fröhlich. Börne, also gewiß kein Jesuit, urtheilt so über ihn: „Görres, belehrend, sich verständlich machend, wie eine Gemse von der Spitze jeder Betrachtung zur andern springend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit."

Im J. 1806 erschien seine zum Pantheismus neigende Schrift „Glauben und Wissen". Kühn zog Görres im Rheinischen Mercur gegen die Uebergriffe der Fürstengewalt los. Die Proklamation, die er Napoleon in den Mund legt („an die Völker Europa's") ist eine wundervoll kräftige Zeichnung des Despotismus.

Ueber seine Schrift „Deutschland und die Revolution" schreibt Börne: „Es ist eine zermalmende Kraft hierin! Welch' eine Schreibart! Ich habe auch einen blühenden Styl, aber ich bin eine Nelke in eines Schneidergesellen Knopfloche, und er ist ein großer, herrlicher Blumengarten."

Die Sprache in den Sagen des „Heldenbuches von Iran" ist präcis, bibelkurz, die „christliche Mystik" nähert sich der Narrethei. Dagegen machte der Athanas wahrhaft Epoche, und erhielt der Protestantismus durch denselben eine bedeutende Niederlage.

Bei Görres muß man zwei Perioden scheiden. In der ersten war er Freiheitsmann, Franzosenfeind, Volkstribun. Mit Eman. Swedenborg (1827) hebt seine katholische Periode an. Diese verschaffte ihm viele Feinde und viele liebenswürdige Attribute: Abtrünniger, Obscurant, Jesuit, fanatischer Ultramontaner, lichtscheuer Uhu. Jedenfalls war Görres ein origineller Autodidakt; er besaß neben kolossaler Phantasie großen Verstand und schrieb eine poetisch markige Sprache.

Um Görres sammelten sich in München mehrere katholische Gelehrte: der Dogmatiker Klee (Dogmatik 1835), der Theolog Möhler (Symbolik 1832), der naturwissenschaftlich gebildete Mediciner v. Ringeis, der deutsche Rechtsgeschichts- und Kirchenrechtslehrer Philips, der Philolog von Lassaulx, der geniale Kirchenhistoriker Döllinger (Kirchengeschichte 1836, 1843), der Staatsrechtslehrer v. Moy, der Historiker Höfler, der Theolog Sepp (Leben Christi 1843—46). In den fünfziger Jahren sehen wir diesen „Münchner Kreis" zersprengt.

Gedichte

von Christian Schneller.

I.

Unter den Cypressen.

O süßlich heit'res Leben!
Der Himmel glänzt so blau,
Die Wolken rosig schweben,
Die Luft ist mild und lau.
Hier unter den Cypressen
Bei Liebe, Lied und Wein
Will ich des Nords vergessen
Und stille selig sein.

Ich pflück' die süße Traube
In seligem Genuß
Und seh' mich um und raube
Dem Liebchen einen Kuß.
Wie ist mir werth und theuer
Mein Lieb vor Allen gar!
Italien's süßes Feuer
Strahlt ihr vom Auge klar.

Doch zieht die Wehmuth leise
Mir in dem Herzen ein;
Soll denn zu Lob' und Preise
Schön nur der Süden sein?
Des Nordens grüne Felder,
Sind sie nicht blumig schön?
Stillgrüne Tannenwälder
Umzieh'n die steilen Höh'n.

Ein Kreuzlein winkt hernieder,
Wo Alpenrosen glüh'n,
Der Vöglein süße Lieder
Ertönen im Walde grün.
Am Fels im Sonnenlichte
Da horstet des Aars Geschlecht,
Doch an der alten Fichte
Da hämmert Meister Specht.

Dort an der stillen Quelle
Möcht' ich Einsiedler sein
Und baute an der Stelle
Mir auf ein Hüttchen klein;
Doch nähm' ich in die Wildniß
Mir selbst auf Schritt und Tritt
Nicht etwa bloß ihr Bildniß,
Nein, gleich mein Liebchen mit.

II.

Das älteste Haus im Thale.

Sieh'st du es dort so einsam klein
Im Abendsonnenstrahle,
Mit Tannen rings am grünen Rain
Das ält'ste Haus im Thale?

Einst, als noch rings die Wildniß lag
Mit schwarzen Urwaldschatten,
Da stand es schon allein am Tag'
Umkränzt von grünen Matten.

Bald zog rings Volk und Leben ein,
Dorf ward an Dorf gebauet,
Doch blieb es einsam, arm und klein,
Wie's heut' der Wand'rer schauet.

D'rin waren Zeugen mancher Lust
Die braunen Kammerwände,
Auch mancher Schmerz in wunder Brust
Rang himmelwärts die Hände.

So mancher Säugling hat schon dort
Gelacht im Wiegenbette,
Auch manche Leiche trug man fort,
Zur letzten Ruhestätte.

So steh', o Haus, denn immer fort,
In deinem stillen Frieden;
Sei dir, des Thales Sagenhort,
Des Himmels Schirm beschieden.

O fälle diese Tannen nicht,
Des Sturmes blindes Wüthen!
Sie mögen treu der alten Pflicht
Das Haus noch lange hüten.

Des Himmels Blitz, o bleibe fern
Mit deinem Feuerstrahle!
Hat nicht am Himmel seinen Stern
Das ält'ste Haus im Thale?

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleider-Trachten bis zum Schlusse des 16ten Jahrhunderts.

Von Anton Ritter von Gallenstein.

Die profane (bürgerliche, Privat-) Kleidung.

(Fortsetzung.)

Bereits im 6ten und noch mehr im 7ten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hatten römische und

gallische Sitten und, in ihrem Gefolge, auch dortländische Kleidertracht in Deutschland vielfältig Eingang und Nachahmung gefunden und die ursprüngliche, schon seit dem Beginne des kriegerischen Verkehres mit jenen Völkerschaften mehr und mehr abnehmende Einfachheit zum großen Theile verdrängt.

Das patriarchalische, von dem allgemeinen Typus kaum unterschiedene Hauswesen des Stamm-Häuptlings hatte sich allmählich zur fürstlichen Hofhaltung ausgebildet, welche zwar — gegenüber den schon in den nächsten zwei Jahrhunderten eintretenden Fortschritten der Kultur — noch immer sehr einfach und prunklos war, aber doch schon einen, von der häuslichen und öffentlichen Lebensweise des gemeinen Mannes ganz verschiedenen Charakter angenommen hatte.

Auch die Tracht der Vornehmen und Reichen war noch immer sehr einfach, wenn gleich schon ganz den römischen Formen entnommen.

Man trug lange, eng anliegende Hosen, die aber nur aus zwei Theilen bestanden und kein „Gefäße" hatten, — hiezu einen ziemlich engen, langärmeligen Rock, ähnlich der römischen Tunica, — der bis an die Kniee reichte und um die Hüften gegürtet wurde, den Hals aber frei ließ, und darüber einen einfachen Mantel, das alte Sagum oder die Dalmatica, der auf der rechten Schulter nach römischer Sitte durch eine Art Haftel, — die Fibula, — festgehalten wurde.

Die Fußbekleidung bildeten Sandalen, — Sohlen aus dickem Leder oder Thierhautstücken, welche mit ledernen Riemen um den Fuß und bis über die Knöchel hinauf befestiget wurden.

Die Kleidung des gemeinen Mannes bestand dazumal noch meistentheils nur aus Thierfellen. Erst in späterer Zeit, als die Klöster im Innern der deutschen Länder der Weberei eine größere Ausdehnung gaben, wurden Kleider aus wollenen Stoffen getragen, welche die noch heutzutage übliche Form der Blouse hatten.

So waren es am Bodensee Mönche, welche die Anwohnenden Wolle weben und sich in Wollentuch kleiden lehrten.

Die Frauentracht war der altrömischen sehr ähnlich und bestand in einem ziemlich eng anschließenden Oberkleide mit langen Aermeln und einem Ueberwurfe, der zugleich einen Theil des Gesichtes bedeckte.

Noch war Weben und Spinnen wie in alter Zeit das Geschäft der Frauen von der niedrigsten Magd bis zur vornehmsten Herrin und blieb es auch noch im 8ten und theilweise im 9ten Jahrhunderte, — und wie das Schwert das Zeichen des deutschen Mannes war, galt die Kunkel als das Sinnbild der wirthlichen Hausfrau.

Karl der Große trug für gewöhnlich nur Kleider, welche seine Gemalin und seine Töchter gesponnen hatten.

Dieß war nicht etwa Folge einer gerade nur diesen königlichen Frauen eigenthümlichen Tugend, sondern eine allgemein geltende Forderung und Sitte jener Zeit, auf welche gestützt der Kaiser ausdrücklich verordnete: „Unsere Frauen, welche bei unseren Beschäftigungen unsere Dienerinen sind, haben Wolle und Leinen und die Anfertigung der Jacken und Röcke zu besorgen".

Uebrigens hatte Karl auf seinen Meierhöfen auch besondere „Weiber-Häuser", in denen leibeigene Mägde von Schaffnerinen beaufsichtet, Garn und Wolle spannen, Tücher woben und Kleider verfertigten.

Ungeachtet dieser, in den deutschen Ländern damals überall verbreiteten Sitte, wird bei den Burgundern schon im 7ten Jahrhunderte von Schneidern gesprochen, und im 9ten Jahrhunderte hielt das Kloster zu Konstanz bereits eigene Tuchwalker und Schneider.

Von der Färbung der Kleider hört man gleichfalls aus Karl's des Großen Zeit bei den Deutschen zum ersten Male.

In seine Meierhöfe mußten, einer eigenen kaiserlichen Verordnung zufolge, Waidroth-gefärbte Wolle und Färberröthe geliefert werden; auch wurde in den Gärten dieser Meierhöfe Krapp (damals „Röthe" genannt) und Barentin gebaut.

Auch die Stickerei begann zu seiner Zeit sich bemerkbar zu machen. Man fing bereits an, auf Kleider Figuren zu sticken.

Kaiser Karl selbst trug, nach der allgemeinen Tracht seiner Zeit, ein leinenes Hemd, Beinkleider von buntem Linnen, wobei der untere Theil des Beines kreuzweis mit gewürfelten Binden umwunden war, und einen leinenen oder wollenen Rock mit Seidenbesatz. Dazu hatten er und sein Hofgesinde friesische Mäntel von grauer, scharlachrother, weißer oder blauer Farbe, die man bereits in solcher Schönheit anzufertigen verstand, daß einige den Geschenken beigelegt wurden, welche Karl dem Kalifen von Bagdad, Harun al Raschid, sendete.

Im Winter pflegte der Kaiser diesen Mantel mit einem Otter- oder Schafpelze zu vertauschen, wogegen seine Hofleute sich in das kostbarste Pelzwerk zu kleiden liebten.

Als Fußbekleidung trug er meistens Schuhe, die mit Riemen an den Füßen und Schienbeinen festgehalten wurden, zuweilen aber auch faltige, bis an die Waden reichende Stiefel-Schäfte. Unter den Handwerkern, die er auf seinen Meierhöfen hatte, werden bereits Schuster genannt.

Von dieser Einfachheit seines Anzuges machte Karl nur selten — bei besonderen Feierlichkeiten und beim Empfange fremder Gesandten eine Ausnahme, indem er bei solchen Anläßen in einem golddurchwirkten Rocke, in Schuhen, die mit Edelsteinen verziert waren, und in einem prächtig gestickten Mantel erschien, welcher, gleich dem Schwertgriffe und der Krone, reich mit Gold und edlen Steinen besetzt war.

Das Beispiel, welches der Kaiser durch seine schlichte, einfache Tracht seinem Hofgesinde und seinen Unterthanen gab, blieb aber im Allgemeinen nur von geringem Einfluße.

Ungeachtet er gegen seine Hofleute oft den Grundsatz aussprach: „Das es nur Frauen gezieme, sich zu putzen und in Purpur zu kleiden; daß der Mann hingegen die Kleider nur zur Bedeckung, nie aber zum Prunke tragen solle", — war er doch genöthiget, dem allenthalben überhand nehmenden Kleider-Luxus durch eine im Jahre 808 erlassene Verordnung entgegen zu treten, welche bestimmte: „Daß für den besten Oberrock oder Mantel nicht mehr als 20 Schillinge, für einen schlechten nicht über 10, für einen mit Marder oder Fischotter gefütterten Pelzrock nicht mehr als 30, und für einen mit Katzenfellen verbrämten nicht über 10 Schillinge bezahlt werden dürften.

Ein Schilling galt nach jetzigem Gelde beiläufig 2 Gulden rheinischer Währung.

Pelzröcke und Pelzmäntel waren überhaupt zu jener Zeit, wo, wie erwähnt, der Gemeine noch sehr häufig bloß in Thierfelle sich kleidete, eine unter den Vornehmeren überall im Gebrauche stehende Kleidung, aber auch Gegenstand eines oft weit getriebenen Luxus.

Ungeachtet die deutschen Wälder damals noch einen Ueberfluß an Raubthieren und edlem Wilde beherbergten, begnügte man sich schon vor der Zeit der sächsischen Ottonen nicht mehr mit einheimischem Pelzwerke.

In einem Gesetze aus dem 10. Jahrhunderte sind die Häute eines Ochsen, Hirsches, Fuchses, Wolfes und einer Fischotter zu gleichem Preise angesetzt, nämlich 8 Mal so hoch wie ein Schaf- oder Ziegenfell, während das Fell von einem weißen Wiesel 11 Mal, das von einem Marder 24 Mal und ein Biberfell 120 Mal den Preis eines Schaf- oder Ziegenfelles überstiegt. Uebrigens war der Gebrauch des Pelzwerkes fast das ganze Mittelalter hindurch dem Gewerbestande verboten und nur eine Auszeichnung des Ritterstandes.

So ist noch ein Brief Kaiser Heinrich's V. vom Jahre 1111 vorhanden, worin derselbe den Rathsmännern in Bremen als eine ganz besondere Auszeichnung gestattete, Pelze zu tragen.

In den späteren Jahrhunderten des Mittelalters wurde der Luxus mit Pelzwerk so groß, daß in Deutschland noch im Jahre 1497 eine eigene Verordnung erging, worin den Rittern und Bürgern die Pelzgattung bezeichnet wurde, welche zu tragen ihnen erlaubt war.

Aber auch mit anderen Kleidungsstücken trieb die zunehmende Verweichlichung und Prunksucht zu einem immer steigenden Luxus.

Es war in dem Heere, welches König Otto I. im Jahre 940 nach Frankreich führte, außer dem Abte Brunno von Corvey und dreien Mannen seines Gefolges Niemand, der nicht einen Strohhut getragen hätte.

Als Otto die lombardische und die Kaiser-Krone mit der deutschen verband, stieg der Glanz seines Hofes noch mehr, und Luitprand, Bischof von Cremona, welcher im Jahre 968 an den Hof des griechischen Kaisers Nicephorus nach Konstantinopel gesendet wurde, erzählt, daß ein einziges Feierkleid der Hofbeamten Kaiser Otto's mehr werth gewesen sei, als ein ganzes Hundert von Prunkgewändern der Hofleute des griechischen Kaisers, und daß man es selbst dem Staatskleide dieses Letzteren angesehen habe, daß es nach einem fremden Maße gemacht und bereits von einem Anderen getragen worden sei.

Bereits zu Karl's des Großen Zeiten fing man an, Hosen aus Leder zu tragen, ja, es werden schon bei den Longobarden solche namentlich angeführt.

Sie bestanden anfangs aus einzelnen, bis über das Knie hinaufreichenden Stiefel-Schäften und wurden erst in späterer Zeit oben zwischen den Hüften über dem Kreuz durch ein eingesetztes Stück zu einem Ganzen verbunden. Sie waren aus Kalbleder gemacht, welches man „Becan" oder „Bazan" nannte.

Noch im 14ten Jahrhunderte trugen die Ordensritter von Marienburg solche Lederhosen.

Im 8ten und 9ten Jahrhunderte waren Handschuhe schon ein weitverbreitetes Kleidungsstück. Die Pelzhandschuhe, wie überhaupt die von gröberer Gattung, waren gleich den jetzt noch gebräuchlichen Fäustlingen, ohne Finger und bloß mit Däumlingen versehen.

Frauenhandschuhe wurden bereits im 11ten Jahrhunderte mit bunten Stickereien, ja, selbst mit Edelsteinen und Perlen verziert. Der Stoff war die, damals noch sehr kostbare Seide oder feines Leder; die anständigste Farbe die weiße. Sie reichten bis an das Handgelenk, an den halben Unterarm oder bis an den Ellebogen. Bei Besuchen pflegte man sie abzulegen.

Auch der Beschuhung wurde jetzt schon eine immer größere Sorgfalt zugewendet. Man verfertigte sie aus weichem Leder; die Farbe war gewöhnlich schwarz; man trug aber auch rothe und violette Schuhe.

Staatsschuhe wurden aus Seide oder anderen feinen Stoffen gemacht und neben der Sohle, sowie über dem Fußrücken mit Perlen und kostbaren Steinen geschmückt.

Die Männer-Schuhe waren vorne an den Zehen sehr breit und weit ausgeschnitten, und wurden mit ledernen Spangen über dem Fußrücken befestigt.

Außer der früher beschriebenen Fellkappe, welche aber bereits in den ersten Jahrhunderten des christlichen Zeitalters nur selten noch vorkam, war bei der alten Bevölkerung Deutschland's bis tief in das 12te Jahrhundert — ausgenommen im Kriege — eine Kopfbedeckung nicht gebräuchlich.

Von dieser Sitte des Baarhäuptiggehens unterschied sich nur der Landesfürst, dessen Kopfputz in einer helmartigen, mit Federn verzierten Haube bestand, die von einem Diadem umschlungen war.

Sie stammte aus Asien, von wo sie über Byzanz zu den abendländischen Fürsten kam.

Aus dieser Haube bildete sich auch die — eigentliche kriegerische — Kopfbedeckung: der Helm, dessen erste Anfänge darin bestanden, daß man die Haube mit einem eisernen Reifen umgab und mit eben solchen Reifen kreuzweis überbrückte oder überwölbte.

Gleich dieser fürstlichen Kopfbedeckung ist auch der eigentliche Hut asiatischen Ursprunges, welcher gleichfalls über Constantinopel, aber erst im 12ten Jahrhunderte, zur Zeit der Kreuzzüge, — im Abendlande eingeführt wurde.

Er hatte in seiner ursprünglichen Form die Gestalt eines spitz zulaufenden Kegels, und wurde in der ersten Zeit seines Bestehens in den deutschen Ländern gleichfalls nur von Herzogen getragen.

Dieser Spitzhut, der Stammvater unserer heutigen Hüte, war dieß auch gewisser Maßen für die heutzutage noch übliche bischöfliche Insul, indem diese stolze herzogliche Kopfzierde alsbald nach ihrem Erscheinen eine so imponirende Wirkung hatte, daß auch die Bischöfe ihre alten, niederen, unscheinbaren Mützen ablegten und dafür die hohe zweizinkige Insul wählten.

Außerdem trugen auch die Juden Spitzhüte, die aber von den herzoglichen durch eine breite, niederwärts gehende Krämpe unterschieden waren.

Die übrige große Masse, Ritter wie Bürger, ging, wie gesagt, unbedeckten Hauptes.

Bereits im 11ten Jahrhunderte, unter den deutschen Königen aus dem fränkischen Hause, fanden die Moden aus Frankreich bei den höheren Klassen in Deutschland günstige Aufnahme.

In einem, im Jahre 1038 geschriebenen Briefe beklagt Sigfrid, Abt des Klosters Gorze bei Metz, welches damals noch zum deutschen Reiche gehörte, „daß die alte, anständige Kleidertracht hindangesetzt, „und dafür die schändlichen und närrischen Moden „aus Frankreich eingeführt werden; daß man die „Kleider unanständig abkürze und verunstalte; daß „Viele die ehrbaren väterlichen Sitten geringschätzen, „dagegen aber nach den Moden und Untugenden des „Auslandes begehren und in allen Stücken Denjenigen gleich sein wollen, von denen sie doch wissen, „daß sie ihnen feind seien und ihnen nachstellen. Am „meisten aber sei zu bedauern, daß solche Leute nicht „bloß nicht getadelt, sondern um so mehr begünstiget „werden, je gefügiger sie in derlei Tändeleien sich zeigen, „und daß Andere, weil sie dieses sehen, recht eilen, „neue unsinnige Moden auszudenken“.

Eine der seltsamsten Moden, die schon im 10ten Jahrhunderte in Aufnahme kam, war das sogenannte „mi-partie“, die Theilung des Beinkleides in zwei ungleiche Farben, so, daß z. B. der eine Schenkel und Fuß roth, der andere grün — bekleidet war.

Sie verschwand zwar schon im Anfange des 11ten Jahrhundertes wieder, tauchte aber später, im 14ten Jahrhunderte, noch einmal auf.

Uebrigens war, trotz der Prunk- und Neuerungssucht und ungeachtet der Bestrebungen, diese durch Erfindung und Einführung neuer Moden zu nähren und auszubeuten, die Kleidertracht, wenigstens in Form und Schnitt, im Allgemeinen noch immer sehr einfach, und namentlich die Frauen-Klei-

dung damals der Mode im Ganzen weniger zugänglich, als die Tracht der Männer.

Die Sittenstrenge und Keuschheit, welche bei den alten Germanen der Stolz des Weibes war, zeichnete auch noch bis in das zweite christliche Jahrtausend die Frauen aus, und auch ihre Tracht entsprach, mit geringen, seltenen Ausnahmen, noch im 13ten Jahrhunderte ihrem sittlichen Charakter.

Ein einfaches, schleierartiges Tuch, in genaue, regelmäßige Falten gelegt, bedeckte den Kopf; darunter lag ein zweites, dicht verhüllend, über Hals und Kinn und den ganzen Hinterkopf.

Diese untere Kopfhülle wurde das „Rissentuch" genannt und war noch während des ganzen Mittelalters die besondere, jedoch nicht ausschließliche Kopftracht der verheiratheten Frauen, dahingegen bei den Jungfrauen der Kopf unbedeckt und das Haar frei blieb und höchstens mit einem Reifen oder einer Perlenschnur umschlungen war.

Diese Reife, welche mehr oder minder breit, nicht selten kostbar verziert und manchmal auch mit Blumen umwunden oder geschmückt waren, hießen Schapel, und wurden auch von verehelichten Frauen über dem Rissentuche getragen.

Eine andere Art Kopfputz war das Gebände, — breitere oder schmälere Binden oder Bänder, gleichfalls verschiedenartig geschmückt, mit denen man das offene oder in lange Locken gelegte Haar umwand und durchflocht.

Diesen Kopfschmuck trugen vorzugsweise die verehelichten Frauen.

Das Rissentuch galt in späterer Zeit besonders als ein Abzeichen des Matronen-Alters und der Witwenschaft, und wurde auch über das Kinn und den Mund und oben fast über die Augen herabgezogen, so, daß das Gesicht bis auf Nase und Augen völlig vermummt war.

Es ging endlich, nach vielfachen Wandlungen und Ausartungen, in jene haubenartige Kopftracht über, welche man in verschiedenen Gestalten auf Bildern und Kunstdenkmalen aus der 2ten Hälfte des 15ten und den ersten Jahrzehenden des 16ten Jahrhunderts häufig zu sehen bekömmt.

Ueber dem langen, ganz über den Vorfuß fallenden, mit langen engen Aermeln versehenen Unterkleide wurde ein etwas kürzeres Oberkleid — die Tunica — und darüber ein weiter, langer faltiger Mantel getragen, welcher „Heike" genannt ward, und wahrscheinlich mit den Kreuzzügen aus dem Oriente gekommen war.

Er war über der Brust mit einem Bande oder einer Schnur derart befestiget, daß man ihn nach Belieben lockern oder wieder zusammenziehen konnte.

Der Einfachheit der Lebensweise und der Sitten, der schlichten Frömmigkeit, welche im Allgemeinen die erste Hälfte des Mittelalters kennzeichnete, entsprechend, war diese Frauen-Kleidung in Schnitt und Formen höchst einfach und möglichst verhüllend.

Doch fehlte es auch diesen sogenannten „finsteren Zeiten" des Mittelalters keineswegs an Heiterkeit und Lebenslust, und man liebte demgemäß vorzugsweise lebhafte, glänzende Farben und kostbare Stoffe.

Mäntel und Tuniken waren bei den höheren Ständen häufig golddurchwirkt, die Säume an Händen, Brust und Füßen mit Gold gefaßt und, gleich dem Gürtel, nicht selten mit edlen Steinen besetzt.

Hienebst war kostbares Pelzwerk als Verbrämung und als Unterfutter auch bei den Frauen sehr beliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Wir bitten in Nr. 33 unseres Blattes, 1. S., 2. Spalte, 20. Zeile von Unten zu lesen: „die Aschengräber ꝛc.", statt die „8 Aschengräber", und 7. Zeile von Unten: „Presse" statt „Presche".

Heimatliche Chronik.

(Aus dem Gurkthale.) Am 18. d. M. Nachmittags um 3 Uhr wüthete in hiesiger Gegend ein orkanartiger, furchtbarer West-Nordwest-Sturm mit Wolkenbruch und Hagel, welcher beträchtliche Verheerungen anrichtete, obgleich er kaum eine Viertelstunde währte. In Zeit von 5 Minuten waren die Wege förmlichen Bächen gleich, Plätze in kleine Seen verwandelt, Frucht- und besonders Waldbäume in Menge abgebrochen oder entwurzelt, Dächer theilweise abgedeckt, Fenster eingedrückt oder zerschlagen. Das vom Sturmwinde horizontal gepeitschte Regenwasser drang unter die Bedachungen, in die Vorlauben, durch die Oberdecken selbst mitunter in die Wohnstuben, und betrug in 12 bis 13 Minuten 11·50 Linien auf den P. Quadratfuß. Das Hageln dauerte zum Glück nur etliche Minuten, sonst wären die noch vorhandenen Feldfrüchte ohne weiters verloren gewesen. Elektrische Entladungen erfolgten jedoch erst später, nachdem sich der erste Sturm bereits gelegt hatte. In der darauffolgenden Nacht zum 19. d. erfolgte ein zweites Gewitter mit einer Regenmenge von 17·80 P. Linien, mithin in 12 bis 13 Stunden ein athmosphärischer Niederschlag von 29·30''' P.

Vor 7 Jahren, nämlich im Jahre 1856, brauste aus der nämlichen Himmelsrichtung und am gleichen Tage ebenfalls ein fürchterlicher Sturm über die hiesige Gegend.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 36 Sonnabend, den 5. September **1863.**

Der Schwur.

Von Heinrich Hermann.

Am 26. August waren es fünfzig Jahre, wo Theodor Körner, der deutsche Tyrtäus, im heiligen Kriege von 1813 auf der Straße von Schwerin nach Gadebusch im Kampfe für das Vaterland fiel und seine Ruhestätte unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin fand. Deutschland feierte an diesem Tage das Andenken, das Jubiläum dieses seines Helden und Sängers in den meisten seiner größeren Städte, durch Vorführung eines seiner vorzüglichsten Dramen auf der Bühne, durch Vortrag seiner Gedichte, festlichen Schmuck und Sang, wie durch die Ausschmückung seiner Grabesstätte. Manches Herz, welches jenen großen Kampf mitempfunden, findet sich von den Tönen seiner Lieder tief bewegt, wenn es jetzt die deutschen Fürsten zur Aufrichtung deutscher Einheit versammelt weiß, wie damals ein gemeinsamer Ruf alle Arme bewaffnete, um Deutschland's Knechtschaft und Schmach zu sühnen und zu tilgen mit dem eigenen Blute. Wenn dieses Gefühl in Demjenigen mit erneuerter Kraft wiedererwacht, dem es damals nicht gegönnt war, für das Vaterland mit den Waffen einzustehen, mag es seine Erklärung finden, so es die Erinnerung auf eine Reihe von Begebenheiten auffrischt, deren Augenzeuge und Vertrauter er war; die er bereits vor vierzig Jahren in eine Erzählung verband, wo seine Phantasie, der Sprache Fertigkeit und Gedankenfülle ihm das Werk zu einer gewissen lyrischen Vollendung fördern konnten. Der Aufsatz ist leider lange schon aus seiner Mappe entschwunden, und nur mühsam vermag er die duftigen farbigen Blumen des Frühlings mit den verblichenen des Herbstes zu ersetzen und das dürre Laub an dem Unterbande der Prosa zu einem lockeren Kranze zu winden.

Von allen Städten und Städtchen Kärntens halte St. Veit am meisten das Gepräge des Alten behauptet. Es herrschte damals dort noch ein gewisses patriarchalisches Verhältniß: Achtung vor dem Heiligsten, dem Alter, den Vorständen und den Gebräuchen der Vorzeit; jedes Haus alten Namens suchte den Ruf seiner Ehrenhaftigkeit zu behaupten, die Gewerken und Bürger standen zusammen, und man schien nur eine Familie zu bilden, wo des Aermern und Herabgekommenen Loos durch die Hilfeleistung der Vermöglichen möglichst gelindert wurde. Die Seele dieser Verbrüderung, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen soll, war der als Arzt und Menschenfreund unvergeßliche Doktor Vincenz Buzzi, dessen Wort allein schon, wo es Wohlthätigkeit galt, in den Häusern Kellee, Dickmann, Milesi Rauscher, Schwerenfeld, Maierhofer, Obersteiner, Braditsch, Tonitz, Hartnoth, Haller, Pickl u. s. f. lebhaften Anklang fand. Wer ihn am meisten verstand und für seine Winke Schrank, Gewölb, Hand und Herz offen hielt, war die Gattin des Gewerken Ignaz Obersteiner Maria geborne Perscha Edle von Antonienberg; eine Frau, die nur den Schmuck der Tugend und des Wohlthuns kannte, die höchst einfach in der Kleidung — jetzt würde sie in ihrem damaligen Anzuge als Pfründnerin passiren — in ihrem Familienkreise ein Vorbild der Enthaltsamkeit und strenger Sitte, den Kranken und Armen eine erbarmende werkthätige Tabitha war.

Der Kräutermann Simon von der Glödnitz füllte alljährlich ihr Herbarium, welches mit dem mancher Apotheke sich in die Schranken stellen konnte, und ihre Mühle schien nur da zu sein, um den stets erschöpften Mehlvorrath neu zu füllen. Einmal sprach ihr Gatte vertraulich zu mir: „Meine Frau hat keinen Fehler, als daß sie ohne Rücksicht auf sich Alles den Armen hingibt.“ Kürzer und bezeichnender, als wir es geben können, hat sie die Unterschrift ihres Grabdenkmales im Friedhofe zu St. Veit geschildert: „Nie hat sie geheuchelt, ihr Leben liegt tadellos und leuchtend ausgebreitet, keine dunklen Flecken blieben zurück.“ So sprach das Todtengericht über sie. Wen mag es nicht anwandeln, dieses klare Bild zu schauen, besonders in unserer Gegenwart, wo sich nur Tadel und Schmähung überholen und ihren Ausdruck selbst durch Druck und Schwärze finden. Und diese edle Frau hat des Schicksals bittern Kelch bis auf die Hefe getrunken. Mehrmals wiederholte sie uns mit ernster, aber ergebener Miene die Worte: „Die Väter er-

werden, die Söhne theilen, die Enkel verderben; sehen Sie so wird es auch in meinem Hause gehen.*) Was der alte Hirtenwirth in so großem Maße erworben, wo wird es hinkommen?" Damit hatte sie nur einen Theil von der Zukunft der Ihren bezeichnet; aber sie sollte noch schmerzlicher einschneiden in des Lebens innersten Kern, in das eigene Herz.

Von ihren Söhnen war Alois, nachmals Fürst Schwarzenbergischer Werksleiter zu Murau, der hoffnungsvollste, der begabteste. Er studirte abwechselnd in Graz und Wien, und an ersterem Orte knüpfte sich ein Band der Freundschaft zwischen ihm und Graf Moriz C* * *, welches nur der Tod gewaltsam zerreißen sollte. Körner mit Moriz eines Alters, sie waren beide im Jahre 1791 geboren, durch Vaterland, Geistesbildung und Gemüthsdrang ihm zunächst verwandt, war von ihm in Wien viel besucht und angesprochen und noch nach Jahren, wo Beide schon lange heimgegangen, fand ich in Moritzens reichem Büchernachlaß manche Bemerkung, manchen Einschub, welcher mich von Obigem überzeugte. Was jedoch Alois mehr als der tägliche Umgang diesem seinen Freunde theuer machen sollte, war das Verhältniß desselben zum Obersteiner'schen Hause. Oft hörte Moriz, der als Preuße nur der Mark Sandfelder, den Jargon der Berliner, ihre Aufgeblasenheit, und später, als er mit seiner Mutter, welche sich als Witwe mit dem Grafen S * * vermählte, in Graz und Wien das Leben der Großstädter und all' den falschen Flitter der Ueberbildung und Weltsitte kennen gelernt hatte, seinen Freund mit steigender Begeisterung von der großen Natur in seiner Heimat, den Alpen, deren einfachen und kräftigen Bewohnern, der Gemüthlichkeit seiner Landsleute declamiren, und was war natürlicher, als daß er mit ihm dahin zu kommen ersehnte. Die nächsten Vakanzen waren dazu ausersehen, und mit des Jahres 1811 ersten Herbsttagen wurde er am Köllnhofe als lieber Gast begrüßt. Seine kräftige Gestalt, sein heiteres, offenes und doch gebildetes Wesen überraschten angenehm; bald war er heimisch in der anspruchlosen Familie, er, der es in der seinen nie gewesen. Berge und Wälder, Thäler und Auen wurden mit Alois gemeinschaftlich durchzogen, die Ruinen der nahen Ritterburgen, die Werker und Hämmer der Obersteiner besehen, und manch' sinniger Alpenstraus nach Hause gebracht. Doch hier fand sich die allerköstlichste der Blumen, die eine der Töchter, Fani, der Mutter Ebenbild, sechzehnjährig, eine sich erst entfaltende Knospe, ein Wesen, durch Sanftmuth, Innigkeit, durch Geist und Gestalt das Ideal zarter Weiblichkeit. Diese Erscheinung, welche Moriz in den nobeln Zirkeln der Residenzstadt, in den Kreisen der gefeierten Schönen der großen Welt nie entdeckt, gesehen, ja nicht einmal geahnet hatte, machte auf ihn den tiefsten Eindruck; sie war von nun an der Leitstern seines Lebens, und wie zu schließen, blieb sein Gefühl nicht unerwiedert. Man erlasse uns jede weitere Schilderung, die zu weit in das Gebiet der Romantik führen würde. Noch einmal kam der ersehnte Herbst, des Jahres 1812 — Ferien, allein auch die letzten, welche den Morgen zweier unschuldiger edler Wesen mit dem Glanze einer schönen Zukunft erleuchteten. Moriz hatte seine Eltern über die Möglichkeit seiner vorhabenden Verbindung mit Fani ausgeholt; aber sein Stiefvater, sonst als ein freisinniger Mann im Rufe, im Hause jedoch ein starrer Aristokrat, trat mit einem „Nein" entgegen, und die Mutter wankte. Da zog Moriz es vor, dann, wenn ihm das Gesetz es gönnte, frei zu handeln. Er, welcher die Welt, die Familie der Erwählten keinen Augenblick über seine Absichten in Zweifel lassen wollte, sprach es laut aus das Wort: „Mit zwei und zwanzig Jahren bin ich durch das Gesetz mein eigener Herr, dann komme ich meine Braut zum Altare zu führen." Als die Stunde der Trennung schlug, als die Gatten Obersteiner, die Geschwister alle, die Dioscuren: Moriz und Alois umstanden, um sie zu geleiten zur fernen Fahrt, und sie, die Mutter, dem ihr nun lieb gewordenen als theuerm Sohne ihren Segen gab, da erfaßte er, von dem gebieterischen Augenblicke ergriffen, ihre und Fani's Hand und sprach: „Ich schwöre bei dem Allmächtigen, der unsere Geschicke leitet und uns die Wahl gibt, sie zu bestimmen, nächstes Jahr will — und werde ich Fanis Gatte." Wie von einer geheimen Gewalt getrieben, fiel Fani ein: „Ja im zwei und zwanzigsten Jahre wollen wir uns besitzen!" ohne zu ahnen, daß der Himmel den Schwur in diesem Augenblicke in das Buch der Geschicke verzeichnete, daß es jedoch eine andere Welt sein sollte, wo er sich erwahrte.

(Schluß folgt.)

*) Ueber die kärnt. Familie Obersteiner und ihre weitläufigen Besitzungen und mannigfaltigen Gewerkschaften, siehe Carinthia 1856, Nr. 23.

Malteiner - Studien.

Volksbelustigungen.

(Johannisfeuer. Scheibenschlagen.)

Von Paul Kohlmayr.

Schon in bänderreichen mythologischen Werken und dann auch in diesen Blättern ist öfters auf den germanischen Ursprung und eigenthümlichen Zweck der Johannisfeuer hingedeutet worden. Aber ich habe noch nirgends das jedenfalls dankenswerthe Thema abgehandelt gefunden; wie nämlich, nachdem der Brauch seine ursprüngliche Bedeutung verloren — das Volk ihn mit neuen Idealen erfüllte, und trotz aller Verbot oder Beschränkungen denselben festhielt und ihm noch mit Zähigkeit anhängt.

Es ist zwar ein ziemlich zweideutiger Vorwurf wie sich bald zeigen wird, den ich hiermit zur Behandlung genommen; es dürfte jedoch aus mehr als Einem Grunde angezeigt sein, auch wunde Stellen des Volkslebens in die Arbeit zu nehmen. Noch gehen sie nebeneinander, die Bezeichnungen: „Sonnenwendefeuer" und „Johannisfeuer"; aber schon diese Umtaufung hat ihre tiefe Bedeutung.

Anstatt Baldur's, des heidnischen Sonnengottes, führt also Johannes, der Mann der Wüste, der Strenge und der Sitte, bei der Feierlichkeit den olympischen Vorsitz im Sinne des christianisirten Volkes. Die Sonne steigt und fällt täglich und jährlich, — „nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen" — Johannes stieg und sah und urtheilte und verurtheilte und fiel — die Feuer entbrennen, beleuchten und erlöschen; die Scheibe, die flammende, wirbelt, steigt im prächtigen Bogen und sinkt langsam nieder in einen nächtlichen Abgrund, und während dieses Vorganges ist die Rede frei und straflos für Den, der die Scheibe schlägt; er darf sagen, laut bekannt machen, urtheilen und verurtheilen Das, was er im Geheimen denkt, erlauscht hat, Böses entdeckt hat, von Denen, über welche es sonst nicht gut wäre etwas zu sagen. Dieses ist beiläufig der Ideenzusammenhang zwischen den Namen, Zeiten, Dingen und Verhältnissen, wie er sich nach und nach entwickelte und als etwas Ganzes und Fertiges im Gebrauche des Scheibenschlagens, bei den Johannesfeuern herausstellte. — Nun, da hätten wir also eine Art geheimen und doch öffentlichen Gerichtes. Wer will und mag, kann zuhören, wer nicht zuhört, erfährt nichts weiter, denn wie die Scheibe verlischt, so ist auch der Spruch in der Nacht des Schweigens begraben, wenn nicht etwa ein „mittheilungsbedürftiger" Zuhörer davon etwas verlauten läßt, was freilich nicht selten vorkommt.

Von Rechtswegen dürfen daran nur erwachsene, ganz unbescholtene Jünglinge theilnehmen; Ehemänner, Witwer, Burschen, welche selbst einen zweideutigen Ruf haben, waren davon gänzlich verbannt und ausgeschlossen.

Von diesem so idealen Zwecke und dessen lauterer Durchführung, welche eher Gutes als Böses zur Folge hätte, ist man aber im Laufe der Zeit gänzlich abgekommen; ja der Gebrauch des Scheibenschlagens geht heutigen Tages gerade auf das Gegentheil von dem aus, was er ursprünglich im Sinne des unschuldvollen, unverdorbenen Volkes beabsichtigte.

Es geben sich damit nicht mehr unbescholtene Burschen ab, sondern zumeist liederliches Volk, welches diese Gelegenheit begierig ergreift, um zuchtlosen Reden freien Raum zu lassen, die Ehrbarkeit zu verdächtigen, dem Laster zuzujauchzen und schließlich sich selbst auf den Pranger zu stellen.

Wer nicht hört, was dabei gesprochen wird, kann sich noch immer am Scheibenschlagen, das heißt am Zusehen, wie die brennenden Scheiben dem Flammenherde entrissen, mit einem Stabe herumgewirbelt, und mit einem kräftigen Schlage auf einen Block losgelassen werden, wie sie gleich Raketen am Abhange emporsteigen und langsam in die Tiefe sinken, erlustigen, ja er wird finden, daß diese Sitte eine einfache, aber wohlfeile und sinnvolle Volksbelustigung abgebe. Aber er frage nicht nach den Namen der Theilnehmer, er frage um Alles in der Welt nicht um ihre Reden und Sprüche, denn da steckt's — da ist im besten Falle eine Dummheit, gemeiniglich aber vielweniger Unschuldiges zu vernehmen, und es ist daher kein Wunder, wenn kein ehrbarer Mensch mithält, und wenn die einst so hübsche Sitte nach und nach in Verfall geräth.

Wie anderwärts in Kärnten, so ist auch hier aus dem Brauche ein Mißbrauch geworden, und die Reden betreffen gewöhnlich Personen und Verhältnisse, die irgendwie mit der großen Passion in Beziehung stehen. Und nur hierin wird der einstige Zweck noch aufrecht erhalten. Wie Manches ließe sich da noch regeneriren! Wie sehr thäten Sittengerichte in unseren Tagen noth!

Hat sich hier gleich der Brauch mehr im Mißbrauch erhalten, so ist er doch noch in der Erinnerung des Volkes; und daran Besseres zu knüpfen ist keine Sache der Unmöglichkeit.

Es sind noch nicht viele Lustren verflossen, als man Gebräuche im ähnlichen Sinne im Möll- und Drauthale ahndete.

Dort machten die Burschen die Exekution, indem sie die offenkundigen Sünder in's Wasser tauchten; hier ging man den Geheimen zu Leibe, indem man ihre nächtlichen Schliche von Thüre zu Thüre mit Sägespänen bestreute und sie auf diese Art dem öffentlichen Urtheile preisgab.

Es war doch ein tiefes moralisches Gefühl, welches diese Bräuche schuf. Das Volk hielt noch Sitte und Recht für unantastbare Heiligthümer. Dann kam eine Zeit, wo man bloß denken durfte, daß die Gedanken frei sind — denn Rechtsprechung und Rechtsübung kam nicht mehr dem Volke zu, und es entwöhnte sich vom rechten Urtheilen und der Uebung des Rechten, es sank vom juridischen Standpunkte zu einem bloßen Objekte herab. Darum sehen wir mit Vergnügen in den kommenden Schwurgerichten die Keime einer Regeneration des aufsteigenden Rechtssinnes und hoffen von denselben auch für die allgemeine Sitte und Sittsamkeit die besten Folgen.

Klage.

Die theilnahmsvoll den engen Kreis beschreiten,
In dem mich das Verhängniß festgebannt,
Sie lassen laut das düst're Wort entgleiten:
Dein Vater, er, den wir als Greis gekannt,
Er sank, vom Arg des Schicksals übermannt. —
Sie schildern, hehres Haupt, mir deine Peinen,
Dein ruhmlos Grab hat Keiner mir genannt,
Dein Herz nur seh' ich ringen nach dem meinen,
Und ich? — Wann wird das Schwert, das mich befreit, erscheinen!

Du bist des Daseins allzuspät genesen,
Du trugst das Unglück der Titanenart,
Erschienst hier fremd, als Freund gehabter Wesen.
In dir war Kraft mit Geist und Muth gepaart,
D'rum eben hat man dir kein Leid erspart:
Denn jeder Heuchlertrupp in jedem Kleide
War unverdrängbar gegen dich geschaart,
Und jeder schale Zwerg, vergilbt im Neide,
Verpflegte seinen Wurm in deinem Eingeweide.

Zum Sturze half dir Jeder willens'kräftig,
Dich aufzurichten hob sich keine Hand,
Dir weh' zu thun war jedes Herz geschäftig;
Allein wo war das Herz, das dich empfand,
Das deinen Werth mit Zartgefühl umwand?
Sie nutzten deine Thatkraft und Erfahrung,
Den reicherprobten, männlichen Verstand;
Doch wessen sich'rr Wissensoffenbarung
Erfrischte lohnend dich mit ungemeiner Nahrung?

Und rings das derbe Vorrecht aller Dinge,
Aus deren Schooß der Wahn verpestend steigt,
Der Muth des Schlechten, das die Schlangenringe
Durch alle Breiten unbegränzt verzweigt,
Daß auch der Wackerste mit Schauder schweigt,
Die freche Wiederkehr der schnöden Stunden,
Wo dem Gemeinen sich der Edle neigt.
Wer hat das Unheilbare dieser Wunden
Mit schärfer'm Blick, als du, mit tiefer'm Schmerz gefunden?

Du schweifest durch das Leben wie die Wogen,
Die durch des Nordens ungeheures Meer,
Vom hohen, starren Eisgewölb umzogen,
Dir tiefen Bahnen wandeln dumpf und schwer.
Und über dir ein Himmel, sternenleer!
Du starbst wie Seewild in des Poles Spalten,
Das, aus der Seele blutend, weicht dem Speer
Und, dicht bedrängt von tödtlichen Gewalten,
Mit leiser'm Angstgelechz sich sehnt nach dem Erkalten.

O dürft' ich stürmend deinen Sarg zerschlagen,
Nicht um zu wecken dich zum alten Weh',
O dürft' ich's, um mit Thränen dir zu sagen,
Wie tehe im finstern Leid, das ich besteh',
Ich deine Qual, dein stummes Trachten seh'!
Die stolzen Locken, die mir düster leuchten,
Wenn ich durch diesen Schlund des Elend's geh',
Die jeden Feigling in die Ferne scheuchten,
O könnte sie mein Mund mit warmen Kuß befeuchten!

Ich folge dir im Geist' in die Gefilde,
Durch die dein Schatten wallt zum Weltgericht';
Ich nahe bebend deinem Riesenbilde,
Denn schon begränzt dich meines Auges Licht;
Du wendest ernst nach mir dein Angesicht:
Du segnest nicht — dich schüttern keine Klagen —
Wohlan, dem Stolz des Edlen groll' ich nicht;
Du hast als Mann des Lebens Fluch getragen,
Es wogt in mir dein Blut, ich darf das Gleiche wagen!

Ferchrr von Steinwand.

Bücherschau.

(Olympias. Geschichtliches Trauerspiel von Friedrich Marx. Wien. Herm. Markgraf. 1863.)

Das poetische Werk, von dem die Carinthia bereits ein Bruchstück brachte, liegt nunmehr in nettester Ausstattung, vollendet vor uns, und es erschiene,

abgesehen von dem äußern Umstande, daß der Dichter, unser Landsmann, schon wegen des inneren Werthes eine eingehendere Besprechung desselben in diesem Blatte gerechtfertigt. Indem wir uns hiemit zu einer solchen anschicken, lassen wir vorerst eine Betrachtung folgen, die sich uns bei dieser Gelegenheit aufdrängt.

Mit der Wahl des dramatischen Stoffes ist es heutzutage eine eigene Sache, und macht die Kritik den Poeten, welche eine solche Wahl zu treffen haben, wahrhaftig das Leben sauer, denn findet sie schon an dem einen oder andern Stücke sonst nichts Merkliches auszusetzen, so heißt es doch gewöhnlich: Nur schade, daß sich unsere Zeit für diese Geschichte nicht mehr erwärmen kann, — sie liegt ihr zu fern! Insbesondere möchte man das klassische Alterthum in neuerer Zeit am liebsten ganz aus dem Bereiche der Poesie verbannt wissen, und eben in jenes sehen wir unsere Dichter immer wieder zurückgreifen, theils aus eingewurzelter Vorliebe des deutschen Geistes für dasselbe, theils weil es in der That eine Fülle schöner poetischer Motive enthält. Mögen sie es immerhin! Wofern sie nur das allgemeine Menschliche zu fassen und ergreifend zu gestalten wissen, kann es uns völlig gleichgültig sein, ob sie ihre Helden der grauen Vorzeit oder der jüngsten Vergangenheit entlehnen, und was man auch von der tiefen Kluft sagen mag, welche die antike von der modernen Weltanschauung trennt; im Grunde waren die menschlichen Gefühle, Leidenschaften und Antriebe doch ewig dieselben. Wo sie es nicht sind, da mag der Dichter als Vermittler auftreten und die alten Gestalten unserer Denk- und Empfindungsweise näher rücken, wie es Göthe mustergültig mit seiner Iphigenie gethan.

Gleichwohl muß man sich wundern, daß so viele Poeten sich der Bearbeitung altklassischer Stoffe unterziehen, indem sich allerdings nicht läugnen läßt, daß gar manche andere Gründe von einem solchen Unternehmen eher abmahnen. Denn wie einerseits ein derartiges Drama, seiner Natur nach, der schaffenden Kraft — zumal der jungen — immer eine gewisse Beschränkung und Zurückhaltung auferlegt; so darf es andererseits kaum hoffen, über den Kreis der sogenannten Gebildeten hinaus, eine durchschlagende Wirkung zu äußern, da der großen Masse des Publikums die Kenntniß all' des reichen complicirten sagenhaften, mythologischen und historischen Apparates fehlt, der nun einmal zum genußvollen Verständnisse jener Zeiten unentbehrlich ist. Es wäre eine unfruchtbare Arbeit, dieses kurz Angedeutete noch weiter auszuführen; das Entscheidende bleibt immer: ob der Dichter den einmal gewählten Stoff vollkommen geistig zu durchdringen vermocht hat. Auch ist ja am Ende die Wahl des Stoffes beim wahren Dichter nicht eine zufällige, sondern durch innere Nothwendigkeit gebotene. Ein solch' innerer Drang wird den Verfasser des vorliegenden Trauerspieles getrieben haben, uns gerade in die Zeit zu versetzen, wo das macedonische Weltreich, nicht mehr zusammengehalten durch den Genius des großen Alexander, wieder in seine Elemente auseinanderfällt. Es ist eine wüste, unerquickliche Welt, die sich vor uns aufrollt! Trug, Arglist, Verrath, Uneinigkeit überall — selbst die Besten nicht frei davon. Kleine, selbstsüchtige Geister strecken nach Alexander's Purpur frech die Hände —

„— — und ein Stück genügt
„der Räuber Blößen fürstlich zu bekleiden."

Zwar sucht Olympias, die greise Mutter des dahingeschiedenen Helden, im Vereine mit einigen Wohlgesinnten ihrem Enkel das Erbe zu retten, und wirklich gelingt es ihr durch eine kühne, großherzige That am lychnidischen See ihrer Feinde Herr zu werden; aber bald befleckt sie rachsüchtig ihre Herrschaft mit grausamen Mord, reizt neue Widersacher auf, denen sie den kleinen Alexander auszuliefern gezwungen wird, und sühnt endlich, nachdem die letzte Hoffnung gefallen, ihre Schuld durch einen schönen, würdevollbewußten Opfertod. Dieß der Hauptinhalt des Handlungs- und Episoden-reichen Stückes, an dessen vorzüglichere Personen wir nun etwas näher herantreten wollen. Da ist vor Allen Olympias, die stolze Heldenmutter, die gebieterische Königin — streng, großgesinnt, auf das Höchste gerichtet, voll Thatkraft, trotz ihrer grauen Haare, mehr leidenschaftlich, als klug — eine erhabene Gestalt mit allem erforderlichen Aufwand vom Dichter ausgestattet. Der ziemlich herbe Eindruck, den sie gleich Anfangs macht, wird gemildert durch die Liebe, die sie für ihre Ziehtochter Thessalonike, und die zärtliche Sorgfalt, die sie für den Sprößling ihres Sohnes hegt, dem sie fort und fort bewundernde Erinnerung weiht. Dessenungeachtet erregt sie im ersten und zweiten Akte unsere Sympathie nur mäßig, ja, im dritten läuft sie beinahe Gefahr, dieselbe ganz zu verlieren, nämlich, wo sie die Hinrichtung der Gefangenen, des unschädlichen Aerhidäus und der grimmen Eurydice, verfügt. Nicht als ob sie Dieser, besonders der gefährlichen Todfeindin, die schon einmal der Witwe Alexander's und deren Söhnlein nach dem Leben stellte, schonen sollte, was ihr auch die Politik verbieten würde, nein! aber der verbil-

terte Hohn, die raffinirte, meuchlerische Urtheilsvollstreckung gegenüber den Verwandten ihres vergötterten Sohnes geziemt der hohen Seele einer Olympias nimmermehr. In diesem Punkte scheint uns der Dichter doch etwas zu weit gegangen zu sein. Erst im vierten und fünften Akte, wo sie, vom hereinbrechenden Unglück allmälig gebeugt und geläutert, alle Tiefen ihrer edlen, gewaltigen Natur enthüllt, gewinnt sie unsere volle Theilnahme, und wie sie zuletzt, auf den Arm ihrer Mädchen gestützt, aber innen gefaßt und heroisch dem Tode entgegenschreitet, da blicken wir ihr versöhnt nach, und hoffen mit ihr, daß sich der Traum ihrer Hochzeitsnacht erfüllen, und dereinst sein werde:

„Ein einzig' Volk von Brüdern auf der Erde."

Rührend ist die Scene, in der Olympias (obgleich unseres Bedünkens nach zu kurzem Widerstreben) ihren kleinen Herzensenkel dem schlauen Kassander, dem bestgezeichneten männlichen Charakter des Stückes, ausliefert. Gar reizend klingen die Worte:

— — — — — — — — „So flatt're denn
„Die kurze Weile, die man dir noch gönnt,
„Du armes Vög'lein hin!

Nächst Olympias nimmt Thessalonike, deren sanfte, reine, zarte Erscheinung von dem wildbüstern Zeitengrunde wohlthuend absticht, am meisten unser Interesse in Anspruch. Weniger gelungen ist Eurydice; die hätte immerhin grellere Farben vertragen. Roxane, als des großen Alexander Witwe, müßte eine hervorragendere Rolle spielen; wie sie ist, greift sie eigentlich nie in die Handlung ein.

Trefflich ausgeprägt hingegen ist die Figur des ebenso guten, als schwachen Arrhidäus. Aeacides, König von Epirus, die beiden Feldherren Aristonus und Monimus, wie die übrigen untergeordneten Persönlichkeiten sind genügend charakterisirt. Die Sprache ist durchaus edel, klar, fantasievoll, frei von Bilderüberladung, wie von hohlem Pathos — und vor Allem frei von jener antikisirenden Affektation, wie man sie in den Dramen dieser Gattung sonst so häufig antrifft. Die Verse, durch die ein echt dichterischer Hauch weht, fließen ungezwungen und melodisch; hie und da möchte vielleicht ein kräftigerer Aufschwung der Leidenschaft zu wünschen sein. Der Chorgesang der macedonischen Krieger zu Anfang des zweiten Aufzuges hätte, als zu vereinzelnt dastehend, wohl wegbleiben können, so hübsch das Gedicht übrigens ist.

Was schließlich die Frage der Bühnenaufführung betrifft, so sind wir keineswegs der Meinung, daß unsere Olympias nur ein sogenanntes „Buchdrama" (beiläufig bemerkt, eine Bezeichnung, mit der die gestrengen Herren Kunstrichter von Heute allzu rasch bei der Hand sind) bleiben müsse; im Gegentheile haben wir keine Ursache zu zweifeln, daß besprochenes Trauerspiel bei der Menge wirksamer Scenen eben auf den Brettern zur schönsten Geltung käme. Nur wäre in diesem Falle die Vornahme einiger Kürzungen, namentlich in den beiden letzten Akten, die den Monologen einen zu breiten Raum vergönnen, anzuempfehlen. Fassen wir unsere Meinung nochmals kurz zusammen, so können wir füglich sagen: wir haben ein Werk vor uns, das trotz mancher Gebrechen einen feingebildeten Geschmack und worauf es zumeist ankommt — entschieden dramatische Begabung verräth. Möchte der Dichter, den wir als Lyriker längst schätzen gelernt, auch auf dem neuen Felde, das er so hoffnungsvoll betritt, noch viele Blüthen — sich zum Ruhme, uns zur Freude — pflücken!

R.

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleider-Trachten bis zum Schluße des 16ten Jahrhunderts.

Von Anton Ritter von Gallenstein.

Die profane (bürgerliche, Privat-) Kleidung.

(Fortsetzung.)

In dem Maße, als verfeinerte Sitten und Liebe zur Pracht und Bequemlichkeit mehr und mehr unter den deutschen Völkern sich verbreiteten und insbesondere mit dem Aufblühen der Städte wurde die Verfertigung der Kleidungsstücke, welche bis in das 10te Jahrhundert fast ausschließlich von den leibeigenen Hausdienern und von den weiblichen Gliedern der Familien besorgt ward, ein Geschäft, welches seinen Mann zu nähren vermochte und darum von Vielen als Broderwerb betrieben wurde, die sich nach und nach zu Gilden und Zünften vereinigten.

Eine ausführliche Geschichte dieser Gewerbe und Innungen kann wohl nicht hieher gehören; indessen dürfte es doch interessant sein, wenigstens über das erste Vorkommen Derjenigen etwas zu erfahren, welche mit der Kleidung sich befassen.

So findet man in dem Stadtrechte, welches von Kaiser Otto im Jahre 982 der Stadt Straßburg verliehen wurde, unter den dortigen 12 Handwerks-Genossenschaften bereits die Kürschner, Schuster und Handschuhmacher genannt.

Sie waren jedoch in strenger Hörigkeit gehalten; so mußten z. B. die Kürschner in Straßburg so viele Felle und Pelze bereiten, als der Bischof bedurfte. Mit ihnen theilten die Handschuhmacher die Verpflichtung, bei Hof- und Heerfahrten die Ueberzüge für das Geschirr, die Kredenzgeräthe, Becken, Schüsseln und Leuchter des Bischofs aus schwarzem und weißem Leder zu besorgen.

Das Lederer-Gewerbe findet man in Gent schon im Jahre 938, — in Namur um 1104 und in Magdeburg im Jahre 1150 bestehend.

In Regensburg blühte schon um das Jahr 959 die Weberei als Gewerbe, und die Berkane und buntgemusterten Zeuge aus dieser Stadt waren durch das ganze Mittelalter berühmt und gesucht.

Zu Harderwyzk in Flandern bestanden schon im Jahre 1225 berühmte Färbereien, und namentlich war der flanderische Scharlach so geschätzt, daß die Lieferung von 1000 Ellen dieses Zeuges eine der Bedingungen war, unter denen Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar von Dänemark aus der Gefangenschaft entlassen wollte.

In Wien bildeten die Färber schon im Jahre 1208 eine Gilde und wurden „Flämminger" genannt.

Das Zeugdrucken kam erst im 15ten Jahrhunderte bald nach der Erfindung der Buchdrucker-Kunst auf.

Im Jahre 1523 findet sich der erste Zeugdrucker, Namens Jörig Hofmann in Augsburg.

Die Schneider erscheinen zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1152, einem Gildebriefe, den Heinrich der Löwe den Gewandschneidern in Hamburg verliehen hatte, als zünftiges Gewerbe.

In Helmstädt bestand bereits im Jahre 1244 die Innung der Gewandt- und Flickschneider.

Die Benennung „Gewandtschneider" deutet auch darauf hin, daß sie zugleich Tuchhändler waren, wie dieß in Wien wirklich der Fall war.

In Nürnberg wurden sie auch „Menteler" genannt.

In Breslau waren sie bereits um die Hälfte des Mittelalters in Manns- und Frauenschneider getheilt.

Als eine besondere Nebengattung von Schneidern erscheinen die „Leinhösler", dann die „Seidennähter" und „Seidensticker", die schon im 14ten Jahrhunderte in Nürnberg öfters genannt werden und in München eine eigene Zunft bildeten.

Uebrigens hatten sie bereits ihre bestimmten Gewerbe-Ordnungen oder „Handvesten".

In der Handveste von Schweidnitz vom Jahre 1361 hatten die Schneider von fünfundzwanzig Städten sich gegenseitig verpflichtet, Ehrlichkeit gegen ihre Kunden zu üben und keine Reste der ihnen anvertrauten Zeuge in die „Hölle" wandern zu lassen.

Auch erfährt man aus dieser Urkunde, daß die Schneidermeister und ihre Gesellen sich öfters neue Kleider machten und in diesen sich öffentlich zeigten, um die Kauflust anzuregen.

Der Wochenlohn eines Gesellen war damals ein Groschen.

Uebrigens muß die Kunst des Nähens in jener Zeit ziemlich schwierig gewesen sein, da die Nadeln noch sehr unvollkommen waren, und erst nach der Erfindung des Drahtziehens im Jahre 1360 bessere Nadeln mit Oehren gemacht wurden, sowie es auch schon damals nicht leicht gewesen sein mochte, ein Schneider zu sein, da die Limburger Chronik vom J. 1380 erzählt: „Also welcher heur war ein guter Schneider, der taugt eß nit eine Fliege; also hat sich der Schnidt verwandt in diesen landen und in so kurzer Zeit." —

Die Schuster sind, wie ich schon früher erwähnte, bereits im Jahre 982 unter den zwölf Zünften der Stadt Straßburg aufgeführt.

Die älteste Urkunde, welche auf dieselben — als ein besonderes Handwerk — Bezug hat, ist vom Erzbischofe Wichmann von Magdeburg im Jahre 1157 ausgestellt und bestätigt der Schusterzunft ihre alten Ehren, Rechte und Handvesten. Nach dieser Magdeburger Schusterzunft wird die zu Bremen um 1274, — jene zu Höxter in Westphalen im Jahre 1276 und die zu München im Jahre 1290 genannt.

Der Name „Schuster" selbst ist ohne Zweifel aus dem lateinischen Worte Sutor entstanden.

Später hießen die Schuster auch „Schuzwirthe", — „Schuhwerker", — „Schuhmeister", endlich auch „Rindshuter" und „Kurdewener", worunter die Schuster verstanden wurden, welche aus Rindshäuten und aus dem zu Cordova in Spanien erfundenen und von dort über Europa verbreiteten Corduan-Leder-Schuhe verfertigten.

Die Strümpfe stammen erst aus der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und verdanken ihren Ursprung der in diese Zeit fallenden Erfindung des Strickens und dem bald darauf — im Jahre 1589 — von dem Engländer William Lee erfundenen Strumpfwirkerstuhle.

Uebrigens kannte man seit dem 12ten und

13ten Jahrhunderte schon eine Menge Kleidungsstoffe, welche theils in Deutschland selbst angefertigt, theils aber auch über die Alpen aus Italien und die Donau herauf aus Griechenland eingeführt wurden.

Es standen an wollenen Tüchern: Flausche, Kamelot und Berkan; an Leinwanden: westphälische, niederländische, Ulmer und Augsburger Erzeugnisse, dann Zwilch, Schetter oder Steifleinwand, und den baumwollenen Zeugen: Barchent und Kannevas im Gebrauche; aus Schweden, Norwegen und Rußland wurde kostbares Rauchwerk, aus Venedig Gold- und Purpurstoffe, Zindeltafft, Atlas und Damast mit eingewirkten Gold- und Silberfiguren, und Sammt eingeführt; mit den Kreuzzügen kamen auch orientalische Seidenzeuge und andere kostbare Stoffe aus Syrien und Arabien.

Die Festgewänder der hohen Geistlichkeit, die Prachtkleider der Fürsten und vornehmen Ritter waren seit dem 13ten Jahrhundert aus Seidenstoffen.

Für seidene Kleider wurden Ritter den städtischen Handelsherren dienstbar.

Man liebte besonderes Gewänder von hellen, glänzenden Farben, wie scharlachrothe und goldgelbe, und schmückte diese noch mit kostbaren Fransen, Tressen und Borten.

Die Kleidung selbst war im 12ten und 13ten Jahrhunderte noch in den alten Formen geblieben; nur waren die Tuniken und Mäntel desto farbiger, länger kostbarer und reicher verziert, je vornehmer der Träger war, so, daß die Stände durch die Kleidung an das Genaueste sich unterschieden.

Im 14ten Jahrhunderte, wo das Bürgerthum unter fortwährenden heftigen Kämpfen gegen den Adel gewaltsam sich Bahn brach, trat mit diesen auch ein gewaltiger Umschwung und eine gänzliche Veränderung in den Kleiderformen ein.

Auf die mit dieser Zeit ganz verschwindende Einfachheit der Kleiderschnitte folgten nun in ununterbrochener Reihe, ganze Geschlechter hindurch, die tollsten Ausartungen der Moden, und erst am Ende des Mittelalters entwickelte sich jene edle, würdige Kleidertracht, die wie zu jener Zeit — im 16ten Jahrhunderte — bei allen gebildeten Ständen, namentlich beim Gelehrtenstande, finden.

Der Spitzhut verlor jetzt seine ausnahmsweise Bedeutung als fürstliche Kopfbedeckung und verbreitete sich selbst bis zu den Köpfen des gemeinen Mannes.

Nebst dem Hute war auch die geistliche Kapuze, Gugel oder Kogel genannt, im 14ten Jahrhunderte die allgemeine Tracht aller Stände und beider Geschlechter, und so beliebt, daß man selbst auf die Kapuzen noch die Spitzhüte steckte.

Das Landvolk trug damals schon den jetzt noch gebräuchlichen breitgekrämten Schlapphut.

Gegen das Ende des 14ten Jahrhundertes kamen die sogenannten „böhmischen Gugeln" in Gebrauch, welche die Form eines abgestutzten Kegels mit aufwärtsgeschlagenen Krämpen hatten.

Ueber die abentheuerlichen Kleidertrachten der damaligen Zeit giebt der Chronist, der „Ungenannte von Leoben" ausführliche Schilderungen, welche auch auf unser Heimatland sich beziehen.

„Einige", sagt er, „trugen den linken Aermel „von anderer Farbe; andere erweiterten ihn oder „auch beide Aermel in solchem Maße, daß sie die „Länge des Kleides weit übertrafen. Sie verzierten „auch den linken Aermel mit Silber und Seide, und „ließen silberne Röhrchen auf seidenen Fäden nach „der ganzen Länge des Armes herabhängen. — Wie„der Andere trugen Tuchflecke von abstechenden Far„ben, darauf waren Figuren oder Buchstaben, oder „auch Namen theuerer Personen in Silber oder Seide „gestickt."

Man begann jetzt die Kleider so enge zu machen, daß Manche ihres Anzuges nur mit fremder Beihülfe sich zu entledigen vermochten, oder dieß nur mittelst einer Menge von Knöpfen bewerkstelligen konnten, mit welchen Arm, Brust und Unterleib besetzt waren.

Um den Hals aber wurden die Kleider so weit ausgeschnitten, daß Achseln, Brust und Rücken großentheils entblößt waren.

Gleich den Schalksnarren verbrämten sie und verzierten sie ihre Kleider an den Enden mit verschiedenfärbigem Tuche.

Andere nahmen die Fransen von den Kleidern und machten dafür Schlitze in diese.

Juden, Bauern und Hirten fingen nun allgemein an, Kapuzen zu tragen, und legten dafür die spitzigen Hauben ab, wodurch man sonst Christen und Juden von einander unterschieden hatte.

Die Mäntel wurden derart abgestutzt, daß sie kaum den Rücken bedeckten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 37 Sonnabend, den 12. September 1863.

Die romantische Dichtung.

(Von Dr. Max Wellner.)

VIII. Die patriotische Lyrik der Befreiungskriege und die Burschenschaft.

Während die nordamerikanische und französische Revolution, der siebenjährige Krieg und die Ereignisse des Jahres 1848 auf die deutsche Literatur keinen bedeutenden Einfluß ausübten, war der Einfluß der Befreiungskriege und der Julirevolution (1830) auf die Entwicklung der deutschen Literatur sehr bedeutend. Besonders waren es die Befreiungskriege, welche die deutschen Poeten zu Liedersang und Waffenklang anspornten. Hier sehen wir, daß die Romantiker auch zu handeln verstanden, ist somit der Vorwurf des Quietismus, den Gervinus der deutschen Romantik macht, ungerecht.

Napoleon I. knechtete Deutschland. Die gemeinsame Schande vereinte endlich die Zerstreuten und zerriß im Jahre 1813 die lästigen Ketten. Die patriotischen Männer der Befreiungskriege sind Legion. Die Studenten traten zu liberalen Burschenschaften zusammen, die religiös Gestimmten gründeten den Tugendbund; als der Letztere aufgelöst war, wurde durch Fichte, Vater Jahn und Andere der „deutsche Bund" zur Erhaltung deutscher Gesinnung gestiftet. Allein die Reaktion machte sich bald breit; Hofrath Janke zeigte im Jahre 1815 bei dem Staatskanzler v. Hardenberg das „wilde Freiheitsgeschrei" der Arndt und Görres an, Geheimrath Schmalz und Kamptz verdächtigten die geheimen „Bünde".

> Nun auf ihr Burschen, frei und schnell
> Ihr Brüder da und du,
> Noch bellt der Kamptz- und Schmalzgesell
> Beel- und Kotzebue.

Bei der Feier des Wartburgfestes bei Eisenach am 18. Oktober 1817 wurden Kotzebue's und Schmalzen's Schriften verbrannt. Der Wallach Stourdza klagte die deutschen Universitäten bei dem Aachner Kongreß an, Staatsraths v. Kotzebue geheime Bulletins an Rußland über den Stand der deutschen Universitäten wurden zufällig erkannt. Darauf ermordete der Bursche Sand im Jahre 1819 den Herrn Statsrath. Im selben Jahre versuchte der Apotheker Löhning einen Meuchelmord an dem nassauischen Präsidenten Ibell.

Man sah nun in dem Treiben der Burschenschaft mit ihren Verbrüderungen (Jünglings-Männer-Bund) demagogische Umtriebe. Kommission über Kommission wurde niedergesetzt, Studenten verhaftet, Professoren entlassen, und eine Art Censur laut Bundesschluß eingeführt. Aehnlich war das Verfahren im Jahre 1835 gegen das „junge Deutschland". Doch kehren wir zurück zu den patriotischen Gestalten dieser Zeit. Als kräftigste Figur steht im Vordergrunde Vater Arndt. Eine Sammlung seiner Schriften seit 1803 (Germanien und Europa) bis 1849 (Blätter der Erinnerung) wäre wünschenswerth. Sein Leben war ein sehr bewegtes. Im Jahre 1769 auf der Insel Rügen geboren, wurde er frühzeitig an spartanische Uebungen gewöhnt, wie das Schwimmen im Monate November. Nachdem er Ungarn, Oberitalien, Paris und Brüssel besucht hatte, erhielt er eine Professur in Greifswalde. Wegen seiner antinapoleonischen Schriften mußte er aus Deutschland fliehen und konnte erst im Jahre 1813 zurückkehren. In Schweden schoß er sich im Jahre 1806 auf 15 Schritt mit einem Offizier Gyllenshärd, der die deutsche Nation gehöhnt hatte. Später wanderte er nach Moskau und Petersburg. Endlich wurde er im Jahre 1818 Professor der Geschichte in Bonn, allein in Folge der oben erwähnten Untersuchungen wurde er wieder entlassen.

Erst Friedrich Wilhelm IV. machte das an ihm begangene Unrecht wieder gut und setzte ihn im Jahre 1840 wieder in sein Amt ein. Im Jahre 1848 war Arndt Mitglied der Reichsversammlung zu Frankfurt und starb im Jänner 1860. Er war zwei Mal verheirathet. Sein Charakter ist männlich bieder.

Im Jahre 1807 schrieb er den ersten Theil „des Geistes der Zeit", der Epoche machte, später die Broschüren über Landwehr und Landsturm, und den Soldaten-Katechismus. Vorzüglich ist das Buch:



Rhein, Deutschland's Strom, nicht Deutschland's Grenze". Seinen Haß gegen Napoleon legte der freimüthige Patriot in dem „Geiste der Zeit" 1807—15 nieder und mußte sich deßhalb nach Schweden flüchten.

Seine Gedichte sind voll Kraft, die geistlichen Lieder voll gesunder Religiosität. Seine politische Hauptthätigkeit fällt in die Jahre 1813 und 1814. Barthel nannte ihn den Demosthenes der Freiheitskriege, allein dieses Attribut gebührt wohl dem Filosofen Fichte. Jedenfalls ist Arndt populärer als Körner, kräftiger als Schenkendorf und gesinnungstüchtiger als Herwegh.

Karl Theodor Körner (sämmtliche Werke, 4. B. 1842) wurde 1791 zu Dresden geboren, wurde in Wien Hoftheaterdichter, unterhielt mit der Schauspielerin Frl. Antonie Adamberger ein zärtliches Verhältniß. Im Jahre 1813 trat er in die Lützow'sche Freischaar und starb der wilde Jäger noch im selben Jahre für sein Vaterland. Er liegt sammt Vater (Schiller's Freund) und Schwester unter einer Eiche beim meklenburg'schen Dorfe Wöbbelin. Als Dramatiker ist Körner unselbstständig. Das unwahrscheinliche Stück „Toni" ist nach einer H. Kleist'schen Erzählung, „der grüne Domino" im Kotzebue'schen Geiste, „die Sühne" im fatalistischen Sinne geschrieben. Meist (in Zriny, Hedwig, Rosamunde) ist er aber Nachahmer Schiller's. Aber er hat eigentlich von Schiller nichts, als die Rhetorik, und diese schlägt bei Körner häufig in Bombast um. Körner war überhaupt für einen Dramatiker eine zu lyrische Natur.

Als patriotischer Lyriker (Leier und Schwert) ist er kräftig, selbstständig und ist oft der moderne Tyrtäus genannt worden. Die vermischten Gedichte sind meist fließend, innig, formvollendet, wenn auch weniger tief. Ansprechend ist „Trenröschen", imposant „Kynast". Das Liedchen „Feins Liebchen, wie bist du so federleicht" mahnt an den Erlkönig. Stägemann's Patriotismus ist vorzüglich preußisch. Er schuf innige, formgewandte Lieder.

v. Schenkendorf, 1783 zu Tilsit geboren, studirte in Königsberg und zog während der Befreiungskriege trotz seines gelähmten Armes in's Feld. Er starb 1817 als Regierungsrath zu Koblenz. Voll inniger Empfindung schreibt er eine fließende und kräftige Sprache. Seine Lieder entstanden in den Jahren 1813 und 1814. Die schlichtfromme Religiosität, sein royalistischer Liberalismus, seine Sehnsucht nach der großen deutschen Vergangenheit und einem deutschen Kaiser kennzeichnen ihn als Romantiker. Graf v. Schlabrendorf kann wegen seines von dem Kapellmeister Reichard herausgegebenen „Napoleon Bonaparte" 1804 hier genannt werden. Der Graf war sechs Jahre in England; im Jahre 1793 wurde er in Paris verhaftet und saß 18 Monate im Kerker. Hierauf spielte er daselbst den „deutschen Diogenes", lebte in einem kleinen Hause ohne Bedienung, verschloß beim Ausgehen niemals sein Zimmer, und verließ es in spätern Jahren gar nicht mehr. Dieser Sonderling war übrigens ein milder, edler Mann, der die preußischen Kriegsgefangenen in Paris nach Möglichkeit unterstützte. Ernst Schulze war 1789 zu Celle geboren, wo sein Vater Bürgermeister war; er wurde Doktor der Filosofie, dann Soldat, später Dozent der Philologie und starb 1817. Gewöhnlich stellt man sich Schulze zu ernst vor. In seinen Briefen ist viel Humor. Er war ein schlichter, heiterer Mann, der gern scherzte, ja sogar sarkastisch werden konnte.

Der Mittelpunkt von Schulze's Leben bildet die Liebe zu Cäcilie Tychsen, die im Dezember 1812, noch nicht achtzehn Jahr alt, starb. Tüchtig als Prosaist ist Schulze formgerecht und duftend als Poet. „Cäcilie" ist eine schwärmerische romantische Epopäe, in der uns Schulze Cäcilien's christlichen Charakter und ihr deutsches Gemüth verklärt vorführt. Er wollte dem Gedichte einen „nordischen Geist" (Brief vom 21. Dezember 1812) anhauchen. Die Idee ist der Sieg des Christenthums über das Heldenthum. Die Schlachtszenen sind lebendig, fast Homerisch, voll glühender Phantasie. Idyllischer ist das formvollendete Gedicht „die bezauberte Rose".

Wetzel, geboren zu Bautzen, starb zu Bamberg im Jahre 1819. Das Gerücht, daß er am Todesbette Katholik wurde, war falsch; er blieb Protestant. Seine breite Parodie der Tiedge'schen Urania (Rhinoceros) und seine Tragödien (Jeanne d'Arc, Hermanfried) gehen uns hier nichts an, wohl sein gediegener „fränkischer Merkur", dessen Redaktion er seit Jänner 1810 als unerschrockener Freund der Lüge führte, bis er aus Baiern verwiesen wurde. Echt patriotisch sind auch seine populären Kriegs- und Siegeslieder 1813.

Der kräftige Dr. Jahn eröffnete 1811 in Berlin seine berühmte Turnanstalt, schrieb 1810 sein „deutsches Volksthum" und focht gegen die Franzosen.

Unter den Burschen seien noch die Brüder Follen erwähnt. Ludwig Follenius zog 1814 als freiwilliger Jäger gegen die Franzosen. Seltsame Schicksale erlebte sein Bruder Karl Follen. Im Jahre 1814 war er freiwilliger Jäger, dann Privatdozent

in Gießen. In Untersuchung gezogen verließ er H ssen und ging nach Jena. Nach Kotzebue's Tod war auch da kein Bleiben für ihn; er ging nach Frankreich. Als 1820 der Herzog von Berry ermordert wurde, mußte er auch von da fliehen und wurde Lehrer in Chur. Später hielt er in New-York Vorlesungen über römisches Recht, wurde dann Prediger, endlich Professor der deutschen Literatur in Cambridge. Er starb im Jahre 1839 auf einem Dampfschiffe, das auf offener See in Flammen gerieth und unterging.

Der Schwur.

Von Heinrich Hermann.

(Schluß.)

Mit dem ersten Tage des Jahres 1813 dämmerte für Deutschland aus dem fernen Nordost ein neues Licht, der Befreiung erster Schein. Zwei Tage zuvor hatte das preußische Korps unter York mit den Rußen kapitulirt; die Trümmer der großen Armee waren über den Niemen, den sie im Juni mit der Aussicht der Weltherrschaft überschritten, zurückgekehrt und das Zeichen zu Deutschland's Erhebung war gegeben. Als Preußen's König am 3. Februar von Breslau aus alle Wehr- und Waffenfähige zum Kampfe für das Vaterland aufgefordert hatte, da drang der Ruf mächtig in Körner's und in aller ihm geistes- und sinnverwandten Jünglinge Brust; doch bei ihm ward der Gedanke schnell zur That. Er verließ Wien und die glücklichen Verhältnisse, die ihm des Lebens, der Ehe Glück in Aussicht stellten, er vertauschte die Lyra mit dem Schwerte. Während er in Lützow's Schaar mitkämpfte, war noch bei vielen seiner Genossen der Entschluß, mit ihm für die gute Sache einzustehen, nicht zur Reise gediehen, da die Fortschritte der Russen und Preußen nur zu bald durch die Schlachten von Lützen und Bautzen rückgängig gemacht wurden, der Waffenstillstand Halt geboth, und Oesterreich zögerte, da es erst rüsten mußte. In dieser Lage war Moriz, so sehr ihn seines Freundes Wort und Beispiel fortzog, Ehre und Patriotismus spornten. Seine Eltern, besorgt um die Wendung der Dinge, gebothen ihm Verzug, wozu seine damals angegriffene Gesundheit ihnen den Beweggrund gab. Das Schwerste, was Morizens Brust bedrängte, war Fanis Lage. Ferne von ihm durchbebte sie, wie damals Deutschland's Frauen und Jungfrauen, das Gefühl der Pflicht, daß auch sie ein Opfer für die schwere That seiner Befreiung vom Fremdenjoch bringen sollte; doch wenn die Pulse in patriotischer Bewegung lebhafter schlugen und ihre Wangen bei diesem Bewußtsein errötheten, stockten sie bald krampfhaft, wenn sie der Wechselfälle und der Gefahren des Krieges gedachte, und schauernd fuhr sie oft zusammen, wenn ihr die Phantasie des Geliebten Bild vorüberführte, wie er, die Wehre in der Hand, auf die wunde Brust deutete. Ach sie hatte nur zu wahr gesehen!

In Mitte des Augusts empfing sie Morizens Abschiedsbrief, worin er mahnend, daß er nun nicht mehr zögern könne, nachdem der große Kampf durch Oesterreich's Beitritt entbrannte, der Stimme der Ehre und der Pflicht als Preuße zu folgen, sich und sie heimstellte Gottes und ihrer Eltern Huth, mit dem Gelobniß, den Talisman treuer Liebe mitzunehmen in Streit und Noth. Fani las und las wieder; die Thränen hatten ihren Blick verschleiert und die Vorempfindung namenloser Leiden erfaßte ihre Brust. Eines war, was sie tröstete: ihr fester Glaube an die alles lenkende Vorsehung, jener Glaube, den sie als das unveräußerliche Mitgift erhalten hatte, so wie in den Kindestagen, da, wo die Eltern als erwählte Braut sie an das Herz drückten und zweifelhaft über den Erfolg, das: „wie Gott will", ihr zusprachen.

Moriz trat unter die freiwilligen Jäger, kam bei Leitmeritz zu Kleist's Heerschaar und zog mit gegen Dresden. Noch einmal siegte Napoleon's Genie und Kleist's Korps folgte dem zurückziehenden Heere. Am 30. August bei Kulm wurde der Kampf geschlagen, wo Vandame im Verzweiflungskampfe Kleist's Heeressäule zu durchbrechen versuchte. Er wurde überwunden und gefangen; doch viele der edelsten Söhne Deutschland's bedeckten das Schlachtfeld. Eine tödtliche Kugel hatte unseres jungen Helden Brust durchbohrt. Man brachte ihn auf einer Tragbahre nach Prag und nach einiger Rast nach Wien in das elterliche Haus. Seine Lunge war durchschossen, nur leise Worte konnte er noch hervorbringen. Vergebens verlangte er, seine Hand noch in die seines Freundes Alois, der auf die Nachricht jenes Unglückes nach Wien geeilt war, zu legen; es wurde ihm versagt. Eines noch blieb ihm übrig; einige Zeilen mit Reisblei an Fani durch ihn zu richten und ein kurzes Testament zu schreiben, womit er sein Allodial-Vermögen von 38.000 fl. ihr, seine Bibliothek und ein belieb-

ges Andenken aus seiner Chatouille oder Garderobe ihm vermachte, und diese Papiere durch einen treuen Diener ihm zustellen ließ. Tropfenweis hatte das Schicksal den bittern Leidenstrank der Armen zugemessen; Fani erwartete mit jedem Tage, da Morizens Zustand nach der Aerzte Aussage wenig oder keine Aussicht auf Rettung gab, die Todesnachricht, und der Schmerz, der in seiner Brust wühlte, zerfleischte unaufhörlich die ihre, mit dem Wunsche mit ihm zu sterben, was sie doch nicht konnte. Endlich kam sie die Hiobspost, die Kunde, daß er treu dem Vaterlande, treu seiner ersten ungebrochenen Liebe verblichen sei, als kaum die Jahresfrist abgelaufen, die er als Endziel seiner Wünsche, den Himmel zum Zeugen nehmend, angerufen.

Zerknikt war die blühende Gestalt, entfärbt das rosige Antlitz, trüb und halbverloschen der Blick Fani's; gedankenlos, weil nur von Einem beherrscht, schwebte Fani's Hülle durch des Gartens Gänge, die Baumreihen zur Straße hinab, welche sie zu ihrem Lieblingsaufenthalt, dem Friedhofe, führte. Noch widerstand ihre kräftige Gesundheit, und als der Winter sie in das Closet einschloß, wo sie sich an die Mutterbrust wieder angezogen fühlte, wo die erste Liebe, die sie als Kind empfunden, wieder ihre heilende Kraft ausübte, erholte sie sich zusehends und es schien, als ob bei des Frühlings Wiederkehr die wiedererstehende Natur auf sie ihre Zauberkraft übte. Doch ein Schlag noch sollte herabfallen, wie des Blitzes Gewalt von der abziehenden Gewitterwolke, der sie zermalmte.

Alois hatte Gelegenheit gehabt, das Testament seines Freundes vorzuweisen, denn er wollte dessen letzten Willen, wie er ihn darum beschworen, erfüllen. Man las das Papier schweigend und gab es ihm mit den Worten zurück: „Es wird geschehen, was zu geschehen hat". Es war im Herbste 1814, da wurde von dem Spediteur am Kölnhof eine Sendung] einer Zahl Kisten aus Wien an Alois Obersteiner, mit Bücherfracht angezeigt, und weil denn alles, was der geliebten Person angehört, den Hinterlassenen theuer ist, so erzitterte Fani bei dieser Anzeige freudig, wenn sie auch fühlte, daß ihre noch nie geheilte aber doch verhüllte Herzenswunde vom Neuen bluten würde. Die Verschläge kamen, sie nahmen Platz in der Laube des Hauses. Fani eilte herbei, sah und drang darauf sie zu öffnen und den Inhalt in das Eckzimmer des Schlosses gegen Nordost zu bringen, wo vier Kästen ihn aufnehmen sollten. Als man die erste Kiste entsiegelte, von ihren Banden löste und den Deckel abhob — o welch ein Anblick! man zog einen Waffenrock hervor, welcher noch die Blutspuren trug, wie einst Joseph's zerrissenes Kleid, welches man Vater Jakob zeigte. Es gibt keine Worte, die Szene zu schildern, die sich ergab, als man das Kleid emporhielt und der Fleck sichtbar wurde, durch den das tödtliche Blei in Morizens Brust gedrungen. Nur eines konnte Fani noch sprechen: „Es kommt mit mir in mein Grab, behaltet es auf." Noch vollbrachte die Sonne zwei Mal ihren Lauf, noch kehrte Alois so oft wieder; Thränen, Klagen, Gebete und Trost wechselten, Fani lebte noch. Ich sah sie im Spätsommer 1816, wie sie nach Maria Hilf zur Gottesmutter wallfahrtete, um ihr, der Schmerzensvollen, ihr Leid, ihren Kampf zu empfehlen. Da wandelte sie im Pfarrhofsgarten zu Guttaring, blaß wie eine Lilie, eingesunknen Hauptes und schwankenden Schrittes musterte sie die Astern, die zu ihr das Haupt senkten. Sie lächelte sanft und pflückte einige, als wollte sie damit ihre Bahre schmücken; es war das Lächeln einer Verklärten. Mit den ersten Schneeflocken breitete der Winter sein Leichentuch über sie aus; aber ihre Lampe leuchtete und tauchte noch einige Mal empor, ehe sie des Oeles, der Lebenskräfte bar verlosch. „Wie bitter ist der Tod" waren ihre letzten Worte, als dieser mit seiner Beute rang, und das brechende Auge noch auf den hinaufblickte, welcher am Kreuze Gleiches empfunden; es war der 17. Februar 1817. Der so ihr beigestanden, schrieb auf den Stein ob ihrem Grabe die zwar wenig poetische doch in ihrem Anfange viel bedeutende Inschrift:

„Franziska's Leben war ein Traum,
Sie zählte 22 Jahre kaum,
Durch Frömmigkeit, Gehorsam und Tugend
War sie ein echtes Muster der Jugend.
D'rum weil' einen Augenblick, o Christ!
Denk bei diesem Leichenstein,
Denk: vielleicht in kurzer Frist,
Werd auch ich ihr ähnlich sein."

Im Garten zu Kölnhof errichtete der, so ihn pflegte, den Verlobten ein sinniges Denkmal, ein Blumenbeet, worin beide Namen aus Buchsbaum verschlungen zusammengestellt, zu lesen waren.

Der Himmel hatte es erfüllt, was sie gesprochen: im zwei und zwanzigsten Jahre sollte sie als Braut heimziehen; es geschah was Beide gewollt. Ferne sind ihre Grabesstellen, aber das gemeinsame Geschick hat sie vereint; es war ein reines, edles, großes Leben, wenn's auch unterging in der Zeit, die Glückliche wie Elende mit sich nimmt. Ihr beider Andenken umschwebe uns wie Engelsgestalten!

Irene.

„Weß Schloß ist das, drüben am Waldesrand?" —
Dem Grafen gehört es, dem alten.
„Hell schimmern die Fenster im Sonnenschein."
Noch heller sind, dünkt mich, die Aeugelein,
Die oft auf die Wiesen und Auen
Vom Schlosse herniederschauen.

Sagt, wollt Ihr nicht frei'n um das gräfliche Kind?
Es wäre da Ruhm zu verdienen.
Wohl Hunderte warben um ihre Hand,
Die Söhne der Besten, der Reichsten im Land,
Doch Keiner konnt' es erreichen,
Ihr sprödes Herz zu erweichen.

Ihr dunkles Auge hat Zaubergewalt,
Der kann sich ein Mann nicht entschlagen,
Und hätt' er noch niemals die Liebe gefühlt,
Sobald er Irenen gesehen, so wühlt
Ein Wahnsinn in seinen Gedanken
Und macht ihn im Herzen erkranken. —

„Das klingt wie ein Märchen." — Und dennoch ist's kein's;
Ja, wollt Ihr ein wenig verweilen
Und wollt Ihr Euch setzen zur Seite mir
Und hören mein Wort, so will ich von ihr
Und ihren Liebesgeschichten
Der traurigsten eine berichten.

Vor etwa sechs Jahren war drüben im Schloß
Ein fröhliches, lustiges Leben,
Da kamen die Gäste von Nord und von Süd,
Darunter viel Freier, die wurden nicht müd'
Mit Tändeln und Girren und Minnen,
Das Grafenkind zu gewinnen.

Vergebens! Irene blieb spröde und kalt,
Sie rührte nicht Bitte, nicht Klage.
Verzweifelnd die Einen, die Andern voll Hohn,
So zogen die schnöde Verschmähten davon.
Und wollt als Bewerber Ihr gehen,
Es würd' Euch nicht besser geschehen.

Der Vater, wohl schalt er die Tochter, allein
Irene blieb kalt und verschlossen.
Ihr Herz ist so stolz, und es scheint nicht gemacht,
Zur Liebe, das hab' ich so oft mir gedacht,
Wenn ich sie gesehen vor Zeiten
Auf einsamen Waldpfade schreiten.

Der Wald, die schattige Einsamkeit,
Die liebt sie über die Maßen.
Im Tannendunkel, im Buchengrün,
Wo seltsame Blumen verborgen blüh'n,
Dort sah' ich, von ihr ungesehen,
Sie öfter vorübergehen.

Die Wange geröthet, die immer so bleich,
Das Auge in Flammen versprühend,
Tiefathmend, voll Eile, als suchte sie was,
So herrisch ihr Gang und ihr Wesen voll Haß,
Und dennoch — so wollt es mir scheinen —
Zum öftern im Trauern und Weinen.

Zur Liebe — ich sagt' es und bleibe dabei,
Wird nimmer ihr Herz sich bequemen.
Nur einmal — da glaubt' ich, sie wäre besiegt,
Und wär' in das Hangen und Bangen gewiegt,
Durch welches die Tage auf Erden
Zu seligen Träumen uns werden.

Ein Fremder, ein jugendlich herziges Blut,
Voll Geist und voll sprudelnder Laune,
Gewann ihre Gunst wie Keiner vorher;
Den Vater zu kirren auch ward ihm nicht schwer,
Bald machten Gerüchte die Runde,
Es fehle nur wenig dem Bunde.

Und doch fehlte Eines — Irene vermied
Das bindende Wörtlein zu sprechen,
Sie lachte und meinte, sie habe nach Zeit,
Sie habe die Jugend der Freiheit geweiht,
Es werde, erst wenn sie genossen
Das Leben in Fesseln geschlossen.

Sie scherzte und spielte mit ihrem Galan
Und ließ ihn in Vielem gewähren.
Sie saß ihm zur Seite, kredenzt' ihm den Thee,
Fuhr mit ihm des Nachts auf dem spiegelnden See;
Im Mondenschein über'm Gewässer,
Ging's auch mit dem Freien nicht besser.

Da gab einst der Alte ein glänzendes Fest.
Verlobung! so riefen die Leute.
Im Park auf der Wiese, im fröhlichen Kreis,
Da rang man im neckischen Spiel um den Preis,
Und trieb unter Scherzen und Lachen
Viel thörichte, kindische Sachen.

Der Hausherr, bei Seite gerufen, erscheint
Nun plötzlich mit ernstem Gesichte.
Und als er darob von den Gästen befragt,
Bekennt er nach einigem Zögern, und sagt:
Im Wald hat der Försterjohn eben
Ein Ende gemacht seinem Leben.

Kaum ist seinen Lippen die Rede entfloh'n,
Da fällt auch Irene zu Boden.
Bestürzt eilt der Vater zu seinem Kind,
Es eilen die Gäste zu Hilfe geschwind,
Doch Keinem will es gelingen
Sie wieder zum Leben zu bringen.

Drei Tage lang lag sie, drei Nächte lang,
Man hielt sie dem Tode verfallen.
Doch endlich verlor sich des Starrkrampfs Macht;
Sie öffnet die Augen, doch als sie erwacht,
Nicht war es zum Leben, zum Lieben,
Ihr Geist war im Krampfe verblieben.

Verzweiflung im Herzen, der Freier schied.
Dem Vater bleichten die Haare.
Irene aber, sie ward wohl gesund,
Doch blieb ihr ein finsterer Zug um den Mund,
Nur die Augen, voll zaub'rischem Schimmer,
Sie leuchten und fesseln noch immer.

Sagt, wollt Ihr nun frei'n um das Grafenkind?
Es wäre da Ruhm zu erwerben.
Sie Liebe lehren, die nimmer geliebt,
Sie lächeln machen, die immer betrübt,
Wer's kann, wär' ein Held, ein Bezwinger.
Und der Preis? Er ist kein geringer.

Ihr schweigt? Ihr senket so traurig das Haupt?
Hat, was ich erzählt', Euch mißfallen?
„Nein Freund! Ich danke für diesen Bericht;
Irene's Herz aber verläumdet nicht!
Kein Dichter vermöchte zu sagen,
Das Liebesleid, das sie getragen!

Ludwig Ißleib.

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleider-Trachten bis zum Schluße des 16ten Jahrhunderts.

Von Anton Ritter von Gallenstein.

Die profane (bürgerliche, Privat-) Kleidung.

(Fortsetzung.)

Diener und Knechte trugen jetzt seidene Kleider und, was das Lächerlichste war, man ließ die Aermel nur bis an den Ellbogen reichen, über die Hand aber eine „Flentsche" gleich einer Fahne herabhängen. Es waren dieß die sogenannten „gezattelten" Aermel, deren untere Hälfte kurz war, und nur bis zum Ellbogen reichte. Die obere Seite des Aermels bestand dagegen aus mehreren übereinander liegenden Reihen langer, schmaler, an den Rändern gewöhnlich verzierter Lappen, „Zatteln" genannt.

Diese Zattelreihe war so lang, daß sie häufig über die Hand bis auf den Boden hinabhing. Auch am Kleide selbst und an der Kopfbedeckung trug man solche Zatteln, vom Gürtel bis zu den Knieen niederhängend.

Auch das „Mi-parti", — das in zwei ungleiche Farben getheilte Beinkleid, wurde im 14. Jahrhunderte nochmals aufgenommen. Hiezu kam gegen das Ende dieses Jahrhunderts die bis zur tollsten Ausartung getriebene Verlängerung der schon seit dem 12ten Jahrhundert gebräuchlichen Schnabelschuhe, welche endlich in einer Länge von mehr als zwei Fuß über die Zehen hinausragten und so selbst im Gehen sehr hinderlich waren.

Die geschnäbelten Schuhe und Stiefel waren zugleich von rother, blauer und grüner Farbe; man stopfte die Schnäbel mit Werg aus, und besetzte sie an den äußersten Spitzen mit kleinen goldenen oder silbernen Kettchen, womit man sie etwas an sich ziehen und über den Knieen befestigen konnte; hienebst behing man sie mit klingenden Schellen, um die Nahenden darauf aufmerksam zu machen.

Nebst den Schnabelschuhen kamen auch noch stelzenartige Schmutzschuhe allgemein in Gebrauch, welche an der Sohle vorne unter der Fußschaufel und am Absatze ziemlich hohe hölzerne Pflöckchen oder Stöckel befestiget hatten und damals freilich oft sehr nothwendig gewesen sein mochten, da die Städte noch kein Straßenpflaster hatten.

Die Schnabelschuhe waren eine so vorzugsweise beliebte Tracht, daß sie sich, bei dem damaligen langsamen Wechsel der Mode, noch durch länger als ein Jahrhundert hielten.

Die Ritter legten ihre Schnabelschuhe selbst in Gefechten nicht ab, so, daß in der Schlacht bei Sempach im Jahre 1386 die Kämpfenden sich die Schuhschnäbel abhauen mußten, um von den Roßen kommen zu können.

Auch in unserem Heimatlande Kärnten gaben die Schnabelschuhe damals Veranlassung zu einem tragikomischen Ereignisse:

Die Brüder Konrad und Friedrich von Auffenstein belagerten die dem Herrn von Ungnad gehörige Veste Waldenstein.

Unerwartet wurden sie von den Entsatzes-Truppen überfallen, welche die ungarischen Grafen von St. Georgen der belagerten Burg zuführten, und mußten ihr Heil in der Flucht suchen.

Da war es aber mit ihrem Fortkommen übel berathen; denn die Schnabelschuhe ihrer Reisigen verhingen und verklammerten sich überall, so zwar, daß sie genöthiget waren, die Schnäbel abzuhauen

und die ihnen nachkommenden Feinde deren mehrere Schäffel aufsammelten und als Siegeszeichen davon trugen.

Aber alle Unbequemlichkeit und selbst solche widerwärtige Folgen vermochten eben so wenig die Beliebtheit dieser häßlichen Fußbekleidung zu beeinträchtigen, als dieß durch die weltlichen und geistlichen Gesetze gelang, die man wider dieselbe ergehen ließ, wie ein solches noch im Jahre 1473 in Nürnberg erschien.

Das weibliche Geschlecht betheiligte sich im Ganzen viel weniger an diesen Verirrungen des Geschmackes. Die Ursache hievon mochte wohl zum Theile auch in der Zurückgezogenheit gelegen haben, zu welcher die Sitte der damaligen Zeit die Frauen verurtheilte, die ihnen nur selten Gelegenheit bot, in festlichem Staate sich öffentlich sehen zu lassen.

Nicht so fremd aber blieben sie einer neuen Abentheuerlichkeit, welche um die Mitte des 14ten Jahrhundertes in Schwung kam, der sogenannten Schellentracht, welche darin bestand, daß man an einzelnen Theilen und Säumen der Kleider, um den Hals, um die Hüften, am Gürtel, an den Wehrgehängen, ja sogar an ritterlichen Rüstungen ganze Reihen hellklingender Schellen, zum Theile an kleinen Kettchen hängend, trug.

Diese ausschließlich deutsche Mode war in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhundertes als eine Auszeichnung der vornehmsten Stände nur in den höchsten Klassen eingebürgert.

In einer alten Beschreibung des Turniers, welches im Jahre 1326 in Göttingen gehalten wurde, heißt es: „Es waren auch da viel Weiber und Jung„frauen, so zu schauen waren angekommen. Die wa„ren sehr heftig schön geziert mit herrlichen Pur„purkleidern und mit klingenden goldenen und silber„nen Gürteln, Borden und langen Röcken, die gin„gen alle: schnurr, schnurr, — kling, kling."

In die Städte scheint die Schellentracht erst im Anfange des 15ten Jahrhunderts eingedrungen zu sein; aber auch hier blieb sie nur bei den vornehmeren und reichen Bürgerklassen stehen.

Im Jahre 1432 verheirathete in Nürnberg ein Bäcker seine Tochter an einen Fleischer. Die Braut trug am Hochzeitfeste den Gürtel mit goldenen und den Rock mit silbernen Schellen geziert. Das Kleid des Bräutigams war statt mit Knöpfen mit silbernen Schellen besetzt, und auch die Gäste hatten so viele Schellen an sich, daß man vor dem Geklimper die Glückwünsche gar nicht vernehmen konnte.

Das im Besitze des Geschicht-Vereines befindliche altdeutsche Gemälde, welches die Weihe des ersten Großmeisters des ritterlichen St. Georgs-Ordens von Millstatt, Johann Sibenhürter, durch Papst Paul den II. im Jahre 1468 darstellt, und die gleichfalls dem Vereine gehörigen, aus dem 15ten Jahrhunderte herrührenden Bilder mit der Legende des hl. Veit versinnlichen die Trachten der damaligen Zeit in getreuester Weise.

Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts kamen die Schnabelschuhe allmählig aus der Mode, aber nur um der Ausgeburt eines entgegengesetzten Ungeschmackes Platz zu machen.

Man fing jetzt an so breite, plumpe Schuhe zu tragen, daß man sie vorne ausstopfen mußte und allgemein nur die „Bärentatzen" nannte.

Zur vollendeten Schönheit eines solchen Schuhes gehörte noch, daß er am Absatze so schmal als möglich war.

Die Größe des Schuhes mußte übrigens mit der Vornehmheit des Trägers in gleichem Verhältnisse stehen, und wahrscheinlich kommt von diesen breiten Schuhen die jetzt noch übliche deutsche Redensart: „Auf einem großen Fuße leben."

Eine namentlich in der Bürgerklasse allgemein verbreitete Männertracht in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war die „Schaube", ein bis an die Kniee reichender faltiger Ueberwurf, welcher sich mit geringen Veränderungen auch noch durch das 16te und im 17ten Jahrhunderte erhielt.

Man trug die Schaube ärmellos, vorne geschlossen und nur mit Armlöchern versehen oder auch wohl an beiden Seiten offen, in Form der Casula (des jetzt gebräuchlichen Meßgewandes). In diesen beiden Formen mußte sie beim Ankleiden über den Kopf gezogen werden.

Später hatte man Schauben, welche vorne offen und zuzuknöpfen und mit langen weiten Aermeln versehen waren und sonach beiläufig die Form der heutzutage üblichen Blousen hatten.

Ueber das Haar trugen im fünfzehnten Jahrhunderte Männer und Frauen gestrickte Hauben oder Netze, welche „Calotte" genannt wurden und nicht selten aus Goldschnüren oder goldgestickt waren.

Bei den Frauen der höheren Stände war ein turbanartiger Kopfputz sehr beliebt, ein breiter Wulst, mit einem farbigen, schleierartigen Tuche umwunden, welches über dem Nacken mehr oder minder herabfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatliche Chronik.

(Aus der Provinz.) Spittal den 2. September. Ueber die Zeit des Ausbaues d r hiesigen Burg kannte der Referent wegen Mangel von Urkunden aus der Besitzzeit der spanischen Salamanca, Grafen von Ortenburg, nichts Quellenmäßiges auffinden; nur steht es nach der Ueberlieferung fest, daß dieselbe Ende der ersten Hälfte des 16ten Jahrhundertes ausgeführt wurde. Die Details dieses Baues und der inneren Ausstattung dieser Burg, welche im Jahre 1598 die Ehre hatte, die Erzherzogin Maria aufzunehmen, währernd fast 70 Jahre später, nämlich im Jahre 1666, die Kaiserin Margaretha aus uns unbekannten Gründen im Schlasse zu Ortenburg, welches also damals noch bewahnbae war, ihr Absteigquartier nahm, wogegen unsee a. h. regierendes Kaiserpaar im Jahre 1856 am 5. September in der Spitaler Burg übernachtete, haffen wir ein andermal liefern zu können. Nach sei es gegönnt, zu bemerken, daß sich bei der Kirchenrenovirung, wa alle vorfindigen Denksteine beachtet wurden, über die Salamanca kein salcher varfand, obwahl im Texte bee Ansichten aus Kärnten angegeben wird, daß laut einer Grabschrift an der inneren nördlichen Kirchenwand zu Spittal Graf Gabriel den 8 August 1532 zu Regensburg am Reichstage starb. Entweder ist dieser Grabstein vor 30 Jahren weggekammen, aber er ist nur als dart in einee früheren Zeit bestehend, nach der Angabe Spenner's aufgenammen worden. Ebensa wenig war man sa glücklich, die Gruft, in welcher der Sage nach die berufene letzte Gräfin Salamanca, an dem Sarge ihres früh verblichenen Sohnes sitzend, angetraffen warden sein sall, aufzufinden; nur sa viel läßt sich als Thatsache erwähnen, daß unfern der Stelle, wa sich diese Gruft befunden haben sall, bei Hinwegräumung der Kirchenstühle und des Halzbadens eine ziemliche Vertiefung in der darunter liegenden Erdschichte sich zeigte, welche vermuthen läßt, daß dart eine Gruft bestand, welche möglicher Weise die Ueberreste der Salamanca und ihres Sahnes einschlaß, aber durch Hinsinken des Gewölbes verschüttet wurde.

Was die Restauration unserer Pfarrkirche anbelangt, sa ist selbe eine totale zu nennen, da sie sich beinahe auf alle Bestandtheile derselben, sawahl im Innern als Aeußern erstreckt, mit Einschluß des Kirchthurmes, welcher nun verputzt, dessen Dach ausgebessert, mit Oelfarbe angestrichen, der Knopf und Engel an der Spitze desselben neu vergoldet wurde.

In der Kirche wurde, mit Ausnahme des Taufsteines, Alles neu hergestellt, nämlich: 3 Altäre, wovan der Hochaltae im gothischen, die 2 Seitenaltäre im byzantinischen Style; die Kanzel im gathischen Style, die Orgel mit 12 Registern und einer Phisharmanika, im Spieltische angebracht, mit einer Claviatur als zweites Manual, ein Werk des Matthäus Mauracher, Orgelbaumeisters in Salzburg, ferner 6 Spitzbogenfenster aus Untersberger Marmae, wovan 5 im Presbyterium, 1 im Musikchor mit Glasmalerei. Die übrigen in der Kirche befindlichen Fenster sind van mit Arabesken gezierten Muslingias. Das Speisegeländer ist nach einer sehr schönen gathischen Zeichnung gefertigt, dessen Fuß- und Brustgesimse, sa wie Seitenpastamente van roth und weiß gefleckterm, die Mittelstücke aber jedes aus einem einzigen Stein van weißem Untersberger Marmar. Es zeichnet sich sewohl durch die Schönheit des Materials als wie durch die Gediegenheit und Reinheit der Arbeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt, sa wie durch die äußerst genaue Versetzung aus; dasselbe gilt van der aus gleichem Material ausgeführten Mensa des Hochaltars sammt den Antrittsstufen, wovon die obere mit drei verschiedenen Marmararten, als roth und weiß geflecktem, lichtgrauem, und weißem Marmar, eingelegt ist. Ferners wurden die Kirchthüren-Pfasten und das Steinpflaster aus weißen und grauen Steinen van Tiffen bei Feldkirchen ganz neu hergestellt. Das Presbyterium und die Seitenkapellen wurden palychramisch ausgemalt, und der lichtblaue Grund am Gewölbe des Presbyteriums mit Galdsternen geziert; der übeige Theil der Kirche größtentheils einfärbig gehalten. Die Malerei wurde von Adolph Keilgruber in Brunnecken ausgeführt, welcher wegen seinee Arbeit alles Lab verdient.

Der Kunstwerth des Hochaltars: den „englischen Gruß" plastisch ausgeführt varstellend, besteht in der treuen Darstellung der schönen gothischen Formen, in der Feinheit des Schnitzwerkes, in den größtentheils recht gut gelungenen 12 größern und kleinern daran angebrachten Statuen, welche van den Bildhauern Egger und Futsch in Lienz und Renn in Imst verfertigt wurden, wavan einige derselben sich durch die meisterhaft ausgeführte Draperie, sa wie durch geschmackvalle und reiche Fassung auszeichnen. Diesen Hochaltar lieferte Josef Stander, Altarbauer in Innichen, welcher für seine gelieferte Arbeit volle Anerkennung verdient. Die Kanzel, vam Fuß bis zue Spitze derselben etwa 30 Fuß hoch, van dem eben genannten Meister beigestellt, zeichnet sich wie der Hochaltar durch den reinen gothischen Styl, die Feinheit des Schnitzwerkes und durch 5 recht schön gearbeitete Statuetten: die 4 h. Evangelisten in der Mitte der Kanzel, aben der auferstandene Heiland, aberhalb des Schallbeckels angebracht, besanders gut aus. Es ist noch zu erwähnen, daß die Blank- und Mattvergolbung, sowohl an dem Hochaltar wie an der Kanzel, meisterhaft ist.

Die zwei Seitenaltäre, von Josef Obbrugger in Leisach bei Lienz verfertigt, haben recht schön gearbeiteten Imitations-Marmar und schöne Altarbilder, wavan das eine Christus am Kreuze und die h. Magdalena den Fuß des Kreuzes umfassend, das andere die h. Familie verstellt, beide van Franz Wurm, Maler in München, gefertigt. Besonders schön sind die 2 beim Altare der h. Familie angebrachten, meisterhaft geschnitzten 5' 9" hahen Statuen: Joachim und Anna varstellend, sie sind Kunstwerke des Bildhauers Wörmen in München.

Die früher erwähnten sehr schönen Steinmetzarbeiten in Marmar wurden von Joseph Haßlauer, Steinmetzmeister in Salzburg, geliefert. Die zweckmäßige, zue vollen Zufriedenheit ausgeführte Restaurirung der Mauerwerke, hat Peter Glanber, Baumeister in Friesach, besorgt.

Diese gründliche Restaurirung der Pfarrkirche, deren Kosten sich auf circa 26.000 fl. Oe. W. belaufen, war ein sehr schreiendes Bedürfniß, da selbe sehr alt ist, und vermöge der am Bogen des Charabschlusses angebracht gewesenen Inschrift schon im Jahre 1307 renovirt worden ist; überdieß durch Feuersbrünste, von denen die letzte im Jahre 1797 stattfand, sehr viel gelitten hat.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 38 **Sonnabend, den 19. September** **1863.**

Ein Besuch im Acclimatisirungs-Garten in Paris.

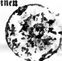
Von Dr. J. G. in Graz.

Thiergärten sind eines der großen Schlagworte der Neuzeit geworden. Wenn die österreichische Metropole in der jüngsten Vergangenheit mit der Herstellung eines Thiergartens im Prater sich beeilte, so hat sie damit nur einer dringenden Forderung der Zeit Rechnung getragen und damit für die Monarchie eine Ehrenpflicht erfüllt; denn nicht bloß in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland war man seit einem Decennium bemüht, an namhaften Punkten wie Frankfurt a. M., Köln, Hamburg, Berlin, Dresden zoologische Gärten zu errichten oder wie in Leipzig und Hannover solche anzubahnen. Und in der That gibt es kein mächtigeres Vehikel für die Belebung, Verbreitung und Verallgemeinerung der Thierkunde sowohl von der rein-wissenschaftlichen als von der praktischen Seite dieses Studiums. Im Gegensatze zu den stehenden und wandernden Menagerien, wo die Thiere unerbittlich in enge Räume eingepfercht unter Verhältnissen leben müssen, daß sie dem Auge des Beschauers selten mehr sind als bloße Schatten ihrer Ursprünglichkeit, Jammergestalten, die höchstens durch den Reiz der Neuheit ihres Namens fesseln, erfüllt der zoologische Garten nach Möglichkeit alle jene Bedingungen, die als Aequivalent für das freie Thierleben geboten werden können. In der Zuweisung von entsprechenden Räumlichkeiten, der gehörigen Vertheilung von Licht, Schatten und Feuchtigkeit, so wie im ergiebigen Schutze gegen die Temperaturschwankungen unserer Klimate findet das Thierleben der verschiedenen Welttheile und Zonen eine sichere Gewähr für die Entwicklung und Erhaltung seiner Existenz.

Aber nicht bloß in der Behauptung einer gewissen ziffermäßigen Höhe und Mannigfaltigkeit der innerhalb seines Gebietes gepflegten Thierformen besteht die Aufgabe eines solchen Gartens, sondern auch darin, dem menschlichen Haushalte neue Hausthiere zuzuführen, der Industrie und dem Handel neue Quellen zu eröffnen und zwar auf dem Wege der Acclimatisirung (im weiteren Sinne des Wortes). Diese besteht, wie sich das trefflich redigirte Organ der zoologischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. („der zoolog. Garten") sehr bündig ausdrückt, aus drei Stufen: „1. der Angewöhnung des Thieres an unser Klima, oder Acclimatisirung im engern Sinne; 2. der Fortpflanzung in der Gefangenschaft und zwar in mehreren Generationen hintereinander, und 3. in der eigentlichen Angewöhnung des Thieres an den Menschen, seiner Zahmheit." Dieß ist nun die ausschließliche Bestimmung des neuen, mit den großartigsten Mitteln geschaffenen Acclimatisations-Gartens im Boulogner Wäldchen bei Paris.

Im Jahre 1854 wurde zu Paris unter dem Protektorate des Kaisers Napoleon und der kaiserl. Familie, von den ersten Kapacitäten der Wissenschaft und Aristokratie die „Société impériale zoologique d'acclimatisation" gegründet. Um ihre Lehren und Principien in Ausführung zu bringen, errichtete die Gesellschaft zu Grenoble und Nancy, so wie in der Auvergne (départ. du Cantal) Versuchsstationen, namentlich für Bergthiere. Bald genügte dieß nicht mehr. Man gelangte zur Ueberzeugung, daß nur Versuche im großen Maßstabe, die im Mittelpunkte des Reiches und am Sitze der Gesellschaft angestellt würden, auch zu großen Resultaten führen könnten und erließ einen Aufruf zur Subskription für ein Kapital von 1 Mill. Franks, die in 4000 Aktien getheilt, mehr als zur Hälfte von den Mitgliedern der Gesellschaft gezeichnet worden waren. Die Stadt Paris überließ 1858 auf 40 Jahre 15⅞ Hektaren von dem zu ihrem Eigenthume gehörigen Bois de Boulogne, welche Schenkung später der Kaiser auf 20 Hektaren erweiterte. Rasch ging man im Juli 1859 an die Ausführung und nach 15 Monaten rastloser Thätigkeit war die Arbeit vollendet, so daß der Garten am 6. Oktober 1860 feierlich mit der Anwesenheit des Kaisers und der Mitglieder der Akademie eröffnet werden konnte.

Der Jardin d'acclimatation liegt im nördlichen Theile des Bois de Boulogne und hat im Allgemeinen



die Gestalt eines von West nach Ost liegenden, gestreckten Ovals. An der östlichen (zugespitzten) und der Stadt zugekehrten Seite liegt der Haupteingang, an der entgegengesetzten westlichen (stumpfern) Seite ein zweiter Eingang gegenüber der Porte de Neuilly. Er wird von einem mit sehr sanft geneigten Gehängen versehenen Thälchen gebildet, dessen Mitte ein Bach einnimmt, der sich stellenweise zu Bassins erweitert und in dem sich allerlei geschwätziges Federvolk herumtummelt. Treten wir durch den Haupteingang ein, und wenden uns zum nördlichen wärmeren Gehänge, an welchem besonders Thiere, die an mildere Temperaturen gewöhnt sind, sich befinden. Wir sehen hier nach dem die Bureaux und Magazine enthaltenden Gebäude die große Seidenraupenerei (Magnanerie). Nebst der Zucht des gemeinen Maulbeerspinners werden hier Versuche der Acclimatisirung vieler neuer Arten aus Asien und Amerika angestellt. Die Einrichtung ist eine derartige, daß man die Thiere beobachten kann ohne sie zu stören. Das Gebäude wird ringsum von solchen Baumgruppen umgeben, deren Blätter für die Zucht das nothwendige Nahrungsmaterial liefern. Dem Gebäude gegenüber dehnen sich die Plätze für die Stelzenvögel (Störche, Reiher, Schnepfen, Kraniche, Kibitze u. s. w.) mit eigenen Bassins aus; anschließend daran die Räume für den afrikanischen und amerikanischen Strauß (Nandu) sowie für den Casuar (Emu) aus Neuholland. Auf diese folgen das große Vogel- und das Hühnerhaus, Ersteres mit 21 Abtheilungen und 2 Drahtpavillons als Krankenstuben, Letzteres mit 31 Einfassungen. Dieses ist halbkreisförmig und besteht eigentlich aus einem großen Monolithen von Coignet cement, der jede Feuchtigkeit abhält und wegen gänzlichem Mangel an Poren auch keine Insekten zuläßt. Beiläufig gegen die Mitte des Gartens erblickt man ein aus 10 Verschlägen bestehendes Gebäude, das größern Säugethieren gewidmet ist. In demselben befinden sich die aus der hohen Tartarei stammenden, zwischen Pferd und Esel stehenden Dschiggetai's, die Yak's oder pferdeschweifigen Ochsen von Thibet, Zebra's und Quagga's aus Südafrika, ein sehr zahmer, südamerikanischer Tapir, hinterindische Zebus oder fetthöckerige Ochsen u. A.

Indem wir uns gegen die linke oder Südseite des Gartens wenden, schreiten wir am Bienenhaus vorüber und gelangen zum Aquarium, einer Anstalt, die bis jetzt einzig in ihrer Art ist und das Londoner im Regents-Park weit übertrifft. Es besteht aus 14 Trögen von beiläufig 6' Höhe und 3' Breite, die reihenweise an der einen Wand des sonst dunklen Saales so angebracht sind wie Fensterräume. Von den 6 Seiten eines jeden solchen Behälters werden die untern, rechte und linke, wie die rückwärtige (Außen-) Seite von schwarzen Schieferplatten, die vordere (Inner-) Seite aber durch eine starke Glasplatte gebildet, während die obere Seite frei ist und vollen Lichtzutritt gestattet. Am Grunde der mit süßem oder Meereswasser gefüllten Tröge liegt eine Sandschichte mit hübsch geordneten Steinen, deren Höhlungen für die Thiere Aufenthaltsorte und Verstecke bilden. Sie werden durch eine an der Rückseite des Gebäudes aufgestellte Druckmaschine beständig mit frischem Wasser versehen und es gewährt nicht bloß dem Laien, sondern auch dem Manne der Wissenschaft eine Fülle von Naturgenuß und Belehrung, wenn man Thiere, die man bisher bloß dem Namen nach oder in verblaßten Weingeist-Exemplaren kannte und wegen der Unzugänglichkeit ihrer Wohnorte nicht beobachten konnte, nun ungestört in ihrem Thun und Treiben zu belauschen im Stande ist. Von den 14 Behältern sind die ersten 4 nur Bewohner des süßen Wassers, verschiedenen Fischen, Fluß- und Mießmuscheln gewidmet, während die folgenden 10 ausschließlich Meeresthiere enthalten. Nr. 5 und 6 sind bestimmt für Actinien oder Seeanemonen, sackförmige, lederartige freie Weichthiere, deren Mund von einem zahlreichen in den herrlichsten Farben prangenden Fühlerkranze umgeben ist; Nr. 7 enthält Stachelhäuter (Seeigel und Seesterne); Nr. 8 schöne Röhrenwürmer und Korallen, in Nr. 9 und 10 erblickt man eine reiche Suite von Krebsthieren verschiedenster Gestalt; unter diesen die durchsichtigen Steuerkrabben, in deren Körper man die Erscheinungen des Blutumlaufes und der Verdauung beobachten kann; ferner der merkwürdige Einsiedlerkrebs, welcher, um seinen weichen, wehrlosen Hinterkörper zu schützen, das erste leere Schneckenhaus als herrenlose Wohnung in Beschlag nimmt. Nr. 11 und 12 sind bevölkert theils von schalentragenden Weichthieren, wie Austern, Napfschnecken u. A., theils von nackten Kopffüßlern, wie Tintenfische, Kalmare u. dgl. In den beiden letzten Abtheilungen sind nur Meeresfische untergebracht. Im Gebäude befindet sich ferner noch ein besonderer Apparat für künstliche Fischzucht in Thätigkeit.

Zwischen dem Aquarium und dem die Mitte des Gartens bezeichnenden Gewässer dehnen sich die Gebäude für die Lamas, Antilopen und Hirsche aus, die von mehr als 60 mit einem festen Gitter umschlossenen und überall freie Aussicht gewährenden Wildgehegen umgeben sind. Zwischen dem Antilopenhaus und dem der Lamas erhebt sich noch ein künstlicher

Fels, der an der Basis durchbohrt einen höhlenartigen Durchgang mit Sitzen für die Spaziergänger bietet. Er dient den afrikanischen Wildschafen und Mouflons, die in ihrem Vaterlande felsige Gebirge lieben, zum zeitweiligen Aufenthalte. Schließlich sei noch des schönen Glashauses gedacht, das gleich beim Eintritte durch den Haupteingang zur Linken liegt. Dieses früher im Dorfe Villiers der Pariser Bevölkerung unter dem Namen palais des fleurs bekannt und seither bedeutend vergrößert und verschönert, dient als Wintergarten und wurde nebst mehreren kleineren Glashäusern, die zum Unterhalte von Pflanzen im Großen bestimmt sind, durch eine besondere Subskription erworben. — Uebrigens sind durch den ganzen Bereich des Gartens an geeigneten Stellen schöne Blumengruppen angebracht, die dem Auge angenehme Ruhepunkte gewähren.

Nach dieser dürftigen Skizze der Einrichtung des Gartens kehren wir zur Acclimatisations-Gesellschaft zurück. Um ihr Ziel (Erwerbung nützlicher oder zur Zierde dienender Thiere und Pflanzen) mit sicherem Erfolge zu erreichen, hält die Gesellschaft es für eine Nothwendigkeit, nicht bloß direkt in ihrem Kreise Versuche anzustellen und Erfahrungen zu sammeln, sondern sie vertheilt auch Materialien an ihre Zweiggesellschaften und Private, stiftete außerordentliche Preise und Prämien bis zu 2000 Frcs. um sich so auch die Mitwirkung Auswärtiger zu sichern. Selbst für die Wärter sind eigene jährliche Prämien im Betrage von 100 — 200 Frcs ausgesetzt; denn es läßt sich nicht läugnen, daß eine verständige Pflege und liebevolle Behandlung der Thiere die Erreichung des Zieles wesentlich fördert.

Die vorzüglichsten Resultate, welche die Gesellschaft seit der kurzen Zeit ihres Entstehens erzielt hat, sind die Zähmung und Kreuzung des Dschiggetai mit Pferd und Esel, die Acclimatisirung und Kreuzung des Yak mit einheimischen Rinderracen; die Produktion einer eigenen Merinoschafrace mit Seidenwolle (Graux de Mauchamp), welchen Stoff die französischen Industriellen mit dem Namen der einheimischen Cachemirwolle bezeichneten; ferner die Einführung und Vervielfältigung von Angoraziegen, der Lamas, Alpacas und Guanacos in der Auvergne. In der Klasse der Vögel ist besonders hervorzuheben die Fortpflanzung des afrikanischen Straußes und des neuholländischen Casuars, so wie die reichliche Reproduktion der kalifornischen Wachtel und des Felsenhuhns (Perdrix petrosa) in den Staatswaldungen. Eine Menge anderer nützlicher oder Ziervögel sind bereits acclimatisirt oder befinden sich am Wege dazu. Von den Fischen nennen wir besonders die glückliche Einführung des europäischen Karpfen und der Schleihe in den Gewässern der Provinz Constantine (Algerien). Wenn auch noch lange nicht abgeschlossen, so versprechen doch die Versuche sehr wichtig und folgenreich zu werden, die man mit der Einführung der vielen neuen Seidenspinner und neuer exotischer Kulturpflanzen anstellt. Die landwirthschaftlichen und Industrieprodukte, welche die Gesellschaft in London 1862 ausgestellt hat, zeugten glänzend von ihrer Thätigkeit und von der berechtigten Hoffnung zu den großartigen Resultaten ihrer Zukunft.

Zwei neue archäologische Funde.

In der Kirchenmauer zu Tiffen sind in der neuesten Zeit zwei, wahrscheinlich einem römischen Tempel zugehörende Steine gefunden und bloßgelegt worden. Der eine an der Westseite der Kirche eingemauerte Stein hat eine Höhe von 3' 9", eine Breite von 1', und zeigt im Relief den Gott Bacchus, in der rechten Hand tragend eine Weintraube, während die linke einen Stab hält, der auf der linken Schulter ruht und worauf rückwärts ein Brodkorb hängt. Die höhere kleine Figur stellt wohl eine Bachantin vor, aufgeschürzt ist ihr Kleid zum Tanze, in der rechten Hand hält sie einen Stab, in der linken eine Cymbel.

Der 2te Stein an der Südseite der Kirchenmauer ist 3' 4" hoch und 2' 1" breit. Die Figur im Relief scheint ebenfalls eine tanzende Bachantin zu sein, die zwei Schellen in den erhobenen Händen hält, mit denen sie zu accompagniren im Begriffe ist.

Diese beiden Findlinge deuten darauf hin, daß in Tiffen an der Stelle, wo später das Schloß gestanden, und jetzt die Pfarrkirche erbaut ist, ein Bacchustempel gestanden sein mag, was auch mehrere andere behauene Steine mit Arabesken, selbst das Kapitulum einer Säule — jetzt zu einem Weihbrunnensteine nächst dem Hauptthore der Kirche umgeschaffen — als eine römische Niederlassung beurkunden.

An der Südseite der Kirchenmauer, fest neben den oben erwähnten römischen Denksteine, befindet sich ein zweiter, wahrscheinlich aus späterer Zeit. Er enthält die Vorstellung, wie zwei Windhunde sich eines Hasen bemächtigen, der ihnen nicht mehr zu entlaufen vermochte, da die Hunde von entgegengesetzten Seiten auf ihn zurannten.

Dieser Stein führt mich auf eine eigenthümliche Erklärung der Bedeutung des Wortes „Tiffen“. In Pommern, so schreibt mir der Präsident des entomologischen Vereines zu Stettin, bedeutet Tiffen Hündinen. Ob Tiffen, das schon frühzeitig aus der Geschichte verschwindet, etwa vorzüglich ein Jagdschloß gewesen, das auf den Ruinen einer römischen Niederlassung sich erhoben? Seine Umgebung, besonders die sumpfigen Ufer des Ossiacher Sees, der einer Sage nach noch zu den Zeiten, als Hemma Gurk stiftete, bis über Buchscheiden herauf gereicht haben soll, eigneten Tiffen so wie Moosburg vortrefflich für ein Jagdschloß, wo man den Eber gleich zu Füßen wühlen sah, und das Geschrei des Wassergeflügels aller Art bis zu den Zinnen der Burg drang.

David Pacher.

Ich bin mir gleich geblieben.

Ich hab' geschworen einen Eid
Zutiefst in meiner Seele,
Daß sich allorten, allezeit
Mein Herz nur Dir vermähle.
Vorüber zogen Lust und Pein,
Vorüber Sturm und Sonnenschein —
Ich bin mir gleich geblieben.

Dir hat sich freudig aufgethan,
Was sich in mir entfaltet,
Da fingst Du zu verstehen an,
Was sich dort kühn gestaltet.
Ob ich gejubelt, ob gelacht,
Ob Tag mir worden oder Nacht —
Ich bin mir gleich geblieben.

Da riß die Kette, glutentflammt,
Die uns getreu umschlossen,
Sie haben mich verflucht, verdammt,
Verdächtigt und verstoßen.
Ob Fluch mir worden, ob Gebet,
Ob Liebe mich, ob Haß umweht —
Ich bin mir gleich geblieben.

Ich ruf' es kühn viel tausendmal:
Ich bin mir gleich geblieben,
In Scherz und Ernst, in Lust und Qual,
Im Hassen und im Lieben!
Das ist mir Trost in allem Leid
Mein Mädchen ja, ich hielt den Eid,
Ich bin mir gleich geblieben!

Heinrich Penn.

Einer Kunstsängerin.

Dieß ist der Tag der dich der Welt geboren!
O mögst du bald, der du gelebt, auch sterben
Und auferstehn'nd den Himmel dir erwerben
In einem Herzen, das dich auserkoren.

Doch fürcht' ich wohl, für immer abgeschworen
Hast du der Wahrheit, dieser klaren, herben,
Und eilst auf Tulpenpfaden in's Verderben,
Im Gaukelspiel der liebverwaisten Thoren.

Laß klingen dir in's Herz die Heimatglocken
Und aus des Busens stillem Heiligthume
Jag' aus den Kobold, daß er flieh erschrocken

Und dich nicht peitsche zu verfrühtem Ruhme.
Versuch es heut, wie Kinder zu frohlocken
Und nimm an Lorbeers Statt die Wiesenblume.

Fritz Pichler.

Bücherschau.

Zwei Dichterbücher.

(Ein Münchner Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart. A. Kröner 1862.
Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgegeben von Emil Kuh. Wien. Karl Gerold's Sohn 1863.)

Zwei Dichterbücher! Der Freund, der mir sie sandte, hat beide in einen einzigen Band zusammenbinden lassen, welcher nun ziemlich dick erscheint und einen gewichtigen Beweis dafür beibringt, daß trotz Gervinus die deutsche Poesie noch lustig fortblüht und fortklingt. Das Nebeneinander beider Bände fordert unwillkührlich zum Vergleiche auf, der interessant genug ist. Da fällt zuerst die fast gleiche Seitenzahl beider Bände auf, die der Zahl der Tage des Jahres entspricht, — fast das einzige, was an beiden gleich ist, da kein Dichtername sich in beiden zugleich findet.

Schauen wir uns zuerst die nationale Seite beider Dichterbücher an. Das Münchner Dichterbuch beginnt mit einem Bruchstück einer altdeutschen Sagen-

poesie „Hugdietrich's Brautfahrt" von Wilhelm Hertz; dann folgen Geibel's Erinnerungen aus Griechenland; weiter treten uns in Leuthold's Gedichten Bilder des Südens vor das Auge und schließlich führt uns Heyse's Rafael abermals nach Italien in ein Künstlerleben und dessen buntes Liebesabenteuer. Dazwischen hindurch klingt hie und da ein irgend welchen geschichtlichen Gegenstand behandelndes Gedicht, während auf der breiten Grundlage des Ganzen die lyrischen Blumen der Lebenslust, der Freude, der Liebessehnsucht und des Liebesschmerzes in buntem Gemenge blühen. Das Dichterbuch aus Oesterreich hingegen eröffnet mit Anastasius Grün's Fragmenten „Prinz Eugenius", führt uns in Konstant. Wurzbach's „Twardowsky" und Becks „Jadwiga" nach Polen und läßt uns unter Führung L. A Frankl's einen Ritt durch Palästina machen. Von den Alpen, wo Adolf Pichler seine Epigramme und Elegien dichtet und August Seuffert den Tauernfriedhof besingt, führt es uns herab in's ebene Land der bunten Lyrik, wo Hamerling's Germanenzug vorbeiwallt und Bauernfeld's arge blaue Teufel Mummenschanz treiben.

Jenes erste nennt sich bescheiden nur ein Münchner Dichterbuch und wer möchte daran zweifeln, daß Geibel nicht der rechte Mann sei, alle hervorragende Poeten dieser Stadt unter seiner Fahne zu sammeln und der Welt vorzuführen? Wir wissen zwar nicht, ob sich jeder derselben schon seine Spornen verdient habe, aber es zeigt sich ein gewisses Gleichmaß durch das ganze Buch, welches den Leser durch Form und Inhalt gleich anzieht und anmuthet. „Hugdietrich's Brautfahrt" liest sich in dieser Form ungleich leichter, als in Simrock's Uebertragung, wenn auch der eigenthümliche Duft des Alten verloren gegangen. Bei A. Fr. v. Schack geben wir dem letzten seiner Gedichte: „der Husar von Auerstädt" den Vorzug vor allen seinen lyrischen Poesien. Geibel selbst tritt uns in seinen „Erinnerungen aus Griechenland", zu deren Veröffentlichung er, freilich ohne es ahnen zu können, nicht die rechte Zeit getroffen, zunächst als Maler entgegen und läßt uns vollständig kalt. Denn Freiligrat's Gebiet ist nicht das seine; er ist zu sehr Lyriker, um ganz Maler zu sein und andererseits bewältigt er seine Stoffe nicht genug, um sich als jener Lyriker zu zeigen, der mit seinen süßen, dem Herzen so sanft schmeichelnden Klängen in seinen Gedichten und Juniusliedern uns so theuer geworden ist. Kann denn auch der schöne goldlockige Apollo mit der leichten Lyra je zum schwer gerüsteten gepanzerten Mars werden? Doch sieh! wir begegnen ihm später, S. 218, wieder in den seelenvollen Gedichten „Julin" und im „Frühling", in denen er den alten Zauber seiner Lyrik bewährt. Der „Dreiklang des Lebens", von M. Carriere, ist ernste Philosophie in das anmuthige Gewand der Lyrik gekleidet, wo Gedanke mit Gedanken in der Terzine sich verkettet, in feinster glatter spiegelheller Form, ganz wie es dem Genius des überall gekannten und geehrten Aesthetikers entspricht. Hierauf stellt sich V. J. Scheffel mit einigen launigen Gedichten ein, darunter mit einer Uebersetzung der Ode Horazen's ad Thaliarchum — oder vielmehr mit einer humoristischen Parallele zu derselben. W. Hertz tritt nun mit einigen Gedichten vor uns, in denen er anmuthend aber durchaus nicht genial der Liebe ewig Herzeleid besingt. Unter den wenigen Gedichten Bodenstedt's befindet sich ein sehr zeitgemäßes, betitelt „Völkerhaß", das wir allen nationalen Federwüthrichen in Oesterreich mit goldenen Buchstaben auf die Brust gebrannt wissen möchten. Namentlich die Stelle:

— Der Vorurtheile tiefe Kluft
Trennt Volk von Volk. Wie Gras auf beiden Seiten
Wuchert die Thorheit, die das Fremde meidet.

Doch hohe Bäume ragen durch die Luft,
Die Zweig' und Krone sich entgegenbreiten
Der Kluft nicht achtend, die die Wurzeln scheidet.

Julius Große singt uns sein Liebesglück und malt uns ein Bild, wie es gewesen wäre, hätte Faust seinem Gretchen Wort gehalten und sie zur Frau genommen. Mit Melchior Mayr sind wir unzufrieden; denn er bietet uns nur Ein hübsches Gedicht: „An Cornelius". Nach Schrott, Lichtenstein und Beilhack bietet uns Dahn Dahn erzählende Gedichte; in Leuthold's Poesien spricht uns besonders das „Fragment aus Sicilien" an, in welchem eine späte aber liebliche Blume auf Platen's frühes Grab gelegt wird. Nun aber begegnen wir Hermann Lingg, der in neuester Zeit zuerst wieder ein reelles Element in unsere in Liebesgefühl verschwommene Lyrik eingeführt hat. Gleich im ersten Gedichte ringt er einer alten Römerstraße alle ihre poetischen Geheimnisse ab, und lauscht im letzten auf die Tonschwingungen des Telegrafendrahtes. Lingg muß ein greifbares äußeres Objekt haben; dann weiß er es immer zu erfassen und poetisch zu gestalten; weniger glücklich ist er im dichterischen Ausdruck eigener Empfindungen, die ihm leicht in Worte verschwimmen. So ist sein „Akelei" wohl wenig mehr als eine Versspielerei für eine poetische Botanik; viel kräftiger aber klingt sein Lied vom „Bauernkrieg" und jenes, das er die „Fortuna", eine kleine Kanone aus dem 15ten Jahrhundert, singen

läßt. Lingg ist aber zurückhaltend; wie steht es denn um sein lange versprochenes Epos? — In dem darauf folgenden Hans Hopfen begrüßen wir einen echten Dichter. Sein Cyklus I — XIV. liest sich wie ein kleiner Roman und stößt uns Unwillen ein gegen das treulose Weib, das zu Spiel und Tanz führt und im rothen Mohnkranze ihres Haargeflechtes den Schlummer der Nächte ihres Dichters trägt. Ein ernstes historisches Gemälde rückt er uns vor Augen in seiner Schilderung, wie Dieterich's Palast von den Pavesen verbrannt wird (1025) und zeigt sich als echter alter Baier in seiner etwas langstrophigen „Sendlinger Bauernschlacht". Paul Heyse zeigt sich am Schlusse auch hier in „Rafael. Ein Gedicht" als gewandter Novellist in Versen. Die Erzählung liest sich in ihren wohlgebildeten Versen und interessanten Scenen recht angenehm.

Das Dichterbuch aus Oesterreich stellt sich uns dar mit dem Namen des Herrn Emil Kuh. Es war von ihm ein eben so lobenswerthes als gewagtes Unternehmen, dem eigenen Namen so große Anziehungskraft zuzutrauen, um alle deutschen Dichter Oesterreich's zu sammeln; indessen ist nicht zu verkennen, daß es ihm gelungen ist, Material zu einem ansehnlichen Bande und die bedeutendsten Namen zu gewinnen. Der Kreis, in dem sich die hier gebotenen Dichtungen bewegen, ist ein viel größerer, als jener des Münchner Dichterbuches; aber dafür fehlt ihm das still-Heimische, das Traute und Anziehende. Anastasius Grün gibt uns vier Fragmente des Prinzen Eugenius mit dem ganzen oft zauberhaften Bilderreichthum, der diesen Dichter vor Allen charakterisirt; welch' prachtvolles Stück Poesie ist nicht das vierte: „der Adler. 1809"? Darauf folgen Elegien und Epigramme von Adolf Pichler, dem einzigen hier vertretenen Tiroler, dem hier zu begegnen wir uns wundern. Denn die Vertreter der Wiener Belletristik haben es nie verstanden, die jungen Kräfte der österreichischen Alpenländer zur Reichshauptstadt heranzuziehen. Namentlich Tirol wurde von denselben stets ignorirt und eben darum befremdet uns Pichler's Erscheinung in diesem Kreise. Seine Epigramme verrathen die bedeutendste ursprüngliche Kraft, zum Theil auch Verbitterung, die sich in den schmerzlichsten Stichen und Hieben Luft macht. Ein lustiger Druckfehler, gleich Uhland's berühmtem: „Leder sind wir u. s. w." ist gleich auf der ersten Seite unterlaufen im Verse: „Syrischer Salben Gedüft spendet der nordische Speck (statt Spelt)". Wurzbach macht mit seinen zwei Fragmenten aus „Twardowsky" oder dem polnischen Faust in uns den Wunsch rege, bald auch das Ganze zu erhalten. Hamerling verherrlicht in idealem Flug die Urgeschichte der Germanen; im Süden lebend mochte er um so mehr dazu angeregt werden, als die alten Germanen von den modernen italienischen Schriftstellern meist nur als „stinkende Barbaren", die nur nach Römerblut und Raub lechzen, behandelt werden. Unter den darauf folgenden vermischten Gedichten, meist reflektirenden Inhalts, fällt uns besonders auf: „die Mönche von Johannisberg" von Bernhard Scholz; ist auch die Form nicht fehlerfrei, so ist doch der darin herrschende Ton echt humoristisch und natürlich und die Schilderung trefflich und gemessen. Auch vom Herausgeber finden sich einige Gedichte, die mitunter etwas gar zu liebesselig lauten, aber doch einen hübschen Gegensatz bilden zu den Dichtern, die in beiden Bänden ihr Liebesunglück bejammern. Auch Grillparzer hat es nicht verschmäht, zu den poetischen Gaben seiner jüngern und jüngsten Zeitgenossen ein anziehendes Bruchstück aus seinem leider unvollendeten Drama „Esther" zu gesellen. Ehre dem greisen Dichterfürsten Oesterreich's! Möge sein Lebensabend ihn noch recht viele freundliche Sonnenblicke heitern Glückes schauen lassen und eines jeden Dauer zum Jahre werden! Auch Hebbel stellt sich mit einigen Gedichten, worunter „Herr und Knecht" ganz seiner Richtung entspricht, und mit einigen Epigrammen ein. Gar arg aber sind Bauernfeld's Xenien:

— — — — — — es ist kein Zweifel,
Ihn plagen die bösen blauen Teufel!

Mit dem schärfsten Humor verbreitet sich der Lustspieldichter auf Zeit, Menschen und Staat; höhnend ruft er als Oesterreicher den Nationalitäts-Fanatikern zu:

„Nur Eines ist, das packt:
Die Nationalität!
Euer Vaterland ist abstrakt,
Das unsere konkret!"

Auch Betti Paoli tritt wieder vor uns und schleudert ein bitteres Sonett gegen die Verächter der Poesie in der Gegenwart. Wir empfinden alle mit ihr, wie sie Recht hat; aber was hilft's? die Zeitströmung ist einmal materialistisch geworden und all den Unsinn, den eine transzendentale Philosophie verschuldet, hat die Poesie mitbüßen müßen; möge sie nur einer reellern Richtung sich zuwenden, so wird die Reaktion auch nicht ausbleiben.

Es wäre zu lange, jeden einzelnen Dichter besprechen zu wollen; denn es sind nicht weniger als 34 Namen zu finden, während das Münchner Dichter-

buch nur 15 zählt. Von frischpoetischem Hauch überwehl versetzen uns L. A. Frankl's Erinnerungen aus dem Orient in eine eigenthümlich bewegte Stimmung, aus der uns jedoch am Schlusse Emil Kuh's Romanze von den fünf verlobten Jungfräulein leicht wieder hinausbringt. Eine seltsame Poesie! Das flimmert und flunkert und treibt den Leser unaufhaltsam athemlos vorwärts bis an's glückliche Ende, wo jedes der fünf Jungfräulein seinen Gatten findet. Möge nur so auch jedes der zwei Dichterbücher zu Heil und Trost der Poesie und ihrer Verehrer seine Käufer gefunden haben und noch ferner finden!

X.

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleider-Trachten bis zum Schluße des 16ten Jahrhunderts.

Von Anton Ritter von Gallenstein.

Die profane (bürgerliche, Privat-) Kleidung.

(Fortsetzung.)

Man hatte diese Turbane in allen Farben, am liebsten in gelb, und schmückte sie häufig mit Reiher- oder Pfauenfedern.

Nicht selten gab man dem Wulste phantastische Gestalten; z. B. Spitzen gleich aufrechtstehenden Hörnern. Eine andere Kopftracht jener Zeit, deren auch die Frauen der Mittelstände sich bedienten, waren hohe zuckerhutförmige Hauben und große Drahtgestelle, über welche man Tücher in vielfach eckigen barocken Formen legte.

Das Rissentuch, welches darunter getragen wurde, verhüllte Kinn und Mund und ließ nur Nase und Augen frei.

Hiezu kamen Unterkleider, welche in sehr langen faltigen Schleppen ausliefen.

Auf diese Schleppkleider bezieht sich, was damals ein Bischof von Terouanne sagte: „Wenn es, ihr Frauen, eure Bestimmung wäre, die Straßen zu fegen, würde euch die Natur schon ein Hilfsmittel anerschaffen haben."

Von Seite weltlicher und geistlicher Obrigkeiten ergingen wiederholt Verordnungen, welche zum Zwecke hatten, den Unterschied der Stände, namentlich zwischen dem Adel und den Bürgern, aufrecht zu halten, zugleich aber auch der Eitelkeit und Verschwendung und den allzufreien Kleidertrachten entgegen zu arbeiten.

So sollten z. B. nach einigen solchen Verordnungen die Bürger die Mäntel und gezattelten Aermel und ihre Frauen die Schleppen nicht so lange tragen wie die Adeligen; auch war ihnen zu verschiedenen Zeiten der Gebrauch von Sammt und Seide gänzlich verboten.

Die ersten deutschen Kleiderordnungen, welche wir kennen, sind die von Leyden 1351, — von Zürich 1371, — von Ulm 1345, — von Augsburg 1403, — von München 1470 und von Nürnberg 1480.

Eine ganz besondere Kleiderordnung ist das Turnier-Prachtgesetz vom Jahre 1479.

Die Kleidertracht des ganzen deutschen Volkes schien so wichtig, daß der Kaiser und die Stände des Reiches sie zum Gegenstande der allgemeinen Reichsgesetzgebung machten und im Jahre 1497 auf dem Reichstage zu Worms eine allgemeine Reichs-Kleiderordnung beschlossen, in welcher genau angegeben war, wie alle Stände vom Grafen und Herrn bis zum Bauer künftig sich zu kleiden hätten.

Dieses Reichsgesetz veranlaßte zugleich in den verschiedenen Provinzen und Städten des Reiches eine wahre Fluth von ähnlichen Kleiderordnungen; aber eben die häufigen Wiederholungen beweisen, wie schwach die Macht der Gesetze gegen den herrschenden Zeitgeist war.

Durch diese Kleiderordnungen hatten namentlich die Schneider viel zu leiden, da sie neben der Elle auch das Gesetzbuch in den Händen haben mußten, indem ihnen bei schwerer Strafe verboten war, dem Geschmacke der Besteller sowohl in Stoff als Schnitt Folge zu geben, wenn dieser dem Gesetze entgegen wäre.

Sie kamen also häufig in die mißliche Lage, entweder ihren Kunden oder dem Gesetze mißfallen zu müssen. Auf Uebertretung dieses Letzteren stand z. B. in der Kleiderordnung von Ulm eine Strafe von 5 Gulden und vierteljähriger Verbannung aus der Stadt.

Im Allgemeinen war der Charakter des 15ten Jahrhundertes, jene Zerfahrenheit, die immer nach Neuem rang, ohne in das rechte Geleise zu kommen, auch in den Trachten dieses Zeitraumes deutlich ausgeprägt, und es würde nicht möglich sein, diese bunte, wechselvolle Welt in einem einzigen Gesammtbilde vor Augen zu stellen.

Der Modenwechsel war zu jener Zeit, wie eine Limburger Chronik erzählt, so stark, daß der Schneider sein Handwerk gar nicht auslernte, und wer heute ein

Meister war unter den Schneidern, der war über ein Jahr ein Knecht.

Die Nachahmungssucht war so groß, daß Leute von Ton sich bald polnisch, bald ungarisch, bald wieder italienisch oder französisch trugen.

Denjenigen, die zum Hofe gehörten oder überhaupt bei feierlicher Gelegenheit am Hofe zu erscheinen verbunden waren, wurde entweder das Hofgewand zugesendet, oder ihnen bedeutet, in welcher Kleidung und Farbe sie zu erscheinen hätten.

Zu Zeiten sandte man ihnen auf Papier gemalte Figuren als Muster zu, um darnach ihre Kleider richten zu lassen.

Dieß geschah auch noch im 16ten Jahrhunderte. Der Geschichts-Verein besitzt die Kopie eines im Vicedoms-Archive in Wolfsberg aufbewahrten Schreibens, womit Kaiser Karl V. im Jahre 1571 den Vicedom Georg von Wichsenstein zu seinem Beilager nach Wien einlud.

Diesem Schreiben liegt die gemalte Figur eines Reiters in dem Kostüme bei, in welchem der Vicedom zu erscheinen hatte.

Wie aber neben dem Luxus und der Zuchtlosigkeit jener Zeit die alte fromme Sitte und Lebensweise am häuslichen Herde noch manche heimische Stätte hatte und im Familienkreise rein und unberührt sich erhielt, so begegnet man auch durch das ganze 15te Jahrhundert insbesondere noch Frauengestalten in so edler, einfacher Kleidung, daß sie vollkommen an die Trachten des 12ten und 13ten Jahrhundertes erinnern.

Alles Gesuchte und Willkührliche, Phantastische und Abentheuerliche ist hier strenge vermieden.

Ein langes, weites und faltenreiches, verhüllendes Gewand, ein voller Mantel über der Brust geheftet, und das Rissentuch oder ein Schleier in einfachen, ruhigen Formen das Gesicht umrahmend, — ist die Kleidung dieser deutschen Frauen, die sich auf dem Fürstenthrone wie am bürgerlichen Herde finden, und auf Bildern aus jenen Tagen nicht selten uns entgegen treten.

Gleich vortheilhaft auszeichnete sich die Tracht des Gelehrtenstandes im 15ten Jahrhunderte und stand kaum zu einer anderen Zeit im größeren Gegensatze zu der gewöhnlichen gleichzeitigen Kleidung.

Von all den seltsamen abentheuerlichen Kopfbedeckungen und Kleidungsstücken, wie sie der vornehme Ritter nicht minder wie der Bürger und Bauer trug, — von den gesalbten, gelockten und bebänderten oder bekränzten Haartrachten, von Schnabelschuhen und Schellentracht hielt dieser Stand sich immer ferne.

Eine einfache, später im 16ten Jahrhunderte dem Barette ähnliche Mütze bedeckte das kurzgeschnittene schlichte Haar; ein langer, weiter, faltiger Ueberrock, der Schaube ähnlich, mit einfachem Gürtel und langen weiten Aermeln, dazu ein enganliegendes, schmuckloses Beinkleid, war die gewöhnliche Tracht der Gelehrten, welcher nur die Farbe der Schaube oder des Talars einige Auszeichnung gab.

Diese richtete sich in den meisten Fällen nach der Fakultät. So war z. B. roth die Farbe der Juristen und Mediziner.

Ueberhaupt trat die Kleidung in Schnitt und Farbe schon zu Ende des 15ten Jahrhunderts auf jenen Punkt der Entwicklung, wo die, wenn auch oft bizarre, doch im Ganzen noch immer einfachere Tracht der früheren Jahrhunderte in die reichen vielsagenden Formen des 16ten Jahrhunderts überging, in dessen erster Hälfte namentlich das deutsche Leben in materieller wie in geistiger Beziehung zu einer bis dahin nie gekannten Blüthe sich entfaltete.

Von einer allgemeinen Tracht oder Mode in dem Sinne, wie wir sie heutzutage kennen, ist aber troß dem fortwährenden Trachtenwechsel, weder im 15ten, noch weniger aber im 16ten Jahrhunderte die Rede.

Wenn sich auch in einzelnen deutschen Städten, welche mit Venedig und den großen niederländischen Handelsstädten in Verbindung standen, der Einfluß von dort her geltend machte, so durchdrang dieser doch weder das ganze Volk noch die Formen der Kleidertracht in solchem Maße, daß nicht ein merklicher Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen und den einzelnen Gegenden Deutschland's geblieben wäre.

Noch am Ende des 16ten Jahrhundertes hatten die bedeutenderen Städte Deutschland's, wie: Straßburg, Nürnberg, Leipzig, Augsburg u. A. ihre eigenen Trachten, in denen zwar vorzugsweise der gemeinsame Charakter der Zeit ausgeprägt erscheint, die Unterschiede aber noch immer bedeutend genug hervortreten.

In ihren Hauptformen stimmte im Anfange des 16ten Jahrhunderts die Tracht mit dem allgemeinen behaglich freien, sich selbst fühlenden Charakter der Zeit überein. (Schluß folgt.)

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 40 **Sonnabend, den 3. Oktober** **1863.**

Ein Aktenstück und eine Urkunde zur Geschichte der Gegenreformation in Kärnten (1582 und 1629).

Von Dr. Franz Ilwof.

Die Geschichte der Reformation und Gegenreformation der inneröſterreichiſchen Länder — Steiermark, Kärnten, Krain — harrt noch ihres Bearbeiters. Hammer (im „Kardinal Khlesl"), Hurter, Raupach, K. A. Menzel, Ranke u. A. haben zwar gelegentlich bald kürzer, bald ausführlicher diese intereſſante, bewegte Periode unſerer vaterländiſchen Geſchichte von ihren verſchiedenen Standpunkten beleuchtet, ohne jedoch dadurch eine zuſammenhängende ſelbſtſtändige Darſtellung derſelben überflüſſig zu machen, um ſo weniger, als bekanntlich ſehr zahlreiche, höchſt wichtige Urkunden und Akten über dieſen Gegenſtand in verſchiedenen Archiven noch unbenützt liegen, welche ohne Zweifel bedeutende Aufſchlüſſe und Erweiterungen in dieſer Frage liefern werden. Hie und da erſcheinen aber auch an Orten, wo man ſie kaum vermuthen und ſuchen würde, kleine urkundliche Beiträge zur Geſchichte der Glaubenskämpfe in unſeren Landen, welche eben darum von der heimiſchen Geſchichts-Forſchung und Schreibung leicht überſehen werden können. Dieß ſcheint mir mit einem Aktenſtücke und einer Urkunde der Fall zu ſein, welche beide zwar gedruckt, aber in ſolchen Werken erſchienen ſind, in welchen ſie nicht leicht geſucht werden und die auch hier zu Lande nicht ſehr zugänglich ſind. Mich dünkt es daher in dieſen Blättern am Platze, auf dieſe nicht unwichtigen Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte aufmerkſam zu machen und über ſie hier referirend zu berichten.

Im „deutſchen Muſeum für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Alterthumsforſchung. Neue Folge. Herausgegeben von Reinhold Bechſtein. Leipzig 1862" findet ſich (Band I, Seite 103 — 150) eine Sammlung von Aktenſtücken zur Geſchichte der Gegenreformation in Inneröſterreich, von denen eines ſpeziell Kärnten betrifft, während die übrigen entweder im Allgemeinen auf ganz Inneröſterreich oder, was bei den meiſten und wichtigſten der Fall, nur auf die Steiermark allein Bezug haben. *) — Jenes, Kärnten allein betreffende Aktenſtück iſt eine Zuſchrift an Erzherzog Karl, datirt „Klagenfurt, 1. Dezember 1582", und „einer Erſamen Landſchaft in Kärnthen verordnet Ausſchuß, auch andere Herren und Landleut bei gegenwärtiger Hofthaiding verſamlet der Augsburgiſchen Confeſſion Verwandte" unterfertigt. Sie beginnt mit der Klage, daß die erzherzogliche Regierung ihnen befohlen habe, ihre evangeliſchen Prediger zu entlaſſen und die Ausübung der lutheriſchen Religion, zu welcher ſie ſich nun ſchon ſeit dreißig Jahren und noch zu Kaiſer Ferdinand's I. Zeiten bekannt hätten, einzuſtellen. Dieß ſei beſonders den Bewohnern der Stadt St. Veit durch den kaiſerlichen Rath und Vitzthum (Vicedominus) in Kärnten, Hanns Grafel, im Auftrag des Landesfürſten geboten worden. Sie erinnern an ihre früheren Vorſtellungen und Bittſchriften und ſprechen die Befürchtung aus, daß, wenn auch ihr erneutes Flehen fruchtlos bleibe, ſie und das Land dadurch in Noth und Unglück geſtürzt würden; und wenn ſie gar um ihrer Religion willen Gefängniß oder Verbannung zu erleiden hätten, „dann feien in dieſem Land in den Gebirgen bei den Gewerk und Knappſchaften, darunter und damit faſt alle Slädt und Märkte verwandt leider folgen würden" arge Unruhen zu befürchten. **) Denn leider ſeien ſchon ſeit zwanzig Jahren die Städte und Märkte durch ſchwere Abgaben und durch den Verfall von Handel und Gewerben ſo heruntergekommen, daß faſt der dritte Theil der Häuſer leer und unbewohnt ſtehe, obwohl Viele,

*) Vgl. meinen Aufſatz: „Eine Epiſode aus der Geſchichte der Gegenreformation in Steiermark", im XII. Hefte der Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins für Steiermark (Graz 1863) S. 126 — 142.

**) Ueber die Unruhen, welche unter den Knappen in den, den alten kärntiſchen Goldbiſtrikten benachbarten Thälern Rauris und Gaſtein in Folge der Gegenreformation ausbrachen, vgl Reiſſacher: Bruchſtücke aus der Geſchichte des Salzburgiſchen Goldbergbaues auf den Tauern. Im Jahresberichte des Muſeums Carolino-Auguſteum. — Salzburg 1860.



seinen Angehörigen bestens empfohlen, und wer in Folge dieser wohlmeinenden Recommandation dem Hrn. Hanns Kevenhüller Gunst und Freundschaft werde genießen lassen, der werde auch die Aussteller dieses Zeugnisses in gleicher Weise bei einem ähnlichen Falle in Anspruch nehmen können.

Soweit diese Urkunde, deren Original sich im gräflich Giech'schen Hausarchive *) zu Thurnau in Oberfranken befindet, ihrem Inhalte nach. Wir bemerken nur noch, daß dieses, einem Protestanten ausgestellte Zeugniß, wie schon oben erwähnt, auch von zwei hohen geistlichen Würdenträgern der katholischen Kirche unterzeichnet ist.

Hanns v. Kevenhüller (geb. 1597) ließ sich nach seiner Auswanderung aus Kärnten, wie so viele österreichische Exulanten, in Nürnberg nieder, von wo aus er seine kärntischen Güter veräußerte; später trat er als Oberstlieutenant in die Dienste Gustaf Adolf's und lieh demselben in Gemeinschaft mit seinem Bruder Paul im Jahre 1632 die Summe von 70.000 Thalern, welche auch seiner Familie rückgezahlt wurde. Er selbst erhielt bei einem nächtlichen Angriff auf Freistadt bei Nürnberg, den sein älterer, sein Regiment kommandirender Bruder Paul befehligte, durch ein Mißverständniß einen Schuß, an dessen Folgen er zu Nürnberg, erst 35 Jahre alt, am 4. August 1632 verschied. Seine Witwe, eine geborne von Dietrichstein, die mit ihren Kindern in Nürnberg geblieben war, überlebte ihren Gatten um einige Jahrzehente. **) Beider Porträte befinden sich in der gräflich Giech'schen Familiengallerie zu Thurnau in Oberfranken.

Graz, am 16. September 1863.

Ein Besuch im Atelier Fernkorn.

Wer kennt nicht den genialen Meister, dem mit der Weihe echter Kunstbegabung zugleich das seltene Glück geworden ist, sich des Vollbesitzes der materiellen Mittel zur Verlebendigung seiner hohen Entwürfe zu erfreuen? Wer hat noch nicht von dem kühnen Bildnergenius gehört, welcher auserkoren scheint, die mit monumentalen Zierden bisher so karg bedachte österreichische Residenz dem spröden Auslande gegenüber auch in dieser Sphäre zu verdienten Ehren zu bringen, — wer kennt nicht Fernkorn, den Schöpfer des herrlichen Erzherzog Karl-Monuments auf dem äußeren Burgplatze? Imposant ragt das stolze Reiterbild empor, kolossal und doch voll genialen Schwunges, an Kühnheit der Idee und meisterhafter Ausführung den gepriesensten auswärtigen Kunstschöpfungen dieser Art würdig an die Seite zu stellen, ein Bildnerwerk, das, zu den schönsten Erwartungen berechtigend, den Reigen der edelsten Kunstzierden von Neuwien eröffnen sollte. Ihm folgte das in milder Würde ausgeführte Standbild Ressel's, des hochverdienten und doch so schnöd verkannten Mannes der Wissenschaft, an welchem sein Vaterland durch Aufstellung dieses Denkmals für sich eine Schuld abtragen, dem mißgünstigen Auslande gegenüber aber einen Akt der Gerechtigkeit vollziehen wollte. Bald werden wir dem ruhmreichen Sieger von Aspern zur Seite ein ebenbürtiges Gegenbild, den edlen Prinz Eugen auf hohem Rosse, sich erheben sehen. Der Platz, den es schmücken soll, ist bereits geebnet und abgesteckt; um aber schon einen Vorgeschmack dessen zu gewinnen, was sich daselbst demnächst unseren bewundernden Blicken darbieten soll, müssen wir uns von dem Burgplatz südwärts, nach der Vorstadt Wieden und in die k. k. Kunst-Erzgießerei begeben, welche Fernkorn's Atelier, ein Museum der bedeutendsten Gypsmodelle, enthält. Unscheinlich ist der Eingang in diese Kunststätte. Durch das große, alte Holzflügelthor eines kleinen, stockhohen Hauses gelangt man in einen weiten, theilweise mit Gras bewachsenen Hofraum, welchen auf der einen Seite hölzerne Planken von Gärten abgrenzen; diese und einzelne verwitterte Schupfen bieten eher das Bild eines ärmlichen Wirthschaftshofes auf dem Lande, und daher einen auffallenden Gegensatz zu dem abseits gelegenen Atelier unseres gefeierten Künstlers. Hier gewahren wir denn unter wohlbekannten Werken der Plastik, den Modellen der zwei erstgenannten Denkmäler, einem St. Georg mit dem Drachen, der Büste Radetzki's, u. a. ein mächtiges Gebilde, das den ganzen Mittelraum ausfüllt: die kolossalen Dimensionen eines sich aufbäumenden Rosses, das, in entsprechender Vergrößerung, der kleine Prinz Eugen, der „edle Ritter", bemeistert. In der Rechten schwingt er den Feldherrnstab, mit der Linken hält er stramm die Zügel seines feurigen Thieres. Mit tiefem Verständniß der Zeit und Individualität zeigt sich in der Haltung des sieggekrönten Marschalls die spanische Etikette und Grandezza, wie in der Courbette des Pferdes die spanische Schule ausgedrückt ist. Fernkorn hat auch in diesem Atelier eine treffliche Schule in's Le-

*) Dieses Archiv enthält zahlreiche für die Geschichte der kärntischen Adelsgeschlechter wichtige Urkunden. Der historische Verein für Steiermark hat die in jenem Archive befindlichen, die Geschichte dieses Landes betreffenden Urkunden durch die Güte des seither leider verstorbenen Grafen Karl v. Giech in genauen Regesten verzeichnet erhalten.

**) Vgl. beider Ehegatten Briefwechsel in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte von Müller und Falk. 1857. S. 276 ff.

ben gerufen, in welcher eine gewählte Schaar junger strebsamer Talente unter seiner Leitung sich den höchsten Aufgaben der statuarischen Kunst unterzieht und die besten Hoffnungen für die Entwicklung der österreichischen Kunst in dieser Richtung erweckt.

Die Seele dieser höchstinteressanten Stätte, Anton Ritter von Fernkorn, hatte am 17. März 1813 zu Erfurt das Licht der Welt erblickt. Nachdem er sich in einem späteren Alter, als dieß gewöhnlich geschieht, auf die praktische Mechanik und Erzgießerei, als die technischen Grundlagen seiner mit hoher Liebe begonnenen Ausbildung, erfolgreich verlegt hatte, wendete er sich nach München, der besten Schule für dieses sein feuriges Kunststreben, und trat im Jahre 1835 in Stiglmaier's Atelier ein, wo er alsbald eine gelungene Kopie der Schillerstatue Thorwaldsen's in Erz ausführte und zu gleicher Zeit bei Schwanthaler studirte. Seit dem Jahre 1840 nennt Wien Fernkorn mit Stolz den Seinen. Langsam aber nachhaltig machte sich sein Name bekannt. Zunächst entstieg seinem Meißel die St. Georgsstatue im Palais Montenuovo, dann folgte ein Madonnenbild für die Kirche von Foth in Ungarn, ferner „Musik und Tanz", eine kolossal ausgeführte allegorische Gruppe im Treppenhause des Fürst Auersperg Palais. Im Jahre 1858 vollendete Fernkorn die sechs Kaiserbilder für den Dom zu Speier und die Radetzki-Büste für die Stadt Laibach. Noch in demselben Jahre kamen der für das Schlachtfeld von Aspern bestimmte riesige Löwe, dessen Gypsmodell, da es im Atelier nicht untergebracht werden konnte, noch im Hofe des Gußhauses liegt, und das Kolossalbild des Erzherzogs Karl zur Vollendung, welch' letzteres aber erst in dem darauffolgenden, für Oesterreich so denkwürdigen Jahre aufgestellt wurde. Das der neuesten Zeit angehörige Standbild Maria Theresia's, der Wiener-Neustädter Akademie gewidmet, das Resselmonument vor dem polytechnischen Institute und die großartigen Vorbereitungen zum „Prinz Eugen" sind die letzten größeren Arbeiten Fernkorn's. Wie viel des Schönen und Erhabenen haben wir noch von dem mannskräftigen Künstler zu erwarten!

Als eines beachtenswerthen Umstandes sei noch schließlich erwähnt, daß Fernkorn bisher fast ausschließlich Kriegshelden zu Gegenständen seiner Darstellung gewählt und sich selbst in kleineren Arbeiten mit sichtlicher Vorliebe jenen Personen zugewendet habe, welche der Heldensage angehören. So wenig wir aber diese Bevorzugung des ritterlich-historischen Elements tadeln wollen, können wir gleichwohl nicht den Wunsch unterdrücken, daß die Musen ihm wieder einmal statt des wilden Schlachtrosses den Hyppogryph satteln und neben den ehernen Glanzgestalten der Ritter vom Schwerte auch jene „vom Geiste" dereinst Fernkorn's Ruhm der gerecht würdigenden Nachwelt verkünden mögen.

(Mußestunden.)

Der Bergsteiger.

„Was drängst aus meinen Armen fort?
„Was schaust nach dem Gebirge dort,
„Unnahbar, öd' und kahle? —
Am Rain, besorgten Angesicht's,
Zum Jüngling spricht's
Die schönste Maid im Thale

„Ade, mein holdes Lieb, Ade!
„Mir ist so bang, mir ist so weh'
„Vor Sehnsucht nach den Flühen,
„Die — nun die Sonne niedergeht —
„Voll Majestät
„Im Purpurglanz verglühen.

„Wo schroff die höchste Kuppe ragt,
„Dort möcht' ich, wann es wieder tagt,
„In's Land herunterschauen; —
„— O zähme den verweg'nen Drang!
„Der Weg ist lang
„Und weit das Morgengrauen.

„Und neid'sche Geister gibt's genug,
„Da drinnen, die mit List und Trug
„Den Wanderer belauern,
„Dem's nimmer sie zu stören frommt,
„Der einsam kommt
„In ihre stillen Mauern!

Umsonst! — er geht. Des Mädchens Fleh'n
Verhallt im Bachgeräusch, im Weh'n
Des feuchten Abendwindes.
— Hörst's wimmern, näher, ferner bald
Im Fichtenwald
Wie Stimme verirrten Kindes?

Die Luft wird grau, es dämmert schon,
O folge nicht dem Jammerton!
Waldmännlein will dich locken;
Sieh'st drüben beim Wachholderstrauch
Den kleinen Gauch
Im grünen Röcklein hocken?

Der Mond geht auf, es trifft sein Schein
Die Runse, unter glatt Gestein
Hat sich die Richs' verkrochen.
Das Wasser strudelt wild und jach —
Ein Ruck, und — krach!
Die Brücke liegt zerbrochen.

Der Bursch sich's nicht zu Herzen nimmt,
Hinüber springt er, und erklimmt
Das steile Almgelände,
Durch Schutt und Wurzeln bricht sich Bahn
Sein Fuß, hinan
Die bleichen Felsenwände.

Was lungert dort am Wege dicht,
Und streckt die Arme aus? — ist's nicht
Die bärt'ge Wettertanne? —
Ein Riese ist's! — nimm dich in Acht,
Und schleiche sacht
Aus seinem Zauberbanne!

Nun ist, zum Trotz dem Bergkobold,
Der Trümmerblöcke niederrollt,
Der erste Kamm erstiegen;
Da sieht er vor dem letzten Grat
Den schmälsten Pfad,
Den tiefsten Abgrund liegen!

Aus Höhl' und Grotte nehmen's wahr
Die Zwerge, und senden ihm die Schaar
Der Winde in den Nacken;
Er aber wandelt schwindelfrei
Die Schneid', vorbei
An Schründen, Nadeln, Zacken.

Und hoch und höher! eine Kitt'
Schneehühner scheucht sein rascher Schritt —
Die Sterne schon verglimmen,
Legföhren baden sich im Thau,
In Osten's Grau
Schon Rosenwölkchen schwimmen.

Und jetzt ist der ersehnte Knauf
Erreicht! — der Jüngling athmet auf —
Ein Glücklicher, ein Freier! —
Doch wie er in die Tiefe blickt
Verhüllt, umstrickt
Den Blick ein dichter Schleier!

Es jagt und huscht, und schwärmt und quillt,
Es ballt sich, schwebt und wogt und schwillt
Heran von allen Seiten;
Die Nebeljungfrau'n sind's! Geschwind!
O Menschenkind
Ergreif' die Flucht bei Zeiten!

Er taumelt suchend her und hin,
Sie haschen ihn, umzingeln ihn,
Umtanzen ihn im Kreise:
Sie netzen ihn vom Kopf zum Fuß
Mit kaltem Kuß'
Und singen leise, leise:

„Nun schau' dich matt, nun schau dich blind —
„Umfangen dich so weich und lind?
„Gegrüßt viel tausend Male!
„Kommst nimmer aus unsern Armen fort!
„Tiefunten dort
„Siehst Liebchens Haus im Thale?

Ernst Rauscher.

Traumstudien.

Von Dr. phil. Fritz Pichler.

I.

Johann Friedrich Herbart sagt in seiner von Hartenstein herausgegebenen Psychologie als Wissenschaft, neugegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik: Der erste von den Geisteszuständen, die unverkennbare physiologische Gründe haben, ist der Schlaf, sammt seinem Gefährten, dem Traume. Diesen geheimnißvollen Gefährten in aller Stille des feinen Beobachtens, abseits vom Getriebe der lauten Welt zu belauschen, fühl' ich mich verlockt. Allerdings umhüllen poetische Schleier diesen Gefährten, und auch diese sind schön; aber betrachten wir sie immerhin, wenn wir uns selber zusagen, daß wir sie nachderhand durchbrechen.

> Ach, es ist wohl wahr, wir scheiden
> Kaum so schwer von wahren Freuden
> Als von einem schönen Traum. —

heißt es in Grillparzer's Ahnfrau. Aber klar und offen, nicht selber wieder in Phantasien träumend, müssen wir der sonderbaren Wesenheit nahe zu kommen trachten.

Sehen wir zunächst was der Schlaf ist. Der erste Begriff (sagt Herbart), unter welchem unvermeidlich der Schlaf gefaßt wird, ist Negation der sämmtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modifikationen. Das heißt, man denkt sich den vollen Schlaf derart, daß im Menschen jede Vorstellung von der Außen- und Innenwelt und also auch alle Wirkung von solchen Vorstellungen aufhört. Nun aber sind das Eintreten des Schlafes und sein Aufhören unter

einander sehr ungleich. Wir beobachten nämlich in der Reihenfolge Nachstehendes:

a) Vollkommenes Wachen.

b) Tiefer Schlaf.

c) Nicht wieder vollkommenes Wachen, sondern allmäliges, theilweises und absonderliches Wachen, das Träumen nämlich.

Man kann also, wie man sieht, nicht sagen: die Verneinung der geistigen Thätigkeit nimmt zuerst zu und dann wieder ab, oder man kann nicht den Schlaf, wie die Philosophen sagen, hinstellen als schlechtweg wachsende und wieder abnehmende Negation geistiger Thätigkeit.

Auch schiebt sich, so gut nicht b in a wieder zurückgeht, das heißt, so gut als nicht auf tiefen Schlaf einfach wieder nach einer ganzen Nachtruhe etwa vollkommenes Wachen folgt, schiebt sich zwischen a und b eigentlich noch eine Uebergangsform hinein, nämlich das Gefühl der Ermüdung. Wir lassen hier absichtlich beiseite, zu untersuchen, wie eine Vereinigung des Vorstellens auf das Mannigfaltige des Vorstellungskreises wirken und ebenso, welche Verschiedenheiten beim allmäligen Eintreten (b) und Aufhören (c und beziehungsweise a) dieser Verneinung stattfinden. Herbart hat dieß mit mathematischen Formeln berechnet. Heben wir nur, da wir nicht eigentlich vom Schlafe reden wollen, sondern vom Wachen im Schlafe, nämlich vom Traume, heben wir unseres Meisters Ausspruch hervor: „Es braucht mehr Gewalt von Seiten des Leibes, um das Einschlafen des Geistes zu bewirken, als nöthig ist, um den einmal vorhandenen Schlaf festzuhalten“. Und auch des Physiologen Reil: „Nicht das ganze Gehirn und Nervensystem wechselt in allen Theilen gleichmäßig seine Zustände beim Einschlafen und Erwachen.“ Das heißt in Bezug auf das Letztere, einzelne Theile des Gehirnes und Nervensystems hatten den Zustand des Wachens, andere mehr den des Schlafens in einer bestimmten Mittelzeit fest; das Resultat dieser Componenten ist daher auch ein Mittelding zwischen Wachen und Schlafen, das Schlafwachen, was wir eben träumen nennen.

Der Traum ist ein Vorstellen während des Schlafes. Die Seele wendet sich da abwechselnd vom individuellen und universellen Leben und nimmt aus dem einen in das andere mehr oder weniger hinüber.

Der Traum kehrt sich zuvörderst, wie Herbart's Ausspruch lautet, nicht an Ort und Zeit, führt aus den verschiedensten Gegenden Menschen und Sachen zusammen, die nimmer zusammen sein konnten, und er umfaßt das Widersinnigste zugleich, indem er gerade diejenigen Umstände wegläßt, welche sich im Wachen augenblicklich aufdringen und worin die Ungereimtheit liegt. Doch gibt es auch hierin eine gewisse Grenze, die durch den Charakter und die Bildungsstufe des Träumenden einiger Maßen bestimmt scheint. Wir sagen dann, die individuelle Kraft der Seele ist nicht ganz niedergehalten, Urtheile lauern im Hintergrund oder sie treten heran an die Schwelle des Bewußtseins. Es träumt uns zum Beispiele, wir fliegen über die Treppe hinab von Stockwerk zu Stockwerk, anstatt zu gehen; ein Gelehrter begegne uns, er gehe, wie eben alle anderen Menschen gehen. Wir denken uns, nun zuweilen und manche (nicht immer und alle), ei! das ist nicht möglich, wir sind ja sonst nie geflogen und die andern Menschen fliegen auch nicht, es muß dieß doch wohl nur ein Traum sein. Oft geht dieser leise Zweifel dann in der Lust erneuten Fliegens wieder ganz unter, und wir schwelgen in dem stolzen Gefühle, uns wohl gerade auf bis an den Plafond oder hoch in die Lüfte hinauf über die anderen Menschen erheben zu können. Merkt man genau, so ist dieses Sichheben periodisch, etwa in der Länge des Aus- und Einathmens, und scheint das Gefühl leiblicher Anstrengung mit sich zu führen. Möglich, daß es physiologisch durch schwindelähnliche Zustände bedingt wird; doch kommt es auch ganz sicher bei Gesunden vor, und soll ein Zeichen besonderer leiblicher Freiheit und Harmonie, also Wohlbefindens sein. Nun aber setzen wir, der Zweifel gehe nicht unter, sondern er werde immer stärker, das Abgeschmackte des Geträumten trete immer mehr hervor. Da hat die geträumte Erscheinung schnell ein Ende; ist zu dem:

„Hier ist ein Wunder“,

wie Göthe sagt, nicht auch dazu gegeben:

„Glaub' es nur“,

so folgt das Erwachen. Das Urtheil hat gesiegt. Nun aber wollen wir nicht immer gerne siegen. Hat ja der Traum oft, wie Herbart schreibt, die Einheit eines Feenmärchens, um welche wohl hie und da ein Dichter sich vergeblich bemüht, weil er das Wachen und dessen Gesetze nicht los werden kann. Oft sind wir uns im Traume des Traumes recht gut bewußt, aber wir sagen: „Verweile, du bist so schön“ — und wir helfen durch schwärmerische Reproduktion der Vorstellungen mit. Da gelingt es oft, gelingt aber nicht immer, weil der ausgebrochene, wenn auch leise Zweifel immer schon das Zeichen einer gewissen Schwäche in den bezüglichen Vorstellungsmassen der Seele ist.

Obschon nun, wie gezeigt, der Traum verschiedenartige und selbst einander aufhebende Dinge verbindet,

so liegt doch in ihm eine gewisse Einheit. Oft ist mehr Einheit in ihm als in den wachenden Zuständen. Die Seele ist im Schlafe minder den Eindrücken der Außenwelt preisgegeben, die wirkliche Mischung von Trauer und Freude, Gleichgültigem und Wichtigem durcheinander, wie sie das Wachleben bietet, fehlt hier und folglich auch der Reflex davon, eine nach Trauer und Freude gemischte Gemüthsstimmung. Im Weiteren wissen wir auch, daß Affekten und Leidenschaften

a) auf das leibliche Befinden wirken,

b) der also beeinflußte Leib wieder eine seiner Stimmung entsprechende Gemüthsstimmung hervorbringe. Folglich, wenn die Möglichkeit für a genommen ist, auch b nicht beeinflußt erfolgen kann. Mit den leiblichen Zuständen im Allgemeinen, also mit der Körperstimmung ohne die augenblicklichen Reflexe von Affekten und Leidenschaften hängt die Art der Freiheit und die Beschränkung zusammen, innerhalb welcher (Beschränkung) die Vorstellungen sich wiedererzeugen dürfen, weil durch die obigen Zustände die Beschaffenheit des Bewußtseins gerichtet wird.

Wir haben nun in der Art der Träume ein weites Gebiet vor uns, interessant genug, um ganz abgelöset von dem Gebiete der Ursache und der Wirkung der Träume betrachtet zu werden. Bevor wir im Besonderen und mit Ungebundenheit darauf eingehen, ist es angezeigt, uns ganz und gar von jenen materialistischen Seelenthätigkeits-Erklärern loszusagen, gegen welche Herbart den wichtigen Satz ausgesprochen hat:

„In den größten Irrthümern werden allemal Diejenigen befangen bleiben, die in die Seele etwas Fremdartiges kommen lassen oder gar die psychischen Erscheinungen in irgend welche Organe des Gehirns verlegen. Nur zu oft hat man die äußeren, entfernten Ursachen der Thatsachen des Bewußtseins verwechselt mit den Seelenzuständen selbst, aus welchen unmittelbar erklärt werden mußte, was in der inneren Wahrnehmung vorkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Die romantische Dichtung.

(Von Dr. Max Wellner.)

X. Epigonen der Romantik.

Gegen das Jahr 1830 verliert sich der romantische Typus immer mehr und mehr; die jungdeutschen Momente treten bei den Epigonen der Romantik öfter vor, so bei Immermann, Waiblinger. Der bedeutendste unter den hier zu Nennenden ist Immermann. Im J. 1796 geb., starb er im J. 1840 in Düsseldorf als Landesgerichtsrath. (Schriften 13 Bände. 1835—43.) Sein Charakter war männlich-edel. Als Poet war er vielseitig, als Lyriker unbedeutend, reimunfertig, als Dramatiker bedeutender, als Erzähler am gediegensten.

Immermann's Mythe „Merlin“ ist schwach. Der fromme Sohn Satans sucht wie Faust das Lebensglück, leitet den Zug des Artus nach dem Tempel Monsalvatsch und stirbt gottesfürchtig. Satan vermag es nicht, ihn dem Tode zu entreißen. Das Ganze ist indeß unzusammenhängend, der Vers hart. Die versteckte Satyre auf Platen „Tulifäntchen“ ist gehaltlos, Witzes baar. Die Charakteristik in der Schicksalstragödie „Cardenio und Celinde“ ist brav, die Sprache frisch, Einzelnes indeß unharmonisch. Auch sind zu viele Handlungen in einander verwebt, von denen namentlich die Zauberei in ein Drama nicht gehört. Glühend ist sein Schwanengesang: Tristan und Isolde. Jungdeutsch sind die „Epigonen“ (1835), episch ruhig, blasirt gehalten. Das „Trauerspiel in Tirol“ verbesserte er 1835 in Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyer, in welchem Speckbacher der Held ist.

Einzig in seiner Art verdient Münchhausen genannt zu werden. Es ist eine frische Satyre mit trefflichen Charakterschilderungen. Die Modethorheiten der Zeit: Philosophie, Adelsucht, Erziehungsexperimentirerei, werden verspottet, literarische Größen, wie Raupach (Mirsewenzel), Gutzkow, Bettina, mitgenommen. Neben dieser polemischen Seite hat der Roman eine volksthümliche.

Im sechsten Buche des Münchhausen sagt dieser zu Immermann: „Sie sind höchstens ein Talent, doch Sie sind auch das nicht, sondern nur ein Nachahmer. Sie ahmten immer nach, erst Shakespeare, dann Schiller, zuletzt Göthe.“ Diese Selbstrecension findet man fast bei allen Kritiken Immermann's wieder. Die Kritik machte aus Immermann meist einen Nachahmer, und doch ist er gerade originell. Seine Dramen sind gestaltungskühn, markig, sie machten aber nicht Epoche, da sie der Wärme und Anmuth entbehren. Als Erzähler ist er markig; das Opfer des Schweigens erscheint indeß zu kalt, die Trilogie Alexis zu gräßlich, Edwin zu wenig komisch. Platen nannte unsern Dichter „Nimmermann“; Barthel dagegen meint mit mehr Recht, er sei „immer Mann“ gewesen, freilich mit der Neigung, sich zu isoliren. Heine nannte ihn 1835 „unsern größten dramatischen Dichter jetzt“.

Der Katholik Eichendorff war im Jahre 1788 in Schlesien geboren, kämpfte im J 1813—15 gegen die Franzosen, vermählte sich mit Luise v. Larisch, wurde Regierungsrath im preußischen Ministerium und starb 1857. Er dichtete zuerst unter dem Namen Florens. Seinen „Zeitliedern“ geht die Kraft ab. In den geistlichen Liedern athmet gesunde Frömmigkeit, Ezzelino ist eine mißlungene Copie Wallenstein's. Im Drama geht Eichendorff die Plastik ab. Seine Gedichte sind

monoton, indeß finden sich viele zarte Blümchen hierunter, wie: Dichterloos, Bilderbuch, Glück auf, Durch, Glücksritter, Hochzeitsnacht, Seemann's Abschied, Abend, Entgegnung, Todeslust, falsche Schwester, Reitersmann.

Eichendorff ist ein gemüthvoller Lyriker, sanft, innerlich, schlicht, kindlich, duftig bis zum Nebel. Es fehlen ihm zwar die Plastik und die Schalkhaftigkeit, dagegen auch Lenau's Weinerlichkeit.

Gabriel Seidl ist in Wien 1804 geboren, schrieb anfangs pseudonym (Emil Ledies) viel in belletristische Blätter; nach des Vaters Tode erhielt er sich mühsam durch Lektionengeben, 1829 wurde er Professor am Gymnasium zu Cilli, heirathete seine Therese, das „schwarzaugate Derndl mit'n nußbraunen Haar", wurde 1840 Custos des Münz- und Antikenkabinetes, 1849 Professor am Josefstädter Gymnasium. Seidel war stets ein edler Patriot. Seine „Dichtungen 1826 — 28" enthalten kernige und doch weiche Romanzen (Hans Euler), ästhetisch gelungene Balladen (Max Greger's Nachtritt), ferner fröhliche Lieder (Lerchenbrauch, Leben, Schattengruß), endlich Lieder der Nacht (Meine Braut die Nacht). Seidel's Prosa ist schwülstig. Von ihm rührt das Singspiel „Maurer und Schlosser". Populär wurde er durch seine Flinserln und seine Bifolien, eine Reihe sinniger Balladen. Als Lyriker ist Seidel naiv, einfach, zart, gemüthlich, melodisch, innig, sangbar. Als Repräsentant des Verfalles der Romantik kann v. Elsholtz gelten. Ein Berliner von Geburt, ein Franzose von Sinn, ging ihm eine Tasse Thee bei der Sonntag über Alles. Er feierte z. B. im Jahre 1826 den Kaffee, wie folgt:

O seht den Rahm, die Kaffeefluth,
Wie zum Genuß sie laden,
Wie lüstern d'rauf das Auge ruht,
Man möchte sich d'rin baden!
Die Semmel-, Prätzel-, Butterpracht u. s. w.

Indeß sind unter den romantischen Epigonen noch erfreulichere Erscheinungen, so der Schlesier Zedlitz, vorzüglich im Elegischen und Idyllischen. Als Lyriker reflektirt er zu sehr; als Dramatiker folgte er Anfangs der Werner'schen, dann der Calderon'schen Manier. Bekannt ist seine nächtliche Heerschau.

Der Düsseldorfer Arzt Wolfgang Müller sang frische und gesunde Lieder.

Vogel und Seidl traten in Oesterreich an Sleizhammer's und Castelli's Stelle, bis später Lenau und Grün an ihre Plätze traten. Seidlitz nennt Vogel den Vater der österreichischen Ballade, einen echten Volksdichter. Als Lyriker und als Uebersetzer ist Vogel trefflich.

Der Israelit Frankl ist 1810 in Böhmen geboren, er lebte eine Zeit lang vom Stundengeben und wurde endlich Doktor der Medizin. Kühne nennt ihn den österreichischen Uhland. Sein Habsburgslied ist indeß eine Sammlung unzusammenhängender Balladen. Unter Frankl's kleinen Gedichten (1840) verdienen bloß die Liebesgedichte Erwähnung. (Unendlich und begränzt, Ueberall und nirgend, Rede nicht, Erzähle mir.)

Rogge wollte einen neuen Göttinger Dichterbund gründen; er gab mit mehreren Jünglingen zwei Jahrgänge des „Neuen Göttinger Musen-Almanaches" (1832, 1834) heraus. Allein der Bund konnte sich zu keinem Gedeihen entfalten. Wie schon oben angedeutet, neigen viele der romantischen Epigonen zur jungdeutschen Richtung hin; so der Klagenfurter Tschabuschnigg. Er heirathete Julie v. Heufler, bereiste Italien, Frankreich, Belgien und ist jetzt Hof- und Reichsrath. Seine Sprache ist glänzend. Im „modernen Eulenspiegel" sucht er die Schiefheiten der Zeit zu demaskiren, wie die Frauen-Emancipation, doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er selbst gerne nach Heine hinsieht. Der Katholik Levin Schücking sah wieder als Poet nach seinem Freunde Freiligrath hin. Der Israelit Wihl dichtete einige widerliche Lieder in Heine's Manier. Der Wiener Halirsch liebte in seinen Balladen das Schauerliche. Das Grausige behagt auch dem in seinen Trauerspielen (Doge von Venedig) nach Effekt haschenden Kugler. Gaudy (sämmtliche Werke 24 Thl. 1844) folgte bis in die Mitte der dreißiger Jahre der Heine'schen Manier, wendete sich aber wieder zur romantischen Chamissos zurück.

Beachtenswerth erscheint mir Waiblinger (ges. Werke, 9 B.) Im Jahre 1804 zu Heilbronn geboren, las er frühreif schon mit neun Jahren den Homer, mit 16 Jahren verfaßte er eine Tragödie. Das Gerücht, daß er katholisch wurde, ist falsch; er blieb Zeitlebens Protestant. Waiblinger war eine sinnliche Natur. In seinen Tübinger Aufenthalt fällt eine leidenschaftliche Liebe zu einer Jüdin Julie, die ein unangenehmes Ende dadurch fand, daß ein Verläumder vor Gericht aussagte, Julie habe mit ihrem Bruder den abscheulichsten Umgang gepflegt, und Waiblinger sei als Deckmantel in die Liebesnetze Julien's gelockt worden. In Italien liebte er eine junge Frau (Cornachia), die im Jahre 1826 seine stete Begleiterin war und ihm ein Mädchen gebar. Im Jahre 1830 starb er in Rom an einer Lungenentzündung; das Grab des jungen Poeten ist bei der Pyramide des Cestius.

Waiblinger hat eine Aehnlichkeit, si parva magnis componere licet, mit Lord Byron. Er war heftig, excentrisch, übersättigt durch Frivolität. Zerrissen im Innern, behielt er immer einen immensen Stolz; die Geldnoth, die er in Rom zu dulden hatte, beugte ihn nicht, sie machte ihn nur trotziger und bitterer. Echt romantisch sind seine abergläubischen Anwandlungen neben atheistischen. Waiblinger's Novellen zeigen von ätnaglühender Phantasie und italienischer Sinnlichkeit, wenn auch ideenarm, so machen sie auf die Breite durch fest gezeichnete Charaktere vergessen.

Dräxler-Manfred wurde 1806 zu Lemberg geboren. Sein Vorbild ist Rückert, indeß erreicht er dessen geschmeidige Form nicht. Er schrieb eine elegante Prosa; als Lyriker ist er warm, hummorreich und kräftig (Sempach); bald singt er harmlos und weltversöhnt, bald bricht er in bittere Klagen aus. (Die Thräne, Bach und Strom, der nächtliche Gang, auf dem Thurm, im Garten, Phantasien, Einst). Böttger's Gedichte sind bald romantisch, bald Heinisch-genußsüchtig und weltschmerzlich düster, wie die Frühlingsmelodien. Die Liebe ist Böttger's Gott, die Schönheit seine Bibel, das Antlitz der Geliebten die h. Schrift; ihre Augen und Wangen ersetzen ihm die Kirche. Das dramatische Gedicht Agnes Bernauerin ist undramatisch.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 41 Sonnabend, den 10. Oktober 1863.

Fürst Ludwig Alois Joachim v. Hohenlohe Bartenstein,

Inhaber des vaterländischen Regimentes und k. k. Brigadier zu Klagenfurt.

Von Heinrich Hermann.

Mit dieser Ueberschrift bezeichnen wir die Bedeutung eines Mannes für uns, welcher durch seine Persönlichkeit und durch den Antheil, den er an Kärnten nahm, in diesen Blättern dem Andenken desselben erhalten zu werden verdient.

Er war geboren den 18. August 1765 in der Burg der Ahnen und Sohn des regierenden Reichsfürsten Ludwig Karl (gest. 1799). Bereits in seinem frühesten Alter folgte er dem Beispiele seiner ritterlichen Ahnen und war in seinem 23. Lebensjahre Oberst eines Chevauxlegers-Regimentes, welches er jedoch später verließ und in gleicher Eigenschaft in die französische Emigranten-Armee eintrat, für welche sein Vater in seinem Lande ein eigenes Regiment geworben hatte. In die Avantgarde eingetheilt, bewies er bei mehreren Anläßen, daß er ein tüchtiger Offizier sei. Nachhin trat er in die holländische Armee und führte bei der Vertheidigung der Insel Bomel gegen General Puchegrü einen in den Annalen der Kriegsgeschichte denkwürdig bleibenden Rückzug aus. 1795 trat er in österreichische Dienste, wurde am 12. Juli 1797 zweiter Oberst im Infanterie-Regimente Kempten Nr. 49 und focht in den Feldzügen dieser Periode unter den Befehlen des Erzherzogs Karl; trat aber schon um die Mitte des Jahres 1799 nach der Schlacht von Zürich wieder aus. Im Mai 1800 zum General-Major ernannt, kam er als Brigadier nach Klagenfurt und wurde seit 1803 Inhaber des Regimentes Nr. 26, nämlich des von Kärnten, welches er bis Ende 1814 behielt. Er machte den Feldzug vom Jahre 1805 mit und rückte am 22. Februar 1806 zum Feldmarschall-Lieutenant vor, nicht ohne für einige Zeit von der Armee auszuscheiden, den Wiedereintritt sich vorbehaltend, welcher bereits im Oktober 1806 erfolgte, wo er zuerst Divisionär in Böhmen, dann in Presburg wurde. Kaiser Napoleon machte ihm, als damals regierendem Fürsten, den Antrag der Souverainetät, wenn er dem Rheinbunde beitreten wollte; allein unser Fürst verweigerte seine Zustimmung und trat 1806, wo die Mediatisirung erfolgte, die Regierung seinem Erbprinzen Karl August ab.

Im Jahre 1809 wohnte er im 4. Armeekorps den Schlachten von Aspern und Wagram bei; trat nach dem Wiener Frieden von Neuem in den Ruhestand, den er in der Mitte 1811 wieder verließ, um in dem Befreiungskriege mitzuwirken. Er befehligte eine Division in der Hauptarmee, vertheidigte am 18. Oktober 1813 Seiffertsheim mit großer Bravour, kam darauf zum Korps, welches die Blokade von Dresden vollführte und im Anfang des Jahres 1814 nach Frankreich, wo er Troyes im Namen der Alliirten besetzte und Gouverneur dieser Stadt wurde. Nun erfolgte seine Ernennung zum k. k. österreichischen Feldzeugmeister. Im Juli 1816 war es, wo er die österreichische Armee für immer verließ, um in die Dienste König Ludwig XVIII. zu treten, für den sein Haus so viel gethan.

Der König schenkte ihm das Schloß Luneville, ernannte ihn zum General-Lieutenant und zum Befehlshaber der in Frankreich's Sold stehenden deutschen Legion, welcher er auch seinen Namen verlieh. Im Jahre 1823 kommandirte er in der Armee, welche unter dem Herzog von Angoulème Spanien wieder unter König Ferdinand's VII. Herrschaft brachte, wogegen ihn Karl X. im Jahre 1827 zum Marschall und dann zum Pair ernannte. Der Prinz war ein so frommer, wohlthätiger Mann, daß er bei seinem am 31. Mai 1829 erfolgten Tode nicht so viel hinterließ, um die Kosten seiner Bestattung zu bestreiten. Für seine Freunde als Manuskript ließ er drucken: „Reflexions militaires Luneville 1818“.



Dieses nach den von Wurzbach in seinem neunten Theile des biographischen Lexikons S. 193 und 194 citirten Quellen. Nun unsere eigene Erfahrung.

Uebereinstimmend mit dem Vorliegenden sei es uns gestattet, ein skizzirtes Lebensbild von ihm zu geben, nach treuer Erinnerung aus den vielfach an seiner Seite verlebten Tagen, als von ihm zur Aufnahme in die Reihen der ihm unterstehenden Krieger bestimmter Eleve. Hohenlohe ging der Ruf eines gar nicht pedantischen, an Zopf und Gamaschendienst festhaltenden Generals, vielmehr eines echten Soldaten- und Bürgerfreundes voraus. Als er daher im Sommer 1800, um seinen Posten zu Klagenfurt anzutreten, über Villach hieher kam, da wollte man ihm ein ritterliches, seiner Abstammung und seinem Geschmacke entsprechendes Fest geben. Die Grenadiere unseres Regiments warfen sich in die Harnische der ehemaligen Knappen in der ständischen Rüstkammer des Landhauses, und die Offiziere ornamentirten sich als Ritter mit Feldbinde und Federbusch. So ging ihm die gewappnete Kompagnie bis zur ersten Brücke entgegen. Die alte Hauptwache, welche parallel mit dem Perglofer'schen Hause, mit der jetzigen in einem rechten Winkel, gegen den Platz stand, und außer dem allereinfachsten gemauerten ebenerdigen Raume, am Ecke gegen Westen eine Offizierswohnung und vorne die Gewehrstellage mit hölzernem Ueberdache enthielt, wurde mit Reisig und Lampen geziert, um dem ankommenden Prinzen, mit seinem Namenszuge verziert, entgegen zu strahlen. Von nun an wechselten in unserer Hauptstadt civile und militärische Feste. Hohenlohe, welcher als regierender Fürst ein bedeutendes, weit über 50.000 fl. C. M. gehendes jährliches Einkommen hatte, hielt in dem gräflich v. Christallnigg'schen Hause einen entsprechenden Hofstaat. Außer ihm befand sich in Klagenfurt die Gräfin von Artois, Gemahlin des nachherigen Königs Karl X., hier und wohnte im damaligen deutschen, nun Priesterhause; eben so ihr Sohn, der Prinz von Berry, welcher das vorhin Rinuer'sche, nun Menner'sche Haus mit seinem großen Gefolge einnahm, ebenso die englische Gräfin Cumberland in dem neueren Baron v. Herbert'schen Hause, so wie unsere Aristokratie, darunter Fürstbischof Salm, Fürst Rosenberg und die beiden Grafen Egger und Christallnigg u. s. f., nebst einer Zahl Emigranten hier lebten. Im damals Baderbäckischen, nun Ritter v. Moro'schen Hause in der St. Veiter - Vorstadt, veranstalteten mit diesen der Fürstbischof von Chiemsee und der Fürstabt von Kemplen eine großartige Soirée, in Folge deren der betreffende Saal den Namen „Siebenfürsten-Saal" erhielt.

Auch sah damals Klagenfurt glänzende Schlittagen mit Vorreitern rc.; dann einen Maskenaufzug im Sonnwirthssaale in der Bastei, mit den Göttern und Göttinen des Olymps.

Hohenlohe war ein großer Freund ritterlicher Uebungen, des Scheibenschießens wie der Jagd. An unserer Schießstätte befinden sich noch gemalte Scheiben aus jener Zeit, unter andern mit der symbolischen Vorstellung, wie Soldaten und Bürger das Vereinigungsfest unter seiner Vermittlung feiern. Dort wie beim Schleppe wurde auf Stehendes und Laufendes wacker geschossen, und nie hat es so gulmirte prachtvolle Feste und Jagden gegeben, als damals. Vor Allen nahm sich Hohenlohe, so wie er gegen das Civile ungemein herablassend und leutselig war, unserer Landessöhne im Regimente an. Er war im wahren Sinne ein Soldatenvater. Im Fasching veranstaltete er für die Suballernen Theater in der Kaserne, Bälle und öffentliche maskirte Umzüge. Damals gab es noch eine Masse Familien der Unteroffiziere, selbst der Spielleute, die sich zu solchen Aufzügen und Festen aus sich selbst rekrutirten. Die Regiments-Musik-Kapelle wurde von ihm auf das prachtvollste equipirt und der Regiments-Tambour hatte keinen seines Gleichen in der Armee. Er veranstaltete im Herbste Kontraktionen mit ordentlichem Zeltenlager auf der Heide ob St. Jakob, wo er dann beim Peler auf der Glan sein Hauptquartier nahm und nächtliche Ueberfälle fingirte, so wie er Manövers im freien Felde, eine Erstürmung von Hollenburg, ein Seegefecht zwischen Velden und Loretto ausführen ließ. Die gute Folge war, daß sich die Mannschaft so recht in den militärischen Geist hineinlebte und in der dreitägigen Schlacht bei Caldiero mit solcher Bravour unter seinen Augen focht, daß Erzherzog Karl im Armeebefehle das Regiment Hohenlohe als das erste der ausgezeichneten anführte.

Ueberall, wo er hinkam, theilte Fürst Hohenlohe Wohlthaten aus an die Armen unserer Hauptstadt, in den Kasernen und Spitälern. Seine Privatspenden erschöpften seine doch so bedeutenden Mittel, daher sein Nachlaß Null war.

Ein Dichterleben.

Von Franz Tiefenbacher.

Vaterland, du riefst den Sänger
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig hassend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.

Körner.

I.

Zur Zeit, als noch die Schulferien in die Monate September und Oktober fielen, konnte der Student außer anderen Vergnügungen auch noch jene der Weinlese und Jagd genießen.

Besonders war die immer grüne Steiermark den ferienreisenden Studenten ein Land, das ihnen diese beiden Annehmlichkeiten eines heiteren, zwangslosen Lebens in der schönen, freien Natur reichlich darboth. Während nemlich die Söhne des felsigen Oberlandes in den reichen Forsten der romantischen Thäler der Enns, Mürz und Mur oder auf den waldgekrönten Bergen dem edlen Waidwerke nachgingen oder sonst in Mitte einer fröhlichen Gesellschaft die herrlichen Alpen besuchten und Gletscher bestiegen, um sich in den manigfaltigen Natursceneriern zu ergötzen oder dem Auge eine wunderbare Fernsicht zu gönnen; konnten sich die nach dem Süden heimkehrenden Studenten an den Gauen der malerischen Stromgebiete der unteren Mur, der Drau, Save und Sau, in den Rebenhügeln des Schwanberger-Bezirkes, in den windischen Büheln und in anderen Gegenden an den Freuden einer Weinlese belustigen.

Trotz des Wechsels von prächtigen Landschaftsbildern in dem lieblichen, einen Kessel bildenden Thale von Graz, das seine Haupt-Ein- und Ausgänge bei der Weinzettelbrücke nächst Gösting an der Wienerstraße und im Süden bei Wildon an der Chaussée nach Triest hat, finden sich doch Strecken vor, die einem einsamen Wanderer ermüdend und darum langweilig werden können. Auf einem solchen endlosen, den Ausgangspunkt schon in einer Entfernung von einigen Stunden zeigenden Wege schritt ein junger hübscher Bursche in einem Alter von höchstens 23 Jahren, dem man deutlich den Studenten ankannte, rüstig vorwärts. Es war an einem heiteren Morgen des Monates Oktober im Jahre 1803.

Er war bereits ziemlich weit über den kleinen Ort Doubdorf hinaus, als ihn eine Kutsche einholte, in welcher ein ältlicher Mann mit zwei jungen Damen und einer mehr in den Jahren vorgerückten Frau, anscheinlich einer Dienerin der Gesellschaft, saßen.

Der Student grüßte in den Wagen hinein, welcher Gruß nicht nur auf das Freundlichste erwidert wurde, sondern der Mann in der Kalesche rief dem Studenten überdieß noch zu: „Wohin des Weges, wenn eine Frage erlaubt ist?“

„In die Heiligenkreuzer Weinberge“, antwortete höflich der Student.

Mit den Worten, „nun, dann können Sie die Reise mit uns machen, vorausgesetzt, daß es Ihnen genehm wäre“, lud ihn der ältliche Herr ein, auf den Wagen zu steigen, den er halten ließ. Der Jüngling nahm das freundliche Anerbiethen mit dem verbindlichsten Danke an, und als er am Kutschersitze Platz genommen, da im Innern keiner mehr übrig war, wurde die Reise desto bequemer fortgesetzt.

So wenig als sich die Gesellschaft ob der Artigkeit des jungen, neuerworbenen Reisegefährten wundern mochte, ebensowenig fiel demselben das ihm gemachte Anerbiethen zum Mitfahren auf. Es herrschte eben in früherer Zeit noch unter allen Ständen die schöne Sitte, bei Begegnungen auf Reisen oder sonstigen Ausflügen und Lustpartien entweder durch einen freundlichen Gruß oder durch angebothene Gefälligkeiten Bekanntschaften anzuknüpfen, um die Vergnügungen oder etwaigen Beschwerden gemeinschaftlich zu genießen und zu tragen.

In Hausmannstätten angekommen, hielt man vor einem Wirthshause an, stieg ab und begab sich in die Gaststube, um ein gemeinschaftliches Dejeuner einzunehmen.

Hier kam der Studiosus gerade neben die jüngste der Damen, ein Mädchen zwischen fünfzehn und sechszehn Jahren, zu sitzen, und hier war es erst, wo er sich seine unerwartet erhaltene Reisegesellschaft genauer betrachtete.

„Sie kommen gewiß aus der Stadt?“ begann der fremde Herr das Gespräch, während die dralle Wirthin eigenhändig ein frugales Mahl auftrug.

„Ja wohl, mein Herr! das heißt, ich habe in Graz bloß übernachtet, da ich gestern Nachmittags von meiner Heimat Frohnleiten und Peggau aufgebrochen bin“, gab der Gefragte zur Antwort:

„Darf ich um Ihren werthen Namen bitten, um in die Kenntniß zu gelangen, mit wem zu reisen wir das Vergnügen haben?“ frug der Fremde.

„Johann Georg Fellinger, Hörer der Rechte an der Hochschule zu Graz“, lautete der Bescheid.

„Und ich heiße Louis La Cremoir. Das Mädchen an Ihrer Seite ist meine Nichte Nadine Gustave Beurier, neben ihr meine Tochter Eugenie und hier“, neben sich auf die alte Frau weisend, „Madame Balder, die Vorsteherin meines bescheidenen Hauswesens.“

„Ich schätze mich glücklich, in solch angenehmer Gesellschaft zu sein“, sagte, sich verbindlich verneigend, der Student.

„Bitte recht sehr!“ gab La Cremoir das Kompliment zurück, „im Gegentheile ist es für uns ein Glück, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben, da eine Gesellschaft, deren Mitgliederzahl meistens aus Damen besteht und keinen jungen Mann in ihrer Mitte hat, sich anläßt, wie eine Oper ohne Tenor.“

„Ja, wenn ein junger Mann die Gabe und das Geschick besitzt, ein guter Gesellschafter zu sein“, meinte Fellinger mit Bescheidenheit.

„Oh! bei einem Studenten setzt man die Unterhaltungsgabe fast immer voraus. Sowohl das Zusammensein mit anderen jungen lebensfrohen Männern, auch größtentheils das sorgenfreie Leben gestalten seinen Charakter zu einem heiteren und sein Benehmen zu einem chevaleresken, ungezwungenen“, replieirte der alte Herr.

„Das wohl, jedoch mancher ist ein bloßer Bücherwurm, Stubengelehrter, ein sogenannter Zimmerhocker, daher der schlechteste Gesellschafter in der Welt“, äußerte sich der Student.

„Aber nur mancher. — Sie z. B. sind schon kein solcher“, sagte freundlich lächelnd Nadine. Und wirklich besaß der liebenswürdige Fellinger einen reinen ungetrübten Frohsinn, den sein reicher Geist stets zu verbreiten wußte. Dem tieferen, gleichgestimmten Gemüthe der innigste Freund, heiterem Lebenssinne die schönsten Blüthen froher Geselligkeit spendend, war er den Guten und Besten Zeit seines Lebens immer willkommen, und durch die fröhlichste Laune die Seele jedes geselligen Genußes, bis vielfältig getäuschte Hoffnungen sein ganzes Wesen mit einer tiefen Schwermuth erfüllten; doch war er kräftig genug, aus dem tiefen Ernste seines Gemüthes die leichtere Lebensfreude zu entwickeln, mit den Blumen fröhlicher Lieder und heiteren Scherzes das Dunkel ungestillter Sehnsucht bedeckend.

„Denn Ihnen sieht man den ungetrübten Jugendsinn, Treuherzigkeit und Geselligkeit auf den ersten Blick an“, vollendete ihr Oheim. Fellinger dankte scherzend für diese Komplimente, und unter ähnlichen Gesprächen hatte man endlich abgespeist und begab sich darauf wieder in den Wagen, wo die Konversation abgebrochen ward, da der fröhliche Rechtskandidat seinen Platz wieder neben dem Kutscher einnahm.

Hier hatte er aber Muße genug, um über die heute so unerwartet gemachte Bekanntschaft nachdenken und Betrachtungen anstellen zu können. Daß es eine französische Emigranten-Familie sein müsse, darüber hegte er nicht den mindesten Zweifel, daß es auch sonst eine sehr schätzenswerthe, liebenswürdige Gesellschaft sei, hatte er so eben selbst erfahren, was dieselbe jedoch, als im deutschen Lande augenscheinlich noch ganz fremd, in dem kleinen nur von Bauersleuten bewohnten Heiligenkreuz zu suchen haben mochte, blieb ihm ein Räthsel, da an ein Weiterreisen nicht zu denken war; es führte ja keine Hauptstraße durch das kleine Thal über den unbedeutenden Ort. Vielleicht wollte er selbst an keine baldige Trennung von der fremden, ihm lieb gewordenen Familie denken?

Als man nun am Hühnerberge angekommen und derselbe steiler zu werden begann, ließ man den Wagen halten und stieg bis auf Madame Balder aus. Fellinger both den beiden jungen Damen seine Arme an, welches Anerbiethen jedoch nur von Nadine angenommen wurde, da Herr La Cremoir bemerkte, es wäre zu viel Aufopferung, zwei Mädchen über den Berg zu führen, und daher selbst seiner Tochter Hand unter den Arm nahm.

„Fahre sachte!“ rief der alte Herr dem Kutscher zu, als sie so ziemlich den Berg hinangekommen waren. „Fahre sachte und laß die Pferde Schritt gehen bis an den Fuß des Berges.“ Indeß das Gespann sich langsam fortbewegte, begrüßte die Gesellschaft mit ihren Blicken die schöne Gegend, und konnte sich an den herrlichen, üppigen Fluren nicht satt sehen. Sie athmeten die Düfte des Waldes ein und wandelten eine Zeit lang schweigend in den Schatten der schlank aufgeschossenen Bäume, in der dunkelgrünen Nacht der Wälder fort, bis Fellinger den Gefühlen seines von dem malerischen Anblicke erweiterten Herzens durch Worte Luft machte:

„Ewig steht ihr da, ihr Erdenthürme!
Fest und stolz in morgendlicher Pracht,
Sorglos schläft in eurem Wolkenschirme
Stadt und Land in grauer Mitternacht.
Frühlingskinder spielen euch zu Füßen,
Wirken Blumen euch in das Gewand,
Höher, in des Forstes Düsternissen,
Tragt ihr Männerburgen in der Hand.“

„Wie schön und trefflich Ihre Worte gerade jetzt angebracht sind!“ rief Nadine bewegt aus.

„Wohl schön und wahr“, bekräftigte Eugenie, „doch sind sie auch schwermüthig, zu tief ergreifend für diese liebliche Gegend“.

„Welchem Dichter entstammen diese schönen Verse?“ frug La Cremoir.

„Sie sind“, erwiederte Fellinger bescheiden und treu, „meinem Gedichte, „„Die Berge““ entnommen“.

„Ah! Sie sind Dichter?“ sagte Nadine freudig überrascht.

„Dichter? das zu sein wage ich mir nicht anzumassen“, entgegnete der bescheidene junge Mann, „allein ich liebe die Dichtkunst mit allem Feuer eines jugendlichen, tieffühlenden Herzens, und so kommt es, daß ich in meinen freien Stunden mich mit ihr vorzüglich zur Erholung und Erheiterung des Gemüthes beschäftige.“

„Bescheidenheit ziert Jedermann,“ sagte der alte Herr, „doch zu bescheiden sein heißt seinen eigenen Werth verläugnen und verdächtigen. Ich sehe, Sie sind Dichter.“

„Bis jetzt nur in beschränkten Kreisen“, entgegnete Fellinger.

„Darum müssen Sie in die Oeffentlichkeit zu kommen trachten“, meinte La Cremoir.

„Mein Wirkungskreis waren bisher die Blätter Inner-Oesterreich's, die von meinen Freunden gelesen werden, und dieß genügt meiner Eitelkeit und meinem Ehrgeitze“, sagte mit Bestimmtheit Fellinger.

„Das heiße ich ehrlich gesprochen, und eben deßhalb sind Sie Dichter“, erwiderte der Franzose; und Fellinger war auch Dichter, ein Sänger unserer immer grünen Steiermark.

Es war derselbe Fellinger, der uns zu Peggau im Jahre 1781 geboren ward und den die Natur mit allen Anlagen zum Dichter begabt: mit einem warmen, gefühlvollen Herzen, mit einer eben so reichen als reinen Fantasie, mit offenem und regem Sinne für alles Gute, Schöne, Erhabene und Rechte. Sein edler Vater, Bürgermeister in Frohnleiten, wohin er 1785 mit seiner Familie übersiedelt war, ein echter deutscher Mann in vollster und schönster Bedeutung des Wortes, pflegte sorgsam alle diese Naturgaben und entwickelte sie zur schönsten Blüthe; er pflanzte den Keim der reinsten und glühendsten Vaterlandsliebe frühe schon in das empfängliche Gemüth des hoffnungsvollen Sohnes.

„Ihr Vaterland ist wirklich ein herrliches, romantisches Land“, sagte Eugenie, „es wundert mich daher nicht, daß Sie Dichter sind. Jedes Thal, jeder Berg, Alles, Alles muß schwärmerische Gefühle wachrufen. Betrachten wir nur wieder diese liebliche, herrliche Gegend.“

„Die auf der entgegengesetzten Seite dieses Berges ist, wenn auch nicht so herrlich und grotesk, doch niedlich und gleich lieblich“, entgegnete Fellinger.

„Weil sie etwa das im Kleinen ist, was die Umgebung von Graz im Großen bildet?“ meinte Nadine.

„So ist's“, bestätigte der junge Mann, ein reizendes Thal, umgeben von sanften Rebenhügeln, hinter welchen man die entfernten Berggiganten des Nordens emporsteigen sieht.“

„Ich habe gehört“, sagte La Cremoir, „daß die Gegend sehr schön sein soll, deßhalb entschloß ich mich auch, die gütige Einladung meines Hausherrn in Graz, die Weinlese in seinen Weingärten bei Heiligenkreuz mitzumachen, zu benützen.“

„Das ist herrlich!“ rief der junge Dichter aus, „dann werden wir uns noch öfter sehen; denn auch ich besuche eine Familie in ihrem Weingarten und werde mich bei derselben bis zur Beendigung der Lese aufhalten.“

„Schön, sehr schön!“ sagte freundlich nickend Nadine, „es wäre mir leid gewesen, wenn wir uns schon nach so kurzer Bekanntschaft hätten trennen müssen.“

„Wirklich?“ frug Fellinger bedeutungsvoll, ihr treuherzig in die Augen blickend.

Nadine erröthete leicht und nickte bejahend, während Eugenie ihr lächelnd mit dem Finger drohte und zurief: „Eine Trennung nach längerer Bekanntschaft fällt noch schwerer, mein liebes Cousinchen!“

Nadine erröthete tiefer, wurde aber durch ihres Onkels Aufforderung, wieder in den anhaltenden Wagen zu steigen, nachdem man bereits am Fuße des Berges angelangt war und das Ende des schattigen Waldes erreicht hatte, aus aller Verlegenheit gerissen; dieses Mal mußte sich Fellinger zu den Damen setzen, da La Cremoir eine freiere Aussicht in die ihm noch unbekannte Gegend haben wollte, und, wie er sagte, den Mädchen der Weg durch die Unterhaltung des jungen Herrn kurzweiliger und angenehmer werden dürfte, was auch wirklich der Fall war. Die Zeit verflog blitzesschnelle, und als man in den Rebenhügeln angekommen war, siehe da! war Fellinger in demselben Hause zu Gaste geladen, das seine Reisegefährten aufnahm. La Cremoir's Hausherr, Namens Brenner, war der Freund von dem Vater des jungen Dichters. Die erst seit Kurzem bei Herrn Brenner wohnende Emigranten-Familie nahm daher diese für sie so angenehme Nach-

richt mit unverholener Freude auf und war dadurch versichert, daß sie hier sehr angenehme Tage verleben werde.

Wie nicht? Wenn in einer schönen, freundlichen Natur, mitten unter den Gaben Gottes sich treue, redliche Freunde zusammenfinden, um fern vom Geräusche der Städte ein Fest zu feiern, das uns nur der Schöpfer in seiner Allgüte zu geben vermag?

Wer sollte sich nicht freuen, wenn er den fleißigen Landmann den Segen des Himmels mit Freudenthränen des Dankes im Auge in den Scheunen und Kellern bergen sieht?

Die Familie Brenner, eine sehr wohlhabende Bürgerfamilie aus Graz, hatte aber auch alles aufgeboten, um ihren Gästen den Landaufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Vom frühen Morgen bis spät Abends herrschte unter den Winzern eine rührige Thätigkeit sowohl im Weingarten wie in der Presse. Die Burschen brannten am Tage Pöller und Nachts bengalische Feuer ab, während die Mädchen sangen und Tannenkränze wanden, das Gesellschaftszimmer im Herrenhause damit zu schmücken, wo Abends getanzt wurde. Die Städter selbst betheiligten sich theils an den harmlosen, gemüthlichen Vergnügungen der einfachen, heiteren Landleute, theils machten sie Ausflüge in die reizende Umgebung: da war es sich denn nicht zu wundern, wenn man immer vertrauter wurde. Besonders entstand bald zwischen dem jungen Dichter und der freundlichen naiven Nadine eine Vertraulichkeit, die auf mehr als bloße Freundschaft schließen ließ. Er selbst wußte sich früher hievon keine Rechenschaft zu geben, als bis er einmal an einem Abend bei hellem Mondenscheine, da sich schon Alles zur Ruhe begeben hatte, seinen Gedanken freien Lauf ließ und unversehens seinen Gefühlen durch ein tief poetisches Gedicht den rührendsten Ausdruck verlieh:

„Verborgen liegt ein Bild im dunklen Grunde,
Das immer sich wie leichte Luft umstaltet,
Ein loses Zauberbild, das nie veraltet,
Und sich erneut in jeder schönen Stunde.

Wenn vor den Liebesstrahlen aus dem Runde
Des Mädchenauges, sich das Herz entfaltet
Wenn eine stille Kraft im Innern waltet,
Dann tönt's um mich, wie ferner Zeiten Kunde.

Die Töne werden lauter, und es schreitet,
Das Bild hervor von Liebesglut beschienen,
Die freundlich durch mein Wesen sich verbreitet.

Und deutlich wird es nun, die süßen Mienen
Erhellen sich; wenn sie vorüber gleitet,
Sie lebt in mir! Ich will ihr ewig dienen."

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

(Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Historische Tragödie von J. G. Fischer. Stuttgart. Cotta.)

Die Hohenstaufen! Wie viel großartige Erinnerungen und langweilige Dramen knüpfen sich daran. Die Konflikte, welche dort die Welt entzweiten, hallen noch immer nach, sie werden jetzt nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit anderen Waffen durchgefochten und es läßt sich leicht voraus sagen, wohin der Sieg sich neigen muß. Fischer hat sich dieses weltgeschichtlichen Themas bemächtigt, und was andern vor ihm mißlang, ist ihm gelangen; er hat ein Hohenstaufen-Drama gedichtet, welches auf echt künstlerischen Werth Anspruch besitzt. In großen Umrissen zeichnete er den Kampf, er schlang den Knoten mit Meisterhand, nichts ist unmotivirt und unklar, alles schreitet mit poetischer und darum geschichtlicher Nothwendigkeit vorwärts, und der Leser sieht wieder einmal erschüttert ein Schicksal in höherem Sinne, wovon ihm bei den Dramen unserer Fabrikanten auch nicht eine Ahnung anweht. Vor vierzig Jahren hätte das Drama eine zweite Auflage in drei Wochen erlebt, aber jetzt, wir zählen 1863, wo die Bühne und der Geschmack des Publikums bereits gründlich verwüstet sind! Am wenigsten scheint uns Fischer's tiefernste Natur für komische Scenen angelegt, die, welche er einflicht, halten wir nicht für durchaus gelungen. Es klänge fast wie eine Beleidigung, wollten wir auf dieses Buch die oft mißbrauchte Phrase von schöner Diktion anwenden. Gern würden wir auf die Charaktere eingehen, von denen insbesondere der Kardinallegat bis in die letzte Fiber wahrhaft lebt, dieses würde jedoch eine kurze Angabe des Inhaltes fordern, wir geben sie deswegen nicht, weil wir den Lesern, die ihren ästhetischen Bedarf nur durch solche Uebersichten decken, keinen Dienst erweisen wollen. Wahre Freunde der Poesie möge unsere Empfehlung veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen.

(Wache Träume. Gedichte von Balthasar Hunold. Innsbruck. 1864.)

Ein warmes Gemüth, ein ernster Geist spricht sich in diesen Gedichten, die in drei Abtheilungen „Aus Heimat und Fremde," „Lieder der Liebe" und „Vermischte Gedichte" zerfallen, aus. Die Form ist bei den meisten eine sehr gelungene, nur hie und da wird sie ein wenig zu monoton. Mit großer Vor-

Liebe und Geschicklichkeit handhabt der Dichter das Sonett. Ueberall begegnen wir edlen Gedanken. In den Liebesliedern herrscht die Reflexion zu sehr vor. Sehr schön wird Natur, Freiheit und Freundschaft gefeiert. Ein paar, wenn auch nicht der bedeutendsten, doch sinnigsten Gedichte mögen hier folgen:

I.

Beim Bau der Eisenbahn.

Was will dieß Weib schon hoch in Jahren
Mit einem Spaten in der Hand?
Hat die noch Kräfte aufzusparen
Für einen Dienst dem Vaterland?

Ich konnte sie nicht länger schauen
Und redete sie freundlich an:
„Du willst noch Wall und Graben bauen?"
„„Ich schaffe für die Eisenbahn!""

Wie? rief ich aus zu dieser Stelle,
Ein echtes Bild der alten Zeit,
Die noch an ihres Grabes Schwelle
Der neuen ihre Kräfte leiht!

II.

Waldblume.

Wo ist ein Herz, das solch' ein Lied verachtet,
Das zu der Schönheit ew'gem Preis erklungen,
Wenn es erkennt aus all' den Huldigungen,
Wie nur nach Dir des Dichters Seele trachtet!

Nur du hast meine Liebe nie beachtet,
Wie sehr sie auch nach deinem Licht gerungen
Der Blume gleich, die in den Dämmerungen
Des Waldes träumt, von Föhren übernachtet.

Nie wird, wenn nicht bestrahlt von deiner Fülle,
Ihr zartgeschlaff'ner Kelch sich froh erweiten;
Wer könnt' ihr duftiges Geheimniß fassen?

Doch wer, wie du, in höchster Schönheit Blüthe
Den ganzen Frühling kann um sich verbreiten,
Der darf auch eine Blume sterben lassen.

III.

Bekenntniß.

Kennst du das Land, das auserkoren,
Auf Erden schon ein Paradies?
Dem Lande bleib' ich zugeschworen,
Das einst leichtsinnig ich verließ!

Wie tief ist mir in's Herz geschrieben
Das Bild von ewig holdem Reiz!
Ach, bis zum Tode muß ich's lieben,
Mein theures Vaterland, die Schweiz! —

Du Land Tirol! dem Ruhelosen
Auch du erschienst ihm freundlich hold,
Auch hier fand ich die Alpenrosen
Und ach! ein Herz so rein wie Gold!

Dort liegt mein Ziel des heit'ren Strebens,
Ein Grab hier, wo mein Herz verweilt,
So bis zum Rande meines Lebens
Bin ich im Innersten getheilt!

Heimatliche Chronik.

Klagenfurt, am 7. Okt.

(Die erste Theaterwoche) ist vorüber, und wenn ein so kurzer Zeitraum auch nicht genügt, um sich über jedes Mitglied unserer Gesellschaft ein endgültig feststehendes Urtheil bilden zu können; so viel kann man doch jetzt schan aussprechen, daß die Aussichten für einen erfreulichen Verlauf der Saisan nicht allzu ungünstig sind. Es ist natürlich, daß auf einer Provinzbühne die höchsten Kunstansprüche keine allseitige Befriedigung finden können, genug! wenn es dem Direktor gelingt, wenigstens einzelne hervorragendere Kräfte zur Besetzung der Hauptpartien zu gewinnen — und dieß ist dem Herrn Direktor Karl Haag gelungen, besonders was den weiblichen Theil der Gesellschaft betrifft. Da verdient wohl var Allem Fräulein Geiger, die tragische Liebhaberin, ein anerkennendes Wort für ihre bisheeigen, ein aufmunterndes für ihre künftigen Leistungen. Zwar ihre „Eglantine" in Mautner's gleichnamigem, sentimentalem Stück, ließ gar Manches zu wünschen übrig, und auch als „Göthe" in Gutzkow's stofflich interessantem „Königslieutenant" fühlte sie sich nicht so ganz heimisch; dafür aber gab sie als „Griseldis" Proben eines schönen Talentes. Fräulein Geiger, im Besitze eines sehr angenehmen, modulationsfähigen Organs, spielte einige Scenen, in Halm's ästhetisch nicht zu entschuldigendem und trotzdem durch den Glanz der Sprache und das Wirksame der Situationen stellenweise hinreißendem Trauerspiele, mit einer natuewahren, maßvollen Wärme, Innigkeit und Zartheit, die uns wirklich überraschte, und den lebhaftesten Beifall hervorrief. Die Frls. Kraus, Zenero, Hal-

ler, Frau Nözl dürften ihren betreffenden Fächern ebenfalls mehr oder weniger gewachsen sein; doch waren sie bis jetzt noch zu wenig oder zu selten beschäftigt, als daß wir ihre Fähigkeiten bereits einer näheren Würdigung unterziehen sollten. Hinsichtlich des männlichen Theiles der Gesellschaft folgte schon aus dem oben Gesagten, daß wir den Leistungen desselben nicht mit gleicher Beruhigung entgegensehen können. — Außer Hrn. Pfefferkorn, der sich sowohl als Arzt (Eglantine) wie als Therane (Königslieutenant), vorzüglich aber als „Köhler Cedric" (Griseldis) als tüchtiger, denkender Schauspieler bewährte, vermochte noch keiner der Herren ein wärmeres Interesse für sich zu erwecken. Der „Percival" des Herrn Werner, obgleich theilweise nicht verdienstlos, entbehrte doch im Ganzen der höheren, geistigen Auffassung. Hr. Willi ist etwas zu trocken, am besten gelang ihm noch der „Hans Sachs". Uebrigens behalten wir uns ein ausführlicher begründetes Urtheil über die beiden Letztgenannten, wie über die übrigen bedeutenderen Mitglieder der Bühne vor, bis sie mehr Gelegenheit zu einem solchen gegeben haben werden. Indem wir nur noch erwähnen, daß auch für die Posse ausreichend gesorgt scheint, schließen wir diese allgemeine kritische Einleitung mit dem Wunsche, daß das Repertoie immer auf der gleichen Höhe, wie bisher, erhalten, und uns recht bald eine Operette vorgeführt werden möge.

(Die erste der vier Kammer-Musik-Produktionen), welche Herr Franz Decker für die heurige Herbst-Saison angekündigt hat, fand Sonntag den 4. Oktober um die Mittagsstunde im rothen Landhaussaale statt. Wenn man sich an die virtuosen Leistungen erinnert, welche Herr Decker in seinem Frühjahrs-Concerte im Genre des Salonstückes uns vorführte, so verdient vor Allem die Selbstbeschränkung alle Anerkennung, mit welcher dieser über eine brillante Technik gebietende Pianist seine Mittel nun im Fache der Kammermusik verwendet, welche der glänzenden oder blendenden Effekte, wie sie das größere Publikum liebt, entbehrt. Diese Selbstbeschränkung, von der wir eben sprechen, hat aber ihren letzten Grund vielmehr in der dessen Erkenntniß des Conzertgebers, mit welcher er sich der immer mehr Raum gewinnenden Ueberzeugung der gebildetsten Musiker der Gegenwart anschließt, daß das Fach der Kammermusik dasjenige sei, in dem die musikalische Kunst ihre Weihe, die Komposition ihre Tiefe, und der Darsteller die größten Aufgaben seiner Kunst finde. Wenn die größten Musik-Aesthetiker in der Symphonie das Heiligthum der echten musikalischen Kunst erblicken, so darf man die Kammermusik kühn die Vorhalle nennen. Hier beginnt ja die reine Musik, jene Kunst, die keine Voraussetzungen hat, bei welcher die Durchdringung von Form und Materie eine absolute ist. Es liegt diesen Zeilen ferne, eine Kritik der einzelnen zur Aufführung gekommenen Stücke zu geben, doch können wir nicht umhin, die durch und durch geniale Auffassung zu erwähnen, mit welcher Herr Decker die Sonata quasi una fantasia von Beethoven op. 27 darstellte, ein Werk, das wie ein Koloß unter seinen Zeitgenossen und doch wieder so naiv und heimlich erscheint, dann aber wieder prophetisch in jene Zeit hinüberwinkt, welcher wir die drängenden und strebenden Talente der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit entgegeneilen sehen. Ebenso vollendet sahen wir den Klavierpart in Eckert's lieblichem Trio op. 18 und Schumann's gigantischem Quintet op. 44 behandelt, und wenn wir die schönen ja meisterhaften Leistungen der beiden Mitwirkenden unberührt lassen, so zollen wir damit nur der Bescheidenheit derselben einen Tribut. Wir können diese Zeilen nicht schließen, ohne den Wunsch, daß die Zahl derer, welche an diesen edlen Genüssen theilnehmen, sich vermehre, um unserer Landeshauptstadt den Ruf des gediegenen musikalischen Geschmackes, den sie besitzt, für die Zukunft zu sichern.

Verschiedenes.

(Die erste deutsche Aufführung des „Sommernachtstraums".) Im neuesten Hefte der „deutschen Schaubühne" giebt Feodor Wehl eine interessante Mittheilung über die unter Tieck's Leitung stattgefundene erste deutsche Aufführung des „Sommernachtstraumes" im Schloßtheater zu Potsdam. Der Genannte war als geladener Gast selber zugegen. „Wir werden — schreibt er nun jetzt aus der Erinnerung — den Tag nie vergessen, es war ein Tag, an welchem unter den Augen eines kunstliebenden Königs ein Dichter die Mirakel der Darstellung entfaltete und glorreich bewies, daß es für den Eingeweihten der Kunst keine Unmöglichkeit giebt. In diesem „Sommernachtstraum" schien wirklich die Elfenwelt lebendig geworden; sie stieg aus der Erde, den Lüften, den Bäumen und Blumen; sie wiegte sich auf Zweigen und Aesten; sie schwebte auf den Strahlen des Mondes. Das Licht, der Schatten, die Töne, das Echo, Blätter und Blüthen, Flüstern und Singen, Jodeln und Jouchzen; Alles half mit, die Wunder wahr und leibhaftig zu machen. Man kann so etwas nicht zum zweiten Male sehen. Und was ist aus dem lieblichen Pomp jenes Tages geworden? Was lebt und wirkt davon noch? König Friedrich Wilhelm erlag geistiger Zerrüttung. Tieck selbst, der Schöpfer von dem Allen, und Mendelssohn, wo sind sie? Todt, hinweggewischt in's Nichts des Grabes, in das ihnen viele der Gäste gefolgt. Kopisch, Kuglee, Mund, Bettina, die Paalzow, Rellstab — alle sind nicht mehr. Und nun die Schauspieler, die damals mitwirkten? Wie viel sind denn von ihnen noch vorhanden? Der Puck, Charlotte von Hagn, lebt halb gelähmt, der Bühne fern, in München, die kleine Marie Freitag, Titania, die so viel zu werden versprach, ist spurlos verschollen; die Darstellerin des Oberon heirathete — einen Bierbrauer. Rott, Theseus, entsagte den Brettern; Franz, Egeus, ist in Wien engagirt. Hermia (Clara Stich, spätere Frau Hoppe) ist todt, todt ist die Viereck, die Helena. Lysander, der Liebhaber spielt Väter, Demetrius ist pensionirt; Bohnenblüthe, Spinnweb, Motte, Senfsamen — wo sind sie? Verdorben, gestorben, wie das alte Volkslied endigt. Nur Gern, Zettel, ist noch heute vorhanden, die letzte Säule jener unsagbar anmuthigen, halb lyrischen, halb humoristischen Märchenherrlichkeit.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 42 Sonnabend, den 17. October 1863.

Die romantische Dichtung.

(Von Dr. Max Wellner.)

XI. Verfall in Roman und Drama. (Schluß.)

Im Allgemeinen ist der deutsche Roman der hier besprochenen Zeit objectiver, als der Roman der neunziger Jahre des vorigen Jahrhundertes, allein ebenso matt, wie dieser. Als Repräsentant der Ermattung kann Claueen gelten. Das Beste leisteten verhältnißmäßig die Vertreter des romantisch-historischen Romans (Zschokke), vorzüglich in Scott'scher Manier (Hauff). Im Ganzen will der Roman dieser Periode (Tromlitz) stofflich unterhalten, während der Roman der spätern Periode tendenziös ist, das heißt, den Leser für eine bestimmte Idee des Verfassers im politischen oder socialen Gebiete gewinnen will. Clauren (Erzählungen, 52 Bände 1820 — 28) hat keine andere Absicht, als die, seine Leser und Leserinen zu unterhalten. Hauff nennt ihn „das A und O der Literatur der Nähermädchen und Putzjungfern; einen Gassenwirth, der seinen Wein mit einigem gebrannten Wasser mischt, mit rothen Beeren färbt und damit er doch berausche, Tollkirschen (Sinnlichkeit) hinzunimmt; einen wilden Jungen, der sich und die Vorübergehenden besudelt." Seine Schweizergeschichte Mimili rief die Mimili-Manier oder Mimili-Manie, wie Hauff sagt, hervor.

In Kotzebue's Geschmacke schrieb Friedr. Laun. Sein „Ebenbild" (1817) hat beispielsweise die Auszehrung. Das Gerippe der Handlung ist mit Bombast ausstaffirt, der tragische Ausgang der zwei Ebenbilder ist geradezu lächerlich.

In Jean Paul's Geschmacke schrieben: Benzel-Sternau (er trat 1827 zur evangelischen Kirche über), ein denkender und humorreicher Schriftsteller, und Leßmann (erhängte sich), dessen Styl sehr überladen ist.

Auch das weibliche Geschlecht trug redlich sein Schärflein zur Dürre der Zeit bei, vornehmlich Caroline Pichler. In ihrer breiten Selbstbiographie erzählt sie, daß sie in demselben Jahre mit Napoleon (1769) das Licht der Welt erblickte, und bereits mit zehn Jahren in Liedern machte. Naiv-kokett bekennt sie ihre Verhältnisse mit allerhand Baronen und Grafen; 1796 heirathete sie Herrn Pichler. In ihren Trauerspielen, wie „Heinrich von Hohenstauffen", „Germanicus", ist gehaltloser, rhetorischer Wortschwall zu Hause. Der Roman „Agathokles" ist religiös, „die Belagerung Wien's", „die Schweden in Prag" historisch, die Pichler hätte sich auf den Familienroman werfen sollen und den historischen intact lassen. Ihre Romane sind sittlich, ruhig reflectirend, aber auch geschwätzig, phantasieleer und leblos. Scherr bemerkt richtig: „sie gab eine Reihe gemüthlicher Strickstrumpfromantik".

Die feuchtbarste Romanfabrikantin der Deutschen aber ist Benedikte Eugenie Naubert; in den Jahren 1785 bis 1819 schrieb sie ununterbrochen. Joh. Schoppenhauer war ein edles Weib, aber als Schriftstellerin phantasiearm. Henr. Hanke schilderte einfach und fromm das Familienleben.

Der historische Roman fand nach van der Velde viele Bearbeiter, so Storch in Baireuth, Heller in Hamburg. Dr. Herloßsohn (pseudonym: Heinr. Clauren u. Forstmann), Redacteur des „Kometen", starb 1849 in Prag. Er hat Phantasie, wurde aber in seinen Romanen frivol und derb. Im Motiviren und Charakterisiren hat er wenig Geschick.

Tromlitz (Witzleben) beutete den dreißigjährigen Krieg aus. Rehfues liebt grelle Contraste, ist übrigens der gediegenste Verfasser historischer Romane; der gelesenste ist Spindler. Spindler (geboren 1795. † 1855) ist ein kolossales, aber nicht durchgebildetes Talent. Historische Tiefe geht ihm ab; indeß weiß er mit seiner Glühphantasie die Personen markig zu malen, aber er ist ideenbaar und sobald er reflectiren will, wird er trivial.

Der Berliner Rellstab war anfangs Militär, seit 1823 Privatgelehrter in Berlin. Seine Polemik gegen Spontini büßte er mit sechs Wochen Haft. Als Novellist ist er klar, munter, sittlich und voll Humor. Bechstein gebietet über Phantasie und schöne Sprache, brav sind seine Märchen.



Hauff wurde 1802 zu Stuttgart geboren, in Tübingen war er ein lebensfroher Burschenschaftler, später Hauslehrer in Stuttgart. Im Februar 1827 heirathete er eine Cousine seines Namens und starb im November desselben Jahres. Hauff ist als Novellist oft überschätzt worden; die Art, wie er etwas gibt, ist bei ihm mehr werth, als das, was er gibt. Im Jahre 1826 gab er phantasievolle künstliche Mährchen heraus, dann als Fragment die Mittheilungen aus den Memoiren des Satans. Den hierin vorkommenden Angriff auf Göthe nahm er später öffentlich zurück. „Der Mann im Monde" (einem Gasthause) ist die bekannte Karrikatur der Clauren'schen Manier. „Der Mann im Monde" veranlaßte außer einem Prozeß, den Hauff verlor, die Controverspredigt über Clauren, die mit beißendem Witze auf das Clauren'sche Unwesen losgeht. Hierauf wandte sich Hauff dem historischen Romane Scott's zu. Der Stoff seines „Lichtenstein" ist erfunden, die Darstellung einfach schön, spannend, die Charakterisirung meist treffend. Nach seiner Reise durch Frankreich gab er im Jahre 1827 die originellen „Phantasien im Bremer Rathskeller" heraus. Die Novelle „Bettlerin von Pont des Arts" ist ansprechend, die Sprache fließend, die Anlage psychologischer Charaktere gut. Hauff wählte sich gerne unlösbare Probleme; im „Othello" liebt ein Mädchen einen Ehemann, dort ein Mann eine Gattin. Ebenso unlösbar ist das Problem im „Juden Süß". Ein Chelst liebt eine Jüdin, welcher nichts übrig bleibt, als das Ersäufen.

Von Alexis (Häring) sagte Jul. Schmidt, es habe ihm nur wenig gefehlt, um für sein Vaterland Preußen die Stelle Scott's einzunehmen. Anfangs, bis zum Jahre 1835 Romantiker, neigte er später zur jungdeutschen Richtung. Sein Styl ist musterhaft, seine Schilderungen tief. Alexis hält sich möglichst treu an die Geschichte. Anfangs waren seine Vorbilder Tieck und Hoffmann, später die modern-socialen Schriftsteller. Wegen seiner conservativen Richtung hatte er viel von Börne und Safir zu dulden. Safir nannte ihn den ungesalzenen Häring, einen devoten Schriftsteller, der keine Feder ansetzt, ohne dabei an Polizei-Vater, Sohn und Geist zu denken.

Georg Döring's historischer Roman „Sonnenberg" bringt eine kernige Sprache, freilich verleitet die Romantik den Verfasser zu manchem Unpsychologischen.

Einer der tüchtigsten historischen Novellisten ist Mügge in Berlin; hinreißend und leidenschaftlich stellt er namentlich Schlachtenscenen vor. Noch ist hier ein sehr bedeutender Name zu nennen, der Dr. Zschokke's. Sein Leben war ein vielbewegtes. Frühverwaist wurde er anfangs Privatlehrer, dann Theaterdichter, Theolog, Privatdozent, Seminarschulmeister, endlich diplomatischer Agent. Besonders thätig erwies er sich 1798 — 1800 in der Schweiz. Er wurde in Bünden geächtet und hundert Dukaten auf seinen Kopf gesetzt. Da er emsig für Förderung des Vereinswesens und Hebung der Volksjournale wirkte, war er bald als Revolutionär verschrien. Im Jahre 1799 wurde er Regierungskommissär in Unterwalden, 1800 in Wallis. Hier sorgte er für den Jugendunterricht, die Korneinfuhr und eiferte gegen die vielen gerichtlichen Verfolgungen. Dann wurde er Regierungsstatthalter des Kantons Basel; hier wurde auf ihn geschossen. Im Jahre 1801 zog er sich in das Privatleben zurück; 1805 heirathete er die Pfarrerstochter Nanny Nüsperli, fing 1807 die „Stunden der Andacht" zu schreiben an, wurde 1814 Mitglied des gesetzgebenden großen Rathes und endlich 1830 Vice-Präsident des Verfassungsrathes. Zschokke wurde allmählich einer der beliebtesten Erzähler der Deutschen, er verdrängte Lafontaine, wie dieser den alten Wieland verdrängt hatte. Seine Novellen sind zu bekannt, als daß hier auf sie näher eingegangen werden sollte. Die „Stunden der Andacht", die aus einem Wochenblatte entstanden, sind von einem frommen Sinne eingegeben und in poetischer Sprache verfaßt. Einige Bemerkungen sind indeß rationalistisch, wie die Bemerkung, daß die Kirche wandelbar sei, daß Petrus nie in Rom war, oder wie das Eifern gegen Verbote der Ehen zwischen Personen verschiedener Bekenntnisse. Auch wird das Buch stellenweise monoton; der Satz: „Nicht Alle, die Herr! Herr! rufen, werden in's Himmelreich kommen", findet sich wohl ein halbhundertmal vor.

Die Reihe unbedeutender Novellisten ist Legion. Es sei bloß Braun v. Braunthal (Jean Charles) erwähnt. Er hascht nach Effekt und schreibt eine affektiete Sprache. Braun sollte das Quintchen Humor, das ihm die Natur gegeben, ausnutzen.

Werfen wir einen Rückblick auf den romantischen Roman, so fällt dessen Quantität auf. Tromlitz, Herloßsohn, Stoeck, Clauren, Spindler, die Hanke und Pichler schrieben zusammen an sechshundert Bände.

Noch mehr gab sich die romantische Ematttung im Drama kund; besonders das Berliner Theater war die Nährmutter von sit venia verbo, geradezu miserablen Dramen.

Epigonen der Romantik im Drama sind: Graf Riesch (Franz Seewald). Die Handlung seiner „Bleikammern von Venedig" ist folgende: Donalto

ist frei, wird gefangen, wird frei, wird gefangen, wird frei. Seine Lustspiele sind frischer (Gespenst im Keller.) Wolff schrieb nach einer Cervantes'schen Novelle die Preciosa.

Der Leipziger Apel eignete sich geschickt die romantische Form an (Faust). Der Advokat Kind schrieb den Text zum Freischütz und dem Nachtlager in Granada. Mich. Beer's poetische Ader (der Paria, Struensee) war gering, ebenso die von Zwengsahn (Langenschwarz. Trauerspiel: Dschingiskahn); pikanter schrieb der Schauspieler Zahlhaas (Neufeld). Er bearbeitete 1818 das Calderon'sche „das Leben ein Traum", schrieb später Oldenbarneveldt, Touissaint l'Ouverture, Ludwig XIV. Wollheim's Dom Sebastian ist schwach.

Deinhardstein's († 1859) Malerschauspiele (Hans Sachs) wollen rühren und befleißen sich einer hübschen Sprache. Allein es geht ihnen die Wärme ab. Einige seiner Lustspiele (der Egoist) sind gelungen. Schiller's blühende Diktion ahmten nach: der in Spanien gereiste und von Räubern verwundete Auffenberg, der energielose Hofrath Gehe (Anna Boleyn).

Daß viele französische Stücke bearbeitet wurden, ist auch ein Beweis vom Verfalle. Die leichtfertige Manier der Franzosen befolgten Lembert, Herzenskron; sie sind aber eigentlich nur in der Kotzebue'schen Posse (die Perücke) zu Hause.

Das Vaudeville bebauten Holtei und Angely. Es bildet die Brücke zum Lustspiel, welches von den Romantikern weniger gepflegt wurde, als die Tragödie. Bloß Steigentesch schrieb einige bessere Lustspiele und Gerle (Abenteuer einer Neujahrsnacht).

Holtei's (in Graz) Lenore wurde sogar in Rio Janeiro aufgeführt. Seine humorreichen Romane (Vagabunden 1852) gehören bereits der realistischen Neuzeit an.

Der beste Märchenlustspieldichter war der Schauspieler Raimund. Der gemüthvolle Mann erschoß sich im Jahre 1836. Er gestaltete das Wiener Volkstheater um, indem er zu dem rohlustigen Momente das Elegisch-ernste hinzufügte. Als Mensch Hypochonder, zeigt er als Dichter viel Humor und Kindlichkeit. Seidlitz nennt ihn den Dichter der Armen. (Bauer als Millionär, Diamant des Geisterkönigs, Mädchen aus der Feenwelt, Verschwender.)

Langweilig schrieb die fruchtbare Frau Weissenthurn, die geistige Gattin Iffland's. Der sächsische Hofrath Winkler (Hell) übersetzte allerhand Pariser Schmarn. Der „kleine Schwärmer" (1827) sagte von ihm:

Aus den Winkeln stiehlt er französischen Plunder, im Elbstrom wäscht er und bleicht ihn dann, darum auch heißet er Hell.

Dr. Raupach „die Kartoffel des Theaters" (Laube) übernahm nach Kotzebue die Bühnenherrschaft, regierte bis 1850, bis ihn Bauernfeld verdrängte, der Immermann'sche Münchhausen sagt: „Der kurhessische Wachtfriseur Isidor Hirsewenzel trat in die Wachtstube. Dramatiker wurde er erst später, von der Natur war er durchaus zum Lederhändler bestimmt." Und Hirsewenzel selbst spricht: „Müllner wirkte durch Schuld und Blut, Houwald durch alte Camillen und Bilder, die an den Galgen gehören, ich will durch Laugewerile wirken."

Raupach wurde im Jahre 1784 in Schlesien geboren, anfangs Professor auf der Petersburger Universität lebte er dann in Berlin. Seine Freunde nannten ihn den Berliner Shakespeare; in der That war er aber der Berliner Kotzebue. Er versuchte sich nach allen Richtungen und schrieb Stücke mit politischen Tendenzen, Stücke mit dem wunderbaren Element, historische Stücke, philosofirend - moralisirende, polemische Lustspiele. Indeß ist Raupach doch immer derselbe, immer die Berechnung auf Effekt, Mangel an Tiefe und wahrem Schwung, immer die Ueberfülle des glänzenden Pathos, des rhetorischen Pomps, der hohlen Phrase.

Neben Raupach - Apollo stehe Birch - Pfeiffer - Diana (spöttischer Doppelvergleich Heine's); welche sich bis 1850 auf den deutschen Bühnen erhielt. Ihre Dramen sind Ritterschaustücke oder Romanbearbeitungen. Die Charaktere oder vielmehr die Figuren sind stets dieselben, der sittliche Halt geht ab. Bloß aus Haschrei nach Bühneneffekt wird Zufall auf Zufall gehäuft. Die Birch-Pfeiffer erinnert mit ihren pathetischen Tiraden an Raupach, mit ihrer philiströsen Rührerei an Iffland.

Sollen wir nun zum Schluß einen Rückblick auf die Werke der romantischen Dichtung in Deutschland von 1800 bis 1830 werfen, so wird dieß am besten geschehen, wenn wir aus den vorzüglichsten Leistungen ein literarhistorisches Lesebuch andeuten. Dasselbe würde etwa zehnbändig ausfallen und enthalten: „des Knaben Wunderhorn, einzelne Lieder von Uhland und Eichendorff, Tieck's gestiefelten Kater, Genoveva und den Aufruhr in den Cevennen, Chamisso's Peter Schlemihl, Fouque's Rast auf der Flucht, den bösen Geist im Walde, Undine, Brentano's Erzählung vom braven Casper und vom schönen Annerl, Arnim's Armuth und

Reichthum der Gräfin Dolores, Isabella von Egypten und Fürst Ganzgott, Hoffmann's Elexiere des Teufels, Steffen's Trauung; Kleist's Käthchen von Heilbron, den zerbrochenen Krug und Mich. Kohlhaas, Werner's 24. Februar, Oehlenschläger's Coreggio, Collin's Polyxena, Grillparzer's goldenes Vließ, Tiedge's Urania, Göre's Proklamation, Deutschland und die Revolution, Arndt's Geist der Zeit, Schulze's Cäcilie, Kerner's Reiseschatten, Simrock's Wieland der Schmid, Ebert's Wlasta, Immermann's Münchhausen, Waiblinger's Novellen, Hauff's Lichtenstein und Phantasien im Bremner Rathskeller, Zschokke's Alamontade, endlich Raimund's Bauer als Millionär.

Der reiche Schatz deutscher Romantik wird aus diesem Verzeichnisse klar genug.

Ein Dichterleben.

Von Franz Tiefenbacher.

(Fortsetzung.)

Als er am nächsten Morgen mit Nadine einen Spaziergang durch die bereits herbstlich gefärbten Gefilde machte, wunderte er sich nicht wenig über die Ansprache des Mädchens.

„Das Mädchen muß wohl eine vorzügliche Schönheit sein, wenn schon Freund Fellinger sie ein Bild von Liebesglut beschienen nennt?"

„Diese Worte wären von mir? Wenn sollen . . ." doch hier unterbrach ihn Nadine und zeigte ihm seine von ihr unter dem Lindenbaume, der seine Schatten vor dem Weingartenhause ausbreitete, gefundenen eigenen Verse.

„Wie kommen Sie zu diesen Zeilen?" frug der junge Mann verlegen.

„Auf ganz rechtliche Weise. Sie lagen auf dem Wege, den ich heute Morgens lange vor Ihnen schon betrat."

„So muß ich Ihnen wohl gestehen, daß ich dieselben geschrieben und in der Zerstreuung liegen ließ."

„Das will ich Ihnen gerne glauben; allein Sie werden aber auch gestehen müssen, daß ihre Bestimmung nicht die war, hier Wirkung zu machen."

„Und wo dann?"

„Gewiß in der Univerſitätsstadt? . . ."

„Nun, ja wohl dort! Jedoch erst wenn wir alle in dieselbe wieder zurückgekehrt sind", fiel er ihr in die Rede.

„Wenn wir zurückgekehrt sind? Wenn wir? Warum dann?"

„Weil sich dann erst der Gegenstand meiner Neigung dort befinden wird."

„Ei! wer möchte das sein?" frug Nadine verwundert und wie es schien, etwas gekränkt, „ich habe nicht bemerkt, daß Sie irgend ein Mädchen mit anderer Aufmerksamkeit als der Ihnen angebornen, eigenthümlichen Artigkeit und schönen Lebenssitte behandeln."

„Dann muß mein Benehmen Ihnen gegenüber sehr albern sein."

„O pfui! Ich fand es nicht albern, wohl aber recht herzlich."

„Jetzt haben Sie den wahren Ausdruck gewählt; denn mein Benehmen Ihnen gegenüber wird mir vom Herzen aus dictirt."

„Von Ihrem Herzen?"

„Ja, von meinem Herzen! Da ich Sie, theure Nadine, liebe. — Nun ist es heraus das kühne Wort, mögen Sie mich deßhalb auch verdammen."

„Warum sollte ich Sie dieserwegen verdammen?" sagte das Mädchen mit naiver Treuherzigkeit, dann fuhr sie aber mit zu Boden gesenkten Blicken fort, „so wäre das Gedicht für mich bestimmt, und Sie sagen mir in demselben, was ich schon längst für Sie gefühlt?"

„Ja, holde Nadine! für Dich, wenn Du mein sein willst", entgegnete er mit Feuer.

Sie sank an seine Brust, er drückte ihr einen Kuß auf die glühende Stirne und der schöne Bund der Kunst und Liebe war geschlossen.

„Ja ich bin Dein Gustav! Gustav sei die Unterschrift meiner poetischen Herzensergüsse; er ist dein zweiter Name, so soll er denn mein erster sein!" Und wirklich unterzeichnete er auch seine poetischen Schriften von nun an mit dem ihm lieb gewordenen Namen Gustav, darum er auch fortan Gustav Fellinger heißen soll.

So sprachen sie auf ihrem Spaziergange noch lange von ihrer Liebe, von ihrem Glücke und von der Zukunft, bis sie die schon ziemlich hoch stehende Sonne an die Rückkehr erinnerte.

Von nun an gestaltete sich der Aufenthalt unseres Fellinger im Brenner'schen Hause in auffälliger Weise noch familiärer als er es ohnedieß schon war. Seine Antheilnahme an allen Vorkommnissen und seine Zutraulichkeit gewannen ihm die Liebe Aller, man behandelte ihn wie den Sohn des Hauses, er fühlte sich so

wahl! Aber auch seine Poesie gewann durch diese Gemüthsstimmung, sie wurde weicher, schmelzender und weniger schwermüthig. In dieser Zeit entstanden auch seine herrlichen gefühlvollen Liebessonette: „Die erste Liebe" und „Der Liebe Mystik" nebst anderen.

Die Weinlese war beendet und die Familien kehrten in die Stadt zurück, Fellinger in Gesellschaft der Brenner und der französischen Emigranten-Familie, wie er sie nannte, und die sie auch war bis zu dem Augenblicke, als ihr und allen Emigranten durch Napoleon die Heimkehr in's Vaterland ermöglicht wurde. La Cremoir, dem der junge Freund seines Hauses lieb und werth geworden, lud denselben ein, ihn und die Seinen in Graz ja recht oft zu besuchen, welche Einladung Fellinger natürlich mit Freuden annahm, was um so möglicher war, da die La Cremoir'sche Familie im Hause des Freundes seines Vaters wohnte, in das er fast täglich kam. So hoffte er denn, schöne Winterabende verleben zu können, jedoch das Geschick hatte es anders bestimmt.

Gustav entschloß sich, ehe er bei La Cremoir seine Aufwartung machen wollte, den Rest der Ferien im Hause seiner Eltern zuzubringen, welchen Entschluß er auch ausführte. Hier kam er seinen Lieblingsneigungen nach. Er nahm mit gleichgesinnten Freunden an Jagden Theil, oder machte Ausflüge in's Gebirge, am allerliebsten aber besuchte er ganz allein die Ruine am Rabenstein, die er in einem trefflichen Liede besang. Als die Ferien zu Ende waren, nahm er Abschied von den Seinen und eilte nach der Universitätsstadt, in welcher sein erster Besuch, nachdem er sich in seiner schon frühere Jahre innegehabten Wohnung auf's Neue heimisch eingerichtet, Herrn La Cremoir, eigentlich seiner Liebe galt. Doch wie schwer ward er von einer düsteren Nachricht, die ihm Nadine mit thränenden Augen mittheilte, erschüttert! denn am frühesten Morgen des Tages seines Besuches traf ein Brief an Nadinens Vater ein, in welchem La Cremoir aufgefordert wurde, mit Tochter und Nichte gleich nach Empfang des Schreibens nach Frankreich zu kommen, da ihre Anwesenheit in diesem Lande wichtiger Familien-Angelegenheiten wegen äußerst nöthig sei.

Daß diese Nachricht nur allzuwahr sei, bewiesen ihm die bereits gepackten Reisekoffer. La Cremoir bedauerte mit ungeheucheltem Leidwesen, auf so unerwartete Weise einen solch' theuer gewordenen Freund verlieren zu müssen und tröstete, da er Gustav's düstere Stimmung sah, mit der Versicherung, sobald als seine Angelegenheiten in Frankreich geschlichtet sein würden, wieder nach dem schönen, ihm unvergeßlichen Graz zurückzukehren. Trotz dieser Versicherung wurde die Trauer allgemein, selbst die sonst so lustige Eugenie vergaß ihre Neckereien und in ihren dunklen, sonst heiter lächelnden Augen glänzten Thränen.

Am Tage der Abreise gab der vom tiefen Gram erfüllte Dichter den ihm so lieb gewordenen Personen eine weite Strecke das Geleite, und beim Abschiede gelobten sich die Liebenden unverbrüchliche Treue.

Einige Wochen darauf erhielt er von Nadine den ersten Brief aus Frankreich. Er beantwortete das liebe Schreiben allsogleich, und nun folgten die Briefe beiderseits in regelmäßigen Zeiträumen; jedoch kaum nach einem Jahre blieben die Briefe aus Frankreich aus, was er nur dem Wiederausbruche des Krieges zuschrieb. Es verfloß beinahe das zweite Jahr und er hatte weder von La Cremoir, noch von dessen Tochter Eugenie und ebenso wenig von Nadine die mindeste Nachricht erhalten. Er verfiel darüber in eine tiefe Schwermuth, aus welcher ihn nur zeitweise seine Freunde und die Studien zu reißen vermochten.

II.

Ein Studentenlogis biethet in gewisser Hinsicht eine und dieselbe Ansicht dar, wie das Atelier irgend eines Künstlers, nur daß die Staffage in jedem eine unbedeutende Abänderung zeigt. Hier Kleidungsstücke, Tabaksrequisiten und Waffen mit Büchern, Schriften, Spiel- und Landkarten bunt durcheinander gewürfelt, dort ebenfalls Kleidungen und andere Utensilien mit Bildern, Maler- und Kunstrequisiten in stillster Eintracht. Wenn nun solch' einer Behausung gegenüber das blumengeschmückte Fenster eines stillen Kämmerleins liegt, dessen Bewohnerin etwa ein reizendes Mädchen sein sollte, so erhält das Ganze einen Anstrich der Romantik, und gibt ein vortrefflich poetisches Bild.

Konnte nun Gustav Fellinger seine Stube, zu seinem Leidwesen vielleicht, noch für kein solch' poetisches Bild ansehen, so sollte doch das hiezu fehlende bald ergänzt werden.

An einem trüben Spätherbsttage, als Gustav eben seine Toilette vollendet hatte, trat er an's Fenster, um nach der Witterung zu sehen, die ihn aber heute wenig kümmern sollte, da seine Aufmerksamkeit etwas ganz Besonderes in Anspruch nahm. Das seiner bescheidenen Wohnung gegenüber liegende Fenster, das er früher nie beachtete, weil er an demselben nie Jemanden erblickte, der sein Interesse erregen konnte, war jetzt im November mit Blumentöpfen besetzt, hinter welchen er ein weibliches Wesen eine Schrift, augenscheinlich

einen Brief lesend, stehen sah. Er wollte eben seine Betrachtungen über diese Entdeckung anstellen, um herauszubringen, ob es hübsch oder häßlich sei, oder ob es ein Mädchen oder eine Frau wäre, als sie das Papier zusammenschlug und hinter den Gardinen verschwand. O Schade! rief er aus und sann über die Erscheinung nach, die, so flüchtig sie war, doch eigene Erinnerungen in ihm wachrief. Er konnte die plötzliche Beklemmung seines Herzens, ein ahnendes Gefühl nicht begreifen und würde noch lange in seiner sinnenden Stellung geblieben sein, wenn nicht ein Tummult auf der Straße entstanden wäre, der ihn aus seinem Nachdenken geweckt und erinnert hätte, warum er heute ausgehen wollte. Mit einem „die v . . . . . Raubhorden!" zwischen den Zähnen eilte er zur Thüre hinaus.

Oesterreich war, nachdem es dem Kabinete der Tuilerien über seine vertragswidrigen Schritte ohne Erfolg Vorstellungen gemacht, entschlossen, die französische Uebermacht in ihre Schranken zurückzuweisen und hatte zu diesem Ende eine große Armee unter Erzherzog Karl nach Italien geschickt, während ein anderes Heer unter Mack gegen den Inn vorrückte. Es war der für Oesterreich so unglückliche Feldzug von 1805 ausgebrochen. Die Schlacht bei Ulm wurde geschlagen und Mack mußte sich mit noch 25.000 Mann am 30. October an den Sieger kriegsgefangen ergeben. Ein Schlag, zerschmetternder als jener bei Marengo, warf Oesterreich darnieder. Die Franzosen hatten nun bis in das Herz der österreichischen Erbstaaten keinen Widerstand zu fürchten, sie drangen langsam und umsichtig vor und rückten am 13. November in Wien ein.

Dieser Schlag nun war auch dem italienischen Heere unter Erzherzog Karl und jenem in Tirol unter Erzherzog Johann verderblich. Der Erstere, wie wohl er gleich Anfangs des Feldzuges große Verstärkungen nach Deutschland gesendet, besiegte dennoch in drei blutigen Tagen glorreich seinen tapferen Gegner Massena, welcher die Linien an der Etsch vergeblich stürmte und an 10.000 Streiter verlor. Aber Mack's Unglück zwang den Sieger zum Rückzug, den er mit stolzer Haltung und ohne bedeutenden Verlust über Görz und Laibach durch Ungarn gegen Wien zu unternahm. Eine französische Heeresabtheilung unter Marmont rückte sofort vor und besetzte Graz.

Dieses für jeden Steirer so schmerzliche Ereigniß war es auch, das Fellinger's Herz mit Gram und Erbitterung gegen Frankreich und Oesterreich's falsche Freunde erfüllte.

Auf der Straße angekommen, fand er schon große Volkshaufen versammelt, die theils in düsterer, theils in aufgeregter Stimmung die siegestrunkenen verhaßten Feinde erwarteten, mit deren Führer der Kommandant der Grazer Bürgergarde, Oberst Dobler, auf der Mitte der Weinzettelbrücke bereits parlamentirte. Jetzt marschirten die dunkelblauen Kolonnen des gewaltigen Corsen durch die Herrengasse, in der die Fenster wie am Hauptwachplatze dicht gedrängt mit Neugierigen besetzt waren. Als Fellinger zu denselben hinaufschaute, um allfällige Bekannte zu grüßen, blieb er plötzlich vor dem Hause, in welchem sich seine eigene Wohnung mit der Aussicht in den Hofraum befand, wie angewurzelt stehen.

Was war das, hatte er sich nicht getäuscht, durfte er seinen Augen trauen? Seine Erscheinung vom heutigen Morgen stand an einem Fenster und war keine andere als Eugenie La Cremoir, die Cousine seiner Nadine, seine Freundin aus den glücklichsten Tagen seines Lebens. Ja, sie war es; es konnte keine andere sein, als die heitere, schelmische Eugenie! Was mochte sie aber in Graz mitten im Kriegsgetümmel wollen? War sie allein, ohne ihren Vater, ohne Nadine gekommen? Es scheint so, sonst würde gewiß eine dieser Personen an ihrer Seite oder doch an einem der nächsten Fenster zu sehen sein. Wo mochten sich dann dieselben befinden, oder was mochte sonst aus ihnen geworden sein? Wie sie herumspäht, als suche sie einen Bekannten in der Masse, und wirklich war dieß der Fall, sie suchte ihn. — Jetzt hat sie ihn erblickt, und begrüßt ihn mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit mit der Hand, worauf sie aber schnell verschwand, bald hätte er in seiner Ueberraschung vergessen, den Gruß zu erwidern.

Die Truppen waren vorüber marschirt, die Menschenmassen verliefen sich allmählig, Fenster und Balkone wurden leer und auch Fellinger suchte wieder seine Wohnung auf.

Von nun an stand er öfters an dem Fenster seiner Stube in der Erwartung, die neue Erscheinung wieder zu sehen, jedoch vergebens war sein Hoffen und Harren, sie erschien nicht, sie mußte sich also ausschließlich in dem vorderen Theile ihrer Wohnung aufhalten. Was sie wieder nach Graz geführt, wußte er jetzt, da er sich im Hause genau nach ihr erkundigt und erfahren hatte, daß sie die Gattin eines

höheren französischen Offiziers sei. So war denn jede Hoffnung für ihn abgeschnitten, mit ihr in nähere Berührung zu kommen, um dadurch zu erfahren, was aus Nadine geworden, weil er nicht gerne mit den Feinden seines Vaterlandes verkehren wollte, obgleich es ihn zu einer Besprechung mit der reizenden Frau drängte.

Eines Morgens saß er an seinem Studiertisch; als er aus seinem Nachdenken durch heftiges Pochen an die Stubenthüre aufgerüttelt wurde. Nach dem üblichen „Herein!" öffnete sich die Thüre, ein französischer Soldat trat in das Zimmer und überreichte ihm ein zierliches Briefchen, nach der Schrift zu urtheilen, von einer Damenhand geschrieben. Erstaunt, jedoch mit dem sichtlichen Gefühle freudiger Ahnung übernahm der Student das Billet, und der Ueberbringer blieb zum Zeichen, daß er auf eine Antwort warte, stehen; Fellinger öffnete rasch das Schreiben und fand als Unterschrift den Namen Eugenie; er durchflog den Inhalt, der ihn zu einem Besuche einlud und ihm die Gewißheit gab, daß die Schreiberin dieser Zeilen bereits Frau sei. Seine zusagende Antwort, mit welcher sich der Franke entfernte, hatte er in den verbindlichsten Ausdrücken und in größter Eile geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Berichtigung.

Die Carinthia Nr. 40 bringt ein Aktenstück und eine Urkunde zur Geschichte der Gegenreformation in Kärnten. Gleich im ersten Satze wird gesagt, daß die Geschichte der Reformation und der Gegenreformation der innerösterreichischen Länder, also auch Kärnten's noch ihres Bearbeiters harre. Es scheint also, daß dem Schreiber dieses Aufsatzes der 2. Band der kärnt. Geschichte von Hermann, welcher in der Carinthia des J. 1855, Nr. 7, 8, 9, ausführlich besprochen wurde, gänzlich unbekannt ist. Wenn er sich die Mühe geben will, dieses Werk zu studiren, wird er finden, daß dort die Geschichte der Reformation und der Gegenreformation in Kärnten gründlich bearbeitet ist.

Ferner begegnen wir einem Widerspruche. Es wird gesagt, daß die Gegenreformation 1578 (gerade von diesem Zeitpunkte datirt sich, zwar wegen der von den Ständen lange hingehaltenen Türkenhilfe, eine volle Bewilligung der Religionsfreiheiten) begonnen und 1601 vollendet war. Auf der nächsten Seite heißt es wieder, daß 1627 eine Religions-Reformation vorgenommen wurde, nach welcher alle, welche nicht zur kath. Religion zurückkehren wollten, bis zum 31. Juli 1629 nach Erlegung des zehnten Pfennigs die Erbländer verlassen mußten. So konnte die Gegenreformation auch 1601 nicht vollendet gewesen sein. Sie war es, wie wir aus Hermann ersehen, auch erst noch später, da 1631 und 1638 die Reform-Kommissionen wiederholt wurden.

Es ist nicht zu läugnen, daß durch später aufgefundene Urkunden interessante Beiträge für auch bereits bearbeitete Geschichte gewonnen werden können. Wenn Herr Dr. Ilwof aber glaubt, durch seine zweite Urkunde aus dem Werkchen österr. Exulantenlieder evangelischer Christen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges etwas Neues gebracht zu haben, befindet er sich ebenfalls in einem Irrthume. In der Carinthia 1861 Nr. 24 lesen wir einen Aufsatz ebenfalls von Hermann unter der Aufschrift „Kärntnerische Exulanten zu Nürnberg", in welchem dasselbe wie hier, nur ausführlicher, gründlicher und sowohl aus diesen als auch aus anderen Quellen geschöpft, berichtet wird. Dieß glaubte ich sine ira et studio bemerken zu sollen.

Herbert.

Heimatliche Chronik.

(Aus Wolfsberg.) Die Anwesenheit eines von der k. k. Kommission zur Erhaltung der Baudenkmale in Wien entsendeten Mitgliedes der in die Kunst, besonders mittelalterliche, Eingeweihten, gab Gelegenheit, uns in dem von der Natur und nun auch in jener Hinsicht gesegneten Lavantthale weiters umzusehen. Wir übergehen das von Kenneraugen durchforschte Stiftgebäude von St. Paul und seine herrliche Kirche, das in seiner Art einzige Schloß Wolfsberg, welches in diesen Blättern ohnehin eine eingehende Beschreibung gefunden hat, und wenden unsere Aufmerksamkeit dem, der Gräfin Laura von Henkel Donnersmarck, geb. Gräfin von Hardenberg, gewidmeten Mausoleum daselbst zu, nicht als ob es noch gar nicht beschrieben wäre, was erst vor Kurzem in Nr. 32 der Carinthia geschah, sondern weil diese Beschreibung nicht auch eine Beurtheilung eines Denkmales war, welches doch darauf einen vorzüglichen Anspruch hat. Was vorerst den für dasselbe ausgewählten Platz betrifft, ist es eine dem Schlosse zunächst gelegene, dieses überhöhende, vorspringende Stelle, umgeben von einem Nadelholzwalde, welcher jedoch dem Mausoleum bescheiden Platz machte, so daß es dem Wanderer von Ferne her schon auffällt und das weite Thal, dem außer dem Schlosse Thürn von seinen stolzen Burgen nur Ruinen geblieben sind, beherrscht. Es hat sich in neuester Zeit in einem Journale die Stimme laut gemacht, daß nur solche Höhen geeignet sind,

die Asche erlauchter Vorfahren in tempelartigen Monumenten zu bergen, und daher die Kaisergruft bei den Kapuzinern eine ganz ungeeignete Stätte sei. Doch abgesehen davon, daß wir in weiten Umkreisen nur jenes wie ein Pavillon gestaltete Denkmal in der Brül kennen, welches Fürst Lichtenstein den Resten der tapfern Reiter, die mit dem Opfer ihres Lebens das seine gerettet, auf freier gebiethender Höhe erbaute, finden wir, wenn wir dem Gemüthszuge der Völker, van den Königsgräbern zu St. Denis bis zu den feierlichen Grabeshainen in Konstantinapel und den Morais der Südseeinsulanee folgen, nur in der Abgeschiedenheit, der Ruhe, den Charakter jener Plätze, welche man wählt, um dem ernstwehmüthigem Gefühle der Vergänglichleit, den Eindrücken des Glanbens an die Fortdauer jenseits des Grabes Raum zu geben. Die Schilderung des Banes, die architektanische Struktur des Mausoleums kennen wir bereits; und wenn wir der vallendeten kostspieligen Ausführung, die seitich Manchem nicht ganz stylgerecht scheint, unsern Beifall zollen, lönnen wir nicht umhin, das Urtheil, welches selbst der Bildner des Monumentes aussprach, zu wiederholen, daß der Erbauer des Mausaleums, welcher ganz passend die auch sonst mehrfach gewählte Kuppelfarm ausführte, dabei auf das Monument zu wenig Rücksicht nahm, indem das von den weiten Fensterräumen van drei Seiten eindringende, statt von aben koncentrisch niederstrahlende Licht, dem Hauptgegenstand gerade die gewünschte Wirkung desselben entzieht. Und dach ist es das Monument, welches unsere ganze Aufmerksamkeit verdient und fesselt. Es ist nicht der erstarrende Tod, welcher die in mehr als in Lebenslänge var uns hingestreckte Gestalt beherrscht, ein ruhiger Schlummer nur; selbst die in willkührlicher Stellung gekrenzten Beine, die weichen Arme und das Frieden und sanfte Ruhe sprechende portraitgetrene Antlitz verkünden es uns. — Wie herrlich ist der Faltenwurf, wie zart sind die Formen dem harten Stein entrungen, wallend das Haar und wie sargsam ist das Tuch ausgeführt, welches den erhabenen Pfühl bedeckt, worauf das Haupt ruht; man möchte die Fäden zählen. Wie die feinste Stickerei nimmt sich das an der Rückseite im größeren Maßstabe gleichsam hingehauchte Hardenbergische Wappen aus. Das aus schönstem carrarischen Marmor ausgeführte Gebilde ruht auf einem Sarkophage aus grauem, fein geschliffenem Marmor, dessen Vorderseite eine kurze Inschrift, dessen Wände auf einer Seite im Reliefe den Todesengel mit gesenkter Fackel und dem Palmzweige, welchen die Verblichene durch jahrelange Leiden sich errungen, veraugenscheinlicht, auf der andern in gleicher Form den Schutzgeist des Glanbens mit Kelch und Kreuz uns bietet. Als Caryatiden erblicken wir an den vier Ecken Engelsgestalten, an denen wie doch das Singen nicht entdecken konnten; eine gebehrdet sich betend mit gefalteten Händen, die entgegengesetzte verkündet mit auf die Brust gelegten Händen Ergebung; während die dritte in einem aufgeschlagenen Buche, wir dachten uns das der allgemeinen Vorsehung, das des Weltenlaufes, liest, hält die letzte ein Spruchband, das uns die Bedeutung des Räthsels des kurzen Menschenlebens ahnen läßt. Dem tiefen Eindruck, welchen dieses herrliche Werk in dem Beschauer hervarzubringen vermag, gab ein Reisender mit den treffenden Warten Ausdruck: „Es gesehen zu haben, hielt mich allein schon füe den weiten Weg in dieses Thal schadlos.“

Außeedem besahen wie die neu hergestellte nachbarliche Kirche zu St. Marein. Wir fanden sie wie den sie umgebenden Feiedhof äußerst geschmackvall und bedauerten nur, daß der ursprünglich, wie an den beiden Thürmen wahrzunehmen, romanische, nun gathische Baustyl nicht anch bei den Altären, wie solches an der Kanzel, dem Taufsteine und selbst dem Beichtstuhle in Ausführung kam, während man in Vergoldung und Verzierung van Nebenfiguren keine Kasten sparte.

Verschiedenes.

(Ein Sängertag der „deutschen Liedertafel“ in Petersburg.) Ueber denselben berichten die Zellner'schen „Blätter für Musik“: „Es war ein eigener Zauber, mitten in Rußland auf einmal in einen ganz deutschen Kreis versetzt, deutsche Lieder durch die tageshelle Juninacht erklingen zu hören. Der Ort der Praduktion, Pargola, schon auf finnischem Gebiet liegend, war reizend gewählt. Die Sänger standen auf schmalem Raum zwischen einem riesenhaften Fichtenwald und einem Bache. Letzterem gegenüber erhebt sich ein terrassenförmiger Berg, Parnaß genannt, den die Zuhörer eingenommen hatten. Die Lieder wurden trefflich ausgeführt und mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten die Russen dem „Wer hat dich, du schöner Wald“ und dem „Tag des Herrn“. Abend- und Morgendämmerung gehen in dieser Jahreszeit so in einander über, daß die Sänger während der ganzen Nacht im Freien ahne Beleuchtung ihre Naten singen lonnten.

(Ein widerspenstiges Orchester.) Der Orchesterdirektar der graßen Oper zu Paris, ein Deutscher, Namens Dietsch, hat plötzlich seine Entlassung erhalten, wie französische Blätter wissen wallen, auf Grund folgenden Vorganges, Verdi dirigirte eine Probe seiner neuen Oper („die Macht des Schicksals“? aber schon wiedee einer anderen von noch jüngerem Datum?) und wallte eine Nummer, mit deren Ausführung er nicht zufrieden war, repetiren lassen. „Wir wollen noch einmal anfangen, meine Herren, sagte er, und vor Allem bitte ich, nicht zu schleppen. Piano! ich bitte, piano.“ Er giebt das Zeichen zum Anfange . . . vollkommene Stille rings umher. Er wendet sich um; die Musiler blicken alle mit ernsten Gesichtern in ihre Stimmen, alle Hände sind in Bewegung, alle Geigenbagen bewegen sich im Takte, aber — in der Luft, und ohne die Saiten zu berühren. Der Maestro versuchte, die Sache als Scherz zu nehmen. Er gab dem Orchester ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten. „Meine Herren, sprach er, ich habe wahl gesagt piana! Aber ich denke, ein wenig mehr Geräusch könnten sie dach wohl machen. Wir wallen noch einmal anfangen“. Mit diesen Warten gab er wieder das Zeichen, die Bogen bewegten sich abermals, allein Verdi hörte keinen anderen Ton, als hier und da das Anstreifen der Manschetten an die Geigen. Das war kein Scherz mehr, sondern Chicane, und der Campanist entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Eine Antwort gab die kaiserliche Intendanz mit Entlassung des Herrn Dietsch, der freilich hier zum Sündenbock gemacht zu sein scheint.

Druck und Verlag van Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 43 | **Sonnabend, den 24. October** | **1863.**

Die deutschen Zigeuner.

Von diesem merkwürdigen Volke, das auch unser Land manchmal mit seiner Gegenwart beehrt, gibt Dr. Richard Liebich in seinem kürzlich erschienenen Buche, eine interessante Charakteristik, aus der wir Einiges hervorheben.

Der Zigeuner ist von mittlerer Gestalt, schlankem, gedrungenem, wohlgebildetem Körperbau. Seine muskulösen Glieder sind gelenkig, seine Bewegungen lebendig, ausdrucksvoll, anmuthig und der Rede angemessen. Er spricht schnell, aber deutlich und mit ergänzendem Mienenspiel. Dichtes, schwarzes und glänzendes, nicht so bald wie bei anderen Menschen ergrauendes Haar hängt ihm wirr und struppig, ungeordnet und ungepflegt bis auf den Nacken. Voller schwarzer Bart beschattet den Mund, bedeckt das Kinn und hebt die Röthe der feingespaltenen Lippen und die blendende Weiße der regelmäßigen, vollständigen kleinen Zähne.

Durch den unsteten, unsichern und sogar scheuen Blick wird die Schönheit des großen, schwarzen, feurigen, von langen Wimpern beschatteten Auges etwas beeinträchtigt.

Wenn der Zigeuner auf gewisse Schönheit gerechten Anspruch machen darf, so ist dieß bei der Zigeunerin weniger der Fall. Niedere, gedrückte Stirn, lange Nase im hageren Gesicht, mehr eckige, als gerundete Glieder begegnen uns fast bei allen Zigeunerinnen. Rasch entwickelt, altert sie eben so rasch und zeigt, nach kurzer Blüthe, als Frucht abschreckende Häßlichkeit.

Die Zigeuner haben eine eigenthümlich widerliche, in geschlossenem Raume besonders auffallend wahrnehmbare Atmosphäre, deren Geruch sich ebensowenig beschreiben läßt, als der wesentlich davon verschiedene, nicht minder specifische, jedem Kriminalisten und Polizeibeamten bekannte Geruch der Armuth.

Der Zigeuner ist ein eigenthümlicher Mensch, der nicht nach dem allgemeinen Maßstabe der Civilisation beurtheilt werden darf; er verschmäht es, und muß es seiner Natur nach verschmähen, sich auf ihren von ihm unbegriffenen, ja ihm unbegreiflichen Standpunkt zu erheben, denn er ist ein vollständiger Gegensatz derselben; er negirt sie und bestreitet ihre Berechtigung, sich gegenüber, er will mit ihr nichts zu schaffen haben, verachtet und verwirft alle Vortheile, die sie ihm bieten mag, in dem Bewußtsein oder wenigstens in der Meinung, daß er — oft mehr als ein civilisirter — ein selbstständiger Mensch, rom, sei und keine andere Aufgabe kenne und zu erfüllen habe, als ein selbstständiges Geschöpf, ein Zigeuner zu bleiben. Ihm ist Sitte, Verfassung, Religion anderer Menschen unverständlich, und darum nicht nur, sondern seinem eigenen Wesen nach, ganz indifferent. Sie haben deßhalb auch ihren eigenthümlichen Charakter treu bewahrt; er bleibt der Bewegung, welche die Menschen um ihn fortreißt, völlig fremd, und zwischen den Zigeunern in Ungarn und denen in den französischen Pyrenäen-Departements läßt sich kein Unterschied auffinden.

Er hat ein starkes National-Bewußtsein und verheimlicht oder verleugnet seine Abstammung nur selten. Gegen den Eingeweihten ist er stets offen und ehrlich. Gern und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit erzählt der Zigeuner auch dem Nichteingeweihten, wenn er nur für ihn und seine Lebensart Interesse zeigt und Belehrung sucht, von seinen Sitten und Gebräuchen, und giebt selbst die zu, welche von denen anderer Menschen in widerlichster und abscheulichster Weise abweichen, jedoch stets mit dem beschränkenden und mildernden Zusatze, daß nur die Rohen seiner Nation sie noch üben oder dulden.

Da seine Lebensweise ihn daran gewöhnen muß, der Wirklichkeit in die Augen zu schauen, so ist er von Aberglauben ziemlich frei. Vorbedeutungen (omina) läßt er indessen nicht ohne Beachtung, namentlich giebt er etwas auf Augurien. Die Elster ist ihm der Streit- und Zankvogel.

Ohne seine Muttersprache jemals zu vergessen oder aufzugeben, eignet sich der Zigeuner mit größer Leichtigkeit die Sprache anderer Menschen an, mit denen



das Schicksal ihn dauernd zusammenführt. So kommt es, daß oft ein und dasselbe Individuum neben seiner eigenen Sprache, deren sich der Zigeuner übrigens im Verkehr mit seinesgleichen ausschließlich bedient, nach Befinden noch deutsch und polnisch, französisch und russisch, italienisch und spanisch versteht, und diese Sprachen mit Geläufigkeit gebraucht.

Von Haus aus furchtsam und feig, ist er zum eigentlichen Kriegsdienste nur wenig brauchbar und entzieht sich demselben auf jegliche Weise; doch waren zur Zeit des dreißigjährigen Krieges im Wallenstein'schen Heere die Zigeuner stark vertreten. Als Spion ist er, falls er seiner Partei treu bleibt, sehr brauchbar. Gleich nach ihrem ersten Auftreten in Deutschland erweckten sie durch diese zweideutige Thätigkeit Besorgnisse und werden deshalb in den Reichsgesetzen „Vorkundschafter der Christenfeind" genannt und als solche verfolgt.

Frech und grob aufzutreten, wagt er bei seiner Unterwürfigkeit nur zuweilen aus Berechnung, wenn er imponiren zu können vermeint. Für erwiesene Wohlthaten dankt er stets mit Handkuß und Kniebeugung (das thun andere Völker im Osten Europa's auch); sonst ist er sehr begehrlicher Natur und seine Begehrlichkeit artet daher oft in Unverschämtheit aus. Seine Kinder liebt er zärtlich und geht hierbei nicht selten in verderbliche Schwäche über. Er züchtigt sie nur im Zorne; der Züchtigung aber folgt regelmäßig eine bereuende Liebkosung.

Der Wollust fröhnt der Zigeuner auf schamlose Weise, ohne indessen ihr Sclave und ohne dadurch entnervt zu werden. Mangel an Ehrgefühl, Arbeitscheu, Faulheit, Leichtsinn und Lügenhaftigkeit hat er mit manchen civilisirten Menschen gemein, zeigt dabei aber ungemeine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die, welche sich seiner annahmen oder ihn nur rücksichtsvoll und menschenfreundlich behandeln. Gegen seine Thiere ist er mitleidslos, ja sogar grausam.

Sehr interessant ist das Kapitel über die Religion der Zigeuner. Sie glauben zwar an ein höchstes Wesen, und führen dessen Namen bei jeder Gelegenheit, oft bewußtlos im Munde, haben aber von demselben nur eine dunkle, unbestimmte, mangelhafte Vorstellung. Der Vielgötterei scheint der Zigeuner nicht zu huldigen; Blitz, Donner (Gottes Feuer, Gottes Wetter, Gottes Zorn genannt), Schnee, Regen kommt von dem einen Gotte, dessen Lichter, die Sterne am Himmel brennen. Die Wohlthaten Gottes kennt der Zigeuner nicht; der Regen durchnäßt ihm nur die Haut, zeitigt ihm aber keine Früchte; die Sterne am Himmel sind ihm bei seinen Diebsgängen auch nicht besonders erwünschte Zeugen; er fürchtet daß er Gott mehr, als er ihn liebt, und überhäuft ihn namentlich, wenn ihm ein Kind gestorben ist, mit den abscheulichsten Lästerungen, ebenso wenn ihn Unglück trifft, wenn ihm ein Anschlag mißlingt. An die Fortdauer nach dem Tode scheint er zu glauben, wenn er sich vielleicht auch darüber nicht klar ist; die heiligsten Schwüre der Zigeuner sind: „Bei meiner väterlichen Hand" (seiner unvermischten Ablunft) und: „bei den Todten". Vor dem Tode hat er eine sehr große Furcht. Geht ein Zigeuner am Grabe eines seiner Stammgenossen vorbei, so bringt er, wenn irgend möglich, dem Todten eine Libation, indem er einige Tropfen Wein, Bier oder Branntwein ausgießt. Von Kultus, Symbolen und dgl. ist natürlich nicht die Rede; wenn etwas derartiges bestanden hat, so ist es längst vergessen worden.

Doch halten sie sich gastweise zum Katholicismus. Unter Christen geben sie sich ohne Ausnahme als Katholiken, Kreuzmacher aus, nie aber für Protestanten. Sie machen auch die kirchlichen Gebräuche mit, knieen, bekreuzigen sich, wohnen der Messe bei, genießen wohl gar das heilige Abendmahl, haben aber außer einigen sonderbaren Vorstellungen, wie sie ihre rohe Phantasie eben erfassen kann, von dem geistigen Inhalte der kirchlichen Lehren keinen Begriff. Sie sind Kinder und bleiben Kinder. Seine Sprößlinge läßt der Zigeuner taufen, sogar mehrmal, an verschiedenen Orten, des üblichen Pathengeschenkes wegen. Hierbei ist ihm sogar die Konfession gleichgiltig. Trauen läßt er sich mit seiner Ehehälfte, um eine giltige Reise-Legitimation für sie zu bekommen; die giltige Ehe, die indeß sehr leicht löslich ist, schließt für ihn der Zigeuner-Hauptmann.

Der Hauptmann hatte früher uneingeschränkte Gerichtsbarkeit über die Seinen, sogar das Recht über Leben und Tod; das hat nun freilich jetzt aufgehört, da ihn die Gesetze des Staates daran hindern, indessen ist sein Ansehen unter seiner Landsmannschaft immer noch bedeutend. Er hat das Standesregister und die Akten der ihm untergeordneten Landsmannschaft in Ordnung zu halten; jede Geburt, jeder Todesfall muß ihm gemeldet und von ihm verzeichnet werden. Sein Amt setzt daher die Kenntniß der Schreibekunst voraus. Er hat das Zigeuner-Siegel mit dem Wappen seiner Landsmannschaft in Verwahrung, bestätigt die geschlossenen Ehen oder trennt sie wieder, schlichtet vorkommende Streitigkeiten, ertheilt Rügen und verhängt Strafen (körperliche Züchtigung, Verstümmelung, Ausstossung aus der Gemeinschaft für kürzere oder längere Zeit, Verurtheilung zur Infamie); auch macht er ausgestossene Leute wieder ehrlich, und zwar durch die Cere-

monie, daß er sie aus seinem Becher einen Trunk thun läßt, nachdem er selbst daraus getrunken. Der Trunk aus des Hauptmanns Becher tilgt jede Schuld, löscht alles Begangene aus und restituirt vollständig ad integrum; der Rehabilitirte ist wieder ein ehrenhafter Zigeuner.

Alle sieben Jahre zur Pfingstzeit versammelt sich regelmäßig jede Landsmannschaft um ihren Hauptmann an einem von diesem zu bestimmenden Orte. In diesen Versammlungen werden die innern Angelegenheiten der Gemeinde geordnet. Musik, Tanz, Schmaus und Zechgelag erheitern diesen Zigeuner-Reichstag. Der Hauptmann hat übrigens seine Gehilfen zur Seite, namentlich bei öffentlichen, feierlichen Gerichtssitzungen, einen Rechtssprecher und General-Anwalt, der Ankläger und Vertheidiger in Einer Person ist, und einen Protokollführer. Bei allen feierlichen Gelegenheiten trägt der Hauptmann die Zeichen seiner Würde, einen dreieckigen Hut mit silberner Quaste und ein Band mit den Farben und dem Wappen seiner Landsmannschaft um den linken Arm geschlungen.

Seine Würde ist nicht erblich, sondern hängt von freier Wahl ab, doch sieht man auf reine zigeunerische Abstammung und auf Familie.

Die, welche dem Stamme bereits einen oder mehrere Hauptleute gegeben, hat den Vorzug. Die Wahl eines neuen Hauptmanns und die ihm zu leistende Huldigung werden unter großem Jubel begangen. Schmaus, Trinkgelag, Schießen und rauschende Musik, Tanz und Gesang verherrlichen das Fest. Es schließt mit dem Zurufe der Menge: Der Hauptmann bleibe lange lebendig!

Jeder neugewählte Hauptmann hat die Verpflichtung, einen von seiner Landsmannschaft verehrten Baum oder Strauch zu pflanzen, und für dessen Gedeihen Sorge zu tragen.

Die Zigeuner führen außer ihren Geschlechtsnamen, welche jedoch insgesammt erst späteren Ursprungs sind, noch einen besonderen, den körperlichen oder moralischen Eigenschaften des Individuums entsprechenden Beinamen, z. B. der Eiserne, der Starke, der Rothe, das schwarze Mädchen, der schwarze Knabe rc. Sonst führen sie deutsche Namen: Wagner, Steinbach, Weiß, Handschuhmann rc. Den Zigeunerinen werden in der Taufe oft vornehme und hochklingende Namen beigelegt, z. B. Apollonia, Lila, Endra, Clara, Crescentia.

Die Poesie der Zigeuner ist nicht weit her. Ihre von Mund zu Mund gehenden Gedichte sind meist kindischen, trivialen, gemeinen Inhalts. Nur selten begegnet man bei ihnen tiefer, wahrer Empfindung. Alle Gedichte sind Gelegenheitsgedichte und gestalten sich weniger durch den Text, als durch die denselben begleitende Melodie zum Gedicht.

Ein Dichterleben.

Von Franz Tiefenbacher.

(Fortsetzung.)

Tags darauf begab er sich mit den wechselnden Gefühlen der Hoffnung und Besorgniß zu Eugenie, die ihn mit den Worten empfing: „Ah! das ist schön von Ihnen, meiner Bitte so schnell nachzukommen, ein Beweis, daß Sie Ihre alten Freunde doch nicht ganz vergessen haben".

„Ihrer Aufforderung, gnädige Frau!" entgegnete Fellinger, „so schnell als möglich nachzukommen, ward mir zur angenehmen Pflicht."

„Noch immer der artige Freund! Sagen Sie mir aber, mein werther Freund, wenn ich Sie noch so nennen darf, warum haben Sie Ihre Korrespondenz mit uns so plötzlich abgebrochen?"

„Wie konnte ich länger fortfahren zu schreiben, wenn meine Briefe unbeantwortet blieben", entgegnete Gustav.

„Ihre Briefe? Diesen Vorwurf wollte ich selbst Ihnen machen."

„Der mich aber ungerecht getroffen hätte, da nicht ich der erste war, der das Schreiben einstellte."

„Ich will Ihnen recht gerne glauben, mein lieber Freund! Da wir in die aufrichtige Freundschaft Ihres edlen Herzens und in Ihren männlichen Charakter das vollste Vertrauen setzten. Wir legten auch jede Schuld dem neuerlich ausgebrochenen Kriege bei."

„Wie ich es gethan."

„Nun, so hören Sie" — fuhr Eugenie fort. — „Kaum nach einem halben Jahre seit unserer Rückkehr nach Frankreich machte ich die Bekanntschaft meines Gatten, worauf in Kürze unsere Verehelichung stattfand, was Ihnen Nadine wohl geschrieben, allein der Brief scheint Ihnen nicht zugekommen zu sein."

„Gewiß nicht, keine Zeile."

„Einige Monate nach meiner Verehelichung verlor ich meinen guten Vater durch den Tod. Auch diese traurige Nachricht theilte Ihnen meine Cousine brieflich mit.

„Mein Gatte erhielt Befehl, zu seinem Truppenkörper in Italien zu stoßen, ich mußte ihm folgen, was blieb da Nadinen anders übrig, als ihrem Vater, der sich in Brest mit dem gegen das aufrührerische Domingo bestimmten Expeditions-Korps eingeschifft hatte, in die neue Welt zu folgen."

„Erhielten Sie aus Westindien keine Nachrichten von Ihr?"

„Keine. Wie wäre dieß auch möglich gewesen? Wir von den Launen des Kriegsglückes bald hieher bald dorthin geworfen, Nadine mitten in einem in voller Revolution begriffenen Lande, unter einem meist unrivilisirten, grausamen Volke, indeß die Engländer vor der Insel kreuzten und jedes französische Fahrzeug kapperten, dieß alles machte eine Korrespondenz unmöglich."

„Was mag aus der Armen geworden sein, lebt sie noch und unter welchen Menschen, vielleicht unter Kanibalen? Der Gedanke ist schrecklich, könnte ich sie retten!"

„Der unglückliche Ausgang des Unternehmens gegen Domingo, jetzt wieder Hayti, wird Ihnen bekannt sein."

„Der schreckliche Dessalines, Domingo's Robespierre, bezeichnete seine Erhebung zum Statthalter durch das Morden aller Weißen."

„Und glauben Sie, daß unsere Nadine mit ihrem Vater unter den Opfern sei?"

„Ich mag das Schlimme nicht denken, und will lieber den schwachen Hoffnungsfaden festhalten, der sich mir noch darbiethet."

„Die Trümmer der französischen Armee schloßen nach hartnäckiger Vertheidigung zu Cap François eine Kapitulation über die Räumung der Insel und ergaben sich hierauf an ein englisches Geschwader als kriegsgefangen."

„Sie vermuthen also, daß unsere Freunde Kriegsgefangene England's sein könnten?"

„Ich hoffe es, da Nadinen's Vater zu Cap François zu der Zeit in Garnison lag, als er seine Tochter zu sich berief."

„So ist uns alle Hoffnung noch nicht entschwunden, und mein eifrigstes Streben soll dahin gerichtet sein, Bestimmtheit über das Schicksal der mir so theuren Personen zu erlangen."

Eugenie gab ihm zum Zeichen ihres Dankes seines Vorhabens die Hand, die er küßte, und als er sich anschickte zu gehen, forderte sie ihn auf, ja recht oft und bald wieder zu kommen.

Fellinger machte von Eugenien's Einladung, ihr Haus öfter zu besuchen, Gebrauch.

Bei einem seiner Besuche nun theilte er ihr mit, daß er in die österreichische Armee einzutreten gesonnen sei; seine Studien habe er vollendet und das bedrängte Vaterland benöthige junge Kräfte, Männer mit warmen patriotischen Herzen und ungebrochenem Muthe. In den Wechselfällen des Krieges, meinte er, könnte es ihm früher und leichter möglich werden, Nachrichten über Nadine zu erhalten. Eugenie war zwar höchlichst erstaunt über Gustav's plötzlichen Entschluß, Soldat zu werden, fand denselben jedoch den Zeitumständen ganz entsprechend.

Sie versprach ihm auch, sobald ihr Näheres über das Schicksal ihrer Verwandten bekannt werden würde, ihm es, wenn immer möglich, mitzutheilen, welches Versprechen er ihr ebenfalls entgegen leistete.

Er wollte eben zur Ausführung seines Entschlusses, für das bedrängte Vaterland zum Schwerte zu greifen, das Geeignete einleiten, als am 26. Dezember 1805 der Friede von Presburg geschlossen wurde, welcher dem Dichter ein weiches, tief poetisches Gedicht entlockte, dessen erste Strofe uns schon freundlich entgegen jubelt.

„Willkommen lächelnder Engel!
Dein Hauch ist liebliches Melos,
Und Lerchenjubel dein Gruß.
Du schwebest rosenbekränzet
Aus besseren Zonen herüber,
Und träufelst heilenden Thau;
Willkommen, o Friede!"

Freilich wurde seine Freude, wie die jedes Oesterreichers, als die Friedenspräliminarien bekannt wurden, tief herabgestimmt, jedoch die Hoffnung, daß der Tag der Rache kommen werde, richtete ihn und alle wieder empor.

Die Feinde begannen Graz zu räumen.

Fellinger, nunmehr von seinem Vorhaben, Soldat zu werden, abgebracht, entschied sich für den Stand seines Vaters und trat in die Amtspraxis auf der Herrschaft Reifenstein bei Cilli, wo er zugleich Erzieher in der Familie des Besitzers dieser Herrschaft, Herrn Johann Edlen von Gadolla, wurde, dem er, dankbar für dessen vielseitige Großmuth, seine ersten im Drucke erschienenen schriftstellerischen Versuche widmete.

Am Orte seiner neuen Bestimmung angekommen, arbeitete und studirte er fleißig. Mit seltener Leichtigkeit und Schnelligkeit floßen ihm seine Gedichte aus der Feder.

Dem leisen Anfluge von Ironie und Satyre, die sich je zuweilen in ihm regten, hat er äußerst selten nachgegeben und ihnen fast allen Einfluß auf seine Dichtungen versagt.

Nur aus dem Borne eines edlen Gemüthes floßen seine Gesänge. Zarter und reiner Liebe Klage und Sehnsucht, ein Stück aus seinem Leben — inniger, starkmüthiger Freundschaft Hochgefühl, der stillen Heimat, des heißgeliebten Vaterlandes blühendes Bild, hoher Waffenruhm, waren die vorzüglichsten Gegenstände seiner Muse.

III.

In seinem Arbeitszimmer saß der Besitzer des Schlosses Reifenstein, Herr von Gadolla, ein menschenfreundlicher, wissenschaftlich hoch gebildeter Edelmann, und hielt ein gedrucktes Plakat in der Hand, welches ihm eben ein junger Mann übergeben, der mit erregter Gemüthsstimmung, die man seinem glühenden Gesichte ansah, auf eine Antwort zu harren schien. Es war Fellinger, den etwas Außerordentliches zu seinem Herrn geführt haben mußte, da er sonst seine persönlichen Angelegenheiten im Familienzimmer, die ämtlichen jedoch in der Kanzlei beim Verwalter des Gutes vorzubringen pflegte.

„Also nicht", sprach der Edelmann sichtbar bewegt, „also nicht mein Urtheil über Ihr Drama, die Grafen von Sella, zu erfahren kamen Sie zu mir?"

„Nein, Herr von Gadolla!" antwortete mit lebhafter Geberde Gustav, „Besseres ist es, das mich zu Ihnen führte; Höheres ist es, daß Ihnen hier in diesen Zeilen sagt, was ich will."

„Es ist des Kaisers Proklamation, die seine Völker, die Völker Deutschland's zu den Waffen wider den Knechter Europa's ruft," sagte Herr von Gadolla.

„Die uns zu den Fahnen Oesterreich's ruft, unter welche sich die Freiheit Europa's geflüchtet!" rief begeistert der junge Dichter.

„Und Sie wollen . . . ."

„In die Reihen der Krieger Oesterreich's treten", erwiederte lebhaft Fellinger.

„Wie! Sie wollten Ihre sanfte, friedliche Leyer mit dem flammenden Schwerte tauschen?" frug überrascht Herr von Gadolla.

„Das ist mein fester Wille."

„Was wird Ihr Vater zu diesem Schritte sagen?"

„O, ich weiß", sagte Gustav mit stolzer Sprache, „daß ihn mein Vater gut heißen wird, denn er selbst hat mir den Keim der Vaterlandsliebe in's Herz gepflanzt und ihn sorgsam gehegt und gepflegt, damit er zur kräftigen Eiche werde."

„Es ist schön, es ist schön von Ihnen", sagte mit bewegter aber freudiger Stimme Herr von Gadolla, „daß Sie Ihr Vaterland mit solcher Kraft lieben, jedoch bedenken Sie, daß Ihre Bestimmung eine andere ist, wodurch Sie dem Vaterlande eben so große, wenn nicht noch weit größere Dienste leisten können, als jene, die der nächst beste kernige Bursche zu leisten fähig ist."

„Nein, mein Herr!" entgegnete Fellinger mit abwehrender Geberde, „nicht die nervige Faust allein ist es, die hier verlangt wird, Muth, Liebe und Begeisterung für die gerechte Sache sind es, die dem bedrängten Vaterlande helfen sollen, und wer wäre eigentlich dazu berufen, wenn nicht Männer mit gutem Beispiele vorangehen, die Verständniß von der Größe des Augenblickes, von der Heiligkeit der Sache haben."

„Schon recht, Sie können aber eben dieser Sache durch die Kraft des Wortes, dessen Sie so mächtig sind, mehr und eher nützen als mit der Faust."

„Die Zeit ist nicht darnach, um mit Worten zu prahlen, sie will Thaten haben", sagte Gustav, „die Blüthe von Oesterreich's Jugend leistet bereits dem kriegerischen Rufe des Kaisers Folge, und Sie wollten mich noch halten?"

„Nein, mein Sohn!" erwiederte der dem jungen Manne stets väterlich gesinnte Edelmann, „das will ich nicht. Ich sehe, bei Ihnen sind dieß keine leeren Phrasen; was Ihre Seele einmal erfaßt, das hält sie männiglich fest, darum will ich Sie nicht halten, sondern segnen, daß Ihnen Gott stets Ihren Muth und ihre Liebe zu der gerechten Sache erhalten möge!"

„Ich werde mit meinem Verwalter sprechen", sprach der Gutsbesitzer weiter, „daß er Ihnen das Enthebungsdekret mit der wohlverdienten Belobung ausstelle, und die nöthigen Reisegelder anweise. „Bleiben Sie, wie Sie bis jetzt waren, und bewähren Sie sich stets als treuer Sohn unseres theuren Vaterlandes!"

„Das will ich, ich schwöre es zum Allmächtigen!" rief Fellinger begeistert, und eilte, um seine Bewegung zu bemeistern, rasch aus dem Zimmer."

(Fortsetzung folgt.)

Einem Verlornen.

Schöner Jüngling, laß mich schauen
Auf dein weiches blondes Haar
In die Augen, in die blauen,
Die da glänzen mild und klar!
Deutsch dein Name, den die Väter
Dir vererbt als Heiligthum,
Doch undankbar, ein Verräther,
Weiß dein Herz nichts mehr darum.

Denn vom Haß ist's eingenommen
Gegen alles deutsche Land,
Wo so friedlich deiner frommen,
Biedern Väter Wiege stand.
Und du willst die Sprache höhnen,
Die dein Ahn einst segnend sprach
Zu den kummervollen Söhnen,
Als sein Aug' im Tode brach.

Willig trägst, doch unbeneidet
Du des Schellenmantels Pracht,
Drin der Fremde dich gekleidet,
Der nun spottend heimlich lacht.
Listig schiebt er dich nach vorne,
Lehrt dich stehen unbewegt
Als Zielscheibe deutschem Zorne,
Den er selbst nicht gern erregt.

Hättest du die rechte Kunde
Deutschen Lebens, deutscher Art,
Traun, du legtest ab zur Stunde
Deine Meinung, starr und hart.
Liebend dächtest du der Ahnen',
Und du würdest stolz und kühn
An dem Stamme der Germanen
Frisch als jüngstes Zweiglein blüh'n.

Hättest du sie recht verstanden
Deutsche Seele, deutsch Gemüth,
Würde leicht dein Spott zu Schanden,
Wäre bald dein Haß verglüht.
Könntest du sie recht erfassen
Deutscher Kunst Herzinnigkeit,
Würdest du den Flitter lassen,
Dem dein Blick Bewund'rung weiht.

Könntest du dich recht versenken
In die deutsche Wissenschaft,
In das tiefste deutsche Denken,
Das da schärft des Geistes Kraft, —
Ungeahnte Schätze würden
Blühen dir auf jedem Schritt',
Und als leichte, süße Bürden
Nähmst du sie in's Leben mit.

Malerisch, doch voll Ruinen
Ist der Süden mild und schön,
Wie von Zauberlicht beschienen
In den Tiefen, auf den Höh'n;
Doch die edle alte Größe
Sank mit Rom in Staub und Nacht,
Und nur mühsam deckt die Blöße
Euer Dichterworte Pracht

Die Ruinen in den Gauen
Deutschland's sind die Burgen nur,
Stolz und frei darunter bauen
Darf der Landmann seine Flur.
Doch es schlummert im Kyffhäuser
Immer noch der alte Held,
Bis er einst, der Deutschen Kaiser,
Zieht gewappnet in das Feld.

Dann wird das Gericht gehalten,
Aller Welt wird's offenbar,
Schrecklich wird die Rache walten
Gegen der Verräther Schaar,
Zittern wird sie, jene Rotte,
Die, dem heil'gen Zorn verfehmt,
Kühn, mit unbedachtem Spotte,
Ihrer Mutter sich geschämt!

Ziehe hin — du bist verloren!
Doch erhebe nie den Arm,
Um den spitzen Dolch zu bohren
In das Mutterherz so warm.
Laß im Frieden die Gebeine
Deiner Väter schlummern fort
Unterm Rasen, unterm Steine,
Fern im deutschen Dörflein dort! —

Chr. Schueller.

Ein Paßbrief des Kaisers Maximilian II.

Von Eduard Damisch.

Unter meheeren älteeen, das Hochstift Salzburg betreffenden Uekunden gelangte mir auch ein „Paßbrief" des Kaisers Maximilian II. (1564—1576) ausgestellt für Hanns Jakob (Khüen von Belasy), Eezbischof von Salzburg (28. Nov. 1560 bis 11. Mai 1586) in die Hände, welcher die Bewilligung enthält, der erwähnte Erzbischof dürfe einhundert Dreiling Wein, theils eigener Fechsung, theils Zehentwein, — statt zu Wassee — auf der Achse gegen Salzburg füheen lassen, und daß hievon keine, wie immee genannte Gebühr, weder an Zoll, Mauth, noch Aufschlag, eingehoben werden soll.

Diese Uekunde, obwohl Kärnten unmittelbar nicht betreffend, enthält jedoch des Interessanten so viel, daß es wohl der Mühe werth ist, sie zu veröffentlichen und theilweise näher zu beleuchten, zu welchem Behufe sie hier auch vollinhaltlich angeführt wird.

Die Urkunde lautet:

„Wir Maximilian der Annder, von Gottes gna-
„den Erwelter Römischer Khaiser zu allen Zeiten
„Merer des Reichs zu Germanien auch zu Hungern
„vnnd Behaimb ec. Khünig, Erzherzog zu Oester-
„reich, Herzog zu Burgundt, Steyr, Kherndten, Crain
„vnd Wirtemberg, in Ober vnd Nider Schlesien,
„Marggraue zu Märhern, in Ober und Nider Lauß-
„niz, Grafe zu Tyrol et. Embieten N. allen vnd Je-
„den vnsern vnderthanen Geistlichen vnd Weltlichen,
„was wierden Standes oder weesens die sein, Sun-
„derlich den Mautnern, Zollnern, Aufschlagern, Ge-
„genschreibern, Beschauern vnd dergleichen Ambtleu-
„ten, so mit dißem vnsern Paßbrief ersucht werden,
„Auß auch den Haubtsgrafen und derselben zugeord-
„neten überreutern vnnser Khaißerliche gnad vnd fue-
„gen euch zuwissen: Nachdem wir dem Erwirdigen
„vnnßern Fürsten vnnd lieben Andechtigen Hannß
„Jakoben Erz Bischofen zu Salzburg, vnnd Legaten
„des Stuels zu Rom, Ainhundert Dreilling seiner
„Andacht aignen heurigen gewäx vnnd Zehent Wein,
„auß Oesterreich zu Passiern genedigst bewilliget ha-
„ben, Vnnd vnnß aber sein Andacht an Jezo in ge-
„horsamb bericht, wie das solche anzall Wein, auß
„mangl der Fuetterung der Zeit, auf dem Wasser
„nit mäg hinaufgebracht werden mit angehengter Bith
„Seiner Andacht zuuerginnen, das Sys Jrer gle-
„genhait nach, zu Lanndt auf der Axt fürren lassen
„därffen, Das wir darauf in solch begern, ob es
„gleichwoll sonnst, wider der zu Lynz Priuilegium
„sein möchte, doch auß gehörten vrsachen allergene-
„digist bewilligt Beuelchen derhalb Euch all obbemel-
„ten vnd Eur Jedem Insonders hiemit genediglich
„vnd wollen Das Jr gedachten Erzbischofen merange-
„regte Ainhundert Dreilling Wein heuriger Fechsung
„an Euren Ambtsverwaltungen vnd gebieten auch
„sonst allenthalben gehörtermassen vnd one Einforde-
„rung ainicher Mauth, Zoll, Aufschlag oder derglei-
„chen gebärnuß biß dahin geen Salzburg vnaufgehal-
„ten durchkhumen vnd Passiern lasset, Daran volzieht
„Jr vnsern genedigen willen vnd mainung. Geben
„in vnser Stat Wienn, den Achten tag Nouembris
„Anno im Zwayundsibenzigsten Vnserer Reiche der
„Römischen vnd hungrischen im Zehenden vnd des
„Beheimbischen im vierundzwainzigsten."

Am äußersten unteren Rande nach den Unterschriften ist folgender kurze Auszug aus dieser Urkunde enthalten:

„An Bischoffen zu Salzburg Paßbrief auf 100
„Dreiling Wein auß Oesterreich biß geen Salzburg
„zu Landt auf der Axt one Bezallung ainnicher ge-
„bürnuß zu füeren." *)

Belangend den Inhalt dieser Urkunde, so stoßen wir hier auf Benennungen von Staatsdienern, die entweder schon lange nicht mehr bestehen und nur noch in alten Urkunden vorkommen, oder einzig allein in der Tradition fortleben und mit dem Aussterben der gegenwärtigen Generation auch aus dem Munde des Volkes verschwinden werden.

Unter den in der Urkunde vorkommenden Beamten werden die Mautner, Zollner, Aufschlager, Gegenschreiber und Beschauer eines, die Hansgrafen und Ueberreuter andern Theils erwähnt.

An beide Theile erging der Auftrag, dem Erzbischofe von Salzburg 100 Dreiling Wein auf der Achse, ohne hievon irgend eine Gebühr — obschon es gegen die Privilegien der Stadt Linz verstoße — einzuheben, mithin zollfrei bis Salzburg führen zu lassen.

Wer mit dem Zollwesen jener längst entschwundenen Zeit, für welche diese Urkunde gegolten, vertraut ist, den wird es sicher nicht Wunder nehmen, daß der Landesfürst sich gleichsam bei der Stadt Linz entschuldigte, dem Erzbischofe von Salzburg ein — wenn gleich nur zeitliches — Befugniß eingeräumt zu haben, das gegen ihre Privilegien sei. Die Ursachen, welche den deutschen Kaiser aus Habsburg's Hause veranlaßten, eine solche Umgehung eines wohlerworbenen Rechtes zu bewilligen, müssen jedoch nicht geringe gewesen sein. Sie sind zwar in der Urkunde — „auß Mangel der Fuetterung der Zeit" — nur kurz, aber keineswegs ausführlich begründet, aber selbst diese wenigen Worte genügen, um den Schluß zu ziehen, daß es sich hier nur um jene physische Zeit handelte, welche nothwendig war, um den Wein aus Oesterreich bis Salzburg ungefährdet zu Wasser versenden zu können. Die Bergfahrt dauert jedenfalls länger als die Thalfahrt, und zur späten Herbstzeit und am Beginne des Winters, wo häufige Regengüsse die Fluthen der Ströme und Flüsse schwellen und die Schiffahrt dadurch gehemmt wird oder wegen plötzlich eingetretenem Eise ganz aufhören muß, mag es dem Erzbischofe von Salzburg allerdings daran gelegen gewesen sein, um seine Weine nicht dem launenhaften Elemente anvertrauen zu müssen, sie auf dem sicheren, wenn gleich längeren Landwege an sich zu bringen. Nun waren aber

* Urkunden bei der Finanz-Landes-Direktion in Graz.

damals für viele Waaren, besonders aber für Weine, die Wege und Straßen, auf welchen sie weiter gesendet werden durften, so genau und strenge vorgezeichnet, daß man sie confiscirte, falls sie auf einem anderen als dem für die betreffende Waare vorgezeichneten Wege vom Hansgrafen oder dessen Ueberreutern betreten wurde. *) Zudem waren die Mauthen damals entweder an Städte oder Privatpersonen verpfändet oder — mitunter auch um hohes Geld — verpachtet. Daß dieses Gefälle nun zum möglichsten Vortheile von seinen Besitzern ausgenützt wurde, liegt auf der Hand, und der Erzbischof von Salzburg hätte selbst, bei aller Ehrfurcht vor seiner Würde, kaum von einer, viel weniger aber von allen mit dem Mauthprivilegium bevorzugten Städten, welche sein Wein passiren mußte, einen Nachlaß des Zolles oder der Mauth für eine so große Menge zu erhalten hoffen dürfen; denn in Geldsachen war man damals eben so heiklich, als heutzutage; zudem war es auch unter seiner Würde, als Erzbischof, Landesfürst, Primas von Deutschland und Legat des h. Stuhles von einer Stadt, im Zweifel, ob man ihm auch gewähren werde, Zollfreiheit anzusuchen; er schlug daher den rechten Weg ein und wandte sich an den deutschen Kaiser, von welchem er mit Zuversicht erwarten durfte, er werde seinem Ansuchen willfahren, wie es auch geschehen ist.

Nach dieser kurzen Abweichung kehren wir wieder zu den Beamten zurück, deren verschiedene Benennungen in der Urkunde vorkommen. Wer waren nun die Mautner, Zollner, Aufschlager, Gegenschreiber und Beschauer, die von den Hansgrafen und Ueberreutern so strenge geschieden sind? Der Versuch, dieses möglichst zu erläutern, soll der Vorwurf dieser Zeilen sein.

Aus den Mautnern, Zollnern, Aufschlagern, Gegenschreibern und Beschauern entstand — wie schon die Benennungen vermuthen lassen — nach und nach das gegenwärtige Zollamtspersonale, nur mit anderen Benennungen, der Dienst ist derselbe, aber heut zu Tage viel verwickelter, als zur selben Zeit. Doch glaubt der Schreiber dieser Zeilen nicht zu irren, wenn er seine bescheidene Meinung dahin ausspricht, daß unter „Mauthner“ und „Zöllner“ das niederer gestellte Personale, unter „Aufschlager“, der die Einhebung des Zolles nach einem bestimmten Tarife besorgte (Einnehmer), „Gegenschreiber“, der die Amtshandlungen des Aufschlagers überwachte und alle ämtlichen Ausfertigungen mit unterschrieb (Controler), und „Beschauer“, der die Waaren zu besichtigen hatte und bestimmte, zu welcher Classe sie gehörten (Waarenbeschauer), die höheren Zollbeamten verstanden wurden.

Was waren aber die „Hansgrafen“, welche in Wien schon im XIII. Jahrhunderte vorkommen? *) Hierüber gibt uns Herrn Dr. J. Göth's vortrefflicher und erschöpfender Aufsatz: „Zur Geschichte der Hansgrafen in Steiermark“ **) genügende Aufklärung.

Die Hansgrafen vertraten damals die später unter dem Namen „Baukal-, Zoll- und Tabakaufsicht“, aus der in der neuesten Zeit die Grenz- und Gefällen- und aus diesen beiden die Finanzwache hervorging, entstandene Behörde. Die ihnen übertragen gewesenen Verpflichtungen sind weiter unten enthalten.

Was die Herleitung des Namens „Hansgraf“ anbelangt, so stammt er von dem Worte Hansa, Hanse (Gesellschaft, Innung, Zunft), insoferne es in engerer Bedeutung die Innung der Kaufleute bezeichnet.

Selbst unter den Römern bestanden schon die Handelsgrafen (comes commerciorum), und in Deutschland kommen sie schon im Jahre 799, und zwar durch die von Carl dem Großen zu Regensburg und an anderen Orten errichtete Haus vor, deren Vorstand Hansgraf genannt wurde. Er war Handelsrichter in Streitigkeiten zwischen Käufern und Verkäufern, zwischen Künstlern und Handwerkern und erkannte in Markthändeln zu Recht.

Der Hansgraf zu Regensburg berathschlagte sich auch mit den Kaufleuten über Zölle und über den Zustand der Straßen zu Wasser und zu Lande, er begleitete die Kaufleute zu gewissen Zeiten auf ihren Reisen, namentlich nach Enns, wo sich in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts ein bedeutender Waarenumsatz bildete, um dort die Rechte der Regensburger Kaufleute zu wahren, sonderheitlich aber um anwesend zu sein, wenn die fürstlichen Zollbeamten den Ausgangszoll für Rückladungen erfetzten. ***)

Im XIV. Jahrhunderte sprechen vaterländische Urkunden vom Hansgrafenamte wie von einer alten, mithin schon bekannten Sache. (Schluß folgt.)

*) Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark. 8. Heft, Seite 130. Anmerk. 1 und Seite 132. Anm. 1.

*) Mittheil. des histor. Vereines für Steiermark, 8. Heft, S. 127.

**) Ebendaselbst S. 125.

***) Mittheil des hist. Vereines f. Steierm. 8. Heft, S. 125—127.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 44 Sonnabend, den 31. October 1863.

Ein Paßbrief des Kaisers Maximilian II.

Von Eduard Damisch.

(Schluß.)

Die vorzüglichsten Gegenstände, welche der Aufsicht eines Hans- oder Handgrafen in Oesterreich anvertraut waren, gab Lazius zu Anfang des XVI. Jahrhunderts an, er hatte insbesondere über den Vieh- und Weinhandel, über Maß, Elle und Gewicht zu wachen, auch war er zum Aufseher über gewisse Käufe und Verkäufe bestimmt, wie es die über die Obliegenheiten eines Hansgrafen erschienenen zahlreichen Urkunden und Verordnungen von Kaiser Maximilian II., Mathias, Ferdinand II. und Leopold I. nachweisen. *)

Bei jedem Hornviehmarkte war die Fahne des Hansgrafen ausgesteckt. So lange die wehte, hatten die Fleischhauer das Verkaufsrecht. Ein Unterhändler (Litkäufer) oder Dolmetscher durfte auf dem Viehmarkte Niemand anderer sein, als nur ein beeideter Unterkäufer des Hansgrafen. Das Eigenthum dieser Unterkäufer mußte wenigstens 50 Pfunde betragen, für das Fehlende wurden Bürgen gestellt. Alle Mittwoche hatten sie sich dem Hansgrafen vorzustellen. Ohne Erlaubnißschein des Hansgrafenamtes durfte aus dem Auslande kein Zug- oder Schlachtvieh nach Oesterreich gebracht werden, damit die Abgabe desto gewisser entrichtet würde.

In Unterösterreich gab es mehrere Zollstationen, wo das sogenannte Viehaustriebsgeld und der Viehaufschlag dem Hansgrafenamte entrichtet werden mußte. Nach einem Erlasse vom Jahre 1611 mußte alles Vieh, welches zum Verkaufe fortgetrieben wurde, ohne Verheimlichung dem Hansgrafen angezeigt werden.

Das Nämliche war in Rücksicht des Pferdehandels befohlen. Der Tausch und Kauf eines Pferdes mußte beim Hansgrafenamte bei Verlust des Pferdes und Kaufschillings angezeigt werden. Hiefür war beim Hansgrafenamte eine Taxe zu entrichten. Von dieser Regel waren nur Prälaten, Herren und Ritter, aber sonst Niemand, sogar Kriegs- und Hofleute nicht ausgenommen. *)

Außer den vorbenannten Gebühren wurden vom Hansgrafenamte noch ferner eingehoben: Der Fleischaufschlagspfennig, der Fleischkreuzer, der Getreide- und der Papier-Aufschlag. Maß, Ellen und Gewichte wurden vom Hansgrafenamte durch die demselben beigegebenen Cimentirer untersucht und mit einem Zeichen beglaubigt; Betrüger bestraft. Die Cimentirer mußten bei dem Antritte ihres Amtes den vorgeschriebenen Eid in die Hände des Hansgrafen ablegen, der wieder dem Landesfürsten durch einen feierlichen Eid verpflichtet war. **)

Zu den weiteren Verpflichtungen des Hansgrafen gehörte noch die Ueberwachung des Straßenzwanges für gewisse Waaren, der Stappelgesetze und des Vorrechtes der Bürger in den Städten, daß nur sie mit Fremden Handel treiben durften &c.

Die ersten Spuren eines Hansgrafenamtes in Steiermark finden sich zu Anfang des XV. Jahrhunderts, als Friedrich IV. das Handelswesen damals regelte. Ob der für Steiermark ernannte Hansgraf auch dieses Amt in Kärnten zu verwalten hatte, oder ob für Kärnten ein eigener Hansgraf ernannt worden war, ist unbekannt, aber als Erzherzog Ferdinand das Hansgrafenamt in Steiermark und Kärnten reorganisirte, so ernannte er mittelst des am 1. Februar 1524 dießfalls erlassenen Ediktes den Hanns von Fernberg zum Hansgrafen für beide Länder und ertheilte ihm eine ausführliche Instruktion, denn im Eingange dieser im Archive des Cisterzienserstiftes Rein in Steiermark noch aufbewahrten Verordnung heißt es:

„W I R F e r d i n a n d von gots genaden prinz in

* Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, 8. Heft, Seite 128.

* Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, 8. Heft, Seite 128 und f. f.

** Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark, 8. Heft, Seite 130.

Steir karundlen vnnd Crain ꝛc. Bekhennen Als vnns hispanien Ertzhertzog zu Oesterreich hertzog zu Burgundj durch genuegsamb khuendtschaft vnnd bericht furkomen ist, wie in vnnsern fursten thumb Steir, und Kärnndten dem gemainen nuez durch furkauff vnd annder vnordentlich hanntierung bisherr in vill weeg zu nachtail gehanndlt worden, dardurch vnnser Stat unnd Markht in berurten vnnsern Fürsten thumben, in mergkhlichen abfall vnd verderben kommen sein, daneben wir auch an vnnsern Mewten vnd aufschlegen der gueter halben, so durch Contraban, durch gebracht vnnd entfuert werden, nit klainen abbruch vnd schmellerung vnsers Camerguets Emphinden, demnach vnd damit der gemain nutz, auch vnnser Camergut mit guter ordnung bey wirden erhalden vnnd gehandhabt werden: So haben wir als Herr vnnd Landsfürst der zu gemainen nutz, vnd aufnemen seiner Land vnd Leüt genaigt ist damit wir auch denselben von vnnsern Cammerguet, so daselbst im gueten wirden ist desster statlicher hilff thuen mugen, vnns mit gueten Rat entslossen Ani hanntsgrafen (Hansgrafen) in denselben palden Fürstenthumbe zu halten, vnd demnach vnnsern getreuen hannsen von Ferndorff zu vnnsern hanntsgrafen fürgenomen, vnnd Ime ordnung geben, In was gestalt Er solich hanntsgrafen Ambt hanndlen soll wie hernach volgt."

„Nemblichen zum Ersten, dieweil dem gemain Nuez vnd sonnderlichen vnnserm Stetten vnd Markhten durch den furkauff bisheer nicht wenig nachlails vnd verhinderung Ervolgt ist, So solle der gemelt vnnser hanntsgraff nun furan solchen furkauff in den gemelten vnnsern furstenthumben mit hochstem vleis verhueten vnd sein vleissig aufsehen haben, das nyemands khain gewerb vnd hanntierung mit kauffen vnnd verkauffen, wein, traid, viehtuech, vnd dergleichen in denselben vnnserm Lannden nit treib, oder gebrauch, weder durch sich selbs noch annder Er sey dann ain angesessner Burger, oder hab Burgerrecht, in Stetten vnnd Markhten derselben Lannde"

„. . . . lewl, dieweil . . . . mit hanntierung vnnser Camergüeten . . . . vnd aufschlegen nit wenig gemert werden sollen vnd mügen Irn gewerb, mit allerlay war, nichts aufgenommen, In dieselben vnnser Lannde geprauchen, vnd dar In verkaufen, vnnd widerumben, wein traid, tuech viech, vnd annders das in denselben Lannden wechst, oder gemacht wirdt, kauffen vnd daraus fueren, doch In der gestalt das Sy solches, allein von vnnsern Burgern in Stetten vnd Märkhten, oder von prelaten vnd Adel was Ir paw ist, vnd nit auff dem Gew nemen vnd kauffen Sy sollen auch das Sy also in vnnsern Lannden kauffen, vnd nit widerumb in Land verkauffen, sonnder aus dem Lannd fueren, dann kauffen vnd wider verkauffen im Lannd soll allain vnnsern Burgern von Stetten vnnd Markhten, vnnd khainen außlennder erlaubt sein."

„Zum Anndern Nachdem das halisch Saltz, vber vnnsers lieben Herren vnd Anherrn hochlobticher gedechtnus verpot ain zeit he r in vnnser fürstenthumb karnndten auch zum taill in Stei r mit grosser antzall gefuert vnd vertriben, dardurch vnnser Außeeisch saltz an seinem aufgang mergklichen verhindert worden, welches aus der vrsachen, als wir durch genuegsam erkundung bericht sein, das der welisch Lagl wein In vnnser fürstenthumb Obersteier zu den zergkhwerchen vnd Saltz sieden zu fieren verpotten gewest: dardurch dasselb vnnder Aufsnelsch Saltz, die gegenfuer in das beruert vnnser Fürstenthumb karnndten nit gehaben mögen, bescheen ist, dieweil wir aber yetzo solh verpot abgestelt vnd ordnung geben haben das der walhisch Lagl wein widerumben in die obern Steiermarkh geen vnd albeg gegen ain Sam wein, ain Sam Aussëisch Saltz geladen werden soll, dardurch das berurt vnnser Ausseisch Saltz widerumben sein fruchtpern aufgang in vnnser furstenthumb karnndten errnichen vnd demselben fürstenthumb mit Ausseischen auch dem Mersaltz das wir dahin zepringen in übung sein guete Fürsehung bescheen wirt mugen, So soll vnnser hanntsgraf verhuetten, damit das hallisch Saltz, der massen wir bißheer bescheen, vnd Nemblichen auff die hernach benenten flegkhen Als Mueraw vnd daselbst vmb in das von Liechtenstain herrschaft." . . . .

„Zum dritten Als in der Eisenordnung, So weylenndt vnnser lieber herr vnd Anher kayser Maximilian hochlöblicher gedechtnus aufgericht hat, vnnder anndern begriffen ist, das das hutn wergrich (hüllenbergisch) Eysen alles für sich durch kärndten auff sannd veytt, volkhenmarkht vnd furter in Crain windisch Lannd vnd in Italien vnd nit zu Rugkh auf obdach Reichenfelß oder annder ennde in das Lauentall nach beseitz auf die hämer bey vnd zu Newemarkht vnd derselben ennden gefuert werden, Solle vnnser hanntsgraff sein vleissig aufsehen haben, vnd verhuetten, das solch' huetenwergrisch vnnd annder Eysen So in der Lallen (Lölling) vnd Moßintz gemacht wirt in messen wie vesteet für sich an die obgemelten Lannde, vnd zu Ruckh vnnserm . . . .

. . . .

. . . . gesuecht vnd gebraucht dardurch vnns vnnser Mewt vnd aufsleg entfuert vnd mergklichen geschmellert worden sein, demnach soll vnnser hanntsgraff mit allem vleis, dieselben und all annder vngewondlich strassen vnd weg in den berurten baiden vnnsern fürstenthumb erkhundlen bereitlen vnd wo Er yemands mit kauffmanßguetern auf solcher vngewond-

lichen straffen vnd wegen betretten mag dieselben gueter zu vnnsern hannden annemen oder die personnen die. solch Contraban treiben wo Er Sy an der tatt nit betretten, Sonnder hinnach sich des mit gueten grunt erkhunt bei venngkhlichen annemen vnd nach gelegenheit Irer verhandlung bestraffen."

Die Urkunde ist sehr beschädigt und die im Texte derselben nicht lesbaren Stellen sind hier punktirt. *)

Dieß sind die in diesem Edikte enthaltenen, Kärnten betreffenden Bestimmungen, aus welchen genugsam hervorgeht, daß wenigstens damals gemeinschaftlich für Steiermark und Kärnten ein Hansgraf bestellt wurde.

Wie lange das Hansgrafenamt in Kärnten bestand, ist nicht bekannt; da aber die Mehrzahl der Verpflichtungen und Geschäfte des Hansgrafenamtes in Steiermark in die steiermärkischen Polizei-Ordnungen des XVI. und XVII. Jahrhundertes aufgenommen wurden, und in allen späteren Erläßen des Hansgrafenamtes nicht mehr erwähnt wird, so mag es muthmaßlich mit diesem Amte für Kärnten im Anfange des XVII. Jahrhundertes sein Ende gehabt haben. **)

Schon früher wurde gesagt — und aus allen Andeutungen über die Hansgrafen ist zu entnehmen, daß ihnen während ihres Bestehens nach den Verhältnissen der Zeit jene Dienste und Amtshandlungen zugewiesen waren, welche heutzutage von der Finanzwache, und zum Theile auch von den Zollbehörden versehen werden.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine kritisch diplomatische Abhandlung über das Entstehen und die allmählige Ausbildung der gegenwärtigen Finanzbehörden und ihrer Organe zu geben, aber im Allgemeinen möge es dem Verfasser gestattet sein, hier in Kurzem dasjenige anzuführen, was ihm in dieser Beziehung durch die Güte eines höher gestellten und erfahrnen Herren Finanzbeamten mitgetheilt wurde.

Bis ungefähr Mitte des Jahres 1830 bestanden „Bankal- und Zollgefällen-Administrationen", deren Entstehen in das vorige Jahrhundert zurückreicht, von welchen die 1785 errichteten „Tabak- und Stempelgefällen-Administrationen" einen gesonderten Verwaltungskörper bildeten; und welche ebenfalls bis zur Mitte des Jahres 1830 bestanden.

Diese beiden getrennt gewesenen Administrationen wurden im Jahre 1830 unter dem Namen „Cameral-Gefällen-Verwaltungen" vereinigt, unter welchem Namen sie bis zum Jahre 1850 fortbestanden, in welch' letzterem Jahre sie die Benennung: „Finanz-Landes-Direktionen" erhielten, als welche sie noch jetzt fortbestehen.

Die Ueberreiter kommen schon als Organe der Hansgrafen vor, und hatten die Verhinderung von Gefällsverkürzungen zur unmittelbaren Aufgabe; es wurde ihnen deßhalb schon damals, so wie auch in der letzten Zeit ihres Bestehens an verschiedenen Orten sehr übel begegnet; so daß schon im Jahre 1599 mittelst einer Verordnung auf das strengste befohlen wurde, ihnen allerorts bereitwilligst Assistenz zu leisten *)

Als die Einhebung des Zolles durch den lebhafter gewordenen und erleichterten Verkehr immer ausgedehnter wurde, und der allerdings lohnende, aber auch mit Gefahr verbundene Versuch, Waaren zu schmuggeln, immer mehrere Menschen verleitete, dieses vom Gesetze verpönte und das Staatseinkommen schmälernde Gewerbe zu treiben — sich die Zahl der Ueberreiter, später Bankal- oder Grenzzollaufseher an der Grenze — im Innern aber Daz- und Tabakaufseher — als unzulänglich erwies, sie auch bei Streifungen und dem Zusammentreffen mit Schmugglern, welche Entschlossenheit mit Muth, Ausdauer und vieler List verbanden, oft unverrichteter Sache abziehen mußten, so wurde eine eigene Truppe, der „Militär-Grenz-Cordon" errichtet, deren vorzügliche Aufgabe es war, den Aufsehern bei Streifungen, Visitationen oder anderen das Gefälle betreffenden ämtlichen Verrichtungen Assistenz zu leisten, zu welchem Behufe die Mannschaft des Gränz-Cordons sowohl an den äußersten Grenzen der Monarchie — auch gegen Ungarn und die mit selbem verbundenen Provinzen, da dieses als Ausland behandelt wurde — als auch im Innern des Landes in kleinen Abtheilungen vertheilt war.

Die Aufseher trugen bürgerliche Kleidung, im Dienste waren sie mit einem Säbel in lederner Scheide am schwarzen Ueberschwunge, und mit einer Flinte bewaffnet. Bezahlt waren sie nicht besonders gut, daher kamen auch nicht selten Uebergriffe von ihrer Seite vor, zudem hatten sie auch einen sehr anstrengenden Dienst;

* Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark, 8. Heft, Seite 128 u. f. f.

** Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark, 8. Heft Seite 139. Aber irrig eine von E. H. Carl erlassene Polizei-Ordnung vom 18. Februar 1528 angeführt, da er zur selben Zeit noch nicht Regent der Steiermark war. Die andern Polizei-Ordnungen sind von 1595 und 1605. Nach Acquil. Jul. Caesar fing E. H. Carl das Polizeiwesen in Steiermark im J. 1565 zu ordnen an, nach Schneller Gesch. Oesterreich und der Steiermark, 3. Band, Seite 66, erließ er im Jahre 1577 die erste Polizei-Ordnung für Steiermark.

*) Mittheilungen des histor. Vereines für Steiermark, 8. Heft, Seite 129.

kleiden mußten sie sich selbst, doch erhielten sie bestimmte Antheile von aufgegriffenen Contrebanden.

Aus diesen Bankal- und Grenzzollaufsehern, aus den sowohl physisch als moralisch hierzu geeigneten Grenz-Cordonisten, und endlich aus solchen Soldaten, welche ihrer Linienpflicht Genüge geleistet hatten, entstand im Jahre 1830 die Grenzwache, welche bis 1843 für sich selbstständig bestand und zu ihren wesentlichsten Verpflichtungen, die Ueberwachung der Grenze zählte.

Unabhängig von der Grenzwache, entstand die Gefällenwache im Jahre 1835 aus der früheren Tabak- und Dazaufsicht, welche die Zoll- und viele andere Cameral-gefällszweige zu überwachen hatte, und die ebenfalls als ein für sich selbstständig organisirter Körper bis 1843 fortbestand.

Im Jahre 1843 wurde Grenz- und Gefällenwache unter dem Namen „Finanzwache" vereiniget, als welche sie noch gegenwärtig zum Dienste an der Grenze und im Innern zur Ueberwachung der Verzehrungssteuer, des Tabak- und Salzmonopols der Fabriken &c. besteht.

Diese Errichtungen und Erweiterungen der Zollüberwachung machten den Grenz-Cordon überflüssig und mit der Errichtung der Grenzwache zugleich dessen Auflösung.

Diese kurzen Andeutungen schienen dem Verfasser zum Verständnisse des Ganzen nothwendig, es einer gediegeneren Feder überlassend, die allmälige Entstehung der heutigen Zoll- und Finanz-Behörden, welche in den Mautnern und Hansgrafen des Mittelalters wurzeln, zu beschreiben.

Graz, im September 1863.

Ein Dichterleben.

Von Franz Tiefenbacher.

(Fortsetzung.)

Fellinger, begeistert von heißer Vaterlandsliebe, schwur freudig zu den Fahnen der steiermärkischen Landwehr, in der er bald zum Offizier befördert wurde.

Nach einigen glücklichen Gefechten um Sacile hatte Erzherzog Johann, zu dessen Heer die steirische Landwehr gehörte, seinen Gegner, den Vicekönig Eugen bis gegen die Etsch getrieben, mußte sich aber wegen der Unglücksfälle des deutschen Heeres in Baiern wieder zurückziehen, indem er über die Brenta ging und in dem unglücklichen Treffen an der Piave geschlagen wurde. Hier ward Fellinger an der Spitze seiner Kompagnie, nachdem die anderen Offiziere derselben bereits den Heldentod gefunden, bei Erstürmung einer kleinen Anhöhe, welche er der Erste erstiegen, durch einen Kolbenschlag niedergeworfen. Sein rechtes schon früher krankes Auge erblindete durch jenen Schlag gänzlich, Leben und Gesundheit erhielt ihm die sorgfältige Pflege im Hause eines Apothekers zu Pordenone, wohin er als Kriegsgefangener gebracht wurde.

Besonders ließ sich die Pflege des verwundeten österreichischen Landwehroffiziers, Lucia, die Tochter des Apothekers, angelegen sein. Tage lang saß sie an seinem Schmerzenslager, auf jeden Athemzug des Kranken horchend, und als er wieder zu Kräften gelangt, und theils im Bette, theils auch schon im Zimmer sich freier bewegen durfte, da war sie es, die ihn unterstützte und die Langweile, die Traurigkeit seiner Lage mit ihrem freundlichen Geplauder zu vertreiben suchte. Im Laufe der Zeit aber wurde sie einsilbiger, und ließ traurig das Köpfchen hängen. Als sie an einem Morgen in der Meinung, der Kranke schlafe noch fest, weinend an sein Bett trat und ihn wehmüthig betrachtete, wurde er durch ihr Schluchzen aus seinem Halbschlummer geweckt. Bestürzt fuhr er in die Höhe und frug sie:

„Was ist Ihnen, holde Lucia? weßhalb weinen Sie?"

Bei der weichen Stimme des Reconvalescenten drangen dem Mädchen die Thränen noch reichlicher in die Augen und sich abwendend antwortete sie schluchzend: „Ach Gott, wie ist mir so schwer im Herzen."

„Sprechen Sie," rief Fellinger, erschreckt durch den schmerzhaften Ton der Stimme Lucia's, „sprechen Sie doch!"

„Ich kann nicht," erwiderte das Mädchen, die Thränen trocknend.

„Sie würden über mich albernes Mädchen lachen."

„Lucia! habe ich diesen Vorwurf verdient?" sagte er gekränkt.

„Nein, mein Herr, gewiß nicht!" entgegnete sie heftig und beschämt.

„Nun, so vertrauen Sie sich mir an. Sagen Sie mir, was Ihnen solche Schmerzen bereitete."

Nachdem Lucia gefaßter geworden, begann sie mit leiser Stimme, das Gesicht mit Schamröthe übergossen: „Sehen Sie, als man Sie so schwer verwundet in unser Haus gebracht, fühlte ich das größte Mitleid für Sie, und mein aufrichtigstes Streben war von diesem Augenblicke an, durch sorgfältige Pflege ihre Leiden zu mildern; jetzt aber" fuhr das Mädchen weinend fort „ist es mir doch nicht recht, daß Sie so schnell und vollkommen gesund geworden, denn man wird Sie als Kriegsgefan-

genen bald aus unserem Hause und fort nach Frankreich schleppen, — und das macht meinem armen Herzen solchen Kummer."

„O gutes, engelgutes Mädchen!" rief Gustav gerührt aus, „doch beruhigen Sie sich, ich werde nicht ewig in der Gefangenschaft bleiben müssen."

„Das weiß ich wohl," erwiderte, durch diese Worte wenig getröstet, Lucia, „dieß weiß ich wohl, aber das weiß ich auch, daß Sie dann in Ihr Vaterland werden ziehen, und Sie die arme Lucia nie mehr sehen wird."

Fellinger, nun auf die eigentliche Gemüthsstimmung des Mädchens aufmerksam geworden, suchte sie mit den Worten zu trösten: „Beruhigen Sie sich, gute Lucia, ich fühle mich noch nicht so wohl, um einen so beschwerlichen Marsch nach Frankreich antreten zu können, wie ihn Kriegsgefangene zu machen haben."

Lucia jedoch, die zu sehr von ihrem Schmerz ergriffen war, faßte seine Worte nicht in dem Sinne auf, als er es eigentlich wollte, und fuhr in ihrer Klage fort: „Wären Sie Ihrer Wunde erlegen, wären Sie doch gestorben, so hätte ich wenigstens den Trost, Ihr Grab täglich besuchen zu können, um es mit frischen Blumen zu schmücken," jedoch erschreckt über den seltsamen Wunsch setzte sie beschämt hinzu: „oder wäre ich gestorben, bevor man Sie hieher gebracht."

Nun sah Fellinger deutlich ein, daß ihn Lucia liebe, was ihn gewiß angenehm überrascht haben würde, wenn er nicht das Bild seiner Nadine treu im Herzen bewahrt und noch fortan gehofft hätte, sie im Leben wieder einmal zu sehen.

Einige Tage darauf mußte Fellinger mit einem Transporte österreichischer Kriegsgefangener, unter denen sich auch Landwehrmänner befanden, begleitet von einem starken Detachement französischer Infanteristen, über den Mont-Cenis nach dem Innern Frankreich's abgehen. Bevor die bedeutende Colonne die Grenze dieses Landes überschritten, wurden die Gefangenen mit Milde behandelt; als man aber endlich auf der Höhe des riesigen Grenzberges angekommen und allmälig auf französischem Boden weiter schritt, da änderte sich die Stimmung der bewaffneten Begleitung. Die rauhen Soldaten beraubten die Unglücklichen ihrer Wäsche und Schuhe; es wurde in der schlechtesten Witterung und auf elenden Straßen den ganzen Tag hindurch marschirt. Endlich war man in einer kleinen Stadt angekommen, wo die Gefangenen bis auf weitere Ordre verbleiben sollten. Hier mußten die Gefangenen vieles Ungemach erdulden, und nur Fellinger, der alle Leiden mit seltenem Muthe ertrug, richtete seine niedergedrückten Kameraden durch sein Beispiel empor, obgleich er als Landwehr Offizier weit Härteres zu ertragen hatte.

Da kam der Befehl des Weitermarsches, der ohne Unterbrechung bis Marseille währte. Hier sah Fellinger das erste Mal eine Seestadt, zum ersten Mal das Meer; trotz seiner traurigen Lage ward er von diesem erhabenen Anblicke mächtig ergriffen. Der Marsch wurde fortgesetzt und endlich der Ort der Bestimmung, Macon, an der Saone erreicht.

Nach der vom Kommandanten des Platzes vorgenommenen Musterung wurden die Gefangenen in ihre Gefängnisse abgeführt, woselbst sie von den schon seit längerer Zeit hier anwesenden Schicksalsgenossen, meist Freiwilligen aus dem Corps des hochherzigen Schill und des kühnen Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, hörten, daß hier gegenüber anderen französischen Festungen die Behandlung der Gefangenen noch die beste sei. Der Kommandant, ein alter ehrlicher Soldat komme bloß seiner Pflicht nach und achte in jedem Feinde ebenfalls den Soldaten, welchem leider das Kriegsglück ungünstig gewesen. Er ist Witwer und hat nur eine Tochter, die, der Engel der Festung, Trost und Linderung persönlich in die düstern Casematten bringe.

Und wirklich, kaum daß die neuen Bewohner die düstern Räume ihres Kerkers bezogen hatten, als auch schon eine Dame in Begleitung einiger Diener mit Körben voll Lebensmitteln und Wäsche kam, die unter die Unglücklichen ausgetheilt wurden. Jetzt schritt sie zu Fellinger heran, der ihr sprachlos ins Gesicht starrte, während sie selbst einen Schrei der Ueberraschung ausstieß und die Besinnung verlierend umzusinken drohte. Jedoch Fellinger fing sie mit kräftigen Armen auf, und rief: „Habe ich dich endlich wiedergefunden!"

Nadine, wieder in's Bewußtsein zurückgekehrt, hauchte ihm zu: „Gustav! Du hier?"

„Die Liebe zum Vaterlande und zu dir, theuere Nadine," sagte Fellinger, „die Hoffnung, dir im Wechselfalle des Krieges eher an irgend einem Punkte der Erde begegnen zu können, brachten meinen Entschluß, Soldat zu werden, in Ausführung."

„Daß du nach mir geforscht," entgegnete Nadine, „hat mir Eugenie nach meiner Rückkehr aus England mitgetheilt."

„Also doch gefangen gewesen?" rief Gustav, „dasselbe schwere Schicksal ertragen, welches jetzt mich niederbeugt."

„Ja, kriegsgefangen," bestätigte Nadine, „jedoch diese Gefangenschaft entriß mich und meinen Vater einem grausamen Tode."

„Gern will ich jetzt die Schmach einer Gefangenschaft erleiden," sprach Fellinger, „da Dich eine solche mir am Leben erhalten und die meinige jetzt Dich mir wieder zugeführt. Du liebst mich noch, Du hast Deinen Gustav nicht vergessen! wie kann ich solche Liebe und Treue lohnen."

„Gedulde dich, mein Gustav, deine schwere Lage soll bald geändert werden."

Mit diesen Worten verließ Nadine das Gefängniß und eilte zu ihrem Vater, um ihm das Wiederfinden des Geliebten mitzutheilen. Ihr Vater, der aus ihrem Munde selbst ihr in Oesterreich geschlossenes Verhältniß erfahren, war sehr erfreut über diese Nachricht, und versprach seiner Tochter für den ihr so theuren Gefangenen alles Mögliche, was in seiner Macht stehe, zu thun. Und er hielt auch Wort; denn bald darauf wurden Fellinger und den übrigen gefangenen deutschen Offizieren einige Zimmer in der Festung zur Bewohnung während der Dauer ihrer Gefangenschaft angewiesen.

Fellinger würde sich von diesem Augenblicke an in Macon ziemlich wohl befunden haben, wenn ihn nicht eben der düstere Gedanke das Leben verbittert hätte, daß er hier als Gefangener die Tage thatenlos hinbringen müsse, während seine glücklicheren Brüder sich für die Freiheit des Vaterlandes schlagen konnten. Den qualvollsten Kummer bereiteten ihm aber die traurigen Folgen seiner Verwundung. Sein rechtes, schon früher kränkliches Auge war jetzt ganz erblindet und die Sehkraft des linken Auges fing ebenfalls an, schwächer zu werden.

Er war eben eines Tages von der Wohnung des Kommandanten, den er mit den übrigen gefangenen Offizieren besuchen durfte, zurückgekehrt und sah traurig durch das Fenster in die Ferne hinaus, an seine theure Heimat denkend, als er in die rührende Klage ausbrach:

„Klarer Spiegel unseres inneren Lebens,
Stilles Auge, warum dunkelst Du?
Jede Freude lächelt mir vergebens,
Schließet dich das strenge Schicksal zu,
Einsam muß der wonnelose Blinde
Durch die schöne Blütenerde gehn,
Einsam steht er in dem Irrgewinde,
Weinen kann sein Auge, doch nicht sehn.

So verflossen langsam die Tage seiner Gefangenschaft und nur seine Nadine vermochte ihn theilweise zu erheitern. Er sagte ihr, daß er, im Falle doch einmal ein dauerhafter Friede zu Stande kommen sollte, sich um eine Civilbedienstung bewerben wolle, um mit ihr, wenn sie aus Liebe zu ihm ihr Vaterland verlassen könne, einen eigenen häuslichen Herd zu gründen und glückliche, zufriedene Tage zu verleben, worauf sie ihm erwiderte, daß sein Vaterland auch ihr Vaterland sein werde.

Doch es sollte anders kommen. Bei seinem nächsten Besuche im Hause des Kommandanten theilte ihm derselbe mit, daß er eben den Befehl aus Paris erhalten habe, alle gefangenen deutschen Freiwilligen und Landwehrmänner nach Toulon abzuschicken, wo sie als in Acht erklärt gleich Galeerensträflingen zu behandeln seien. Mit Entrüstung vernahm Fellinger den das Völkerrecht und die Menschenwürde höhnenden Befehl Napoleon's, und er entnahm aus der plötzlichen Ausführung desselben zu seinem Schmerze, daß das Kriegsglück Oesterreich in diesem Feldzuge ungünstig geworden sein müsse.

Die arme Nadine, die anfänglich über diese schreckliche Nachricht untröstlich war, faßte sich jedoch bald durch die Größe der Gefahr zur raschen Thätigkeit erweckt, und sann auf Mittel, den Geliebten zu retten. Nachdem sie das nach ihrer Ansicht Geeignete gefunden zu haben glaubte, theilte sie es Gustav mit. Es war die Flucht, die er mit Allem, was er hiezu benöthigte durch Nadine versehen, unternahm, und die ihm unter vielen Drangsalen und Beschwerden vollkommen gelang.

Nadinens Vater war zwar wohl zuerst über die ihm vom Dienstoffizier gemachte Mittheilung äußerst bestürzt und aufgebracht über den Undank und den Mißbrauch seiner Güte, allein, nachdem sich sein Zorn wieder gelegt und er alle Anstalten zu des Entwichenen Verfolgung getroffen, wünschte er doch, daß derselbe glücklich entkommen möge, und nahm endlich die Flucht Fellinger's hin, als das, was sie war, nehmlich für die Flucht eines ehrlichen Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft.

Fellinger passirte auf seiner Flucht Straßburg und kam gerade zum Friedensschlusse von Wien am 14. Oktober 1809 in letzterer Stadt an, woselbst er bis zu seiner Eintheilung verbleiben mußte. Während seines dortigen Aufenthaltes schrieb er die heroische Oper: „Frydolf, 1810".

(Schluß folgt.)

Rechtfertigung.

O scheltet nicht mein Dichten
Nur eitel Spielerei!
Es giebt verschied'ne Pflichten
Auf Erden, zu verrichten
Der Dinge mancherlei.

Darum hat Gott erschaffen
Der Menschenhänd' so viel
Nur daß sie nicht erschlaffen!
Gleichviel, mit welchen Waffen
Sie ringen nach dem Ziel!

Kommt Alles doch zu Wege
Es bleibt Nichts ungethan;
Faßt Wage, Schaufel, Säge,
Schwert, Winkelhacken, Egge
Auch meine Hand nicht an.

Sorgt nicht, daß mit Erbeben
Der Weltenbau zerschellt,
Weil meine Hand im Leben
Statt ander'n Werkzeug's eben
Nur Liederpfeile schnellt.

Vielleicht, daß doch mir fielen
Von tausend Herzen zwei!;
Und konnt' ich auch erzielen
Nur Ein's, so war mein Spielen
Nicht eitel Spielerei.

Ernst Rauscher.

Eine Gegenberichtigung.

Nr. 42 der „Carinthia" enthält eine „Berichtigung" zu dem von mir verfaßten, in Nr. 40 derselben Zeitschrift abgedruckten Aufsatz. Obwohl der Ton dieser angeblichen „Berichtigung" jeglichen literarischen Anstandes, wie er unter Gebildeten, namentlich bei Erörterung wissenschaftlicher Fragen beobachtet zu werden pflegt, baar ist, so will ich doch kurz auf die Widerlegung der darin enthaltenen, gegen meine kleine historische Arbeit gerichteten Angriffe eingehen.

Daß die bezüglichen Kapitel in H. Hermann's trefflicher Geschichte Kärnten's nicht eine Geschichte der Reformation und Gegenreformation Innerösterreich's enthalten, sieht Jeder ein, der logisch denken und schreiben gelernt hat.

Das Jahr 1578 ist und bleibt der Wendepunkt der Reformation in Inner-Oesterreich; wenn der Schreiber dieser „Berichtigung" sich die Mühe geben will, Hurter's Geschichte Kaiser Ferdinand's II. zu studieren, welche ihm gänzlich unbekannt zu sein scheint, wird er dort (Band I., Seite 394 ff.) die Belege für meinen Ausspruch finden.

Ebenso unbestreitbar ist es, daß mit dem Jahre 1601 die Gegenreformation in Inner-Oesterreich ihr Ziel und Ende erreicht hatte; nach diesem Jahre gab es da keine lutherische Religions-Genossenschaft, kein lutherisches Gotteshaus mehr, es lebten hier nur mehr einzelne Bekenner des lutherischen Bekenntnisses (wie viel ihrer waren, ist für diese Frage gleichgiltig), denen die Reform-Kommissionen von 1627, 1631 und 1638 galten.

Daß ich den Aufsatz von Herrn Hermann: „Kärntnerische Exulanten in Nürnberg", in der „Carinthia" 1861, Nr. 24, entweder seinerzeit nicht gelesen oder seither vergessen, ist richtig.

So viel als letztes Wort von meiner Seite zur Widerlegung jener „Berichtigung", welche zwar nicht sine ira, jedoch sine studio geschrieben ist.

Graz, 19. Oktober 1863.

Dr. Franz Ilwof,
d. Z. Sekretär des histor. Vereines für Steiermark.

Heimatliche Chronik.

(Die zweite Kammermusik-Produktion des Hrn. Franz Decker) fand Freitag, den 16. Oktober, Abends 5 Uhr, im rothen Landhaussaale Statt. Den Eingang bildete Schumann's Sonate für Klavier und Violin op. 121, eines jener Werke Schumann's, die, wie uns scheint, ganz vorzüglich eine größere Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten der Schumann'schen Muse beim Hörer voraussetzen. Der erste Satz ist es ganz besonders, dessen Verständniß Demjenigen, der ihn zum ersten Male hört, die größten Schwierigkeiten bereitet. Großartig in der Anlage, überschwellend von symphonischen Gedanken, scheint dem Tondichter das knappere Kleid der Sonate fast zu enge zu werden, während der Flug der musikalischen Ideen ihn zu einer an äußern Mitteln reicheren Orchester-Komposition hindrängen möchte. Dieser grandiöse epische Schwung macht aber auch wieder stellenweise jenem gefühlsinnigen, mehr lyrischen Gelispel Platz, welches mit zu den charakteristischen Eigenschaften Schumann's gehört, und in formeller Beziehung an den Spieler die Anforderung der zartesten, man möchte sagen, ciselirten Spielweise stellt. Aehnliches gilt auch vom letzten Satze, während die übrigen in ihrer durchaus ebenmäßigen klaren Structur und bei ihrer mehr an den Charakter der vorausgegangenen Klassiker sich anschließenden Art der altgewohnten Gefühlsweise näher stehen und dem Verständnisse williger entgegenkommen.

Gespielt wurde diese Sonate von beiden Seiten vortrefflich. Wir von unserem Standpunkte können der Einführung der Sonate für Klavier und Violine in unsere öffentlichen Productionen nicht genug das Wort reden, und wäre es selbst um den Preis, daß ein Theil des Publikums anfänglich sein musikalisches Bedürfniß dadurch nicht befriedigt hielte. Es ist richtig, daß diese musikalische Form auch eine ziemlich intensive musikalische Bildung voraussetzt, die nicht Jedermanns Sache ist; ebenso wahr ist es aber auch, daß sie eine vortreffliche Schule zur Heranziehung des echten und rechten Hörens ist.

Wer aber von der Kunst nur den momentanen Sinnenreiz, den sensuellen wollüstigen Genuß verlangt, womit die moderne italienische Oper selbst die Deutschen zu vergiften vermochte, der wird nie die Kunst genießen lernen. Der Kunstgenuß muß wie jeder andere geistige Genuß erarbeitet werden; dann aber trägt er auch herrliche Früchte voll

süßen Saftes und köstlichen Duftes, die wohl kostbarer sind, als jene mit täuschender Kunst fabrizirten Obststücke, die zuletzt im — Seifenschaum sich auflösen.

Nach einem Baritonliede von Abt folgte die Beethoven'sche Klaviersonate op. 26. Sie gehört zu jenen, bei welchen noch die ältere Form durch Einfügung von Variationen beibehalten erscheint; hört man aber diese Variationen, vorausgesetzt, daß sie mit jener technischen Virtuosität und was noch mehr mit jenem in den Geist des Tondichters so tief eindringenden Verständniß gespielt werden, wie es Herr Decker that, so wird man weit über die Schranken der engen Form von Variationen emporgehoben, man bemerkt sie kaum und schwelgt in diesem Wechselkampfe symphonischer Ideen, die hier vor unserer Seele aufsteigen. Der darauf folgende Trauermarsch mit seinem Ausdrucke tiefer männlicher Trauer, weit abliegend von jenem geheuchelten Mollgewinsel und falschem Geheule, erscheint uns wie das Ideal eines militärischen Trauermarsches und erfüllt, ohne Programm-Musik zu sein — vollkommen seine Aufschrift: Marcia sulla morte d'un Eroe. Plötzlich aber, man möchte sagen überschnappend in ein feuriges, jubelndes Presto, löst sich jeder Zwiespalt, jeder Widerspruch, jeder Schmerz in positive Gewißheit, in freudiges Sein, in himmlische Seligkeit auf. Die Seele ist befriedigt. Das scheint uns der Geist des Tonwerks zu sein, und so sehen wir es vom Conzertgeber aufgefaßt, den ein stürmischer dreimaliger Hervorruf (eine bei uns seltene Erscheinung) für seine herrliche Leistung lohnte. Das letzte Stück bildete Reinecke's Klavierquartett op. 34, ein Produkt der neueren musikalischen Richtung. Wir finden vielleicht an einer anderen Stelle Raum, uns über diese Richtung näher auszusprechen. Für heute wollen wir uns darauf beschränken, daß diese ausgezeichnete Composition, das Werk eines der begabtesten neueren Tondichter, ebenso reich an musikalischer Schönheit und Tiefe der Ideen, als schwierig für die Auffassung ist, und daß die Reproduktion desselben einen glänzenden Beleg für die Tüchtigkeit der ausführenden Kräfte bildet, die uns hier derzeit zu Gebothe stehen.

Schon war der letzte Ton verhallt, und noch immer wollte man sich nicht von den Sitzen erheben.

Verschiedenes.

(Der Jahresbericht des Weimarer Hoftheaters.) Die unter Dingelstedt's Leitung stehende Bühne gehört sicher mit zu denen, deren Repertoire ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen können. Im verflossenen Jahre fanden in Weimar 169 Vorstellungen statt, und es wurden 128 verschiedene Stücke gegeben, d. h. 90 Schauspiele, 30 Opern, 18 Singspiele und Possen. Von den Autoren erschienen am häufigsten: Shakespeare 12 Mal mit 9 Werken, Benedix 32 Mal mit 9, Schiller 10 Mal mit 8, Gutzkow 8 Mal mit 4, Goethe 6 Mal mit 5, Auber 8 Mal mit 3, Offenbach 8 Mal mit 3, R. Wagner 6 Mal mit 5, Meyerbeer 4 Mal mit 4, Rossini 4 Mal mit 2 Stücken, Pohl 5 Mal mit 1 Stück. Novitäten waren im Ganzen 36 und zwar 27 im Schauspiel, 6 in der Oper, 3 im Singspiel und in der Posse. Die Zahl der Proben betrug 693, gewiß eine beträchtliche Anzahl, die auf gute Einstudirung der Stücke schließen läßt.

(Eine Geschichte Wien's.) Es soll eine „Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte von ihrem Entstehen bis in die neueste Zeit, in volksthümlicher Schilderung der historischen und romantischen Begebenheiten, mit Benutzung aller bisherigen Forschungen" erscheinen. Verfasser ist Moritz Bermann. Aus dem Prospekt geht hervor, daß das etwa in 20 bis 25 Lieferungen getheilte Werk die erste wahrhaft volksthümliche Geschichte der Stadt Wien sein dürfte, daß darin nicht nur die historischen Ereignisse, sondern auch Erzählungen und Sagen, welche sich an die Stadt und an einzelne Häuser knüpfen, ferner Erwähnung der Wahrzeichen, Schilderungen des Lebens und Treibens der Wiener Bürger in Vergangenheit und Gegenwart 2c. 2c. zu finden sein werden. Holzschnitte nach Zeichnungen von Swoboda, Haßlwander, Kolarz u. A. sollen ebenfalls nicht fehlen.

(Das Athenäum über Mendelsohn's Briefe.) Die berühmte Literaturzeitung macht über den zweiten Theil dieser Briefe Bemerkungen, von denen mehrere in Deutschland bekannt zu werden verdienen. Sie beginnt mit einem Tadel, der sich gegen die Herausgeber richtet. In den Briefen sind viele abfällige Urtheile Mendelsohn's über Persönlichkeiten unterdrückt worden, aber was er gegen Meyerbeer schreibt, ist stehen geblieben. Darüber sagt das Athenäum: „Wer die Berliner Gesellschaft nur oberflächlich kennt, dem kann nicht entgangen sein, daß ihr Geist auf Cynismus der schlimmsten Art beruht, und in kleinem Geklatsch zwischen Künstlern, ja selbst zwischen Staatsmännern und Philosophen Nahrung sucht. Die Enthüllungen Ludmilla's von Assing würden das beweisen, wenn man es auch nicht sonst schon wüßte. In Spontini's Zeit konnte ein Geflüster umgehen, daß der wirkliche Componist der Vestalin von dem listigen Kapellmeister bestohlen worden sei. Wir verrathen kein Geheimniß, wenn wir sagen, daß zwischen den wetteifernden israelitischen Häusern Mendelssohn und Meyerbeer, die beide nach den höchsten künstlerischen Ehren streben, ein Montagu- und Capuletthaß besteht. Wir durften aber erwarten, daß dieser kleinliche Groll in das Grab eines großen und guten Menschen begraben werden würde, eines Mannes, der in reiferen Jahren Spontini wie Meyerbeer von Herzen anerkannte und der hauptsächlich wegen der in Berlin vorherrschenden Einflüsse eines bitteren, unedlen und unehrlichen Coterie-Tons nicht in der Stadt wohnen wollte, die ihm Ehren und Aemter bot, in die ihn directe schmeichelhafte Aeußerungen der königl. Gunst locken wollten, und die in dem Hause seiner eigenen Familie einen Magnet für sein Herz enthielt." Ueber die Einseitigkeit und Schroffheit der Zukunftsmusiker heißt es: „Die dortlose Jugend Deutschland's, die in ihrer Unwissenheit jede große Berühmtheit der Vergangenheit auspfeift, die Mozart schwerfällig und matt nennt, Beethoven als Bahnbrecher in ihren Schutz nimmt, Weber bloß als Volkscomponisten anerkennt, Mendelssohn gähnend als eintönigen und hohlen Formalisten bezeichnet, aber bei einem einfältigen Stücke Schumann's zu träumen und weinen beginnt und Herrn Wagner's Ungeheuerlichkeiten vertheidigt, sollte bei diesen Briefen in sich gehen, aus denen sie ersieht, daß der Deutscheste der Deutschen, der Wackerste der Wackeren für alle Kunstformen, mochten sie von der seinigen noch so sehr abweichen, Theilnahme und Bewunderung hegte und jeden Componisten nach seinem wahren Werth schätzte, ohne zu fragen, ob er neu oder alt sei."

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 45 **Sonnabend, den 7. November** **1863.**

Traumstudien.

Von Dr. Fritz Pichler.

II.

Wie man in Herbarien einzelne Blumen, auch die unscheinbarsten, wie man Gemälde, Münzen und dergleichen sammelt, so wäre es sehr gerathen, Beispiele von Träumen jener seltsamen Art zu sammeln, bei denen das Ich des Träumenden in zwei oder mehrere, überhaupt in verschiedene Personen sich zu spalten pflegt, und von denen unser Meister Herbart zwei aus Neil genommene Beispiele anführt: „Dem englischen Dichter Johnsohn träumte einmal, er befände sich in einem Wettkampfe witziger Einfälle mit einem Gegner und würde von diesem übertroffen. Es ist nun natürlich, daß sowohl Johnson's als des Gegners Witze des Träumenden eigene Ideen waren; das Ich des Träumenden war gespalten in eine Vorstellung von Johnsohn und Nicht Johnson und eine Vorstellung von größerem Ideenreichthum bei Letzterem als bei Ersterem. Weiters träumte ein Herr von Goens, er sei in der Schule, vermöge die an ihn gestellten Fragen nicht zu beantworten und müsse die Schande erleben, eben diese Fragen durch einen eifrigen Mitschüler beantworten zu hören. Was also Goens für sich nicht zu wissen scheint, weiß der eben nur aus Goens Vorstellungskreis hervorgegangene Mitschüler. Wenn man nun eine Begriffsbestimmung des Bewußtseins von sich selbst, des Selbstbewußtseins also, und die Erklärung von dessen Regeln geben will, so haben derlei Träume große Wichtigkeit, und sie lassen auch einen leichten Schluß zu, vorausgesetzt, daß man die schon oben genannten materialistischen Grundsätze ganz überwunden hat und folgerecht als Idealist zu Werke geht. Der rechte Idealist hält nicht, wie es der Realist thut und folgerecht in seiner Art thun muß, hält nicht die Träume für wirkliche Begebenheiten außerhalb des Ich, er glaubt nicht, daß alles, was im Innern vorgeht, von der Ichheit wie ein Gegenstand beschaut werden kann, er setzt also nicht das „Ich denke“ über die Seele hinauf und über alle Thätigkeiten der Seele, denn dadurch würden jene seltsamen Träume sogleich unerklärlich und würden das Ich darstellen als ein Object, gänzlich entfremdet sich selbst (nämlich dem Ich des Träumenden) und getrennt vom Subject. Es würde nach der realistischen Erklärungsweise darauf hinauskommen. Man weiß eine Sache und weiß doch nicht, daß man sie weiß. Johnson wußte offenbar seine Siegeswitze, denn er hat sie geträumt und nicht ein Fremder oder nicht ein Anderer hat ihm die Witze hineingeträumt; er wußte aber nicht, daß er sie wisse, denn die Siegeswitze hat sein Gegner vorgebracht, und nicht er selber. Goens wußte die Antwort auf die Schulfrage, denn er hatte sie in seinem Traume wirklich vorgebracht, aber er hat im Traume als der Nichtswissende dagestanden, und nur ein anderer Schüler hat um die Antwort gewußt. Es bleibt aber nicht bloß beim einfachen Nichtwissen in diesen beiden Beispielen und bei allen anderen noch zu sammelnden; nein, man bildet sich auch ein, man wisse nichts, man weiß nämlich auch, daß man nichts weiß, und kränkt sich sogar darüber. Bei solchen Betrachtungen nun sieht man gelegenheitlich ein, daß ein Kant'scher Satz unrichtig ist, nämlich der: „Alle unsere Vorstellungen sind begleitet oder können begleitet werden von dem „Ich denke“. Die seltsamen Träume der Bewußtseinsspaltung sind das gewiß nicht, sonst hätten Johnson und Goens, als sie ihre Gegner das Rechte sagen hörten, gleich zum Bewußtsein kommen müssen und sagen: „Das denke ja ich“ oder vielmehr sie hättens gleich im Anfange selber gewußt. Aber es sind eben in den Träumen Gesetze, welche auf Gesetze im Wachen schließen lassen, und eines davon ist, daß in den obangeführten Traumarten der Träumende sich selber durchaus nicht finden kann als den Wissenden dessen, was er unfreiwillig (ohne Spontaneität) einem Anderen beimißt. Ebenso unfreiwillig vereinigt sich dann das Selbstbewußtsein von dem, der geträumt hat, und der zweiten Person, dem Außer-Ich, das geträumt wurde, nach dem Aufwachen in eines, und wie der Träumende schon Kränkung und Verdruß gefühlt hat darüber, daß er, Anderen Zugeschriebenes selber nicht wußte, so fühlt der Erwachte fast noch mehr Reue über die Anstrengung,



die er im Träumen gehabt, er meint; er hätte sich doch gleich erinnern können, daß er es selbst war, der das gewußt hat, was er für das geträumte Ich mit aller Mühe nicht herausgebracht und doch als einem Anderen bekannt hingestellt hat. Es herrscht also über das Selbstbewußtsein im Wachen so gut wie im Schlafen ein Gesetz, nämlich jenes, daß das „Ich denke" nicht alle Vorstellungen begleitet. Der vollständige Unterschied zwischen Wachen und Schlafen liegt nur in der Erscheinung. Nehmen wir aber den Vorgang der Vorstellungen im Schlafen bei den obangeführten Traumarten her und betrachten denselben zum Zwecke der Erklärung. Irgend eine Vorstellung eröffnet den Traum, indem sich an sie eine eigene Vorstellungsmasse ansetzt, welche zugleich für die ferneren hinzukommenden Massen eine gewisse Aufnahmsfähigkeit hat. Nennen wir die erste a, die ferner hinzukommende b und so weiter, bis nothwendig eine die letzte sein wird, also etwa x, die wir noch unserem Ich selbst zuschreiben, die also noch ein Act des Subjectiven im Ich ist. Für die letzte der dargestellten „appercipirenden Vorstellungsmassen" nun ist das Uebrige, was noch nachkömmt, was also einer anderen geträumten Person als bewußt zugeschrieben wird, Object, sie selber aber ist gar nicht Object, sondern, wie gesagt, der reinste Act des Subjectiven. Welche Vorstellungsmasse steht nun an solcher Grenze; welche ist die letzte für unser selbstbewußtes Ich? Herbart beantwortet diese Frage wörtlich so: „Warum denn sollte das nicht diejenige (Vorstellungsmasse) sein, in welcher die Beschämung ihren Sitz hatte, womit die Träumenden sich für übertroffen fühlten?" Versuchen wir die Erläuterung hiezu aus einem eigenen Beispiele zu geben. Der Traum war: Ich bewegte mich in einer Gemäldegallerie und sah ein anscheinbar historisches Bild, über das ich nichts Sicheres wußte und das ich für eine Illustration von Göthe's Rattenfänger hielt; mehrere Zuschauer waren da. Aber keiner erklärte dieses Bild (Schluß: Darüber hat also das Ich überhaupt nichts Sicheres zu folgern gewußt.) Weiters aber war ein Landschaftsbild da, Kloster Millstatt mit dem See und der Bergumgebung. Ich erkannte nun Kloster und See; unter den Zuschauern aber that sich einer hervor, der benannte die Bergspitzen und philosophirte gewaltig über einen Godesberg u. dgl. Ich hatte sogleich großen Respect vor ihm, weil er mehr wußte als ich. Die Vorstellungsmassen hierin sind, ganz grob angedeutet, Galerie, malerischer Genuß, Landschaftsbild, Kloster, See, Bergesgipfel, Unwissenheit . . . Hier scheint nun die Grenze für die Acte des Subjectiven. Was darauf kommt, ist meinem Ich objectiv. Der Zuschauer und sein Wissen, das die Berge benennt, ist meinem Selbstbewußtsein objectiv. Erst hierauf geschieht wieder ein Reflex auf mein Selbstbewußtsein, indem eine Vorstellungsmasse der Beschämung und dann vielleicht des Neides oder des Respectes in mir hervorgerufen wird. Man bemerke jedoch genau, daß wir uns einen Widerspruch gegen Herbart haben zu schulden kommen lassen, indem wir die letzte Subjectiv-Vorstellung früher ansetzten. Im (gesunden) Wachen nun ist eine solche Ichspaltung nicht möglich, denn die Sinne bringen uns jeden Augenblick den Gegensatz der inneren und äußeren Welt allzu unfehlbar zum Bewußtsein. Jeden Augenblick müssen wir Vorstellungen, die in der Außenwelt einen wirklichen Halt nicht haben, in uns selbst zurücklegen und sagen: „Das ist nicht so, das denken nur Wir." Oft genug auch überraschen uns solche plötzliche Einfälle und dann hört man häufig sagen: „Ich weiß nicht, hat es mir geträumt, oder ist es richtig, oder kommt es mir nur so vor?" Sind die Einfälle, die in der Seele vermöge eines unbelauschten, aber ewigthätigen Mechanismus auf und absteigen, über welchem unerforschten Mechanismus kein beherrschendes „Ich denke" oder „ich weiß, daß ich denke" steht, sind solche Einfälle daher in der Außenwelt (und auch in der Erinnerung) noch Halt, so müssen wir offenbar sagen, es muß Etwas oder Jemand der Urheber derselben sein. Kein anderer kann dieselben in uns hineingeben. Also sind es Wir. So bleibt das Selbstbewußtsein ungespalten. Und von diesem Schluß in die Vorgänge des Traumes zurücksehend, müssen wir sagen: Alle Personen, die wir (Träumer) dort spielen lassen, sind wir selbst. Uns gilt nicht, was Shakespeare im Sommernachtstraum (I. 2.) den Squenz zum Zettel sagen läßt:

Ihr könnt keine Rolle spielen, als den Pyramus.

Sondern vielmehr haben wir an allem den Löwenantheil und sagen, mit Zettel:

Laßt mich den Löwen auch spielen.

Wenn uns eine schöne Maid freundliche oder trostlose Worte sagt, so lassen wir sie das reden, was wir uns selber gerne sagen oder was wir selber häufig befürchten. Wenn uns ein Kobold oder nach Maßgabe unserer Bildung der Teufel zu schrecken kömmt, so schreckt er uns mit dem, was uns eine Bedeutung hat nach unserer Ansicht. Dem Faust, der da sagt: „Ich fürchte mich weder vor Hölle und Teufel" erscheinen beide im Traume gewiß nicht, und in unseren Träumen scheint der Teufel nur bis zu einer gewissen Entwickelungszeit eine Rolle zu spielen. Himmlische Erscheinungen, gewissen Menschenklassen im Traume häufig eigen, vertieren bei Gebildeten den Charakter der Ichspaltung und

werden zu astronomischen Objecten. Und so kömmt es bei hundert Rollen auf die Eine unseres ewigthätigen und unerschöpflichen Ich zurück. Wie diese Rollen geschaffen und ausgeführt werden, wie sie mit dem, was wir als unser eigenstes Ich, als das Freithätige und Selbstbewußte anerkennen, mögen zusammenhängen, hat noch keine Philosophie der Erde ergründet und man darf auch von keiner Philosophie, möge sie noch so authentisch und geistreich und unfehlbar thun, das erwarten. Diese und jene geheimnißvolle Regung weht durch das Ich, berührt es bloß und verschwindet wieder, wie ein Schmetterling, dessen Schwinge ganz unversehens den klaren Seespiegel streift. Und bei alledem ist die Seelenthätigkeit, wie dies besonders die Träume zeigen, folgerecht, auch viel unerschöpflicher als das Selbstbewußtsein. „Wohl uns", ruft Herbart aus, „daß es mit unserer Seele besser beschaffen ist, als mit unserem Ich, dem man eine sehr unverdiente Ehre erwies, als man es über die Seele emporhob, als man diese (die Seele) zu entbehren beliebte, um sich an jenem (dem Ich) zu halten."

(III. folgt.)

Gedichte.

Von Robert Hammerling.

I.

Herbstelegie.

Ach, wohl wandl ich sie noch, die gewohnten Pfade, noch ein Mal.
Alle die Pfade der Flur und den quellenumrieselten Waldsteig.
Auch, wo der Lenz mich erquickt und der blauende Sommer in's Herz mir
Lächelte: ja, noch wandl' ich sie wohl, die Pfade, die alten,
Aber wie anders ach, denn es zittert die Sonne des Herbstes
Ueber den Höhn und vergessen stehn in den Gärten die letzten
Blumen, und klagend strecken die sausenden Bäume, die dürren,
Um ihr entschwundenes Grün die verzweifelnden Arme zum Himmel.

Du dort im Felsengeheg, du tannenumsäuselter Gießbach,
Hellste Glocke des Hains, wie bist du so heiser geworden!
Ach von den Stimmen des Walds, den tausenden, blieb denn nicht Eine,
Die noch vom Lenze mir spricht, von den Herrlichkeiten des Sommers?
Matt nun schleichen die Stunden; wo immer ich wand're, da grinset
Mich die Verwesung an und der Tod und ich fühle mich einsam.

Siehe der Abend sank. In die dämmernde Halle des Luftraums
Hebt sich der Mond, schwarz ragen die Wälder, es neigen die Pappeln
Drunten im Thal am Weg wie betende Pilger die Wipfel.
Ringsum Stille; nur fernher kläfft aus entschlummerten Dörfern
Hundegebell, und droben im Bergwald knattert ein Schuß nach.

Ach, wie der Frühling stirbt und der glühende Sommer, so stirbt auch
Immer der Tag und es schwindet der Glanz, der heilige, fernhin
Leis' und leiser hinweg von den grünenden Gipfeln der Erde.
Aber da oben, siehe, da glühn, da rinnen die gold'nen
Ströme des Lichts doch immer im ewigen Aether und wölben
Ueber dem Haupte sich mir zur azurenen Grotte des Himmels.
Sprich vom Lenze denn du mir, o Sternenhimmel! du leuchtest,
Lebest immer und thau'st in sterbliche Herzen zu allen
Zeiten dein mildes Licht. Es nachten die Haine gesanglos,
Oed' auch starren die Felder, es sind verschwunden die Blumen,
Aber die goldenen Sterne, sie stehn am Himmel und schimmern.

II.

Vor einer Genziane.

Die schönste der Genzianen fand ich
Einsam erblüht tief unten in kühler Waldschlucht.
O wie sie durch's Föhrengestrüpp
Heraufschimmerte mit den blauen prächtigen Glocken!
Gewohnten Waldespfad
Komm' ich nun Tag um Tag
Gewandelt und steige hinab in die Schlucht,
Und blicke der schönen Blume tief in's Aug . . .

Schöne Blume, was schwankst du doch
Vor mir in unbewegten Lüften so scheu,
So ängstlich?
Ist denn ein Menschenaug nicht werth
Zu blicken in ein Blumenantlitz?
Trübt Menschenmundes Hauch
Den heiligen Gottesfrieden dir,
In dem du athmest?

Ach, immer wohl drückt Schuld, drückt nagende Selbstanklage
Die sterbliche Brust, und du, Blume, du wiegst
In himmlischer Lebensunschuld
Die wunderbaren Kronen:
Doch blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an!
Sieh', hab' ich doch Eines voraus vor dir;
Ich habe gelebt,
Ich habe gestrebt, ich habe gerungen,
Ich habe geweint,
Ich habe geliebt, ich habe gehaßt,
Ich habe gehofft, ich habe geschaudert,
Der Stachel der Qual, des Entzückens hat
In meinem Fleische gewühlt,
Alle Schauer des Lebens und des Todes sind
Durch meine Sinne geflutet,
Ich habe mit Engelchören gespielt, ich habe
Gerungen mit Dämonen.
Du ruhst, ein träumendes Kind,
Am Mantelsaum des Höchsten, ich aber,

Ich habe mich emporgekämpft
Zu seinem Herzen,
Ich habe gezerrt an seinen Schleiern,
Ich hab' ihn beim Namen gerufen.
Emporgeklettert
Bin ich auf einer Leiter von Seufzern,
Und hab' ihm in's Ohr gerufen: Erbarmung

O Blume, heilig bist du,
Selig und rein:
Doch heiligt, was er berührt, nicht auch
Der zündende Schicksalsblitz?
O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
Du stille Träumerin!
Ich habe gelebt, ich habe gelitten!

Ein Dichterleben.

Von Franz Tiefenbacher.

(Schluß).

IV.

Wie allabendlich, so fanden sich auch heute im traulichen Extrazimmer des Gasthauses „Zum schwarzen Adler" in der Hauptstadt Kärnten's mehrere Freunde und Gesinnungsgenossen ein, meist Beamte, Offiziere, Kaufleute u. a., um sich theils durch heitere, theils durch ernste Gespräche über die Ereignisse des Tages oder über Kunst und Wissenschaft von allen Mühen und Geschäftssorgen zu erholen.

„Habt Ihr gehört," rief einer aus der Versammlung „habt Ihr gehört, daß selbst der Dichter Körner seine glänzende Stellung beim kaiserl. Hoftheater zu Wien verlassen und in die Reihen des Lützow'schen Freicorps eintrat?

„Ja ja, es ist ein heldenmüthiger Schritt, den der jugendliche Sänger gethan," antwortete ein zweiter, „doch wir erlebten solche Hochherzigkeit und Vaterlandsliebe schon einmal und zwar durch dich, mein lieber Freund Gustav."

„Ach! was war meine That gegen seine!" erwiderte der eben Genannte, „ich war nicht in der Vorhalle des Ruhmes angelangt und hatte keine Liebe, keine solche glänzende Stellung zu verlassen, wie er."

„Doch, doch! dir stand eine schöne Zukunft offen," sagte ein dritter, „und Du hattest daher durch deinen kräftigen Willen und freieigenen Entschluß Anspruch auf die Achtung des Vaterlandes Dir verschafft."

„Freund Kumpf," entgegnete ihm Gustav, „Du erhebst meine That zu sehr, denn Gleiches thaten mit mir viele meiner Brüder."

„Das wohl," bestätigte Kumpf, „doch du hast auch mit dem Worte für die gerechte Sache gewirkt, da in keinem Anderen sich die Gabe des Liedes mit der Kraft der Waffen so freundlich vermählte, als in dir, Freund Fellinger!"

Es war wirklich Fellinger, der nach dem Wiener Frieden als Lieutenant zu dem Regimente Hohenlohe-Bartenstein eingereiht wurde und nach Klagenfurt in Garnison kam. Hier verlebte er im Kreise wahrer Freunde, die seinen Werth als Mensch und Dichter vollkommen schätzten, schöne Tage, und nichts hätte seine Zufriedenheit gestört, wenn nicht die Briefe Nadinen's wieder plötzlich ausgeblieben wären. Den letzten, worin sie ihm den Tod ihrer Cousine Eugenie mittheilte, erhielt er kurz vor dem russischen Feldzuge, welchen ihr Vater mitmachte, dem sie folgte. Sie mußte entweder in russische Gefangenschaft gefallen oder in den unermeßlichen Schneefeldern umgekommen sein. Der eine wie der andere Gedanke war ihm gleich schrecklich und nagte an seinem ohnehin schon kränklichen Körper.

Sein neues Geschäft brachte ihn mit Kranken in vielfältige Berührung, und die im Anfange des Jahres 1814 weit verbreitete Kriegsseuche ergriff auch ihn. Damals war es der Freundschaft noch vergönnt, sein schönes Leben zu erhalten. In den ersten Tagen der Genesung wurde er zum Oberlieutenant befördert. Und wieder eines Abends saßen die alten Freunde in der heimischen Gaststube des schwarzen Adler beisammen und waren fröhlicher Laune, es galt ein doppeltes Fest, nämlich die Genesung Fellinger's und die baldige Verehelichung Doctor Kumpf's zu feiern. Alle waren heute besonders heiter und erhoben gestimmt, selbst Fellinger ward von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung hingerissen und brachte, ein Glas ergreifend, auf Kumpf den poetischen Toast aus:

„Hast du gefunden, was die trübe Seele
So heiß ersehnet hat in leisen Klagen?
Ein zartes Licht erschien in dunklen Tagen,
Daß sich das liebe Bild nicht mehr verhehle.

Damit die Liebe Dich Gekränkten stähle
Hast du es still in tiefer Brust getragen,
Du wolltest froh dafür das Höchste wagen
Wenn auch der Neid dich frech und herzlos quäle.

Da trat das Schicksal freundlich dir entgegen,
Denn treue Liebe darf nicht untergehen,
Und fester Sinn muß auch die Zeit bewegen.

Der Sturm verflog, und Sommerlüfte wehen
Die Blüthendüfte zu auf allen Wegen;
Ein heit'res Jahr — und du wirst Früchte sehen!

Ein donnerndes „Hoch" schloß die Rede des Dichters und ergriffen von der ungeheuchelten Freude und Theilnahme nahm jetzt Doctor Kumpf einen schäumen-

den Pokal zur Hand und rief: „Ich danke Euch, meine theuren Freunde, aus dem tiefsten Grunde meines Herzens; ich danke dir, mein lieber Fellinger, für diese schönen, wahren Worte, als den lauten Ausdruck deiner freundschaftlichen Gesinnungen; wollte Gott, ich könnte dir dieselben aus ähnlichem Anlasse erwidern!

Fellinger wurde von dem Schlusse dieser Erwiderung schmerzlich getroffen, weßhalb ihn auch seine ungezwungene Heiterkeit plötzlich verließ.

Um die Unterhaltung und Fröhlichkeit nicht zu stören, entschuldigte er sich daher mit einem leichten Unwohlsein, in Folge seiner überstandenen schweren Krankheit und verließ nebst einigen Freunden das Gasthaus.

Noch im Herbste dieses Jahres kam Fellinger als Conscriptions-Revisor nach Judenburg. Seine Klagenfurter Freunde haben ihn nicht wieder gesehen.

Als im Jahre 1815 der Krieg gegen Frankreich neuerdings ausbrach, sehnte er sich mit verzehrender Glut wieder in Kampf und Schlacht, und drückte diese Sehnsucht in einigen seiner schönsten Lieder aus. Umsonst. Seine Vorgesetzten konnten den feurigsten Wunsch seines Lebens nicht gewähren, da sie unbefangener, als er selbst, das Hinderniß seiner geschwächten Sehkraft würdigten.

Im Herbste dieses Jahres wurde er als Revisor nach Adelsberg in Krain übersetzt. In jener unwirthbaren Felsengegend, auch sein linkes Auge bedeutend dunkler fühlend, ergriff ihn eine furchtbare Melancholie, die ihn mit dem sicheren Vorgefühle seines nahenden Todes erfüllte.

Um sich zu erheitern und zugleich eine alte Schuld der Dankbarkeit abzutragen, ging er nach Pordenone.

Er fand in dem Hause des Apothekers noch Alles, wie es dazumal war, als er ein Verwundeter liebevolle Pflege und Wartung genoß. Dieselbe Traulichkeit, dasselbe ernste, würdevolle Gesicht des Apothekers mit seinem treuherzigen und wohlwollenden Ausdrucke, dasselbe freundliche, gutmüthige Wesen von dessen Gattin; nur älter waren sie geworden, älter als dieß einige Jahre zu bewirken im Stande sind. Ein stiller Kummer schien sie zu bedrücken. Selbst die Kinder waren nicht mehr so munter wie ehedem. Alle hatte er schon gesehen, nur Lucia nicht; er wagte nicht nach ihr zu fragen, denn eine düstere Ahnung beklemmte ihn, und als er endlich dennoch Muth faßte und mit der Frage hervorkam, wo sich Lucia befinde, da traten den guten alten Leuten die Thränen in die Augen und sie wiesen durch das Fenster nach dem nahen Friedhofe.

„Sie wissen, bester Herr," sagte endlich der Apotheker bewegt, „Sie wissen, wie schwer unsere arme Lucia ihre Abführung durch die Franzosen traf, doch die Hoffnung, von Ihnen selbst bald über Ihr ferneres Schicksal Nachrichten zu erhalten, tröstete sie etwas; allein es verging ein Jahr, endlich das zweite ohne daß wir wußten, was mit Ihnen geschehen sei, da fing das arme Kind zu kränkeln an und trotz unserer Versicherung, daß Sie, sobald der Krieg beendet und Sie aus der Gefangenschaft befreit sein werden, gewiß wieder kommen oder doch von Ihnen hören lassen würden, härmte sie sich ab. Ohne Erfolg blieben auch unsere ferneren Tröstungen, denn nach einigen Wochen war Lucia eine Leiche. Ihr letztes Wort war Ihr Name."

Bis hieher hatte Fellinger mit unterdrücktem Schmerze der Erzählung des alten Mannes zugehört, nun aber war es nicht mehr möglich; er stürzte zur Thüre hinaus und eilte nach dem Friedhofe. Weinend warf er sich da auf das Grab des unglücklichen Mädchens und rief: „So muß denn alles, was mich liebt, der unerbittliche Tod in der Blüte des Lebens knicken! Was habe ich verschuldet, daß ich so vieles Leid erdulden muß." Bald darauf verließ er den Boden Italien's.

Während sein Körper von nun an in vollster Kraft zu blühen schien, zerstörte der Seelenschmerz die feinsten Fäden seines Daseins. Vielfältige getäuschte Hoffnungen hatten seine allmälig erwachende Sehnsucht nach einer ruhigen Anstellung im Civil, wo er die Thätigkeit seines rastlosen Geistes zweckmäßiger entfalten konnte, zum quälenden Stachel geschärft.

Seine Muse beschäftigte sich nun ausschließlich mit düsteren Bildern und Gegenständen. Die Schilderung der grotesken und schauerlichen Grotte von Adelsberg, mehrere Fragmente dramatischer Dichtungen, wie Erasmus Luegger und die Christmette, in welch' Letzterer er den Judenmord zu Judenburg in der Christnacht 1312 bearbeiten wollte, bezeichneten, nebst seinem Trauerspiele „Inguo" deutlich die Richtung seines Geistes.

Trotz seines Fleißes ging die im Jahre 1812 von ihm schon begonnene Sammlung seiner Poesien nur langsam von Statten, da er abgespannt und ermüdet öfter damit inne hielt. Er vertraute sie auch wegen seines oft wechselnden Aufenthaltes den Händen seines treuen Freundes Doctor Kumpf, dem er am 11. Oct. 1816 schrieb: „Es fehlen nur noch sechs bis sieben Stücke aus früherer Epoche von 1806, 1808 und 1811 — dann frisch an das Werk."

Im Anfange des Novembers 1816 ergriff ihn ein lange vorbereitetes Nervenfieber, dem er am 27. desselben Monates erlag.

Ein Jahr war verflossen, seitdem die Erde die sterblichen Ueberreste des unglücklichen Dichters, des Körner Steiermark's, aufgenommen, als eine in tiefe Trauer gehüllte Dame auf dessen Grabhügel im Friedhofe zu Adelsberg kniete und betete. Es war Nadine, die aus russischer Gefangenschaft kommend, gänzlich verwaist, da ihr Vater auf den Schneefeldern Rußland's beim Rückzuge des französischen Heeres den Tod der Ehre gefunden, ihren Geliebten in den Bergen Steiermark's aufsuchte und seiner Spur folgend, in Adelsberg hörte, daß er gestorben.

Nach Paris zurückgekehrt trat sie in den Orden der Barmherzigen Schwestern.

Die Freunde des Dichters Fellinger ließen ihm in seinem Geburtsorte Peggau an der Poststraße vor seinem Geburtshause, dem jetzt größtentheils umgebauten Fellingerschlößl, ein einfaches Denkmal von Gußeisen setzen. Die Aufschrift in goldenen Lettern lautet:

„Gustav Fellinger."
Extinctus amabitur idem.
Hor.

O Morgen! süßer Wiederschein von oben,
Du Blick des Hohen, den wir jubelnd loben
O stiller Engel, der an Gräbern wacht!
Ich sehne mich voll Sehnsucht dir entgegen
Und will mich heiter einst zur Ruhe legen,
Ich bin ja dein gewiß nach kurzer Nacht.

(Seine Worte.)

Gestiftet von seinen Freunden im Jahre 1818.

Doch auch hier that die Zeit das Ihrige, wie sie den vaterländischen Dichter von seinen Landsleuten beinahe vergessen werden ließ. Die Gedenktafel ist verrostet, die Buchstaben sind kaum mehr zu erkennen und das Ganze ist von Straßenstaub bedeckt. Es wäre wirklich an der Zeit, das Denkmal des Sängerhelden einer gründlichen Restauration zu unterziehen, oder sollen auch daran Uhland's Worte wahr werden?
„Versunken und vergessen, das ist des Sänger's Fluch!"

Bücherschau.

(Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern, begonnen von Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. Karlmann Tangl IV. Band, I. Heft.)

Nach langer Pause liegt wieder ein neu erschienenes Heft der unvollendeten kärntn. Geschichte vor uns, welches die fast aufgegebene Hoffnung, diese Geschichte noch fertig zu sehen, neu belebt. Sehr erfreulich ist es, daß Tangl, der schon durch so viele heimatliche Geschichtswerke von seiner Befähigung sowohl als von seiner Vaterlandsliebe vielfältige Beweise geliefert, wenigstens theilweise für die Vollendung dieses jedem gebildeten Vaterlandsfreunde so hochwichtigen Werkes gewonnen wurde.

In der Vorrede sagt uns der Autor, daß er vom Ausschusse des kärntn. Geschichts-Vereines aufgefordert, das durch den Tod Ankershofen's unterbrochene Handbuch der Geschichte Kärnten's zu vollenden, seine Theilnahme zugesagt, jedoch erklärt habe in Rücksicht auf sein Alter und seine Gesundheit &c., nur die zwei letzten Perioden von 1269 bis 1335 bearbeiten zu wollen. (Von letzterem Zeitpunkte bis auf die Neuzeit hat bekanntlich Herrmann die Geschichte vollendet.)

Es ist sehr zu bedauern, daß Tangl nicht den ganzen fehlenden Theil übernahm, denn es wird dadurch nothwendig die Einheit des ganzen Werkes, an welchem nun 4 Historiker gearbeitet haben werden, noch mehr gestört, die Vollendung hinausgeschoben, und wir erhalten endlich in dem bereits erschienenen Hefte die Fortsetzung von etwas nicht Existirenden. Doch zweifeln wir nicht, daß der historische Verein die Vollendung der heimatlichen Geschichte als seine erste, heiligste Aufgabe betrachtet, gegen welche jede andere Thätigkeit als unbedeutend verschwindet, und mit allen seinen Mitteln darnach streben wird, die Lücke baldmöglichst auszufüllen.

Wir können Tangl nur dankbar sein, daß er den Plan Ankershofen's, das ganze geschichtliche Material für den noch zu behandelnden Zeitraum in Form von Regesten zusammenzustellen und eine übersichtliche, geschichtliche Darstellung folgen zu lassen, wie Gallenstein es im Nekrologe angiebt, nicht ausführte und finden dafür die beste Rechtfertigung in der Widmung. Tangl hat sein Werk der Jugend des Vaterlandes gewidmet, durch eine so trockene Form aber hätte er es gerade dieser ungenießbar und unzugänglich gemacht.

Der eingeschlagene Mittelweg, nach welchem für die Thatsachen, welche als hinreichend beglaubigt anzusehen sind, die freie Darstellung gewählt wurde, bei erst zu beglaubigenden aber die Urkunden entweder ganz oder im Auszuge mitgetheilt wurden, war gewiß weit vorzuziehen.

Tangl's Aufgabe umfaßt die 7. und 8. Periode der Geschichte Kärnten's, dessen Gliederung folgende sein wird:

Politische Geschichte. VII. Periode.

Kärnten als erledigtes Reichslehen.

1) Im faktischen Besitze König Otokar's.
1269 — 1286 (1. Heft.)
2) Unter Verwaltung des Grafen Meinhard von Tirol.
1236 — 1286 (2. Heft.)

VIII. Periode.

Kärnten unter den Herzogen aus dem Hause Tirol.
1286 — 1335.

1) Unter H. Meinhard.
1286 — 1295 (3. Heft.)
2) Unter der gemeinschaftlichen Regierung der Herzoge Otto, Ludwig und Heinrich.
1295 — 1310 (4. Heft.)
3) Unter Herzog Heinrich allein.
1310 — 1335 (5. Heft.)

B. Kirchen und Kulturgeschichte.
1269 — 1335 (6. Heft.)

Wie wir aus dem vorliegenden Hefte ersehen, hat der Autor mit Lust und Fleiß sowohl, als vielem Geschicke sich an seine Aufgabe gemacht, wofür ihm das Vaterland zum besten Danke verpflichtet ist; und wir wollen herzlich wünschen, daß langes Leben und Gesundheit deren Vollendung ermögliche. Gerade das eben erschienene Heft enthält sehr viel des Neuen und manche wichtige Berichtigung, und es gebührt Tangl das Verdienst, durch seine emsigen Forschungen die bisher sehr schattenhafte Gestalt des Herzog Philipp viel klarer und bestimmter fixirt zu haben.

Wir geben nächstens davon einen gedrängten Auszug, welcher angemessen dem beschränkten Raume der „Carinthia" die wichtigsten Umrisse enthalten soll.

Ein letztes Wort der Entgegnung.

Als ich die Gegenberichtigung des Herrn Dr. Ilwof las, fühlte ich mich in meinem Gewissen beunruhigt, da mir der Herr Doktor allen literarischen Anstand, wie er unter Gebildeten namentlich bei Erörterung wissenschaftlicher Fragen beobachtet zu werden pflegt, abspricht. Ich ging daher meinen Aufsatz genau durch, wog Zeile für Zeile, Wort für Wort gewissenhaft ab, konnte aber nicht den leisesten Schatten einer Unanständigkeit finden. Ich sprach in meiner Berichtigung die Vermuthung aus, daß dem Schreiber jenes Aufsatzes in der „Carinthia" Nr. 40 der 2. Band von Hermann's Geschichte unbekannt zu sein scheint, daß er, wenn er sich die Mühe geben will, dieses Werk zu studiren, eine gründliche Bearbeitung der Reformations-Geschichte Kärnten's finden wird. Es wird ohne jede Randbemerkung ein Widerspruch nachgewiesen. Es wird endlich erwähnt, daß mit der zweiten Urkunde nichts Neues gebracht wurde, sondern daß Hermann dasselbe bereits ausführlicher und gründlicher berichtet hat.

Gewiß kann durch den Ton dieser rein objektiv gehaltenen Berichtigung nur die maßloseste Eitelkeit sich verletzt fühlen. Um so begieriger war ich, nachdem ich diese Einleitung gelesen, auf die Form der Gegenberichtigung, indem ich natürlich erwarten mußte, darin ein Muster literarischen Anstandes, diplomatischer Feinheit zu finden. Wie arg ich enttäuscht war, wird jeder unparteiische Leser wissen, denn von diesen Vorzügen ist doch nicht die geringste Spur zu entdecken.

Herr Ilwof sagt in seiner Gegenberichtigung, es sehe jeder, der logisch denken und schreiben gelernt hat, daß die bezüglichen Kapitel in Hermann's trefflicher Geschichte Kärnten's nicht eine Geschichte der Reformation und Gegenreformation Innerösterreich's enthalten. Hier meint er wohl, daß Kärnten und Innerösterreich nicht gleichbedeutend seien, aber Kärnten ist doch ein Theil Innerösterreich's und in seinem ersten Aufsatze, „Carinthia" Nr. 40, wird deutlich und ausdrücklich genug gesagt, daß auch Kärnten's Reformationsgeschichte noch ihres Bearbeiters harre. Diese feine Widerlegung scheint also eben nicht sehr logisch. Oder sollten Kapitel der trefflichen Geschichte Hermann's, welche überschrieben sind, Ursachen und Veranlassungen der Reformation, Festsetzung der Reformation, Gegenwirkungen der Katholiken, die Gegenreformation, vielleicht etwas anderes enthalten, als Reformations-Geschichte? Durch diese Behauptung Ilwof's, daß die bezüglichen Kapitel nicht innerösterreichische Reformations-Geschichte enthalten, wird der Zweifel, ob er Hermann's Werk gelesen, wohl nicht gehoben. Eben so ist es sehr bestreitbar, daß die Gegenreformation 1601 in Innerösterreich vollendet war; sie wurde wenigstens von den Machthabern nicht als vollendet angesehen, sonst hätten sie die Reformkommissionen gewiß nicht fortgesetzt, ob diese nun ganzen Genossenschaften und Gotteshäusern, oder einzelnen Bekennern des lutherischen Glaubensbekenntnisses galten, bleibt sich gleich, und es ist wohl klar, daß, so lange solche Commissionen noch Beschäftigung fanden, die Gegenreformation nicht beendet war. Es würde übrigens den

Raum dieser Blätter weit überschreiten, die subjektiven Anschauungen Herrn Jlwof's weitläufiger zu berichtigen, daher verweise ich jene, die sich dafür interessiren, wiederholt auf Hermann's Geschichte.

Herbert.

Verschiedenes.

(Die deutsche Zeitungspresse in Nordamerika.) Wie Pittsburg und Cincinatti in der Mitte, so sind Chicago und St. Louis im Westen der nordamerikanischen Union die großen Centralpunkte des Deutschthums. Auf dem geraden Wege von Cincinatti nach St. Louis, in Indiana und im östlichen Illinois, scheint sich das deutsche Element der Bevölkerung schnell zu verlieren, dann taucht es aber wieder auf und erstreckt sich mehr und mehr längs des Mississippi und seiner Zuflüsse. Durch ganz Süd-Illinois, das „Aegypten" oder die Kornkammer des Westens, verzweigen sich die deutschen Ansiedelungen bis hinauf zu der fast rein deutschen Kleinstadt Belleville; weiter nordwärts haust mancher jener großen deutschen Viehzüchter, deren Heerden nach Zehntausenden zählen. Dann folgen die Farmer, Schweinezüchter, Händler und Kaufleute um und in Chicago und Milwaukie; weit hinauf am See und hier im Norden wie westwärts von St. Louis bis nach Kansas und Nebraska hinein wohnen und wandern, immer weiter dringend, überall deutsche Gemeinden, Familien, einzelne Trapper und Pioniere der Kultur. Wie östlich von St. Louis Belleville, so wurde westlich am Missouri die Winzerstadt Hermann ein kleinstädtischer Centralpunkt, der jedoch seine Glanzzeit hinter sich zu haben scheint und von den neueren westlichen Städten mit gemischter deutscher und amerikanischer Bevölkerung, wie Jefferson City und St. Joseph, überflügelt wird. Begreiflicherweise hat die deutsche Presse in solchen Gegenden und Städten, wo die Landsmannschaft zahlreich und unwillkürlich mit dem Lande und Volke verwachsen ist, ein großes Feld und eine bevorzugte Stellung. Ueberall erwacht bei dem deutschen Einwanderer, zugleich mit seinem ungehemmten Fortkommen, der Drang nach jener Bildung und Aufklärung, die ihm in der alten Heimat meist unzugänglich blieb. Jeder hält sich zu einer Partei und liest die Zeitung derselben, die Familie liest sie mit, und Allen wird bald das Politisiren zur andern Natur. Wie in einigen Gegenden Süddeutschland's, sind die Bierwirthe häufig die politischen Tonangeber, wie ihre Lokale Sammelpunkte. Der deutsche Literat, den das Geschick nach dem Westen verschlägt, findet dort ohne Schwierigkeit Beschäftigung an einer Zeitung und mit Begierde ergriffenen Ersatz für die daheim versagte Befriedigung, seiner Gesinnungstüchtigkeit Luft zu machen und sein Licht leuchten zu lassen.

Seit dem selbstverschuldeten Untergange des eine Zeitlang fast allvermögenden „Anzeiger des Westens" in St. Louis theilen sich Olshausen's „Westliche Post" und Hillgärtner's „Neue Zeit" in St. Louis und Brentano's weitverbreitete „Illinois Staatszeitung" in die republikanische Domäne des Westens; seit Kurzem erscheint auch ein „Neuer Anzeiger des Westens" in St. Louis. Flüchtlinge aus allen deutschen Staaten von den Jahren 1848 und 1849 her stehen an der Spitze der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Zeitungen. Die Verbreitung und Festigung deutschen Wesens und Geistes in jenen entlegenen Gegenden ist von hoher Bedeutung für die Civilisation; das deutsche Element ist ja doch vielleicht das edelste unter der Völkermischung, die sich auf jenem Boden vollzieht. Das ruhige Selbstbewußtsein und die Entschiedenheit der Deutschen imponirt dem Amerikaner gewaltig; er erkennt die achtunggebietende Stellung, die der Deutsche sich errungen, er ehrt die Biederkeit und Gemüthstiefe des deutschen Wesens, er eignet sich sogar deutsche Sitten und Gewohnheiten an, und nicht bloß das vom Deutschen unzertrennliche Lagerbier, sondern auch der deutsche Weihnachtsbaum ist sammt seinem ursprünglichen Namen in weiten Bezirken des fernen Westens bereits eingebürgert.

Die Zahl der deutsch-amerikanischen Zeitungen ist sehr beträchtlich; jeder Ort mit ein paar tausend Einwohnern hat seine verschiedenen Parteiorgane, die hier so rasch aus dem Boden wachsen wie die Fenzen der Ansiedler. Die Mehrzahl nähret ihren Mann, einzelne werden nach und nach Goldgruben. Der Absatz der Zeitungen bewegt sich in der Regel zwischen 2000 und 6000; die mehr der Unterhaltung gewidmeten Sonntags- und Wochenausgaben zählen mehr Abonnenten. Die Verbreitung der Blätter geschieht hauptsächlich durch Agenten, welche gegen hohe Procente Inserate übernehmen und Abonnenten sammeln, da sich die Postämter mit dem Zeitungsvertrieb nicht befassen. Die Lebensfähigkeit einer Zeitung ist dort mehr als anderswo eine Frage der Anciennetät; ein Blatt, das einige Jahre zu bestehen vermochte, gilt für wohl fundirt und gut verbreitet und erhält in Folge dessen Annoncen, die stets stärker werdende Hauptquelle der Rentabilität. Ungefähr ein Drittel dessen, was die deutsch-amerikanischen Blätter als Unterhaltungslectüre und politische Nachrichten bringen, ist Abklatsch aus europäischen Blättern. Der Schwerpunkt liegt in den Leitartikeln, die, für die Masse geschrieben und auf den Tag berechnet, kurz und kräftig, leicht verständlich und derb, in naturwüchsiger und burschikoser Sprache, die von einem wirkungsvollen Geist der Freiheit durchweht ist, auf ihre bestimmten, meist Parteiziele, losarbeiten. Auf einzelne Blätter näher einzugehen würde zu weit führen; es genüge zum Schluß die Bemerkung, daß der deutsch-amerikanische Zeitungs-Katalog unserem deutschen an Umfang kaum nachsteht, und daß den ersten Rang unter den deutschen Blättern der Union die „New-Yorker Staatszeitung" mit wenigstens 25.000 Abonnenten einnimmt.

(Watt als Erfinder der Lichtbildnerei.) Wie bekannt, wird der Pariser Maler Daguerre als Erfinder der Lichtbildnerei betrachtet, indem er die zufällige Entdeckung eines anderen Franzosen benutzte und verbesserte und dieselbe nach seinem Namen Daguerreotypie benannte. Es hat sich jetzt aber herausgestellt, daß schon James Watt, der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine, Lichtbilder auf Silberplatten und selbst auf Papier fertigte. Proben dieser Lichtbilder, die sowohl Gebäude als Portraits darstellen, wurden zufällig zu London im Patent-Museum entdeckt. Da man zur Zeit Watt's noch kein Jodin kannte, hatte er wahrscheinlich Chlorin zu seinen Versuchen gebraucht.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 46 Sonnabend, den 14. November 1863.

Geschichte des Herzogthums Kärnten

bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern, begonnen von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. Karlmann Tangl. IV. Band. I. Heft. *)

Ulrich, Herzog von Kärnten und Herr von Krain und der Mark war kinderlos gestorben. Sein rechtmäßiger Erbe war sein überlebender, leiblicher Bruder Philipp, nachdem dieser niemals auf sein Erbrecht verzichtet hatte, und ein ohne seine Einwilligung bezüglich der Nachfolge mit König Ottokar von Böhmen geschlossener Vertrag für ihn nicht bindend war. Philipp war zum geistlichen Stande bestimmt; aber obwohl er in seiner Jugend Titularprobst am Wyssehrad und Prag, und später durch zehn Jahre erwählter Erzbischof von Salzburg gewesen war, in der Folge zum Patriarchen von Aquilea gewählt wurde (für welche Wahl er die päpstliche Bestätigung nie zu erwarten hatte), so hatte er sich doch hartnäckig geweigert, die höheren geistlichen Weihen zu empfangen und war demnach immer noch als Laie anzusehen.

So wurde Philipp auch von den herzoglichen Städten und Märkten, sowie auch von vielen herzogl. Vasallen als rechtmäßiger Herzog anerkannt. Gegen Philipp trat König Ottokar von Böhmen, sein leiblicher Vetter, mit Erbansprüchen auf: Ottokar's Vater, König Wenzel und Philipp's Mutter Jutta waren Geschwister. Der König gründete sein Erbrecht auf eine im Podiebrad am 4. Dez. 1268 ausgestellte Urkunde, worin ihn Herzog Ulrich für den Fall, daß er ohne eheliche Nachkommenschaft sterben sollte, zum Erben aller seiner Länder und Besitzungen einsetzte. Allein diese Verfügung war vollständig widerrechtlich und sprach der bestehenden Successions-Ordnung vollständig Hohn. Denn abgesehen von der mangelnden Einwilligung des deutschen Königs, der Curfürsten und Ministerialen der genannten Länder, fehlte auch Philipp's, des rechtmäßigen Erben, Zustimmung.

Die Aussichten waren, trotz des mangelnden Rechtes, für Ottokar viel günstiger als für Philipp, welcher gegen die Macht des Königs nur ein kleines Häuflein Treuer aufbringen konnte und viele Gegner hatte. So war Albert von Görz ein unversöhnlicher Feind Philipp's, dagegen ein treuer Anhänger Ottokar's, eben so Ulrich von Heunburg, der mächtige kärnt. Dinast, dem Ottokar, für den Fall des Todes des alten Herzogs, dessen junge Gemahlin versprochen haben mochte. Philipp hatte sich überdieß als Erzbischof von Salzburg viele Feinde gemacht, indem er mit allen Nachbarn, den Herzogen von Baiern, dem Grafen von Tirol, dem Grafen von Görz, den Grafen von Ortenburg, Heunburg und Pfannberg schwere Kriege geführt und sich als Sieger hart und übermüthig bewiesen hatte. Auch in die Steiermark war er eingefallen, um mit Feuer und Schwert zu wüthen. Als er vom Papst abgesetzt wurde, verwüstete er schonungslos alle salzburgischen Besitzungen, so wie jene der Anhörigen seines Nachfolgers. So wurde Ottokar von allen diesen Beleidigten und Beschädigten und von einer großen Anzahl Ehrgeiziger, die sich von ihm mehr erwarteten, anerkannt.

Bis zum Winter des Jahres 1270 jedoch blieb Philipp im Besitze, da er sich der Treue seiner Anhänger gleich nach seines Bruders Tode versichern und sich der Burgen und Orte bemächtigen konnte, die dieser inne gehabt hatte.

Ottokar schickte vor der Hand zur Besitzergreifung seinen Rath Probst Konrad von Brünn, der von den Anhängern des Königs glänzend empfangen und welchem zwei herzogliche Burgen übergeben wurden, während Philipp's Getreue ihn mit Schmähungen überhäuften. Ottokar schrieb nun an Philipp und klagte ihn als Urheber des Streites an, indem er hinzufügte, daß er ihn, wenn er sich nicht gegen ihn aufgelehnt hätte, gut behandelt haben würde, nun aber seine Angriffe zurückweisen werde. Ferner schloß er zu Cividale mit den Kapitularen der Kirche von Aquilea, den Freien, Ministerialen und Gemeinden von Friaul ein Schutz- und Trutzbündniß, um Philipp's Stellung dort unhaltbar zu machen, welches aber nur

*) Siehe „Carinthia" Nr. 45.

wenige Wochen Bestand hatte; denn schon einen Monat nach dem Abschlusse desselben findet man Philipp als Generalkapitän von Friaul im vollen Besitze der weltlichen Macht.

Inzwischen kam es zwischen Ottokar und dessen Onkel König Stephan von Ungarn zum Kriege, welchen Umstand Philipp benützte, indem er mit König Stephan ein Schutz- und Trutzbündniß schloß.

In Kärnten spielte Probst Konrad eine klägliche Rolle.

Von Ottokar's Partei wenig unterstützt, von Philipp verfolgt, trat er endlich zu diesem über, welcher nun, da er von Kärnten nichts zu befürchten hatte, einen Feldzug beabsichtigte, um in Friaul König Ottokar's Besitzungen und die seiner Bundesgenossen anzugreifen.

Um die Frevel des Grafen Albert von Görz zu bestrafen, welcher den Patriarchen Gregor von Aquilea in einem Hinterhalte gefangen, und nachdem Albert Bischof von Konkordia, Vizedom des genannten Patriarchen, ebenfalls in einem solchen Hinterhalte gefallen war, zog Philipp am Jahrestage der Gefangennehmung des Patriarchen gegen die dabei betheiligten Friauler Adelichen aus und verwüstete ihre Besitzungen, wodurch er sehr an Ansehen gewann. Dieser Sieg über die Schützlinge des Görzer Grafen wäre nur ein Vorspiel dessen gewesen, was des Grafen Albert selbst wartete, denn an Tapferkeit und Heerführung kamen Philipp wenige gleich; doch die Umstände hinderten ihn daran. Ottokar gerieth in übermäßigen Zorn, als er diese Vorgänge erfuhr. Doch schloß er Philipp unter der Bedingung, daß dieser sich ruhig verhalte, in den mit König Stephan geschlossenen Waffenstillstand ein.

Philipp war jedoch von solchem Hasse gegen Ottokar beseelt, daß er trotzdem das dem Könige gehörige Schloß Pordenone angriff und belagerte, worauf ihn Ottokar von der Wohlthat des allgemeinen Friedens ausschloß. Hievon wurde er durch seinen Verbündeten König Stephan in Kenntniß gesetzt, der ihn in diesem Schreiben weder Herzog von Kärnten noch Generalkapitän von Aquileja mehr nennt, wahrscheinlich weil der Sieger Ottokar keinen dieser Titel anerkannte.

Es scheint, daß Philipp dann auf Stephan's Rath die Belagerung aufhob, indem er auch eine Reise nach Ungarn zu seinem Bundesgenossen beabsichtigte. Wann diese in Ausführung kam, ist nicht bekannt, wohl aber, daß ihn das Kapitel von Aquilea für diese Reise, für ihn selbst, seine Begleiter und Diener mit Kleidern und Geld versah.

Bei dem Fürstentage am 16. Oktober 1270, an welchem die beiden Könige auf der Donauinsel zwischen Presburg und Pottenburg ihren Frieden schlossen, erschien Philipp nicht, und wurde, wie zu erwarten war, von demselben ausgeschlossen, wobei er jedoch wohl nicht viel verlor; denn Ottokar würde Abtretung und Niederlegung aller seiner Würden verlangt haben. — Es wäre überflüssig zu wiederholen, wie ungleich die Macht der beiden Gegner war. Im Spätherbste desselben Jahres brach nun Ottokar mit seinem ganzen Heere gegen Krain auf. Ulrich von Lichtenstein führte den ersten Heereshaufen, welchem der König mit dem Hauptheere folgte. Er forderte die Veste Windischgrätz zur Uebergabe auf, welche sich auch, da sie nicht gerüstet war, ergeben mußte.

Von dort zog er durch's Santhal bis Laibach, wo inzwischen Ulrich von Lichtenstein angekommen war und reichlich für den Lebensbedarf von Menschen und Thieren gesorgt hatte. Am 3. Tage nach zweitägiger Ruhe griff der König die Stadt an und nahm sie im ersten Anlauf, worauf sich die Burg freiwillig ergab, wofür die Besatzung nach Ablegung der Waffen frei abziehen durfte. Alle bedeutenderen Burgen Krain's, worunter Landstraß und Stein genannt werden, ergaben sich ohne Widerstand. Hierauf zog Ottokar gegen Kärnten und zwar, wie Tangl vermuthet und nachweist, durch das Kanalthal.

In Villach findet man Ottokar bereits umgeben von kärntn. Prälaten, Grafen und Ministerialen, als die beiden Grafen Ortenburg, Sternberg, Julian von Seeburg, dessen Burg, jetzt Ruine, am Wörthersee bei Pörtschach lag, Ulrich von Heunburg, Pfannberg, dann Seyfried Mährenberg, Friedrich von Pettau, welche Besitzungen in Kärnten hatten. Diese Herren fungirten sämmtlich auf einer in Villach ausgestellten Urkunde als Zeugen. Aus einer in Wien ausgestellten Urkunde ersieht man, daß auch Wilhelm von Kraig, dann der Schenk von Kärnten, Albert Zisel, und Otto von Volkenmarcht Ottokar's Anhänger waren.

Die Herren von Karlsberg, Osterwitz, Freiburg und Hafnerburg, deren Namen man vermißt, waren wahrscheinlich Philipp treu geblieben.

Unter den Klöstern war das von den Sponheimern gegründete und mit Wohlthaten überhäufte Cisterzienserstift Viktring das erste, welches abfiel. Obschon Ottokar nun an Philipp und Probst Konrad

Rache nehmen wollte, wurde doch ein Friede vermittelt, in welchem nach dem Ausspruche von vier Schiedsrichtern Philipp dem Könige alle Länder, Städte und Burgen, die er inne gehabt hatte, abtreten mußte Auch forderte der König, daß Philipp auf alle dem Patriarchate gehörigen Burgen Verzicht leiste, und daß er sich aus Kärnten entferne.

Dafür wies ihm Ottokar das Gericht und die Mauth zu Krems und die Burg Pörsenburg als Wohnsitz und Unterhalt an. Palacki erzählt, Ottokar habe sich nach alter Sitte am Herzogsstuhle huldigen lassen; doch wird dieß von Tangl als unwahrscheinlich widerlegt.

Vor seinem Abzuge vermählte Ottokar noch die verwitwete Herzogin Agnes mit Ulrich Grafen von Heunburg. Ottokar wollte dadurch wohl eine ebenbürtige Verbindung hindern, weil ein fürstlicher Gemahl nicht nur die babenbergischen Allode (Agnes Mutter war eine Babenbergerin), sondern auch Oesterreich und Steiermark hätte beanspruchen können. Uebrigens war Ulrich Graf von Heunburg eine durch hohe Ritterlichkeit ausgezeichnete Persönlichkeit. Sie mußte bei der Vermählung nicht nur auf alle babenbergischen Allode, sondern auch auf ihr Witthum in Kärnten und Krain, und Graf Ulrich auf Perneck und Drosendorf in Oesterreich Verzicht leisten, wofür ihnen eine gewisse Summe Mark Silbers versprochen wurde. Als die Brautleute mehr verlangten, schüchterte er sie durch Drohungen ein.

Ottokar machte, wie Tangl nachweist, durch Kärnten's Erwerbung einen bedeutenden Gewinn.

Auf seiner Heimfahrt schloß der König noch einen Vergleich in Judenburg mit Erzbischof Friedrich von Salzburg, bezüglich der Salzburgerlehen in Oesterreich, Steiermark, Kärnten u. s. f.

(Schluß folgt.)

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleidertrachten.

Bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts.

Vorgetragen von A. R. v. Gallenstein.

II.

Die priesterliche Kleidung.

Das öffentliche Leben läßt sich nach seinen zwei Hauptrichtungen am füglichsten in das religiöse und staatliche Leben untertheilen; Ersterem entspricht — als charakterisirende Form — die priesterliche, Letzterem die Staats- und Krieger-Tracht.

Auch in diesen Beziehungen bleiben, wenn wir in die frühesten geschichtlichen Zeiten zurückgehen wollen, Grabstätten, Denkmale und die Aufzeichnungen gleichzeitiger Schriftsteller, oder schriftliche Ueberlieferungen überhaupt, unsere Hilfsmittel.

Bezüglich der priesterlichen Tracht bei den alten Deutschen, d. i. der Amtskleidung der Priester bei den ihrem Stande obliegenden Funktionen, sind wir wohl fast ausschließlich auf die schriftlichen Mittheilungen der Zeitgenossen oder späteren Schriftsteller angewiesen.

Obwohl in alten, erweislich germanischen Grabstätten nicht selten Geräthschaften gefunden werden, an deren Gebrauch für Zwecke des Cultus, wie z. B für Opfer u. dgl., nicht zu zweifeln ist, hat sich bis jetzt in solchen nichts entdecken lassen, was als Ueberrest priesterlicher Kleidung oder priesterlichen Schmuckes gelten könnte.

Dagegen geben die Mittheilungen Strabo's, J. Cäsar's und des Tacitus — unsere Hauptquellen über die alten Germanen — mancherlei Aufschlüsse über den Priesterstand derselben.

Ihre Schilderungen über das Familien-Leben der alten Deutschen geben zu entnehmen, daß selbst dieses schon in sehr früher Zeit gewissermaßen ceremoniell entwickelt war.

Die hohe Achtung, welche das Frauen-Geschlecht bei ihnen genoß, die aber insbesondere der Hausfrau und Mutter gezollt wurde, die unantastbare Keuschheit und Sittenstrenge der germanischen Frauen, die bei den Germanen im Allgemeinen herrschende Sitte der Monogamie, die hohe Ehrfurcht der Kinder vor ihren Eltern und junger Leute vor dem Alter überhaupt, lassen in der That auf die von Tacitus ausdrücklich und auch von Cäsar, im Gegensatze zu der lasciven Lebensweise der Gallier, hervorgehobene höhere Weihe und ceremonielle Form des Familienlebens der alten Deutschen schließen.

Dieß findet auch in mehreren ihrer Gebräuche seine Bestätigung.

Die Sitte, den Bräuten als Hochzeitsgeschenk nicht unnütze Dinge, sondern ein gezäumtes Pferd, einen Schild nebst Framea (die kurze steinerne oder eherne meißelförmige Keule) und ein Schwert darzubringen, die Strafe des Haar-Abschneidens für Ehebrecherinnen, die feierliche Wehrhaftmachung des mannbar gewordenen Jünglings mit Schild und Speer, das Verbrennen oder die Bestattung der in der Schlacht Gefallenen mit ihren Waffen, berechtigen ganz gewiß

zu dem Schlusse, daß bereits das Privatleben der alten Germanen in seinen Einzeln-Verhältnissen in besonderen, sie bestimmter bezeichnenden Formen zur äußerlichen Erscheinung gekommen war.

Noch entschiedener ausgesprochen und äußerlich ersichtlich sind diese Formen in Beziehung auf den Kultus. Hier waren sie einerseits durch das Wesen des Kultus selbst bedingt, andererseits aber auch durch die Träger und Vertreter desselben hervorgerufen und befördert.

Aber die Priesterschaft der Germanen war nicht, wie die Druiden der Britannen und Gallier, — ein besonderes, vielgegliedertes Institut; sie erschien vielmehr aus den eigenthümlichen patriarchalischen Lebens-Verhältnissen des germanischen Stammes hervorgegangen, ohne gerade durch ein äußerlich ersichtliches Band zu einer festen Gesammtheit verbunden zu sein.

Während das Druidenthum mit vielerlei Geheimlehren und einer über alle Erscheinungen der Natur sich verbreitenden Symbolik ausgestattet war und den eigentlichen Ausflußpunkt aller wissenschaftlichen Kultur bildete, verfolgte die germanische Priesterschaft fast ausschließlich nur religiöse Zwecke und angehörte überhaupt nur dem im Allgemeinen hochgeachteten und angesehenen Stande der Aeltesten und Weisen des Volkes.

Zumeist war die priesterliche Würde mit der des Häuptlings oder Herrschers vereinigt; aber auch da wo sie selbstständig bestand, hatten die Träger derselben nie einen gewaltsam bestimmenden Einfluß auf den Willen des weltlichen Oberhauptes. In Heereszügen war es vorzugsweise ihre Obliegenheit, die Zucht der Krieger zu überwachen und zu leiten.

Auch die richterlichen Vermittelungen waren fast ausschließlich ihnen übertragen.

Eine Hauptaufgabe der Priesterschaft aber war es, durch ihre Lehren über die Fortdauer nach dem Tode den Muth des Volkes zu entflammen und dasselbe für die ungebundenste Tapferkeit, — für den Heldentod — zu begeistern.

Den hervorragenden Einfluß der Priester auf die große Masse des Volkes wahrte zunächst auch die mysteriöse Ausübung des Kultus, mit welcher in frühester Zeit auch Menschenopfer, immer aber Wahrsagerei und allerlei schauererregende Ceremonien verbunden waren.

Hiebei standen den Priestern auch heilige Frauen, eine Art weiblicher Priesterschaft, zur Seite.

Diese besorgten theils mit ihnen den eigentlichen Götterdienst auf den geweihten Opferstätten, theils aber betrieben sie Wahrsagekunst und Zauberei.

Nebstbei oblagen diese heiligen Weiber, welche bei den Germanen in großem Ansehen standen, auch der Kräuterkunde, aus welcher sie medizinische Kenntnisse schöpften, deren Anwendung aber immer mit dem Schleier geheimer Wissenschaft umhüllt wurde.

Interessant ist es, daß die Erinnerung an diese heiligen Frauen auch hierlandes hie und da im Sagen-Gewande im Munde des Volkes noch fortlebt. So bezeichnet die Volkssage mehrere, wahrscheinlich uralte, Höhlen in den Felswänden nordwestlich von Pörtschach (am Wörther-See) als die einstigen Wohnungen der heiligen Weiber.

Den eben angedeuteten Verhältnissen entsprach auch die äußere, kleidliche, Erscheinung der germanischen Priesterschaft.

Da es in derselben nicht, wie bei den Druiden, verschiedene, auch durch ihre Tracht gekennzeichnete Rangstufen gab, sondern allen einzelnen Mitgliedern eine vollkommen gleichmäßige Würde und Heiligkeit anklebte, entfielen auch alle äußeren Abzeichen jedwedes Rang-Unterschiedes.

Zudem verschmähte die Einfachheit und der strenge Ernst des germanischen Charakters jene phantastischen Aeußerlichkeiten, in welche das Druidenthum sich zu hüllen nöthig fand.

Das im Allerthume überhaupt als Feierkleid geltende reine Linnengewand in wallender Fülle und schleppender Länge war zweifelsohne durchgängig die Bekleidung der germanischen Priester wie der heiligen Frauen, und es mochte das lange faltige Linnen-Hemd der Ersteren von der Gewandung der Letzteren kaum verschieden gewesen sein.

Aehnliches über die Kleidung der germanischen Priester erzählt Tacitus bei der Erwähnung der „Nahanarvallen"; die heiligen Weiber schildert Strabo ausführlich in seinen Mittheilungen über die Cimbrer.

„Die Weiber," sagt er, „die hier, gleich jenen „Druidinen, sich den Schaaren der Krieger angeschlossen „hatten, einerseits um deren Muth zu entflammen, ande„rerseits um die Gefangenen sofort dem Kriegesgotte „zu opfern, waren je mit einem Untergewande gegürtet „mit eherner Spange, und darüber mit einem linnenen „Mantel, den eine Schulter-Schnalle hielt, angethan. „Ungeachtet auf ihnen ein hohes Alter lastete, gingen „sie dennoch baarfuß, das schon ergraute Haupt mit „einem Kranze geziert, in der Hand das Opferschwert „tragend."

Dieses lange, wallende und faltige Linnengewand blieb bei den Priestern der alten Deutschen noch lange, auch nachdem der Kultus schon vielerlei Umstaltungen

und Abschwächungen erfahren hatte, das eigentliche Ceremonienkleid, und wurde als solches auch vom christlichen Cultus übernommen und noch bis in das spätere christliche Mittelalter beibehalten.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß bereits in den ersten Zeiten des Christenthumes, gleichzeitig mit der Einführung desselben, auch die priesterliche Kleidung eine bestimmte Form und Ausschmückung angenommen habe.

Die Gestaltung, welche die heiligen Gewänder der christlichen Kirche in den späteren christlichen Jahrhunderten erhielten und auch bis auf unsere Tage — mit wenigen Abänderungen — beibehalten haben, war eine Folge der Entwicklung des Kunstsinnes und eines gewissen Kunstgeschickes, welche in den, großentheils aus Armen und Geringen zusammengesetzten Gemeinden der ersten Christenheit wohl nicht möglich war. Andererseits konnte diese allmählige Ausbildung nur unter dem fördernden Einflusse einer gewissen Ruhe und behaglichen Wohlhabenheit stattfinden, deren im Allgemeinen die ersten Christusbekenner keinesfalls sich erfreuen konnten.

In jenen Tagen, als die Christen von Juden und Heiden Verfolgungen jeder Art zu erdulden hatten, als sie ihren Gottesdienst bald in abseit gelegenen Gebäuden und Kammern, bald in unterirdischen Grüften und Höhlen zu feiern genöthiget waren, mußten sie begreiflicher Weise mit dem Allernothwendigsten an heiligen Gewändern und Geräthen sich begnügen und auf jeden Schmuck, auf jede weitere Zuthat Verzicht leisten.

Erst, als die Gefahren, mit denen die christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens von allen Seiten bedroht war, allmählig beseitiget wurden und ihre Bekenner freier auftreten durften, begannen auch die äußeren Formen des Cultus und der Liturgie sich freier zu entfalten.

Die eingehendsten archäologisch-liturgischen Forschungen haben zweifellos dargethan, daß die Gewänder, deren in den ersten Jahrhunderten des Christenthumes die Diener der christlichen Kirche und ihre Vorsteher bei der Feier des Gottesdienstes sich bedienten, in Form und Schnitt den Kleidern ganz ähnlich waren, welche damals von Vornehmen und Reichen, von den Senatoren und Patriziern Rom's als gewöhnliche Privatkleidung öffentlich getragen wurden.

Es wurde, jedoch freilich nicht immer mit entsprechendem Erfolge, darauf geachtet, ja, in späterer Zeit selbst durch eigene kirchliche Verordnungen geboten: daß die einmal als kirchliche Feier-Gewänder benützten Kleider nicht wieder in profanen Gebrauch genommen wurden, sondern ausschließlich kirchlichen Zwecken gewidmet blieben.

Das Christenthum war, wie schon früher erwähnt wurde, bei seinem ersten Auftreten in Rom und Jerusalem, wenn auch nicht ausschließend, doch vorzugsweise die Religion der Armen.

Nichtsdestoweniger zählten aber in beiden genannten Orten edle Frauen aus höheren Ständen und Männer, welche den ersten Klassen der Gesellschaft angehörten und hohe öffentliche Aemter bekleideten, zu den Jüngern des Gekreuzigten.

Diese überließen häufig nicht nur ihre Privatwohnungen für die kirchlichen Versammlungen der Christen, sondern sie widmeten vielfältig profane Gegenstände häuslichen Gebrauches, z. B. Gefäße, Lampen u. dgl. zur gottesdienstlichen Verwendung, welche zu jener Zeit, bei der Armuth der Kirche, ohne Bedenken als kostbare Gaben für diese angenommen und für liturgische Zwecke benützt wurden.

Einen Beleg hiefür bietet eine der berühmtesten kirchlichen Reliquien Rom's, die cathedra des heil. Petrus, ein kostbares Elfenbein-Schnitzwerk aus der Blüthezeit der klassisch-römischen Kunst, welches in zahlreichen herrlich gearbeiteten Reliefs die Thaten des Hercules darstellt und auf die eben besprochene Weise in den Besitz der Kirche gelangte.

Derlei Widmungen nun erstreckten sich ohne allen Zweifel auch sehr häufig auf Kleidungsstücke, und man kann mit voller Sicherheit annehmen, daß die Gewänder, deren namentlich im ersten christlichen Jahrhunderte die christliche Kirche in Rom und Jerusalem sich bediente, zum größten Theile Geschenke vornehmer und reicher Christen waren und aus deren Privatgebrauche stammten.

Jedenfalls aber bestanden sie aus edleren, feineren Stoffen, als die gewöhnliche Profan-Kleidung, mit welcher sie wohl Form und Schnitt gemein hatten, vor der sie aber — gleich jenen Senators- und Patrizier-Kleidungen — durch den Reichthum und die Auswahl der eingestickten und aufgenähten Ornamente, — der sogenannten „opera acupictilia“, — wesentlich ausgezeichnet gewesen sein mochten.

Uebrigens muß hiebei auch in Bedacht gezogen werden, daß die christliche Kirche in den ersten Zeiten ihres Bestandes von Gefahren und Drangsalen aller Art umlagert war und sonach weder Zeit noch Gelegenheit hatte, aus ihrem eigenen, innersten We-

sen hervorgehende neue, ihrem Geiste und ihrer Würde entsprechende Kunstformen zu entfalten.

Die archäologischen Forschungen und noch mehr die Katakomben Rom's und Neapel's bestätigen in überzeugender Weise, daß die ersten Anfänge der christlichen Kunst, die man dort in Malerei und Sculptur sehen kann, identisch sind mit den Gebilden aus der Verfalls-Zeit der klassischen Kunst des Heidenthumes, daß die frühchristliche Kunst auf den Ruinen der heidnischen Kunst gegründet wurde.

Eine Verschiedenheit in Form und Schnitt zwischen den kirchlichen und den Profan-Gewändern stellte erst im Verlaufe der späteren Jahrhunderte sich heraus.

Die Verweichlichung und Entartung der Sitten, welche bereits in den Regierungs-Epochen der letzten Kaiser Rom's den Verfall des römischen Welt-Reiches im Keime in sich trug, hatte auch auf die edle, einfache Form der Gewandungen einen nachhaltigen, keineswegs aber vortheilhaften Einfluß genommen.

In noch höherem Maße machten diese ungünstigen Einwirkungen mit dem Beginne der Völkerwanderungen, mit dem allmäligen Eindringen fremder Sitten, Gebräuche und Kleidungen sich geltend.

Was der reine, geläuterte Geschmack der Römer früher als barbarisch verachtet und ferne gehalten hatte, fand in dieser traurigen Periode allenthalben beifällige Aufnahme; mit dem schwindenden Ansehen und der Macht des dahinsiechenden Römer-Reiches sank auch die Kunst von Stufe zu Stufe, und als Romulus Augustulus, der letzte der römischen Schatten-Kaiser, zu Grabe gegangen war, bedurfte es kaum des kurzen Zeitraumes von anderthalb Jahrhunderten, um die Welt-Hauptstadt an der Tiber, — den bisherigen Sitz der klassischen Künste und Wissenschaften, — in Sprache, Sitten und Gebräuchen, ja selbst in den Kleider-Trachten, zum Pfuhle der Barbarei umzustalten.

Die christliche Kirche allein blieb von diesem Wechsel der Sitten und Trachten, wenn auch nicht ganz unberührt, doch nicht wesentlich beeinflußt.

Sie verschmähte es, dem fortwährend wechselnden und immer mehr ausartenden Geschmacke der Zeit zu huldigen und ihre heiligen Gewänder nach den Launen desselben fort und fort zu ändern.

So kam es, daß die kirchliche Gewandung, allein feststehend in dem wechselvollen Drängen der Neuerungen, allmälig eigenthümlich und fremdartig erschien, und in der That auch bereits im 7. Jahrhunderte, nachdem der Strom der Völkerzüge endlich zum Stillstande gelangt war, von der profanen Kleidung der Zeitgenossen auffallend und bleibend sich unterschied, obschon auch hier die edlen reinen Formen der ersten christlichen Zeiten in einzelnen Theilen der Gewandung unter dem Einflusse der fremdländischen barbarischen Gestaltungen gelitten hatten.

Einen wesentlichen Antheil an diesen Verschlimmernagen hatte der, — schon früher beiläufig erwähnte — Mißbrauch, daß Priester und Diakonen der christlichen Kirche auch im Privatleben nicht selten der Gewänder sich bedienten, welche eigentlich nur für die gottesdienstlichen Verrichtungen bestimmt waren, wogegen, namentlich seit dem dritten christlichen Jahrhunderte, von Seite der Vorsteher der Kirche, in Synoden und Concilien Verbote erlassen wurden.

Die älteste dieser Verordnungen gegen den Gebrauch der geheiligten Kirchen-Gewänder bei profanen Veranlassungen mittheilt Anastasius Bibliothecarius in der Lebensbeschreibung des Papstes Stephan zum Jahre 257.

Auch spätere liturgische Schriftsteller des 8. und 9. Jahrhunderts erwähnen wiederholt solcher Verbote.

Der im Jahre 894 gestorbene Geschichtschreiber und Mönch Walafrid mit dem Beinamen Strabo sagt in seinem liber de rebus ecclesiasticis, cap. 4.:

„Die priesterlichen Gewänder haben sich nach und „nach zu der Form und Ausstattung entwickelt, die „sie gegenwärtig haben. Es wurde nämlich in den „ältesten christlichen Zeiten das Meßopfer gefeiert in „jenen Gewändern, wie man sie damals allgemein zu „tragen pflegte, ein Gebrauch, den noch heutzutage „Einige im Oriente beibehalten haben. Stephanus „aber setzte in der 24. Constitution fest, daß die Prie„ster und Diakone sich nicht der heiligen Gewänder „im profanen Gebrauche bedienen sollten, sondern nur „allein in der Kirche."

In dem Maße, als das Christenthum sich immer weiter ausbreitete und feste Wurzeln schlug, regte auch die christliche Kunst immer freier ihre Schwingen.

Aus den dürftigen hölzernen Nothbauten, mit denen die christliche Kirche seit den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens und während der stürmischen drangvollen späteren Perioden sich behelfen mußte, erstanden jetzt die ehrwürdigen, großartigen Dome, deren so manche noch heutzutage uns mit Bewunderung und Erbauung erfüllen, und allmählig umgab sich die Kirche auch mit dem äußeren Pompe, dessen Erhabenheit und Würde selbst dem Nicht-Christen Ehrfurcht einzuflößen geeignet ist.

Jetzt konnte die aufstrebende Kunst auch an den kirchlichen Gewändern ungehindert sich entfalten, und der fromme kindliche Sinn jener Zeiten wetteiferte, gleichwie das Innere der Gott geweihten Hallen, so auch die heiligen Gewänder mit den schönsten, sinnigsten Blüthen derselben auszustatten.

Kostbare Stoffe, Stickereien, welche die Frucht jahrelangen angestrengten Fleißes waren und an Schönheit wie an edlem Geschmacke auch von den Erzeugnissen der heutigen Kunstfertigkeit nicht übertreffen werden, — edle Steine und Perlen weihte die Frömmigkeit freudig dem heiligen Zwecke, und alles dieß wurde mit so richtigem, innigem Verständnisse, — man möchte sagen, mit so heiliger Scheu vor Profanirung, verwendet und verfertiget, daß man, trotz der oft seltsamen, allen Reichen der Schöpfung entnommenen Ornamente, kaum ein derlei Werk deutscher Kunst findet, von dem man behaupten könnte, es sei dasselbe seiner erhabenen Widmung nicht entsprechend.

Der kurze Zeitraum der diesem Vortrage gewidmeten Stunde vergönnt mir nicht, auf ausführliche Schilderungen dieser kunstvollen Stoffe und Stickereien einzugehen.

Ich muß mich dießfalls nur auf gedrängte geschichtliche Umrisse beschränken und auf das vortreffliche, prachtvoll illustrirte Werk von Dr. Franz Bock: „Die Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters" verweisen, welches ich selbst für meine heutigen Mittheilungen mehrfach benützt habe.

Schon in meinem vorjährigen Vortrage habe ich Gelegenheit genommen, des hohen Alters der Webekunst und der verschiedenartigen Erzeugnisse derselben zu erwähnen.

Sie spielt, wie in der Geschichte der Kleidungen überhaupt, so auch in jener der priesterlichen Gewandung eine Hauptrolle, ja, für diese letztere lieferte von jeher fast ausschließlich der Webestuhl das Materiale.

Die Stoffe der ältesten kirchlichen Gewänder — in den zwei ersten christlichen Jahrhunderten — waren, den Ergebnissen der liturgischen Forschungen zufolge, Gewebe aus reiner Schafwolle und feine Linnen-Zeuge, wie man sich deren schon im hohen Alterthume, in vorchristlicher Zeit, zu priesterlichen wie zu Profan-Kleidern bediente.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Von Ludwig Ißleib.

I.
Am Wörthersee.

Als ich zuerst dich sah, o See!
Da lag es trüb auf deinen Wogen.
Mir aber schienst du hell und klar,
Weil meine Seele heiter war;
Denn alle die Gedanken flogen
Zu meines Glückes holder Fee,
Weit über den See.

Nun ich dir wieder nah', o See!
Wo schimmern deine Wasser helle.
Mir aber ist die Seele trüb',
Von meinen süßen Träumen blieb
Mir Nichts; und trüb scheint mir die Welle,
Ach, könnt' ich meines Herzens Weh'
Ertränken im See.

II.
Letzte Rose.

Im Feld und Garten haben Sommergluthen
Die Früchte schnell gebracht zur vollen Reife;
Sie färben sich mit manchem rothen Streife
Und lasten schwer auf Aesten, Zweigen, Ruthen.

Auch Blumen blühen noch; doch Düfte fluthen
Nicht lieblich mehr. Wohin der Blick auch schweife,
Er findet Nichts das lenzhaft ihn ergreife,
Mit Jugendreiz vermöchte anzumuthen.

Nur eine Rose blüht versteckt im Laube:
Die Letzte! — Ach, ein traumhaft süß Erscheinen
In diesen freudeleeren, trüben Tagen.

So muß die Liebe wunderbar behagen
Dem Mannesherzen, dem noch langem Weinen
Zur Wahrheit wird des Lebens schönster Glaube.

Bücherschau.

(Die Sage von Margarethe Maultasche von Ignaz Zingerle. Innsbruck bei Wagner.) Ein interessantes Büchlein, freilich nicht für Damen, denn das Volk war gegen die letzte Fürstin Tirol's sehr ungalant. Da es auch die fabelhaften Kriegszüge jenes bösen Weibes nach Kärnten beschreibt, so verweisen wir das sagenfreundliche Publikum der „Carinthia" auf das sauber ausgestattete Büchlein.

(Gedichte von J. Em. Hilscher. Leitmeritz, Blömer.) Hilscher starb als österreichischer Corporal, nachdem wir dieses Eine gesagt, brauchen wir über sein tragisches Geschick, das er mit dem Tiroler Senn theilt, nichts mehr beizufügen. Beiden gehört ein Platz in der Literaturgeschichte; starb jener jung, so mußte dieser den Becher bis zur Hefe leeren. Die Werke Hilscher's zerfallen in Original-Gedichte, ausge-

zeichnet durch Schönheit der Form und Tiefe der Empfindung und Uebersetzungen vorzüglich nach Byron, deren Meisterhaftigkeit ohne Widerspruch anerkannt wird. Rob. Prutz widmete in seinen „Kleinen Schriften" dem unglücklichen „Krieger und Dichter" einen eigenen Aufsatz; am meisten entspricht uns das Urtheil von Anastasius Grün, welches Seite 322 mitgetheilt wird. Dem Buche vorangestellt ist eine Biographie Hilscher's aus der Feder L. Frankl's.

Heimatliche Chronik.

(Die dritte Kammermusik-Produktion) des Herrn Franz Decker vereinigte am 30. Okt. d. J. ein zahlreiches Publikum. Waren an den zwei früheren Abenden nur die eifrigsten Freunde gediegener Musik und insbesonders der Kammermusik erschienen, so sahen wir dießmal auch Manchen, den bei solchen Gelegenheiten zu sehen wir schon fast entwöhnt waren. Als die hauptsächlichste Ursache des zahlreichen Besuches glaubten wir die durch die Gediegenheit der früheren Aufführungen gerechtfertigte Zunahme der Gunst für diese Produktionen annehmen zu dürfen. — Den Eingang bildete Beethoven's Klaviertrio op. 97, gemeinhin auch Herrentrio genannt. Es ist eines jener Werke des großen Tondichters, bei welchen es für einen nur halbwegs erfahrenen Musikfreund, dem der Autor verschwiegen wurde, unmöglich wäre, auf einen andern als Beethoven zu schließen. Wir wollen damit sagen, daß der Charakter Beethoven'scher Kammermusik darin in seiner ganzen Schärfe ausgeprägt ist, daß darin die ganze Hoheit und Tiefe seines Geistes waltet, der ganze Zauber seiner musikalischen Anmuth uns gefangen nimmt und die volle Gewalt seines kräftigen urdeutschen Gemüthes hinreißend wirkt. Damit sind aber auch alle einzelnen Theile des Trios hinlänglich charakterisirt. Die einzelnen Empfindungen im Besondern zu schildern, die dieser oder jener Satz, dieser oder jener Theil in uns hervorgerufen, schiene uns ein überflüssiges Beginnen zu sein, da Beethoven in seinem musikalischen Ausdrucke, sowie die künstlerische Stufe, auf welcher dieser Tondichter steht, noch nicht jene fast begriffliche Bestimmtheit anstrebt, nach welcher wir die Tondichter der neuesten Kunstrichtung streben sehen. Eben darum ist es aber auch bei unsern Klassikern möglich, daß eine und dieselbe Stelle im Zuhörer Empfindungen und Vorstellungen verschiedener Art hervorrufe, und auch abgesehen von solchen wenigstens im Allgemeinen eine ziemlich verschiedene Auffassung ermöglicht. Nur in einer Richtung wird solche Musik immer gleichartig wirken, daß sie nämlich immer unfehlbar den Eindruck wahrer, ungetrübter, musikalischer Schönheit hervorruft. Gespielt wurde vortrefflich. Als zweite Piece hörten wir zwei Lieder, nämlich: „Erstes Grün" von Schumann und „der Neugierige" von Schubert. Vorgetragen wurden sie von einer jungen Dame, deren schöne Altstimme, um welche ein schwermüthiger Hauch zieht, von einer guten Gesangsmethode unterstützt und gemüthsinniger, sowie richtiger Auffassung geleitet, die Zuhörer zu dem lebhaftesten Beifalle hinriß. Würden noch die Zeiten unseres im Laufe der Jahre untergegangenen Musikvereines bestehen, so könnte der stille Wunsch nicht nur des Schreibers dieser Zeilen: daß sich die junge Dame in einer größern Partie, allenfalls im Altparte eines Oratoriums einmal versuchen möchte, vielleicht in Erfüllung gehen. — Hierauf folgten Variationen von Schumann op. 46 für zwei Klaviere. Wenn das Interesse des Publikums dieser Piece schon von Vornherein zugewendet war, so hatte dieß seinen Grund in dem den Conzertgeber ehrenden Umstande, daß eine durch ihren ungeheuchelten Kunstsinn hervorragende Dame unserer Gesellschaft den einen Klavierpart übernommen hatte. Die Ausführung der schwierigen Variationen, worin die von allen hiesigen Kunstfreunden verehrte Dame vom Conzertgeber in virtuoser Weise secundirt wurde, gab den Beweis, daß die Auffassung und technische Fertigkeit derselben nicht geringer seien, als die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich dem herrlichen Zwecke, nämlich der Einführung gediegener Musik auch in weitere Kreise, widmete, und wodurch sie ein schönes Beispiel für Andere und für die Zukunft aufstellte. Die Variationen selbst tragen ganz das Gepräge Schumann'scher Musik im besten Sinne. Mit einem sogenannten echten lyrischen Sprung in Mitte des Themas versetzend, und dieses auf jene rein subjektive nach dem Ausdrucke von ausgeprägter Stimmung anstrebende Weise variirend, glauben wir in ein klares Bächlein zu schauen, in dessen hüpfende Wellen der Sonnenschein seine Bilder malt; gleichförmig krümmt sich die Welle, immer sind es nur Wassertropfen, aber wie tausendfach variiren die Bilder, die uns daraus entgegenleuchten. — Den Schluß des Abends bildete ein zum ersten Male aufgeführtes, vom Conzertgeber vor Kurzem hier komponirtes Streichquintett. Der Umstand, daß ein Pianist bloß für Streichinstrumente geschrieben habe, vermehrte die Spannung, die sich immer und jedes Publikums bemächtigt, das bei einer ersten Aufführung gewissermaßen zu Gerichte sitzt. Jeder einzelne Theil wurde mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen, am meisten der zweite Satz des Andante, welches einen förmlichen Sturm des Beifalls hervorrief und Herrn Decker zwei Mal nöthigte, sich dem Publikum zu zeigen. Und in der That, der Erfolg war ein verdienter. Die Komposition selbst scheint uns manche Vorzüge der Klassiker mit den wirklichen Errungenschaften neuester Musik zu verbinden, indem daselbst ausgeprägte melodische Ideen im Gewande reicher Akkorde folgen und kräftiger Uebergänge auftreten, und über alles das der Zauber einer naturwüchsigen enharmonischen Behandlung weht. Wenn der erste Satz durch gesunde Kraft und seinen Reichthum wahrhaft musikalischer Ideen in eine frische gehobene Stimmung versetzt, so klingen uns die Töne des Andante wie ein verklärter Schmerz aus einem Reiche herüber, in dem der Friede herrscht und aller Zwiespalt endigt, während wir durch die Lustigkeit eines kurzen Scherzo im letzten Satze wieder auf den Schauplatz des Lebens zurückgeführt werden, in welchem der Kampf tobt, der aber doch zuletzt in einer kräftigen Versöhnung der streitenden Elemente sein Ende findet. Wir haben hier eine bedeutende künstlerische Kraft vor uns, und geben uns der Hoffnung hin, daß unsere musikalischen Zustände einer recht erfreulichen Zukunft entgegengehen, und daß die reine Flamme der Kunst, welche bisher nur von einem sehr kleinen Häuflein von Verehrern gehüthet wurde, künftighin eine zahlreiche Priesterschaft haben werde.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 47 **Sonnabend, den 21. November** **1863.**

Geschichte des Herzogthums Kärnten

bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern, begonnen von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. Karlmann Tangl. IV. I. Heft.

(Schluß.)

Auf dem weiteren Heimwege wurde ihm von König Stephan aufgelauert; er entgieng jedoch dieser Falle, aber es kam zwischen beiden Königen dadurch wieder zum Bruch. Dieß benützte Philipp so gut er konnte. In Kärnten konnte er, da noch die böhmischen Hauptleute da waren, bis diese nicht mit den Heeresabtheilungen zum Hauptheere abgezogen, nicht Wesentliches unternehmen, und er scheint auch später keine großen Erfolge dort erzielt zu haben.

Besser gelang ihm dieß in Friaut. Er führte wie früher seinen vollen Titel eines Herzogs von Kärnten, Herrn von Krain und der Mark und schloß mit Beistimmung des Kapitels von Aquilea, des Adels und der Gemeinden ein neues Bündniß mit König Stephan, dem er versprach, ihm Kärnten, Krain und die Mark zu vermachen. Er erneuerte ferner die Belagerung von Pordenone und vertrieb daraus die Herren von Porcillis und Castello, denen Ottokar die Burghut übertragen hatte. Er nahm Schloß und Gebiet im Namen der Kirche von Aquilea in Besitz. Das Domkapitel belehnte ihn damit und so wurde er Vasall seiner eigenen Kirche. Er kränkte seinen Feind nicht minder durch die demüthigenden Verluste und Niederlagen, die er dessen Anhängern beibrachte. Er blieb Sieger über den größten Feind des Patriarchates, dessen eigener Vogt Albert Grafen von Görz und dessen Bruder Meinhard Grafen von Tirol, der Ersterem zu Hilfe gekommen war. Philipp erlangte durch sein kraftvolles, glückliches Auftreten für die Kirche solches Ansehen, daß fünf Suffragane der Patriarchalkirche das Ersuchen an das Collegium der Kardinäle stellten, daß der zur Leitung der Kirche Erwählte (Philipp) baldigst bestätigt werde. Dieß war wohl die glücklichste Zeit seines bewegten Lebens, aber sie dauerte nur kurz. Erst wurde von den Kardinälen bestimmt erklärt, daß Philipp's Wahl zum Patriarchen ungiltig und nichtig sei.

Später kamen schlimmere Nachrichten aus Ungarn. Es ward zwischen den Königen ein Friede geschlossen, der für Philipp nicht günstig war. König Stephan mußte ihm seinen Schutz entziehen und er wird nicht mehr Herzog von Kärnten genannt.

König Ottokar beschloß in Kärnten eine kräftigere Regierung einzuführen und sich zu diesem Zwecke selbst noch einmal dahin zu verfügen, was, wie Tangl vermuthet, im Jahr 1271 in Ausführung kam. Er ließ sich zu Friesach vom Erzbischof Friedrich mit den Salzburger Lehen belehnen. Zum Hauptmann von Kärnten, Krain und der Mark bestellte er den Böhmen Ulrich von Dürrenholz, der sein eiserner Arm war und that was er befahl. Auf seinem Rückzuge schöpfte der König Verdacht gegen Seyfried von Mahrenberg, der nicht zu seinem Empfange erschienen war, und gab von Prag aus Dürrenholz Befehl, Seyfried auf was immer für eine Art zu fangen. Ortolf von Windischgratz unterzog sich der schändlichen Aufgabe. Er lud Seyfried zum Gastmahle, nahm ihn gefangen und überlieferte ihn geknebelt dem Hauptmanne Dürrenholz, der ihn in eigener Person nach Prag führte. Ottokar ließ ihn alle Grade der Folter bestehen, ohne ein Geständniß zu erpressen, dann, an den Schweif eines Pferdes gebunden, durch die Stadt schleifen. Damit nicht befriedigt, ließ er Seyfried mit dem Kopfe nach unten an den Galgen schmieden. Die Umstehenden riethen ihm aus Mitleid, er möge doch gestehen, worauf der Halbtodte erwiderte: „Daß ich durch unwahre Selbstanklage oder durch Angebung Unschuldiger den König belüge, davor bewahre mich Gott."

Nachdem er bereits eine Nacht und einen Tag in diesem Leiden zugebracht, zerschmetterte ihm der Suppan das Haupt.

Suppan oder Zupan bedeutet einen Beamten. Mit Mühe erwirkte man vom Könige die Erlaubniß, Seyfried's Leiche nach Mahrenberg zu überführen und

ihn in dem von ihm gestifteten Nonnenkloster beizusetzen. Diese Unthat war, wie bekannt, die Ursache des tragischen Endes des Königs. Der König, seine Grausamkeit wohl bereuend und die üblen Folgen fürchtend, erklärte, das von Seyfried gestiftete Nonnenkloster in seinen Schutz nehmen zu wollen. — Philipp wurde nun auch in Friaul durch Abfall seiner Abhänger, namentlich durch den Verrath Friedrich's von Pizano, dessen Herrschaft aber auch nur kurz dauerte, bedroht.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Philipp, der treulosen Friauler überdrüssig, selbst den König Ottokar aufgefordert habe, sich Friaul's zu bemächtigen und sich zu ihm begeben habe. Es erfolgte auch eine Aussöhnung zwischen Ottokar und Philipp, in Folge dessen Letzterer zum Statthalter von Kärnten und später zum beständigen Hauptmann ernannt wurde. Doch scheint dieß mehr ein Titel gewesen zu sein, Macht hat er wohl keine besessen. Das Siegel einer Urkunde aus dieser Zeit (St. Georgen 1273) ist elliptisch geformt und stellt einen Mann in ganzer Gestalt en face dar, wahrscheinlich den Herzog Philipp selbst.

Sein Haupt mit geordnetem Haar ist unbedeckt, ein kurzer Vollbart umgiebt den untern Theil des Gesichtes; an seiner Kleidung lassen sich deutlich drei Theile unterscheiden: ein langer, bis an die Knöchel reichender Leibrock, ein kürzeres Oberkleid, unten und an den Enden der Aermel gestickt, und vorn herab ein breiter Streif wie ein Skapulier, länger als das Oberkleid, und um den Hals ein bauschiger Umwurf, von welchem ein Skapulier herabzuhängen scheint. In seiner Rechten trägt er einen Palmzweig, während er seine Linke quer über die Brust ausgestreckt hält.

Die Zwistigkeiten und Verhandlungen Ottokar's mit dem neu erwählten Patriarchen Raimund erwähnen wir nicht näher, da sie für Kärnten von geringerem Belange sind.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg, 11. Nov. 1274, wurde Ottokar verpflichtet, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und die Mark als erledigte Reichslehen dem Reiche zurückzustellen und die Belehnung beim deutschen Könige Rudolph nachzusuchen. Ottokar stellte sich dem Beschlusse trotzig entgegen und da er es nicht mit Allen zugleich aufnehmen konnte, suchte er sich einen mächtigen Kirchenfürsten, der sich zuerst von ihm losgesagt und an Rudolph angeschlossen hatte, den Erzbischof Friedrich von Salzburg als Opfer seiner Rache aus.

Ottokar sah in dem Bestreben des Erzbischofs, die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Lyon und des Reichstages zu verwirklichen, eine große Gefahr für seine Macht. Er ließ daher die Erzbischöfe und Bischöfe seines Reiches zu sich berufen und untersagte ihnen die Vollziehung der Beschlüsse der Kirchenversammlung.

Bischof Dietrich von Gurk fügte sich der Anordnung des Königs, und bekam von demselben das Schloß Anderburg im Savethale, wahrscheinlich für seine Willfährigkeit.

Um diese Zeit erscheint als Hauptmann von Kärnten statt des Tirolers Ulrich von Taufens, welcher diese Stelle neben oder wohl über Philipp inne gehabt hatte, Heinrich von Pfanuberg. Tangl vermuthet, Ulrich von Taufens sei wegen der Entweichung Philipp's an's Hoflager König Rudolph's seiner Stelle entsetzt worden. Pfannberg aber, das Muster eines wahren Edelmannes, wurde wahrscheinlich ernannt, um in Kärnten Sympathien zu gewinnen. Da Ottokar auf die dritte Vorladung zum Reichstage nicht erschien, wurde Philipp von der Hand des deutschen Königs wieder mit Kärnten und Krain belehnt. Philipp hatte als anerkannter Herzog auf diesem Reichstage Sitz und Stimme und saß mit über Ottokar zu Gericht, was wohl die erfreulichste Zeit seines Lebens gewesen sein mag.

Ottokar nahm fürchterliche Rache am Erzbischofe von Salzburg. Er befahl seinem Hauptmanne in Steiermark, Milota von Benesow und Dedic, alle salzburgischen Besitzungen in Steiermark und Kärnten anzugreifen und mit Feuer und Schwert zu verheeren. Nachdem dies in Obersteiermark geschehen war, zog Milota vor Friesach, den Hauptort der salzburgischen Besitzungen in Kärnten.

Die Stadt hatte eine starke Besatzung aufgenommen, welche in Abwesenheit des Vicedoms von Gottfried v. Thonhausen, Hartwig v. Prösing und Otto Ungnad befehligt wurde. Nachdem die Aufforderung zur Uebergabe zurückgewiesen war, begann Milota den Angriff. Sturm auf Sturm erfolgte, wurde jedoch von der tapferen Besatzung abgeschlagen, bis durch die Wurfmaschinen eine bedeutende Bresche entstand, durch welche die Feinde eindrangen. Aber auch jetzt noch hielt die Besatzung weiter Stand bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte. Aber am folgenden Tage erneuerte Milota, der an Zahl weit überlegen war, den Angriff und stürmte in so heftigem Anpralle in die Stadt, daß die Vertheidiger nicht mehr widerstehen konnten. Es entstand nun

ein gräßliches Gemetzel, bis die Führer nach kräftigem Kampfe übermannt und gefangen waren, worauf Milota die Stadt der Plünderung und jedem Gräuel Preis gab und in einen Schutthaufen verwandelte.

Der Schade des Erzbischofs wurde auf 40.000 Mark Silber geschätzt.

Herzog Philipp hielt sich diese Zeit hindurch beständig um Hoflager des Kaisers auf; er hatte wohl den Titel eines Herzogs von Kärnten und Herrn von Krain und der Mark, aber nicht den Besitz dieser Länder. Wie sehr Philipp für die Anerkennung seiner Macht dankbar gewesen, beweisen mehrere Urkunden. Er hielt sich stets an dessen Hoflager auf, wohnte allen Reichstagen bei und begleitete ihn auf seinen Reisen. Nachdem durch die Entsagung Ottokar's im Friedensschlusse am 21. November 1276 im Lager bei Wien Kärnten frei geworden war, so hätte man erwarten können, daß der Kaiser Herzog Philipp mit Kärnten, Krain und der Mark belehnen, oder daß dieser, da er bereits belehnt war, Besitz nehmen werde. Doch findet sich keine Urkunde oder sonstige Angabe, daß Philipp seine Herzogthümer angetreten oder regiert habe, ein sicherer Beweis, daß er gar nicht zum Besitze derselben kam.

Kaiser Rudolf war nämlich dem Grafen Meinhard von Tirol durch das dreifache Band der Verwandtschaft, der Dankbarkeit und der Schulden gebunden.

Meinhard, von Rudolf zum Reichsverweser ernannt, halte auf Rudolf's Bitte Kärnten und Steiermark von den Böhmen befreit, hatte dem Kaiser eine Summe von, wie man vermuthet, 30.000 Mark Silber geliehen, endlich war einem früheren Versprechen zufolge Rudolf's ältester Sohn, Albrecht, im Jahre 1276 mit Meinhard's ältester Tochter, Elisabeth, vermählt worden.

Es war also wohl natürlich, daß er durch die Belehnung mit dem Herzogthume Kärnten belohnt werde.

Es scheint, daß Philipp, unter der Bedingung, daß er seine Titel fortführen dürfe, daß ihm alle seine Allode und Lehen zurückgegeben werden, daß ihm auch die Herrschaften Pörsenbeug und Krems sammt der Mauth zum Genuße verbleiben, auf das Herzogthum zur freien Verfügung des Kaisers verzichtet habe.

Es sind diese Bedingungen aus seinem Testamente ersichtlich.

Durch dieses Uebereinkommen mit Herzog Philipp ward es möglich, daß Meinhard von Tirol die Hauptmannschaft über Kärnten, Krain und die Mark, die ihm als Reichsverweser übertragen wurde, beibehalten konnte. Er behielt dieselbe bis zum Jahre 1286, in welchem er Herzog von Kärnten wurde.

Tangl schließt dieses Heft mit einer unparteiischen Charakterschilderung König Ottokar's und einem geistreichen Vergleiche des von demselben gegründeten Slavenreiches mit einem Königreiche neuesten Datums, dem vereinigten Königreiche Italien. Wir bemerken nur noch, daß eine detaillirte Aufführung von Philipp's Testament und nähere Daten über seinen Tod von großem Interesse wären und sich vielleicht noch nachtragen ließen; und schließen, indem wir das besprochene Heft dem fleißigen Studium empfehlen.

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleidertrachten.

Bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts.

Vorgetragen von A. R. v. Gallenstein.

II.

Die priesterliche Kleidung.

(Fortsetzung.)

Die Wollstoffe bezog man in Rom aus Milet und aus Apulien, das Linnen war ursprünglich aus Egypten, der wahrscheinlichen Wiege der Webekunst, eingeführt und wurde „Byssus" oder „pelusisches Leinen" genannt.

Der „Byssus" war ein- und sechsdrähtig, Letzterer — bei den Juden „Schesch" genannt — aus den feinsten sechsfach gedrehten Linnenfäden gewebt.

Dieser „Byssus" stand außerordentlich hoch im Preise und wurde, wie schon Plinius erwähnt, dem Golde gleich geschätzt.

Die kostbarsten Byssus-Stoffe waren von solcher Feinheit und zarter Textur, daß ältere Schriftsteller dieselben mit dem Ausdrucke ventus textilis (gewebter Wind) oder linea nebula (Nebelleinen) bezeichnen.

Die Talmudisten (jüdischen Schriftsteller) erzählen: „Der Hohepriester Eliezer habe eine Byssus-Tunica von solcher Feinheit und Durchsichtigkeit getragen, daß er, damit bekleidet, ausgesehen habe, als ob er unbekleidet gewesen sei, weßwegen die Priester ihm den Gebrauch derselben gar nicht gestatten wollten, und der in selbe gehüllte Hohepriester sei, obgleich die Tunica aus sechsdrähtigem Byssus verfertigt gewesen, dem Weine zu vergleichen gewesen, der vom Glase umschlossen ist.

Dr. Bok, der selbst solchen alterthümlichen orientalischen Byssus zu sehen Gelegenheit hatte, versichert, derselbe sei am besten mit der feinsten Seiden-Gaze gleichzustellen, wie selbe heutzutage noch im Oriente und auch in Lyon verfertigt wird.

Die Farbe dieser feinen Woll- und Linnen-Stoffe war reines Weiß, welches auch seither noch im kirchlichen Gebrauche die festliche Farbe ist.

Der einzige Schmuck dieser weißen Gewänder waren Säume, mit Gold- und Silber-Fäden durchzogen.

Als man im dritten christlichen Jahrhunderte in Rom anfing, die aus dem Oriente bezogenen, zu allererst wahrscheinlich in Indien erzeugten Seidenstoffe, welche man „Serische Stoffe" (vestes sericas oder holosericas) nannte, einzuführen, scheinen dieselben bereits auch hie und da zu liturgischen Gewändern in Gebrauch genommen worden zu sein. Gewiß ist es, daß schon im Beginne des vierten christlichen Jahrhunderts Papst Sylvester I. zu der Anordnung sich bewogen fand, daß man während der Feier des heiligen Opfers weder seidener Kleider noch solcher aus gefärbten Zeugen sich bedienen dürfe, sondern nur der aus reinem Linnen verfertigten, da auch Jesus Christus nur in einem Tuche aus reiner Leinwand begraben worden sei.

Seit dem siebenten Jahrhunderte aber waren mehrfarbige Seidenstoffe auch bereits für kirchliche Gewänder vielfach in Anwendung, und diese wurde allgemein, als im zwölften Jahrhunderte in Sicilien die Seidenerzeugung durch Christen in Aufnahme kam und später in das nördliche Italien, nach Florenz, Genua, Mailand und Venedig verpflanzt wurde, und endlich im fünfzehnten Jahrhunderte die Seidenfabrikation durch ausgewanderte italische Seidenwirker auch in Frankreich, in der Schweiz und den Niederlanden zu hoher Blüthe gelangte.

Unter den Farben war besonders die Purpurfarbe hochgeschätzt und gesucht. Diese bestand aber keineswegs in dem brennenden Hochroth, welches heutzutage die Kleidung der Cardinäle auszeichnet, sondern umfaßte in verschiedenen, mehr oder minder kostspieligen Arten eine ganze Stufenleiter von Farbetönen, vom Violett bis in's Roth.

Der schönste Purpur kam dazumal aus Byzanz, woher man auch die herrlichen, mit Gold und Silber durchwirkten Purpurstoffe bezog, welche man für die Festgewänder der Kirche verwendete.

Der heutzutage bestehende Gebrauch bestimmter Farben für die verschiedenen Kirchenfeste war bis in das zwölfte Jahrhundert noch nicht strenge geregelt, aber an den liturgischen Gewändern jener Zeiten findet man bereits alle jetzt noch üblichen Hauptfarben vertreten.

Die Ornamentik der kirchlichen Gewandungen ging fast durchweg Hand in Hand mit der ornamentalen Plastik der Kirchenbauten; die Kunstentwicklung, der Geschmack und, man kann sagen, die gemüthliche Richtung des Zeitalters, dem sie angehören, ist in der einen wie in der anderen deutlich gekennzeichnet.

Die abenteuerlichen Thiergestalten, die kühngeschwungenen und verschlungenen Pflanzenformen, welche wir an den Säulencapitälen und Wulsten, an den Gesimsen und Portalen der Kirchenbauten aus dem sechsten bis zwölften Jahrhunderte — der romanischen Kunstperiode — bestaunen, finden wir in Miniaturen und Initialen der gleichzeitigen Handschriften und eben so auch auf jenen kostbaren Geweben wieder.

Ueberall tritt uns die jener Zeit eigenthümliche Vorliebe für das Außergewöhnliche, Wundervolle und Sagenhafte entgegen.

Die gesammte Thierwelt des Wassers, der Luft und der Erde ist in Anspruch genommen und, oft in sehr sinniger, oft aber auch in höchst bizarrer, merkwürdiger Weise zusammengestellt. Seltsam gestaltete, aus verschiedenen Thierformen zusammengesetzte Ungeheuer, Einhörner, Greiffen, Drachen u. dgl. wechseln in wiederkehrender Reihenfolge ab mit kräftig gezeichneten Löwen und Adlern, den Sinnbildern des Adels und der Kraft. Gewöhnlich sind sie umrahmt von geometrischen Figuren, z. B. Kreisen, Vier-, Acht- oder Sechsecken, die sich untereinander wieder regelmäßig verschlingen.

Die Zwischenräume sind mit kleinen Ornamenten, Thier- und Pflanzen-Gruppen ausgefüllt.

Sehr häufig, aber nicht immer haben diese Darstellungen eine tiefe symbolische Bedeutung; oft aber sind sie nur Blüthen einer sehr lebendigen Fantasie, Kinder unschuldiger Künstlerlaune, oder die Früchte einer wirklich bewundernswerthen Erfindungsgabe.

Immer aber anklebt ihnen ein eigenthümlicher Reiz von Lebensfülle und Frische, welche selbst in der heutigen, so weit vorgeschrittenen und über so vielfache Hilfsmittel gebietenden Dessin-Zeichnung und Malerei nicht übertroffen ist.

Die ausschließliche Ornamentirung solcher kostbaren Stoffe mit irgend einer speciellen biblischen Thierform macht es erklärlich, daß in alten Nekrologien und Inventarien jener Zeit die priesterlichen Gewänder nicht, wie jetzt, nach ihren Farben, sondern eben nach jenen decorativen Darstellungen, so z. B. als das „Pfauen-Gewand", die „Elefanten-Casel", das „Löwen"-, das

„Adler-Gewand" (Velum pavonatile, — Casula elefantina, — vestis leontina oder leonata etc.) bezeichnet erscheinen

Augenfällig und unleugbar ist die geistige Verwandtschaft der Bildnereien in der Sculptur, in der Miniatur-Malerei, Elfenbeinschnitzkunst, wie in der Stickerei und Weberei des Abendlandes im sechsten und den nächstfolgenden Jahrhunderten mit den Erzeugnissen des Morgenlandes, namentlich mit byzantinischen und arabischen Vorbildern, aber auch vollkommen erklärt durch die Thatsache, daß in den ersteren christlichen Jahrhunderten eben der Orient selbst größtentheils die Stoffe lieferte, deren die christliche Kirche sich bediente, und daß dieselben auch noch später, zur Zeit des Emporblühens der italischen Seiden-Fabrikation, noch immer einen bedeutenden Handelsartikel abgaben.

Mit dem Uebergange des romanischen Bau- und Kunst-Styls in den gothischen — vom dreizehnten Jahrhunderte herwärts — verschwinden diese fantastischen Thiergebilde mehr und mehr — wie aus der Architektur — so auch aus den Producten der Seidenweberei.

An ihre Stelle treten in dem Maße, als allmälig die christliche Kunst von dem Einfluße und den Vorbildern der orientalisch-heidnischen freier und unabhängiger wird, allmälig figurirte Darstellungen, meist aus der biblischen Geschichte, zuweilen auch aus dem profanen Leben, Heiligen- und Engel-Gestalten, in langen wallenden Pontifical-Gewändern, einzeln stehend, oder in Gruppen den Heiland oder die jungfräuliche Gottesmutter umgebend.

Statt der die frühere Kunstperiode kennzeichnenden Kreise und Vielecke bilden jetzt — an die schlanken, hochaufstrebenden Säulenbündel der gothischen Kirchenbauten erinnernd — lange, schmale, zu Vierecken oder Parallelogramen gekreuzte Stäbe häufig die Einrahmungen.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte entwickeln sich in den Stoffmustern immer entschiedener die Gesetze der Gothik. Neben den Formen derselben macht insbesondere ein eigenthümliches schönes Pflanzen-Ornament sich geltend — der Granatapfel in Blüthe und Frucht, umgeben von der fünf- und neunblättrigen Rose, — welches noch bis in das sechzehnte Jahrhundert sich erhält.

Bereits gegen die Hälfte dieses Jahrhunderts werden in den Formen der deutschen — nicht bloß profanen, sondern hauptsächlich auch kirchlichen — Kunst die Einflüsse der Renaissance kenntlich.

Auch auf den Seidengeweben verschwinden allmälig die rein germanischen Ornamente, deren Stelle — mit mehr oder minder glücklichen Nachahmungen byzantinischer, arabischer und egyptischer Vorbilder, vorzugsweise Nachbildungen der classischen Antike, korinthische, etrurische und römische Pflanzenformen einnehmen.

Aber allen diesen Imitationen fehlt die den Bildungen der heimatlichen romanischen und gothischen Kunst eigenthümliche naturwüchsige Lebensfrische, und je reicher gegen den Abschluß des sechzehnten Jahrhunderts — namentlich in den für liturgische Zwecke bestimmten Stoffen — Zeichnung und Farbe sich anhäuft, desto mehr verschwimmen und verarmen an Geist und Fantasie die nachgeäfften fremdartigen Gebilde.

Ehe wir zur Detailschilderung der kirchlichen Gewänder übergehen, muß ich noch kurz zweier Kunstzweige erwähnen, welche, wie noch heutzutage, schon im früh-christlichen Mittelalter im Dienste der Kirche standen: der Sammetweberei und der Stickerei.

Gleichwie der Seidenstoff ist auch der mit ihm verschwisterte Sammet ursprünglich ein Kind des Orientes.

Die Geschichte der Einführung der Sammtweberei im Abendlande ist beiläufig dieselbe wie jene der Seiden-Fabrikation.

Bereits im zwölften Jahrhunderte findet man den Sammtstoff, obwohl wegen seiner Kostbarkeit viel seltener als die Seide, an profanen und kirchlichen Gewändern.

Am Schluße des vierzehnten Jahrhunderts war die Kirche, wie dies die dazeitigen Inventarien vieler berühmten Kathedralen bezeugen, bereits vielenorts im Besitze kostbarer Sammtgewänder. — Sie selbst hatte allerdings nur selten die Mittel, solch kostbares Eigenthum zu erlangen. — Auch hier war es die Frömmigkeit, welche die reichen „Vestiarien" (Sacristeien) des Mittelalters mit Sammtgeweben füllte.

Es war ein uralter Gebrauch der christlichen Kirche, die Grabstätten der Heiligen mit reichen, golddurchwirkten Stoffen zu bedecken.

Dieser fromme Gebrauch wurde schon im zwölften Jahrhunderte auch auf die Särge vornehmer Verstorbenen ausgedehnt, welche bei den Leichenfeierlichkeiten, wenn die Leiche auf hohem Katafalke, von Lichtern umgeben, ausgestellt war, von den Leidtragenden mit werthvollen Geweben — als Weihegeschenken für die Seelenruhe der Verstorbenen — umhüllt wurden.

Die kostbaren Sargtücher wurden dann später den Vestiarien der Kirche zu liturgischen Zwecken überlassen und daraus häufig jene prachtvollen Ornate

verfertiget, deren nicht wenige noch bis auf unsere Tage erhalten geblieben sind.

Diese fromme Uebung hat sich noch bis in das sechzehnte Jahrhundert in den meisten christlichen Ländern erhalten.

Die alten Sammtgewebe waren, wie man zu sagen pflegte, uni gehalten, d. h. ganz einfach, flach, ohne alle Dessins gearbeitet.

Im vierzehnten und noch mehr im fünfzehnten Jahrhunderte verbreitete sich die Kunst, den Sammtstoff zu mustern (façoniren) und mit reichen Gold- und Silber-Zeichnungen zu durchweben.

Die Dessins wurden aber nicht, wie heutzutage, durch mechanisches Pressen erzeugt, sondern mit großer Sorgfalt künstlich eingeschnitten, indem der hochstehende Sammt an den zu musternden Stellen nach den Linien der Zeichnung weggeschoren ward.

Man verfertigte in solcher Weise jene schweren, vortrefflichen Sammtstoffe, deren so viele noch bis heute — nach mehr als vierhundert Jahren — ihre volle Festigkeit behalten haben.

Im Range und Werthe stand der Sammt im Mittelalter neben oder unmittelbar nach den schweren Gold- und Silber-Stoffen und wurde oft zu außerordentlich hohen Preisen bezahlt, welche aber gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Sammterzeugung bereits eine große Ausdehnung gewonnen hatte, schon bedeutend gesunken waren.

Bereits im höchsten Alterthume verstand man es, Muster, welche die Webekunst nicht zu erzielen vermochte, z. B. Ornamente aus der Thier- und Pflanzenwelt entlehnt, durch die Kunst der Nadel zu ergänzen.

Schon Homer stellt uns viele seiner Heldinen als geübte Stickerinen vor.

Die Bezeichnung „auro intexti“, welche Virgil in seiner „Aeneïs“ für die kunstreichen Stickereien gebraucht, ist sicher nicht auf eingewebte Muster, sondern vielmehr auf Arbeiten der kunstfertigen Nadel zu deuten.

Auch in anderen älteren Classikern sind die Schöpfungen der Stickkunst durch den Ausdruck „acie pictus“ bestimmt bezeichnet.

Wie so viele andere Künste, ist auch diese Kunstfertigkeit aus Griechenland in das vorchristliche Rom übergegangen und dort, besonders bei der unter den späteren Kaisern herrschenden Prachtliebe, reichlich benützt worden.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Beispiele namhaft zu machen, welche für den Umfang Zeugniß geben, den der Gebrauch der „opera phrygica“ — so nannte man von ihrer, den Römern bekannten Wiege die kunstreichen Nadelstickereien — im classischen Alterthume erlangt hatte.

Es genügt zu erwähnen, daß die Gewänder des Cäsars, wie die Feierkleider der Senatoren und Patricier, damit geschmückt waren, und daß sie, wie alle Kunstfertigkeiten, die der Luxus der verderbten Tiberstadt so vielfach in Anspruch nahm, einen hohen Grad technischer Ausbildung erreicht hatten.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß die christliche Kunst des Alterthums eigentlich aus den Ruinen der heidnischen classischen Kunst erstanden ist.

Dies gilt nun auch in vollem Maße von der Stickkunst, welche das im Verborgenen aufblühende Christenthum für seine religiösen und profanen Zwecke von dem seiner Auflösung entgegengehenden Heidenthume übernahm.

So erzählt einer der älteren griechischen Schriftsteller, der heilige Asterius, daß die Toga eines christlichen Senators mit 600 Figuren und bildlichen Darstellungen in „phrygischer Kunst“ bedeckt gewesen sei, in welcher alle Hauptmomente aus dem Leben des Heilands dargestellt waren.

Daß die neubekehrten Christen mit gleicher Vorliebe wie die Anhänger der alten Götterlehre den Kunsterzeugnissen der „Phrygiones“ huldigten und nachstrebten, geht aus den Vorträgen, Unterweisungen und Schriften hervor, in welchen die strengeren Kirchenlehrer und Vorsteher öffentlich gegen dieses übertriebene Nachahmen der heidnischen Kleiderpracht und Prunksucht eiferten.

Daß die christliche Kirche seit den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens auch mit den herrlichsten Arbeiten der kunstfertigen Nadel beschenkt wurde, habe ich schon früher in Erwähnung gebracht.

In der archäologischen Ausstellung, welche der „Geschichtverein“ hier im Jahre 1861 veranstaltete, konnten wir die kunstvollen Stickereien an den beiden ehrwürdigen Meßgewändern des Stiftes St. Paul aus dem zwölften Jahrhunderte sehen, welche durch die reiche und kunstvolle Erfindung und Ausführung die Bewunderung der Laien und — in noch höherem Grade — auch die bewundernde Anerkennung der kunstgeübten Frauenwelt in Anspruch nahmen.

Wir konnten damals aus den kirchlichen Stickereien des vierzehnten bis zum achtzehnten Jahrhunderte uns überzeugen, wie diese edle Kunst der Kirche durch alle Jahrhunderte verherrlichend diente.

Wir konnten aber auch aus dem Wenigen, was dem Geschichtvereine zu Gebote stand, den Schluß ziehen auf die Pracht der in Gold, Silber, Perlen und Seide ausgeführten Nadelarbeiten, welche in den Sacristeien und Gewandschränken der reichen Kathedralen und Abteien aller christlichen Länder jetzt noch als kirchliche Schätze ersten Ranges glänzen und mit Recht als Meisterwerke alter Kunst gepriesen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Weiße und rothe Rose.

Ich seh' Dein bleiches Angesicht,
Von dunklen Locken umflogen,
Ein Schleier deckt Dein Augenlicht,
Den Trauer darüber gezogen.

Und dennoch faßt mich dieser Blick
Ich fühle mein Herz erbeben,
Mein Blut jagt vor und bald zurück
Mit neubeflügeltem Leben.

Du gleichst der weißen Rose mild,
Die wehende Blätter umsäumen,
Und ich versenke mich in dies Bild,
Allimmer davon zu träumen.

Die Wangen glühen, es lächelt der Mund,
Auflebt urplötzlich Dein Wesen,
Schon lachen die Blicke, Du bist gesund,
Du bist erblüht und genesen!

Ein Purpurröschen erscheinst du mir,
Und schüttelst das Köpfchen lose,
Da nahen verliebte Falter Dir
Mit trautem Gruß' und Gekose.

Ich aber, Mädchen, bin stumm sofort,
Doch würdest du kennen mein Lieben,
Verstündest Du nur zu gut mein Wort:
Daß krank das Herz mir geblieben!

Heinrich Penn.

Winterreise.

Jede Blume ist verblüht
Auf der fahlen Heide,
In der Abendsonne glüht
Hell des Reif's Geschmeide.

Lustig, stoßt die Becher an,
Voll von jungem Moste, —
Lebet wohl, ich zieh' die Bahn,
Sei's bei starrem Froste.

Endlich reift im Faß' der Wein
Tief in Kellers Grunde,
Wieder blüht ein Röslein
An des Gletschers Schlunde.

Kehr' ich in die Heimat dann,
Fest von Wetterstreichen,
Mag ein Mädchen hold dem Mann'
Wein und Blumen reichen.

Adolf Pichler.

Bücherschau.

(Ueber die etruskischen Steinschriften in Kärnten in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft". 17. Band.)

Herr Professor Dr. Carlmann Flor von Klagenfurt trug in der Versammlung der Orientalisten am 25. September 1862 zu Augsburg über obigen Stoff mündlich vor, und sein Vortrag wurde in dem erwähnten Bande der Zeitschrift jener Gesellschaft Seite 646—649 aufgenommen. Dieser, freilich kurzgefaßte Vortrag ist ein Resumé jener Aufsätze, welche der gelehrte Herr Verfasser in den letzteren Jahrgängen der Carinthia über die in Kärnten aufgefundenen, nach seiner Ansicht etruskischen, Steinschriften, die zu Würmlach, dann am sogenannten Spitzlofen im Lavantthale, ferner an der Rhädernwand im Maltathale, gegeben hat. Die größte Schwierigkeit war die Beweisführung des semitischen Ursprunges derselben, und es war die Aufgabe des Vortragenden, die vorgefaßten Ansichten seiner tiefgelehrten Zuhörerschaft hierin zu überwinden. Indessen nichts so sehr bildete hiezu die günstige Einleitung, als die schon drei und ein halbes Jahrhundert vorausgegangene Behauptung des allbekannten Theophrastus Paracelsus (von Hohenheim), der auf seinen Reisen in der Türkei mit Orientalen vielen Umgang hatte, und in seiner Chronik des Landes Kärnten den Satz aufstellte, daß in Chroniken gefunden worden, daß die Philistiner in diesen Landen (Alpenländern) viel gewohnt haben. „Und wie man deren Sachen halb in anderen fremden Ländern Antiquitäten sind, die von den Philistinern ausgegangen, also gleichmäßig werden sie in Carinthia aufgefunden ꝛc." Aus dieser Aufführung schloß der Vortragende, daß, wenn die Philistiner in Kärnten viel gewohnt, es die Etrusker waren, die ihre Existenz in diesem Alpenlande noch beurkunden, so wie er andererseits nachwies, daß die Philistäer sich als die alten tyrrhenischen Pelasger herausstellen, deren Semitismus nicht zu bezweifeln sei. Zum Schluße führte Flor noch die etruskische Inschrift auf einer Vase in der Münchener etruskischen Vasensammlung auf, welche Obiges bestätigte.

Die Versammlung folgte dem Vortrage mit gespanntem Interesse und würdigte die darin ausgesprochenen Ansichten mit dem Verlangen nach weiteren Entdeckungen auf den damit angebahnten Wegen. — Collateral, man möchte sagen parallel damit ist im

gleichen Bande Dr. Blau's Aufsatz: „Das Albanesische als Hilfsmittel zur Erklärung der Lykischen Inschriften“, wo es unter Anderem Seite 657 heißt: „Einer höheren Beachtung werth sind in Rücksicht auf die Frage nach den älteren Wohnsitzen der Albanesen einige jener im Gefolge der altorientalischen Cultur gewanderten Wörter, die Gemeingut semitischer und nicht-semitischer Völker geworden sind.“

H.

Heimatliche Chronik.

(Die allgemein begangene und besprochene Feier der Leipziger Völkerschlacht,) unstreitig des großartigsten und folgenreichsten Ereignisses dieses Jahrhunderts, rief zweierlei Erinnerungen wach: die aus der Periode der tiefsten Knechtschaft Deutschland's unter dem Fremdenjoche und jene aus der Zeit der Erhebung und des endlichen Sieges der guten Sache. — In erstere Classe gehören die in Scene gesetzten oder durch Monumente verewigten Rückblicke auf Schill, Palm, Andreas Hofer und andere Märtyrer des Vaterlandes; in letztere die Körner-Feier, die Jahn's, Arndt's und nun vor Allem die Todtenfeier der ungemein zahlreichen Opfer, die im Befreiungsjahre 1813 auf Leipzig's Feldern und in den sonstigen Schlachten dieses denkwürdigsten der Kriege bluteten.

Gehen wir in unserer heimischen Geschichte auf die Zeit der Knechtung und Schmach zurück, so finden wir uns zur Besprechung eines zwar einfachen, aber viel beredten Denkmales in nächster Nähe veranlaßt. Es wurde nämlich bei Construirung der vom Bahnhofe, südlich von der Stadt bei Waidmannsdorf vorüber, zur neuen Bahnbrücke am Lendcanal führenden Bahnstrecke das steinerne Kreuz unfern des Dorfes demolirt, welches das Andenken des Landmannes Anton Sivitz, insgemein Zwitt, slovenisch Tschebull, bewahrte. — Die Eisenbahn-Unternehmung leistete dafür Ersatz, und man richtete Eingangs des Dorfes ein neues derartiges Denkmal auf, dessen erste Setzung folgende Begebenheit veranlaßte

Am 6. Juni 1809, dem Tage des Treffens zwischen Chasteller und Ruska, welches sowohl in dem Handbuche unserer heimischen Geschichte (dritter Band, 1. Heft, Seite 233—238) als in der Carinthia eingehend besprochen ist, wurden zwei Compagnien Banalisten, welche vor dem Dorfe Waidmannsdorf, mit dem Rücken an dem damals unüberschreitbaren Morast, aufgestellt waren, von den mit Uebermacht, sowohl von der Seite des Lendcanals als der Loibacher Straße auf sie eindringenden Franzosen geworfen und nach kurzem Widerstande gefangen genommen. Die von ihnen weggeworfenen Gewehre lagen zerstreut im Dorfe herum, und da begab es sich, daß eine Zeit nach dem Gefechte unser Landmann, Vater mehrerer Kinder, wovon Sylvester noch jetzt die Realität zu Waidmannsdorf besitzt, über den durch das Dorf führenden Weg ging, ganz harmlos eines der Gewehre, welches ihm besonders in die Augen fiel, aufhob und damit in seines Nachbars Haus trat, es ihm zu zeigen. Unglücklicher Weise hatte ihn eine aus drei Mann bestehende Dragoner-Patrouille, die wahrscheinlich nach Verlaufenen fahndete, beobachtet und fand sich sogleich vor jenem Hause ein. Sivitz ging ihr entgegen und reichte dem Führer das Gewehr wie eine gefundene Sache mit unverhohlener Miene. Doch dieser umschlang seinen Arm mit einem Riemen, und er mußte in vollem Laufe den Reitern zur Stadt folgen. Auf der Viktringer Thorbrücke rapportirte der Mann einem entgegenkommenden Stabsofficier, der Bauer sei mit den Waffen in der Hand ergriffen worden. Im Augenblicke war sein Todesurtheil gesprochen, er mit mehreren Säbelstichen und einem Schuße durchbohrt und sterbend in den Graben hinabgeworfen. Hier sahen wir seinen Leichnam liegen, der nicht einmal den Seinigen ausgeliefert, sondern an Ort und Stelle verscharrt wurde. Bei dem Baue des Glockengießer'schen Hauses fand man seine Gebeine, die dann im Friedhofe zu St. Martin die angemessene Ruhestätte fanden.

Vier Jahre nach dieser Gewaltthat, welche eine ungemeine Anzahl ähnlicher Scenen des Jammers und Elends in unserem Vaterlande im Gefolge hatte, waren abgelaufen, als nach dem Weltgerichte auf Rußland's Schneefeldern und den Schlachten von Lützen und Bautzen der Waffenstillstand geschlossen und Oesterreich's Beitritt zum Bunde mit Rußland und Preußen ermöglicht war. Auf der Ebene, wo am 6. Juni 1809 die feindlichen Schaaren ihre Waffen gegen unsere Landsleute kehrten, lagerten nun die Hiller's, und bald war Kärnten befreit. Am Tage (6. September), an welchem der Sieg von Kulm und am Katzbach in Klagenfurt gefeiert wurde, focht man bis zur Nacht bei Feistritz, und die brennende Hollenburger Brücke leuchtete, wie früher am 29. August der Brand von Villach, beim Rückzuge der Unsern. Dieses war aber auch die Sühne der Vergangenheit. Bereits war kein Feind mehr inner Kärnten's Grenzen. Es kam die Kunde von der Völkerschlacht bei Leipzig. Da, wo es noch keine Eisenbahnen und Telegrafen gab, traf die erste Nachricht davon erst am 22. in Wien ein. Tags darauf erschien das Sieges-Bulletin. In Klagenfurt wurde es am 26. früh ausgegeben, nachdem man die ganze Nacht daran gearbeitet, und Hunderte von Händen streckten sich darnach aus, um es in alle Theile des Landes zu versenden. Am 1. November wurde dieses Weltereigniß in unserer Hauptstadt durch Hochamt und Tedeum, durch eine allgemeine Stadtbeleuchtung, im Theater durch ein Gelegenheitsstück: „Sieg der Vaterlandsliebe“, und passende Decorirung gefeiert. Das Freudengefühl machte sich außerdem in Privatzirkeln besonders durch Spenden an die zahlreichen Kranken und Verwundeten im hiesigen Militär-Armeespitale geltend. Nun nach fünfzig Jahren sollte die Jubelfeier jener großen Tage die damals mit der Bluttaufe besiegelte deutsche Einheit wieder erneuern. — Auch in unserem engeren Kreise haben Schützen, Turner und Liedertafel dem allgemeinen Gefühle einen erhöhten Ausdruck gegeben; hat die Bewirthung und Betheilung der Veteranen aus jener, jedem Deutschen, jedem Oesterreicher heiligen Zeit den Glanzpunkt des patriotischen Festes gebildet.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 48 **Sonnabend, den 28. November** 1863.

Die Grafen von Thurn-Valle-Sassina-Como-Vercelli Freiherren von Kreuz.

Die Familie der Grafen von Thurn leitet ihre Abstammung von Criprando della Torre oder de la Tour ab. Dieser Cripraud war ein Prinz aus dem königl. Geblüte von Frankreich und in direkter männlicher Deszendenz von Karl dem Großen abstammend. Seine Mutter, eine Prinzessin von Burgund. Aus Frankreich (998) vertrieben, flüchtete er sich mit seinem Zwillingsbruder Aliprand (nach anderen Galvanio genannt) in die Lombardie, wo er bei Tatio Grafen von Vale-Sassina gastliche Aufnahme fand, und dessen zwei Erbtöchter diese beiden Zwillingsbrüder heiratheten. Hierüber sind sämmtliche Geschichtsschreiber, welche diesen Gegenstand behandeln, einstimmig, dagegen herrscht unter ihnen eine Meinungsverschiedenheit bezüglich der Entstehung des Namens della Torre oder de la Tour. Die einen behaupten, dieser Name rühre von einer Herrschaft la Tour her, welche besagte Prinzen von ihrer Mutter in Burgund geerbt hätten, und so wären dieselben schon mit diesem Namen nach Italien gekommen.

Die anderen glauben, sie hätten den Namen della Torre von ihrem Schwiegervater Tatio (1055), der sie adoptirte, nach dessen Tode übernommen, und aus Dankbarkeit für ihn, den ihnen gebührenden Titel als Prinzen von Frankreich dagegen abgelegt. Die dieser Ansicht huldigenden Schriftsteller leiten die Entstehung des Namens von der Zeit des heiligen Ambrosius, Bischofs von Mailand ab, welcher als geistlicher und weltlicher Beherrscher dieser Stadt, dieselbe gegen den Aufruhr der Arianer zu beschützen hatte. Zu diesem Zwecke ernannte er 7 Kapitäne aus dem vorzüglichsten Adel der Stadt, und übergab einem Jeden eines der Stadtthore zur Vertheidigung. Der Eine dieser Feldhauptleute, welchem die Vertheidigung des Thurmes von Porta nova zugefallen war, that sich hiebei so sehr hervor, daß Bischof Ambrosius demselben den Namen della Torre und die Souverainität über die Valesassina, eines Landstriches am Comer-See ertheilte. Tatio Conte di Valsassina wäre nach diesen ein Nachkömmling jenes ersten Della Torre.

Sei nun an dem wie es wolle, gewiß ist, daß Criprando sein Stammwappen (3 goldene Lilien im blauen Felde) mit dem Wappen von Valsassina (ein rother Löwe im goldenen Felde) verband, wozu noch der rothe Thurm in Silber (nach dem einen von Burgund, nach dem anderen als Bezeichnung des Stammes della Torre) hinzugefügt wurde.

Criprand's und der Erbgräfin von Valsassina Sohn war

Martinus I., wegen seiner körperlichen und geistigen Größe der Riese (Gigante) genannt. Derselbe betheiligte sich an dem Kreuzzuge unter Papst Eugen III., Kaiser Conrad II. von Franken und Ludwig II., König von Frankreich, und nachdem er mehrfache Beweise seiner Tapferkeit im Kampfe mit den Saracenen abgelegt hatte, wurde er von denselben gefangen und starb als Märtyrer (1147) in Syrien. Seine beiden Söhne von seiner Gemahlin, aus dem Hause Soresina, waren Paganus I. und Jacobus.

Paganus I. war Consul der Republik Mailand, als welcher er an der Spitze seiner Armee den Kaiser Friedrich II. bekämpfte und schlug. In Folge seines dabei erlangten Ruhmes ernannten ihn die Paduaner zum Prätor ihres Magistrats, welche Stadt Paganus mit Mauern befestigte und mit einer steinernen Brücke (1195) verschönerte.

Jacobus I., zweiter Sohn Martins des Riesen, war Prätor des Volkes von Mailand und starb 1216, von seiner Gemahlin Bertha Visconti drei Söhne hinterlassend: Paganus II., Jacobus II. und Johann.

Paganus II. verband große Tapferkeit mit seltener Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit und machte sich durch seine unbegrenzte Freigebigkeit bemerkbar. Er legte davon Beweis ab, als er die durch Kaiser Friedrich II. geschlagenen und versprengten Kriegsvölker Mailand's nicht nur in seinem Lande Valsassina (1237) aufnahm, sondern ihnen auch seine Schätze und Magazine zur



Verfügung stellte und die Verwundeten behandeln ließ.

Beweis seiner Klugheit legte er ab, indem er den Herrn von S. Bonifacio und den grausamen Ezzelino von Padua mit einander aussöhnte, nachdem dieselben durch ihre Händel die Völker und Städte Italien's gegen einander in die Waffen gebracht hatten.

Zum Gubernator der Stadt Mailand (1240) ernannt, beschützte er dieselbe, indem er sich der angreifenden kaiserlichen Armee bei Rocca d'Adda mit einer kleinen Truppe entgegenstellte und über dieselbe einen glänzenden Sieg davon trug.

Später besiegte er auch die Pavianer und verfolgte sie bis in ihre eigenen Stadtthore, wo sie schimpflich den Frieden erbitten mußten.

Er starb 1241 und wurde im Kloster zu Chiaravalle beigesetzt. Von seiner Gemahlin Agathe von Genf hinterließ er sieben Söhne, als: Hermann, Raimund (Patriarch von Aquileja), Nappo (Napoleon), erster Herzog von Mailand, Salvinus, Franciscus, Caverna und Paganus III., von welchen sieben Söhnen sämmtliche Linien des Hauses Thurn abstammen, als da sind:

Die Fürsten von Thurn und Taxis in Deutschland und Böhmen;

Die Grafen von Thurn in Kärnten, Krain und Steiermark;

Die Grafen von Thurn in Görz und Friaul;

Die Conti Torriani in Italien, so wie auch die ausgestorbenen Linien in Böhmen und Schweden, in der Schweiz und die Grafen von Thurn-Hofer in Duino.

Jacobus II. war mit seinem Bruder (1240) nach Mailand gekommen, wo er auch starb. Er hinterließ zwei Söhne: Martin II. und Philipp.

Johann I., nachdem er an der Herrschaft von Mailand Theil genommen hatte, wurde zum Gouverneur der Städte Brescia, Bergamo und Novara und von Kaiser Friedrich II. zum General seiner Armee ernannt und fiel in einer Schlacht gegen die Cremoneser (1247).

Nun kommen wir zu der Zeit, wo die Herren aus dem Hause de la Torre die souveraine Herrschaft in Mailand erlangten. Der erste Herzog von Mailand aus diesem Geschlechte war

Martinus II. Seinem Oheim Paganus II. als Gubernator und Protector der Stadt nachgefolgt, nahm er in den Zwistigkeiten des Adels und Volkes Partei des Letzteren und vertrieb den Erzbischof Leo Perego, den Führer der Adelspartei, nebst den übrigen Gibellinen-Häuptern aus der Stadt. Aus Dankbarkeit hiefür ernannte ihn das Volk von Mailand zum lebenslänglichen Herzoge und Defensor des Vaterlandes.

Otto Visconti, Nachfolger des Perego im Erzbisthume, richtete all' sein Trachten auf Martino's Sturz und verband sich zu diesem Zwecke mit vielen mächtigen Familien, darunter auch mit dem berühmten Tyrannen Ezzelino von Padua. Als sie zum Angriffe auf Mailand zogen, ging ihnen Martino mit seinem Heere entgegen und besiegte sie vollständig (1259).

Ezzelino stürzte sich in einen Fluß, um sich zu retten, wurde aber gefangen und starb an seinen Wunden. — Indem Martino auf diese Weise seinen Ruhm noch erhöht hatte, pacificirte er das Land und gründete hierauf eine neue Gesetzgebung. Die Stadt verschönerte er durch Erbauung von Palästen, und indem er den Tessin-Fluß ableiten und den berühmten Mailänder Schiffahrtscanal (Navigiio) erbauen ließ. Er starb 1263 und wurde in der Regierung von seinem Bruder

Philipp I. nachgefolgt. Dieser vereinigte Como Novara, Bergamo, Brescia und Lodi unter seiner Herrschaft.

Nach Philipp's Tode wurde

Nappo I. zum Herzoge von Mailand erwählt (1265). Nappo hatte mit dem vertriebenen Erzbischof Otto Visconti vielfache Kämpfe zu bestehen. — Seinen Bruder Pagano hatte er zum Gouverneur von Vercelli ernannt, welcher in dieser Stadt durch Otto's Parteigänger überfallen und ermordet wurde. Nappo, hierüber erzürnt, zog mit einem Heere aus, eroberte Vercelli zurück und ließ aus Rache fünfzig der vorzüglichsten Bürger hinrichten. Später besiegte er Otto Visconti und den Markgrafen von Monferat in der Schlacht von Caratte. Als Nappo vernahm, daß der neuerwählte römische Kaiser Rudolf von Habsburg nach Italien ziehen wolle, schickte er ihm eine Gesandtschaft entgegen, um ihm seine Dienste anzutragen. Rudolf ernannte ihn hierauf zum Generalvicär des römischen Reiches in der Lombardie und vermehrte seine Armee durch 4000 Deutsche, um ihn gegen die Visconti zu schützen.

Nappo hatte zwei Mal die Ehre, Papst Gregor X., welcher nach Frankreich reiste, in Mailand zu beherbergen und zu bewirthen; auch gab er ihm das Geleite mit seinen Truppen bis nach Frankreich.

Die Gelegenheit seiner Abwesenheit benützte Otto Visconti; er eroberte Arona und Angera und ver-

heerte das Land, bis Nappo, da er dies erfuhr, mit Blitzesschnelle zurückkam und ihn auf's Haupt schlug. Otto entkam durch die Flucht; zwanzig Edle aus den ersten Familien, welche gefangen wurden, ließ er ohne Proceß und ohne auf ihre Bitten und Unterwürfigkeits-Erklärungen zu achten, sogleich auf dem Schlachtfelde köpfen. Derart besiegte er Otto Visconti sieben Mal, bis es Letzterem gelang, ihn durch Verrath in der Nacht vom 20. Jänner 1277 in Decimo zu überfallen, wo er sich eben mit seiner Armee befand. Bei dem dort entstandenen Gemetzel wurden Franciscus und Andreotto de la Torre getödtet, Nappo selbst mit seinem Sohne Conrad, seinem Bruder Caverna und seinen Neffen Guido, Herech und Lombard gefangen genommen. Hierauf wurden diese Gefangenen in dem Schlosse Bradello bei Como in hölzernen Käfigen eingesperrt, um dort elend zu Grunde zu gehen.

Nappo starb nach anderthalb Jahren (1278) im Gefängnisse. Caverna und Lombardo folgten ihm in zwei Jahren.

Dieser Herrscher war ein Spielball des Geschickes; anfangs in Allem glücklich, erntete er überall nur Lorbeeren; doch je größer seine Siege und Triumphe, desto gräßlicher sein Ende. Er hatte in Mailand empfangen und bewirthet: König Philipp von Frankreich, König Eduard von England und dessen Gemahlin, den Papst Gregor zwei Mal und Margarethe von Burgund, Gemahlin des Königs von Neapel.

Conrad, genannt Mosca, Sohn Nappo's, der durch sieben Jahre eilf Monate in Bradello gefangen war, wurde in Folge von Zwistigkeiten zwischen den Mailändern und Comaskern (1284) von Letzteren befreit. Er fand bald Anhänger, darunter den früheren Feind seines Hauses, den Markgrafen von Montferat; unterstützt von den übrigen Mitgliedern der Familie, rückte er in's Mailändische mit 20.000 Mann und verjagte die Visconti's mit allen ihren Anhängern, worauf er in die herzogliche Würde seines Vaters wieder eingesetzt wurde.

Von den Visconti's später nochmals angegriffen, schlug er sie bei Borgo di Vicco und regierte hierauf im Frieden bis zu seinem Tode (1307).

Ihm folgte sein Neffe

Martinus III., Sohn des Cassone, eines Bruders Conrad's, welcher nach der Gefangennehmung seines Vaters Nappo den Krieg mit den Visconti's fortgesetzt hatte und in der Schlacht bei Vapri (1281) gefallen war. Er regierte nur einen Monat und einige Tage, nach welcher Zeit er mit Tode abging.

Der folgende und letzte Herzog von Mailand aus diesem Hause war (1307)

Guido, der Reiche genannt, Sohn des beim Ueberfalle von Decimo gefallenen Franciscus, bei welcher Gelegenheit er selbst auch gefangen und im Castelle von Bradello eingesperrt wurde, woselbst es ihm gelang, im Jahre 1283 zu entfliehen.

Zur Regierung gelangt, entfaltete er eine große Macht und Autorität. Er änderte die alten Gesetze und Einrichtungen ab, setzte neue Gerichte und Regierungs-Organe ein, ohne einen Widerspruch zu finden. Endlich trieb er die Willkür so weit, seine Vettern, und zwar Casson, Erzbischof von Mailand dann Moschino, Nappo und Eduard, sämmtlich Söhne des Conrad Mosca della Torre, denen eigentlich die Nachfolge in der Herrschaft gebührt hätte, (1309) verhaften zu lassen.

Vom Papste Clemens VI. wurde er dafür (1310) excommunicirt. — Der diesermaßen übel behandelte Erzbischof Casson della Torre zog sich zum Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg zurück und vermochte ihn zu einem Kriegszuge nach Italien, durch welchen die Herrschaft der della Torre in Mailand (1312) gestürzt wurde. Guido zog sich nach Cremona zurück und starb kurze Zeit darauf.

Von den übrigen Brüdern des Herzogs Nappo, von welchen bisher noch nicht die Rede war, ist besonders hervorzuheben **Raimund**, welcher als Patriarch von Aquilejo berühmt wurde und den Namen „Vater des Vaterlandes" erhielt. Er erweiterte und befestigte seine Hauptstadt Udine und führte Kriege gegen die Venetianer und die Visconti und wurde mit Hilfstruppen des Kaisers Rudolf sowie des Herzogs Meinhardt von Kärnten, der Grafen von Görz, von Ortenburg und Anderen unterstützt.

Der Herzog von Kärnten, die Grafen von Ortenburg und Este leisteten ihm als Lehensträger verschiedener aquilejischer Besitzungen den Eid der Treue. — Nach den Unglückstagen von Decimo und von Vapri zogen sich verschiedene seiner Verwandten zu ihm zurück. Unter diesen war auch sein Bruder

Salvinus, dadurch bemerkenswerth, daß von ihm die Linie der Grafen von **Thurn** abstammt, welche jetzt in **Kärnten** begütert und welche zu beschreiben unsere Aufgabe ist. — Salvinus' Sohn war

Vulcanus, welcher vom Grafen von Görz die Herrschaft Rubia als Lehen erhielt; er starb zu Görz 1307.

Wolfinus, sein Sohn, erhielt vom König Heinrich von Böhmen und Herzog von Kärnten die Herr

schaften Lausan und Volsel als Lehen; er starb zu Görz 1331.

Sein Sohn

Richard wurde von den Grafen von Görz und anderen Fürsten zu verschiedenen Gesandtschaften verwendet, war ein Mann hervorragenden Geistes und vielfacher Kenntnisse. Seine Gemahlin war die Tochter eines Herrn v. Osterwitz. Sein Sohn

Johann hatte Katharina von Weispriach zur Frau. Deren Sohn

Richard II. zeichnete sich als Soldat aus, war Eques auratus. Seine Frau Lucia von Hungersbach; deren Sohn

Mathias heirathete Magdalena, Tochter des Pankraz Lueg, Burggrafen von Lienz. Deren Sohn

Antonius I., General-Capitän der Provinz Görz, hatte zur Frau Amorosa von Landerberg. Seine Söhne Vitus, Andreas, Nikolaus und Mathias dienten vor dem Feinde unter Maximilian I. und Carl V.

Vitus, geb. 1471, wurde im Jahre 1530 von Carl V. für sich, seine Brüder und Erben in den Grafenstand des heil. römischen Reiches erhoben, mit dem Rechte, seinen Unterthanen und anderen ehrbaren Personen adelige Wappen zu ertheilen. Ferner erhielt er das erbliche Oberstihofmeisteramt in Krain und das Oberstmarschallamt in Görz. Er war der Gründer der gräflich Thurn'schen Linie in Böhmen, welche in der Person seines Enkels Heinrich Mathes, des großen Rebellen, berühmt wurde.

Sein Bruder Andreas Graf von Thurn (oder auch vom Thurmb, wie der Name damals häufig geschrieben wurde) ist der Stammvater der kärntnerischen Linie. Seine Gemahlin war Bianca von Formentin, dessen Söhne Erasmus, deutscher Ordensritter, General-Capitän der Seestädte in Croatien und Slavonien, Rath Kaiser Karl's V. und Ferdinand's I., starb 1541;

Christof, welcher Präfect der Bergstädte in Ungarn und geheimer Rath Ferdinand's I. war, die Schlacht bei Mohacz mitmachte und bei der Belagerung von Ofen starb (1554), und

Anton II., welcher sich sowohl als Soldat in den Türkenkriegen, als auch als Staatsmann auszeichnete. Er war Rath Kaiser Ferdinand's I. und Maximilian II., Generalcapitän von Medlingen und Gouverneur von Triest. Er starb zu Laibach 1569. Von seiner Gemahlin Ursula von Edlingen hinterließ er mehrere Söhne, unter welchen die vorzüglichsten Achatz, Johann Ambros und Jobst Josef waren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleidertrachten.

Bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts.

Vorgetragen von A. R. v. Gallenstein.

II.

Die priesterliche Kleidung.

(Fortsetzung.)

Als Vorbild der heiligen Gewänder der christlichen Kirche bezeichnet die Geschichte der Liturgie zunächst die Gewänder, welche im alten Testamente dem Hohepriester und den Opferpriestern für die gottesdienstlichen Verrichtungen vorgeschrieben waren.

Gleichwie der alte Bund als das Fundament des neuen Bundes zu betrachten ist und zu diesem nicht nur in historischer, sondern auch in innerer, geistiger Beziehung steht, sind, merkwürdiger Weise, auch die priesterlichen Gewänder des alten Testamentes als die Grundlage anzusehen, auf welcher die gottesdienstliche Kleidung des neuen Bundes in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche bezüglich der Zahl, der Form und der stofflichen Beschaffenheit theilweise sich gestaltet haben.

Es ist daher von Interesse und für unseren Zweck auch von Wichtigkeit, die priesterliche Gewandung des mosaischen Cultus im alten Testamente einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, um später auf die Wechselbeziehungen zwischen ihr und den heiligen Gewändern der christlichen Kirche zurückzukommen.

Nach dem Gesetze Moses hatte jeder Opferpriester im Dienste Jehova's vier Gewänder anzulegen: die Beinkleider (feminalia); den Leibrock (tunica); den Gürtel (balteus), und die Kopfbedeckung (pileus).

Eine Fußbekleidung war gesetzlich nicht vorgeschrieben und wurde, wie die jüdischen Gelehrten ausdrücklich hervorheben, auch im Tempeldienste nicht getragen, „weil Gott selbst, als er dem Moses und dem Josua sich offenbarte, ihnen befohlen habe: Lege ab deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, wo du stehst, ist heilig."

Das „Unterkleid" — die feminalia, brachae, hebräisch michnasim, — bestanden aus feinem Byssus, von den Juden, wie schon erwähnt wurde, „Schesch" genannt, und waren, wie überhaupt alle alt-testamentarischen Priestergewänder, ohne Naht — aus Einem Stücke gewebt.

Sie reichten von den Hüften bis an die Kniee und wurden um die Lenden mittelst eines eingezogenen Bandes befestiget.

Das zweite priesterliche Kleidungsstück war der „Leibrock", „tunica talaris" — „chethoneth".

Er bedeckte eng anliegend, mit langen Ermeln versehen, den Oberleib und floß faltenreich bis auf die Knöchel des Fußes herab.

Auch der Leibrock war aus feinem, rein weißen Byssusstoffe angefertigt, der aber nicht ganz glatt war, sondern ein kleines, immer wiederkehrendes Muster — meistentheils Polygone — eingewebt hatte.

Nach Anlegung des Leibrockes umgürtete sich der jüdische Opferpriester mit der „Leibbinde", dem „Gürtel", „balteus", „zona", „abanet".

Dieser bestand aus feinem Byssus; seine Grundfarbe war weiß; er war aber mit Wolle in dreierlei Farben: dunkel-violett, himmelblau und hellroth in Stickerei-Arbeit geziert, welche im alten Testamente „opus plumarium" genannt wird, aber mit dem „opus phrygionicum" oder „acupictile" der Römer gleichbedeutend ist.

Die Leibbinde war bereits bei den ältesten Cultur-Völkern zum Aufschürzen der langen, schleppenden Gewänder allgemein im Gebrauche, aber in stofflicher Beziehung von großer Verschiedenheit.

Der „Leibgürtel" der mosaischen Priester hatte eine Länge von 32 Ellen. Auch dieses Kleidungsstück war ein „opus textoris" — ohne Naht, daher ein rundes, hohles Gewebe wie eine Schlange, oder — noch bezeichnender — wie der Docht unserer argandischen Lampen.

Das letzte Gewandstück, welches der jüdische Opferpriester anlegte, war die „Kopfbedeckung", „pileus", „mitra"; hebräisch „migbaoth", im Buche Exodus ausdrücklich als „pileus byssinus" vorgeschrieben.

Sie bestand aus einem 16 Ellen langen, feinen Byssusstreifen, der in Form eines Turbans um den Kopf geschlungen wurde und von weißer Farbe war.

Das gottesdienstliche Kleid des Hohenpriesters hatte diese vier Ornatstücke mit dem Opferpriester gemein. Es kamen ihm aber zur Auszeichnung noch weitere drei Stücke zu, welche wir in einer nächsten Abtheilung der „Trachten-Geschichte" besprechen werden, deren Gegenstand die übersichtliche Geschichte der christlichen Diaconal-Gewänder, der bischöflichen Pontifical-Kleidung und der staatlichen Kleidung sein soll.

Gleich dem mosaischen Opferpriester beginnt der christliche Priester die Vorbereitung zur heiligen Opferhandlung mit Abwaschung der Hände zur Erinnerung an die für beide Culte bestehende Vorschrift: Daß mit reinem Herzen und Körper, in Ehrfurcht und Enthaltsamkeit dem Herrn das Opfer darzubringen sei.

Das erste Gewandstück, mit welchem sodann der christliche Priester sich bekleidet, findet keinen ähnlich geformten oder gleich bedeutenden Verwandten in der Priestergewandung des alten Testamentes.

Es hatte in den früheren christlichen Zeitaltern die Bestimmung, einen Theil des Körpers zu bedecken, dessen auffallende Blöße während der heiligen Handlung das Gefühl des Würdigen und Schicklichen verletzt hätte. Dies war beim christlichen Priester der Hals und der obere Theil der Schultern, welcher, zumal im Mittelalter, wo man im gewöhnlichen Leben kein besonderes Untergewand zur Bedeckung des Halses hatte, wegen des weiten Halsausschnittes im Obergewande einer Verhüllung bedurfte.

Diese nun bezweckte das „Schultertuch" (humerale, amictus), dessen Bestimmung übrigens auch schon in dieser Benennung ausgedrückt ist. Es läßt am füglichsten mit dem leinenen Tuche sich vergleichen, welches im alten Bunde zuweilen von „Leviten" als Untergewand zur Halsbedeckung getragen wurde und „Ephod-Bad" hieß.

Es war, wie sämmtliche kirchliche Untergewänder, im christlichen Alterthume, aus feinem Leinenstoffe — Byssus — verfertigt.

Nachweise für das Bestehen dieses Kleidungsstückes als Theil der priesterlichen Gewandung lassen erst aus den Zeiten der Carolinger sich zu Stande bringen. Die zweckliche Verwendung desselben läßt aber mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß es schon seit den apostolischen Zeiten — seit dem Bestehen der christlichen Kirche — im Gebrauche gewesen sei.

Bei älteren liturgischen Schriftstellern wird das „Schultertuch" auch „anaboladium" oder „anabolagium" genannt, welches Wort überhaupt eine „Hülle" oder einen „Umwurf" bezeichnet.

Im zehnten Jahrhunderte erhielt dasselbe eine ornamentale Ausstattung — die „plaga" oder „parura". Es war dies ein länglich-viereckiges Stück Seidenstoff, welches mit verschiedenen reichen Stickereien oder gewirkten Ornamenten (nicht selten auch mit Sinnsprüchen) verziert war und mitten auf dem Humerale am unteren Saume aufgenäht wurde.

Die „plaga" hatte zum Theile den Zweck, das Zusammensitzen des aus welchem Stoffe bestehenden Schultertuches auf dem nackten Halse zu verhüthen.

In späterer Zeit waren die mit der „plaga" geschmückten Humeralien, die man „amictus paratus" nannte, nur noch eine Auszeichnung der Bischöfe.

Erst im siebenzehnten Jahrhunderte kam die „parura" ganz außer Gebrauch.

Das Schultertuch bildet der Quere nach ein längliches Viereck. Alte kirchliche Vorschriften bestimmen die Länge desselben auf zwei „Cubitus", die Breite auf anderthalb „Cubitus".

Der römische Cubitus reichte vom Knöchel des Ellbogens bis zur Spitze des Mittelfingers.

An den beiden vorderen Ecken sind Bänder oder Schnüre angebracht, welche über die Brust und unter den Armen durchlaufen und zur Befestigung dienen.

So lange das Schultertuch mit der „plaga" versehen war, wurde dasselbe zuerst über den Hinterkopf — in Form eines Helmes — gelegt und nach Vollendung des priesterlichen Anzuges, in vielen Kirchen aber erst am Altare — nach dem Staffelgebete — am Halse zwischen die Albe hinabgelassen.

Diese Kopfbedeckung wurde später durch das „Birett" ersetzt, wovon später die Rede sein wird.

Bei einigen Mendicanten-Orden besteht der Gebrauch jetzt noch, das Humerale vor und nach der Messe über das Haupt zu ziehen.

Nach Anlegung des Schultertuches bekleidet sich der Priester mit dem Untergewande (alba, camisia) — der „Albe".

Der Gebrauch dieses Kleidungsstückes läßt sich bis in das höchste Alterthum zurück verfolgen.

Schon die Priester der egyptischen Isis trugen lange weiße Gewänder aus Leinenstoffen.

Diesen nachgebildet war im alten Bunde die „tunica" („talaris" — „poderis") des Opferpriesters, als deren Verwandte die Albe des christlichen Priesters sich nicht verleugnen kann, und als mit welcher vollkommen gleichbedeutend sie auch von den alten liturgischen Schriftstellern bereits bezeichnet wird.

Als es in Rom in den Zeiten der späteren Kaiser üblich wurde, zur Winterszeit zwei Tuniken übereinander zu tragen, nannte man die zu unterst liegende „subucula", „interula" oder „camisia", und pflegte dieses lange, faltige, aus weißer Naturwolle oder Leinenstoff bestehende Unterkleid mit einem Gürtel (zona) aufzuschürzen und um die Lenden zu befestigen.

In solche geschürzte weiße Untergewänder waren in der römischen Kaiserzeit bei Festgelagen auch die aufwartenden Diener gekleidet und hießen „ministri albati".

Die weiße leinene „subucula" oder „camisia" war in dem apostolischen Zeitalter die ausschließliche Feierkleidung der Priester bei der Darbringung des heiligen Opfers.

Spätere liturgische Schriftsteller der früh-christlichen Zeit bezeichnen die weiße „Albe" als das feststehende kirchliche Untergewand des Priesters und als das alleinige Obergewand für den kirchlichen Gebrauch einzelner niederer Cleriker.

Die Form der „Albe" ist die eines langen, weiten, über die Füße wallenden, mit einem Durchlasse für den Kopf und mit Ermeln, welche sich nach oben erweitern, versehenen Leibrockes und unterscheidet sich von der „tunica talaris" des alten Testamentes nur durch ihre größere Länge und faltenreiche Fülle.

Ihre Farbe war bis in das zwölfte Jahrhundert unverändert reines Weiß.

Von der ursprünglichen Einfachheit, welche sie als Untergewand vorzugsweise charakterisirte, hat dieses priesterliche Kleidungsstück aber im Laufe der späteren Jahrhunderte Manches eingebüßt.

Die Verzierung der bischöflichen Alben mit gestickten oder gewirkten, häufig mit Gold und edlen Steinen ornamentirten Besätzen vorne am unteren Saume und an den Ermeln, und die Anwendung reich gestickter, goldverbrämter Säume um die ganze Weite der Albe wurde bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auch auf die festtäglichen Alben überhaupt übertragen, welche dann „albae paratae", „frisiatae" oder „fimbriatae" hießen und in alten Inventarien reicher Kirchen noch aufgeführt gefunden werden.

Das neuerung- und putzsüchtige, aber auch mit allem guten Geschmacke brechende Zeitalter der Renaissance begnügte sich auch mit diesen, zwar dem ursprünglichen Charakter der „Albe" zuwiderlaufenden, aber immerhin noch würdigen Verzierungsweisen nicht mehr.

Man überlieferte gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bereits auch die kirchliche „Albe" den Händen der Weißzeug-Stickerinen.

Die unteren Ränder wurden in den verschiedensten Dessins durchlöchert und ausgeschnitten und, nach Art der heutzutage sogenannt „ausgeschlungenen" Kleider, Röcke und Kinder-Beinkleider, mit Stickereien in Zwirn und Seide verziert. Man besetzte selbe auch wohl mit Spitzen, oder kürzte gar die Länge der Albe ab und ergänzte selbe mit breiten Besätzen von gehäkelten und geklöppelten Spitzen, die man, ganz dem Begriffe und ursprünglichen Sinne der „Albe", sowie den kirchlichen Ueberlieferungen entgegen, mit farbigen Stoffen unterlegte, um die breiten Säume weithin leuchtend und kennbar zu machen, und der moderne Alltagsgeschmack unterschied, wie Dr. Franz Bock in seiner von mir schon früher bezogenen „Ge-

schichte der liturgischen Gewänder" mit schlagender Schärfe bemerkt, „bei der Ausstattung der Albe „kaum mehr zwischen Altar und Concert-Salon, indem „man die Albe oft bis zum Gürtel durchsichtig ge„stalten und so aus dem ursprünglichen ernsten Prie„stergewande fast ein transparentes Tüllkleid zurück„ten ließ."

(Fortsetzung folgt.)

Spätherbst.

Nach finster'n Nebeltagen
Der Himmel blau und rein!
Mit Silbergipfeln ragen
Die Alpen still hinein.
Schon fielen dichte Flocken
Um Fels und Weide her,
Wo längst die Heerdeglocken
Verhallt, die Hütten leer.

Die Jäger und die Hunde,
Froh kehren sie nach Haus;
Zutiefst im feuchten Grunde
Haucht seine Seele aus
Der Hirsch, verlechzend, blutend
Das Haupt geneigt zum Bach,
Im Todeskampfe fluthend
Das Auge, bis es brach.

Das ist ein großes Sterben
Nunmehr in aller Welt!
Die Krähen, lust'ge Erben,
Sie flattern über's Feld;
Bald hat die letzte Welle
Des Lebens ausgeschäumt,
Bald hat das Herz, das schnelle,
Den letzten Traum geträumt.

Was dann? — O frage nimmer,
Was künftig werden mag!
Noch zaubert Sonnenschimmer
Um Wald und Busch und Hag —
Und kommt die Nacht und jagen
Die Nebel stumm herein,
Laß heiter dein Entsagen
Wie dieser Himmel sein!

Ernst Rauscher.

Heimatliche Chronik.

(Die vierte Kammermusik-Production) des Herrn Franz Decker am vergangenen Samstage den 21. November, welche die letzte in dem angekündigten Cyclus war, hatte auch die zahlreichste Zuhörerschaft. Ein Beweis, daß die Theilnahme an diesem schönen Unternehmen im Steigen begriffen ist, und ein weiterer Beweis dafür, daß unser Publikum das Gediegene, auch wenn es ihm anfänglich neu und fremdartig erscheint, sehr bald schätzen und lieben lernt. Den Beginn des Abends machte Beethoven's Trio in C-moll, op. I, Nr. 3, für Klavier, Violine und Violoncell. Ist dieses Trio ein Werk, welches einen echten Beethovianer in gelinde Verzückung zu versetzen vermag, so muß selbst der Laie in solchen Dingen, wenn er nur überhaupt Empfänglichkeit für die geheimen Zauber musikalischer Kunst hat, sich hingerissen fühlen. Es gehört zu den schönsten jener Werke, in denen die Melodie als solche herrschend ist. Es müssen nämlich bei Beethoven auch in einer und derselben Kunstart verschiedene Phasen seiner musikalischen Entwickelung angenommen werden; das fragliche Trio gehört nun unstreitig zu jenen, in welchen — wie bei Haydn und Mozart — der sogenannten absoluten Melodie der Vorrang eingeräumt ist, und wodurch sich dasselbe ganz besonders für das allgemeine Verständniß eignet. Die äußere Form, in der es auftritt, enthält noch in seinem zweiten Satze ein Thema und Variationen, so wie im dritten Satze den Menuett mit Trio. Was den ersten und vierten Satz anbelangt, so sehen wir die äußere Form auch noch von den Musikern der neuesten Richtung beibehalten, während wir bei ihnen an Stelle der zwei Mittelsätze ganz eigenthümlichen Formen begegnen, welche größtentheils ein Ergebniß der späteren Zeit sind. — Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, darzuthun, ob darin ein Fortschritt oder Rückschritt liege, wir haben hier nur das auch vom Publikum anerkannte Factum zu constatiren, daß solche Variationen und ein solcher Menuett, wie wir ihnen in dem besprochenen Trio begegnen, einzig in ihrer Art sind und den Zauber ihrer Schönheit auch in der entferntesten Zukunft behalten werden. Der erste und letzte Satz aber stehen unzweifelhaft auf der Höhe Beethoven'scher Kammermusik und gleichen ewig schönen Götterbildern, von deren Anblicke man trunken wird, die man aber weder beschreiben noch nennen kann. — Die Reproduction dieses Meisterwerkes war eine durch und durch gelungene, so weihevoll und gediegen, daß wir uns Glück wünschen, solche Kräfte zu besitzen. — Das angekündigte Gesangstück, welches darauf hätte folgen sollen, unterblieb. Wir haben dieses unvorhergesehene Tacet sehr bedauert. Unser Verdruß war jedoch bald besiegt, als der Concertgeber sich wieder zum Klaviere setzte, um uns zwei Stücke vorzutragen, welche den abgetanzenen zwei letzten Jahrhunderten angehören, nämlich ein Bach'sches Präludium aus der zweiten englischen Suite und Variationen von Händel. Beide Stücke werden vielleicht dem größeren Publicum nur ein interessantes Beispiel für die musikalische Gefühls- und Ausdrucksweise einer längst vergangenen Zeit gewesen sein; die Eingeweihteren aber haben zweifellos mit der größten geistigen Befriedigung die echte Signatur eines großen Tondichters darin gefunden. Wenn bei Bach's Präludium die Form des fugirten Themas und die contrapunktische Behandlung uns Epigonen auch gewissermaßen ungewohnt erscheinen sollte, so werden wir uns doch nach wenigen Minuten darin so heimisch fühlen, als wäre dies gestern gedacht und gedichtet worden; wie vergessen die Kluft der Jahrhunderte, wir fühlen uns mitgezogen in diesen so zu sagen dialektischen Strudel tönender Wellen; wir fühlen uns gekräftigt von jener glaubensfesten Positivität, von jener

männlichen Stärke und edlen Heiterkeit, die um Bach's Schläfe den Lorbeer der Unsterblichkeit wand. Und hören wir dann wieder Händel's Variationen, so staunen wir über die Fruchtbarkeit eines Geistes, der ein glücklich erfundenes Thema in allen möglichen Wendungen mit neuen Blüthen zu schmücken, in den wechselndsten Farben erglänzen zu machen und bald mit neckischem Humor, bald wieder mit gründlichem, vollem Ernste dasselbe sich gewissermaßen in sich selbst zu verzehren zwingt. Wir haben darin ein ganzes Stück jenes deutschen Tondichters, den seine Nation zwang, das kalte Albion zur Begeisterung zu entflammen und im fremden Lande den Grundstein seines hohen Ruhmes zu legen.

Man muß solche Stücke aber auch spielen, wie sie Herr Decker spielte, den wir ob der Wahl nicht minder als wegen der wahrhaft künstlerischen Ausführung beglückwünschen.

Den Schluß bildete das H-moll Quartett von Mendelsohn für Klavier, Violine, Viola und Violoncell. Außerordentlich schwierig für die Darstellung, vereinigt dieses Werk alle jene Vorzüge, welche diesen Tondichter in den jüngst abgelaufenen Decennien zum Gegenstande der Bewunderung, ja der Liebe der großen Mehrzahl der Musik-gebildeten Deutschen gemacht haben.

Für Den, der Mendelssohn, seine Formvollendung und seinen edlen Schwung kennt, ist es genug, zu sagen, daß dieses Quartett zu seinem Besten gehört, was er geleistet. Die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig, und das ist — sehr viel, wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten bedenkt, die hier in jedem Parte dem ausführenden Musiker entgegentreten. Aber auch von Seite der Auffassung und künstlerischen Wiedergabe im Einzelnen wurde uns hier ein großer Genuß geboten.

Wir schließen diese Mittheilungen über den Cyclus von Kammer-Productionen mit dem Wunsche, daß den Zuhörern keine zu lange Pause zugemuthet werden möge, und daß sich das Gerücht bewahrheite, wonach eine Fortsetzung dieser, dem Publicum werth gewordenen Abende zu hoffen wäre.

Verschiedenes.

(Napoleon im Jahre 1806.) Vor einigen Wochen ist in Paris der dreizehnte Band der Correspondenzen Napoleon's I. mit seinen Generalen und Ministern publicirt worden. Es umfaßt dieser Band den Zeitraum vom 20. Juli bis zum 30. November 1806, also eine für Deutschland sehr ominöse Periode. In den gegenwärtigen Tagen der Erinnerung an die vor fünfzig Jahren erkämpfte Befreiung von der Fremdherrschaft kann ein Blick in diese Correspondenzen unser dankbares Gefühl für die Befreier Deutschland's nur vermehren. Am 5. August 1806 schreibt Napoleon an Talleyrand: „Alle in Deutschland verbreiteten Flugschriften kommen von Nürnberg; benachrichtigen Sie den Senat dieser Stadt, daß, wenn er nicht augenblicklich die Buchhändler verhaften und diese Flugschriften verbrennen läßt, ich, ehe ich Deutschland verlasse, Nürnberg exemplarisch bestrafen werde." — An demselben Tage schrieb er dem Marschall Berthier: „Ich setze voraus, daß Sie die Buchhändler in Nürnberg und Augsburg haben verhaften lassen; mein Wille ist, daß sie vor eine Militär-Commission gestellt und binnen vier und zwanzig Stunden erschossen werden sollen. Es ist kein gewöhnliches Verbrechen, an Orten, wo sich französische Armeen befinden, Flugschriften zur Verhetzung des Volkes zu verbreiten; das ist Hochverrath. In dem Urtheile muß es heißen, daß überall, wo eine Armee sich befindet, es die Pflicht des Commandanten ist, für ihre Sicherheit zu sorgen, und daß die Leute, welche überführt wurden, die Schwaben gegen die Franzosen aufgereizt zu haben, zum Tode verurtheilt wurden. In diesem Sinne muß das Urtheil lauten. Sie werden die Schuldigen in die Mitte einer Division stellen und sieben Obersten zu Richtern ernennen. Sagen Sie auch im Urtheile, daß die Flugschriften von den Buchhändlern Kupfer in Wien und Enrich in Linz gesandt worden, welche Beide in contumaciam zum Tode verurtheilt sind, und daß das Urtheil vollstreckt werden wird an dem Orte, an welchem sie von französischen Truppen ergriffen werden. Verbreiten Sie das Urtheil über Deutschland." *) — An Murat schrieb der Kaiser an demselben Tage: „Vergessen Sie nicht, daß in Kraft und strenger Justiz die Gutmüthigkeit der Fürsten besteht; Sie dürfen die Güte einer Privatperson nicht mit der eines Königs vergleichen. Ich bin begierig, zu erfahren, wie viel Eigenthum Sie confiscirt, und über welche Anzahl von Aufständischen Sie verfügt haben. Lassen Sie in jedem Dorfe drei Personen als Rebellenführer erschießen und zeigen Sie den Geistlichen keine größere Zärtlichkeit als Anderen." — An Fouché schreibt der Kaiser am 23. August: „Schreiben Sie dem General Menou, daß, wenn Jemand wegen Reden gegen die Regierung verhaftet oder vor Gericht wegen Störung der öffentlichen Ruhe gestellt und freigesprochen wird, er doch verhaftet bleiben und Ihnen davon Anzeige gemacht werden muß; er soll auch Diejenigen verhaften lassen, die mit dem Könige auf Sardinien in Correspondenz stehen, und die Güter aller Derer sequestriren, die ihm dahin gefolgt sind."

(Renovation des Deutschordenshauses in Wetzlar.) Eine Anzahl von Bürgern in Wetzlar ist zusammengetreten, um der Erhaltung und theilweisen Erneuerung der durch Goethe's „Werther" bekannt gewordenen Oertlichkeiten ihre Sorge zuzuwenden. Besonders wünschenswerth erschien es, das Buff'sche Familienzimmer im Vorhause am Hofe des deutschen Hauses möglichst wieder in den Stand zu setzen, in welchem es Goethe fand. Die Wände zeigten sich wohlerhalten, nicht tapezirt, neu angestrichen und mit einfachen Malereien verziert. Ein großer Theil der Möbeln wird noch aufzutreiben sein, da die jüngeren Geschwister Lottens noch bis vor nicht langer Zeit in Wetzlar lebten; auch befindet sich, so viel bekannt, das alte Klavier noch in einem der Bürgerhäuser. Von künstlerischer Hand soll nach dem Stahlstich in „Goethe's Briefwechsel mit Kestner" und den Angaben in „Werther" ein Bild Lottens für das Wohnzimmer gemalt werden.

*) Der wackere Buchhändler Palm in Nürnberg ist in Folge dieses Befehles wirklich erschossen worden.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 49 **Sonnabend, den 5. Dezember** **1863.**

Die Grafen von Thurn-Valle-Sassina-Como-Vercelli Freiherren von Kreuz.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun auf die drei Söhne Anton's II., Achatz, Johann Ambros und Jobst Josef, wovon der erste der Ahnherr der in Kärnten fortblühenden Linien, der zweite der Gründer ihres Besitzes in demselben und Stifter des gräflichen Fideicommisses, der letzte uns als Mensch und Krieger merkwürdig bleibt.

Wenn wir in der biografischen Schilderung zuerst mit J o h a n n A m b r o s, dem jüngsten Sohne Anton's II., beginnen, so findet dieses darin seine Veranlassung, weil derselbe durch seine politische Stellung, durch seine Erwerbungen in Kärnten und als eigentlicher Gründer des heimischen Hauses der Thurn, durch seine Persönlichkeit und seinen hervorragenden Einfluß auf die Neubildung der österreichischen Monarchie unter Kaiser Ferdinand II., wie früher am Hofe seines Vaters, des Erzherzogs Karl von Inner-Oesterreich, unser Interesse in hohem Grade erregt.

Johann Ambros war den 4. Dezember 1537 zu Lack geboren, erhielt die erste Ausbildung von seinem Vater und durch ausgewählte Lehrer, wie denn damals, in der Zeit des wiedererwachenden classischen Studiums dies eine der ersten Anforderungen der Welt an Adelige war. Kaiser Ferdinand I. nahm den hoffnungsvollen, wohlgestalten Sprößling des gräflichen Hauses unter seine Edelknaben auf. Außer den ritterlichen Uebungen zog ihn besonders das Sprachstudium an, so daß er außer in der ihm angebornen deutschen und slovenischen auch in der lateinischen, italienischen und böhmischen Sprache mit Fertigkeit und Zierlichkeit sich ausdrücken konnte. Nebstdem suchte er durch das Rechtsstudium für Staatsdienste sich auszubilden und durch Reisen in den Ländern der Monarchie wie in Italien, Frankreich, Spanien und Polen sich Menschen- und Sachenkenntnisse zu verschaffen.

Die Folge seiner Bemühungen und seines sicheren Auftretens bei Hofe war, daß Erzherzog Karl ihn zum geheimen Rathe, womit ihn auch die Kaiser von Maximilian II. bis Ferdinand II. auszeichneten; ferner zum Hofmarschall, Landeshauptmann in Krain ernannte, so wie er das Erblandhofmeisteramt in demselben seinem Stamme übertrug. Johann Ambros war 1582 der Begleiter des Erzherzogs auf den Reichstag nach Augsburg, zur Erwirkung der Türkenhilfe, und merkwürdig bleibt es, daß sich im gräflichen Archive zu Bleiburg mehrere Schadlosverschreibungen der deutschen Kaiser aus dem österreichischen Hause wegen Nichteinladung unserer Grafen von Thurn zum Reichstage und eine Bestätigung des vom Kaiser Karl V. ausgestellten Grafen-Diploms, gegeben den 8. October 1567, vorfindet, worin von Kaiser Maximilian II. diese Bescheidung auf die Reichstage als Recht der Grafen von Thurn vorkommt, wie eine solche Citation von Kaiser Karl V. des Grafen Thurn und seiner Vettern bereits auf den zu Augsburg 1553 abgehaltenen Reichstage sich findet. Im Jahre 1590, am Todtenbette noch, ernannte ihn Erzherzog Karl zum Obristhofmeister seiner minderjährigen Prinzen, einen Beruf, den er mit eben so großer Gewissenhaftigkeit als Einsicht erfüllte.

Von seinem innigen Verhältnisse zur erzherzoglichen Familie gibt nichts so sehr Zeugniß als die vielen Briefe, welche aus der Periode von 1580—1620 erübrigen, die sich theils gedruckt in H u r t e r's Geschichte Kaiser Ferdinands II., 1. Band, dann in seiner Geschichte der Erzherzogin Marie, theils im Hausarchive im Originale, und zwar als eigenhändig, vorfinden. Wir haben deren vier vom Erzherzog Karl, seinem Sohne Ferdinand, als Erzherzog und Kaiser, zwei von Herzog Wilhelm aus Baiern, dessen Oheim und der Erzherzogin Anna, nachhin Königin von Polen, vor uns liegen; dann vierzehn Briefe der Erzherzogin Marie, Gemahlin Karls und Mutter Ferdinands, an J. Ambros Grafen von Thurn und seine Gattin Salome, geborne Gräfin von Schlick, welche eine tiefe Einsicht in die damaligen Staats- und Hof-Verhältnisse gewähren und den hohen Werth der An-



gesprochenen in den Augen der Regenten-Familie bezeugen.

Wenn Herzog Wilhelm besonders auf die katholische Gesinnung unseres Grafen J. Ambros appellirt und ihm die „Reinigung" des Hofhaltes zu Graz von diesen, Glauben feindseligen Elementen vertrant, suchen die Erzherzoge Karl und Ferdinand bei ihm Rath und wirksamen Beistand. So beruft ihn Karl unter 12. Juni 1588 aus Laxenburg nach Bruck zur am 2. Juli abzuhaltenden geheimen Conferenz in seinen schweren Angelegenheiten, die er nur mit ihm mündlich besprechen könne. Erzherzog Ferdinand, dem es tief anlag, daß er vernehmen mußte, der kaiserliche Hof zu Prag gehe damit um, die Nachfolge in den Königreichen Ungarn und Böhmen der Habsburgischen Linie in Spanien zu übertragen, sucht unter 3. October 1606, nachdem sich Thurn seit 1597 vom Hofe zurückgezogen, bei ihm Auskünfte unter heiligster Geheimhaltung. Nach dem Tode seiner Mutter, die Ambros mit besonderem Vertrauen beehrt hatte, ersuchte er Thurn unter 18. Mai 1608 in seinen Mittheilungen an ihn und seine Gemahlin fortzufahren, besonders als er sich damals ob eines Rechtsstreites in Wien längere Zeit aufhielt. Am 23. October darauf sprach Erzherzog Ferdinand ihn um ein Darlehen von 30.000 fl. für seinen als Bischof nach Breslau abgehenden Bruder Karl an, mit dem, daß, falls er diese Summe über ein Jahr nicht rückerhalte, ihm die Herrschaft Ratmannsdorf als eigenthümlich verfalle, was auch geschah. Mit gleichem Vertrauen wendet sich der Erzherzog 1609 in den ungarischen Angelegenheiten an ihn und zuletzt noch als Kaiser am 19. November 1619 um Aufbringung eines Staatsdarlehens im verhängnißvollen — dann dreißigjährigen Kriege.

Sprechen diese Briefe den Werth des Mannes in hohem Grade aus, so jene der Erzherzogin Marie die herzlichste Gewogenheit und freundschaftliche Theilnahme für Thurn, mit der Betheuerung, daß sie durchaus nicht auslange, um den Dank für seine Liebe und Treue zu bezeugen, und daß Ferdinand gar nicht ihr Sohn wäre, wenn er dieses nicht in vollem Maße erkennen würde.

Graf Ambros halte, wie angedeutet, sich auf seine Besitzungen zurückgezogen. Unter diese gehörten seit 1584 das Amt Kappel, seit 1585 das Amt Stein in Kärnten, in dem er sich mehrfältig schon damals aufhielt, so daß Erzherzog Karl seinen Brief vom 12. Juni 1588 an ihn nach Mannsberg datirte. Den 24. April 1601 kaufte er Bleiburg von dem Erzherzoge um 80.000 fl., hielt sich von da an bis zu seinem am 14. September 1621 im hohen Alter von 84 Jahren erfolgten Tode meistens daselbst auf und fand auch in der dortigen Schloßcapelle, seinem Wunsche gemäß, die Ruhestätte.

Mit seiner Gemahlin Salome, gebornen Gräfin von Schlick, lebte er im zärtlichsten Verhältnisse, so daß es auch die Erzherzogin nie unterließ, sie in ihren Briefen herzlich zu grüßen nnd zu sich zu laden. Diese Grüße galten auch ihren beiden Kindern, dem Söhnchen Broserl (Ambros) und dem Töchterchen Margareth. So erwähnt sie unter Anderem im Briefe vom 20. Dezember 1591, „sie habe fleißig auf Broserl gedacht, es werde ihm am Kindleinstage (St. Niklas) recht wohl ergangen sein." — „Sagt ihm," setzte sie bei, „daß ich ihn frage, ob ihm der Bart noch nicht gewachsen sei? Mein Sohn hat eine neue Scheere schleifen lassen, um ihm, wenn er kommt, den Bart abzuschneiden." Diese elterliche Freude ist beiden vor ihrem eigenen Ende zu Grabe getragen worden, denn als Graf Ambros am 24. Februar 1618 sein Testament machte, war er kinderlos. Salome starb den 18. Juli 1617. Am 30. Juli d. J. schrieb Erzherzog Ferdinand einen Tag nach seiner Krönung als König von Böhmen von Prag aus einen eigenen Beileidsbrief an Thurn über den Verlust seiner lieben Lebensgefährtin.

In obigem Testamente errichtete er erwähntes Fideicommiß und setzte seines Bruders Achatz Sohn, Johann Ludwig, zum Besitzer von Bleiburg, und dessen Neffen Johann Ambros zum Erben der Herrschaft Radmannsdorf ein, mit dem jedoch, daß, wenn sein Mannsstamm ausginge, dasselbe an die erstere Linie zurückfalle, während Bleiburg nach dem Aussterben der beiderseitigen männlichen Descendenten an die böhmische Linie der Grafen von Thurn übergehe.

Achatz Graf von Thurn, geb. 1529, dessen Sohn J. Ludwig die Bleiburger Linie begann, war Gemahl der Gräfin Polirena von Schlick. Er ließ sich von der Strömung der Zeit fortreißen, wurde mit ihr Protestant. Achatz besaß die Schlösser Kreuz und Oberstein in Krain, an welchem ersteren er in der von ihm errichteten Capelle seit 1595 ruht. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen kräftigen Mann voll Geistes, Wissenschaft und kriegerischen Muthes. Er fand sich, wie in mehreren Feldzügen, bei seinem Vetter Niklas Grafen von Zriny in Sigeth, welches 1566 die berühmte Be-

lagerung von Sultan Soliman aushielt. Die beiden Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. ernannten ihn zu ihrem Kriegsraths-Präsidenten. Als solcher leitete er den Bau der Festung Carlstadt und zog 1592 mit dem Markgrafen Karl von Burgau, so wie 1594 mit Erzherzog Maximilian, eine kurze Zeit König von Polen, gegen die Türken zu Felde.

Jobst Josef, geb. 1533, besaß diese kriegerischen Eigenschaften in noch höherem Grade. Er diente unter Ungnad und Lenkowitsch, dann mit dem bekannten Helden Herbart von Auersberg in Krain, um die Grenze Innerösterreichs gegen den Erbfeind zu vertheidigen. Als Anführer der krainerischen Ritterschaft und Giltpferde schlug Jobst am 26. Sept. 1566 vor Novigrad an der Unna den Bascha von Kleuna mit seiner achtmal überlegenen Macht, und nahm ihn gefangen. Außer andern siegreichen Gefechten, lieferte er am 5. Februar 1573 einer Schaar aufrührerischen Bauern, die unter dem bekannten Illia, den Bauernkaiser fochten, bei Landstraß ein entscheidendes Treffen (Balvasor IV. B. S. 467, 484 und 506.) Einen noch größeren Sieg erfocht er am 24. Oct. 1584 über den Pascha von Bosnien bei Slun, wo der Türken nicht weniger als 4000 blieben.

Kaiser Maximilian II. schlug in Folge des ersten dieser Siege den Helden eigenhändig zum Ritter und ernannte ihn zum Generalkapitän von Dalmatien, welche Würde im Jahre 1584 auf die Königreiche Kroatien und Slavonien ausgedehnt wurde. Sein größter Ruhm war jedoch seine Menschlichkeit und Freigebigkeit, welche ihm von seinen Kriegern den Ehrennamen „Vater" erwarben. Er starb, als Kaiser Rudolf's II. Gesandter in Venedig im Jahre 1589, ohne von seiner Gemahlin Katharina von Pölschach, Kinder zu hinterlassen.

Im Schlosse zu Bleiburg finden sich die Ahnenbilder dieser drei Brüder in Lebensgröße, mit allen jenen Attributen ausgesteuert, welche dieser ihrer beschriebenen Persönlichkeit und ihren Lebens-Verhältnissen entsprechen, und von dem Schlosse Blankenstein bei Cilli, welches Joost seiner Familie als Fideicommiß verschaffet, herstammen.

Wir haben damit die Scene eröffnet, und eilen nun mit beschleunigten Schritten der Gegenwart zu, um da noch einmal das reich und glänzend ausgestattete Bild der nächsten Vergangenheit zu entrollen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleidertrachten.

Bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts.

Vorgetragen von A. R. v. Gallenstein.

II.

Die priesterliche Kleidung.

(Fortsetzung.)

Gleichsam als ein ergänzender Theil der „Albe" ist das dritte priesterliche Gewandstück: der Gürtel („zona", „balteus", „cingulum") zu betrachten.

Gleich ihr stammt auch der priesterliche „balteus" aus dem grauesten Alterthume und stand von jeher sowohl mit der profanen wie mit der priesterlichen Kleidung in engster Verbindung.

Auch der Priestergürtel hat, wie wir früher gehört haben, sein formverwandtes Vorbild in der priesterlichen Gewandung des alten Bundes und war in der früh-christlichen Zeit auch in Stoff und Form dem „balteus" des mosaischen Opferpriesters sehr ähnlich, von dem er nur durch seine reine weiße Farbe und gänzliche Schmucklosigkeit sich unterschied.

Schon seit dem zehnten Jahrhunderte erfuhr aber der priesterliche Gürtel mancherlei Veränderungen.

Nebst den Gürteln aus Leinenstoffen fing man an, auch solche aus Seide zu verfertigen. So finden sich in einem Schatzverzeichnisse des Stiftes St. Georg zu Köln aus dem Ende des eilften Jahrhunderts zwei Gürtel aufgeführt: II cingula, unum de pallio, aliud de serico.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert hatten diese Gürtel aber noch immer die Bandform in der geringen Breite von zwei bis drei Fingern. Sie wurden nicht selten mit Stickereien in Seide verziert, welche vielfarbige Blumen oder fantastische Thiere darstellten, oder man durchwebte sie mit Gold- und Silberfäden. Die Länge betrug wenig über zwei Ellen.

Die beiden Enden des Gürtels liefen in Fransen aus, welche natürlich dem Stoffe entsprachen, aus welchem der Gürtel selbst bestand.

Erst im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte kamen allmälich die heutzutage noch üblichen gedrehten, strickförmigen Gürtel von Posamentier-Arbeit in Gebrauch, welche in eine oder auch drei und noch mehrere, häufig in unförmliche Größe ausartende Quasten oder Trodbeln ausliefen, jedenfalls aber von dem eigentlichen, liturgisch feststehenden priesterlichen Gürtel gänzlich abweichen. Wie schon früher erwähnt worden

ist, wurden die kirchlichen Gewänder des apostolischen und früh christlichen Zeitalters nicht nur ihrer stofflichen Beschaffenheit und ihrer Form nach den edleren Profan-Gewändern der damaligen Zeit entlehnt, sondern sie behielten im kirchlichen Gebrauche auch unverändert ihre profanen Namen.

Dies ist auch bei der „Stole" (stola, orarium) der Fall, welche in jenen Tagen ein Ehrengewand römischer Matronen war und ohne Veränderung der Form und des Namens von der christlichen Kirche als gottesdienstliches Feierkleid in Gebrauch genommen wurde.

Die profane römische Stola, welche, wie gesagt, ein auszeichnendes Kleid der römischen Matronen war, aber auch von vornehmen Patriciern, ja selbst von Königen und Kaisern getragen wurde, war ein faltenreiches Gewand, welches den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes und des Halses, bedeckte, so daß, wie Xenophon bemerkt, an dem damit Bekleideten kein Gebrechen wahrgenommen werden konnte.

Die Farbe der Stole war meistens weiß. Sie bestand entweder aus feinem Byssus, oder aus einem feinen, mit Gold durchwebten Wollstoffe.

Das einzige auffallende Ornament der vor-christlichen Stole war ein kaum handbreiter Streifen aus Gold- oder Purpurstoff (fascia), der so auf die Stole aufgenäht war, daß er als „fasciola" oder „limbus" (Binde, Schlinge) von den Schultern, auf beiden Seiten nach der Länge des Gewandes parallel laufend, bis zum Saume der Stole herabfloß.

Dieser ornamentale Streifen nun, diese Binde oder Schlinge ist heutzutage von dem faltenreichen ursprünglichen Gewande allein übrig geblieben und bildet als pars pro toto unter dem Namen des ganzen ehemaligen weiten Kleides — die heutige priesterliche Stole.

Der Zeitpunkt, wann diese bedeutende Veränderung vor sich gegangen, wann der faltenreiche, umhüllende Stoff der Stole, der den ganzen Leib bis zu den Füßen bedeckte, weggefallen und sein Name auf den aufgenähten ornamentalen Purpurstreifen übertragen worden ist, läßt sich genau nicht bestimmen.

Aus alten Mosaiken und Monumenten läßt sich nachweisen, daß um die Mitte des sechsten Jahrhunderts die „Stola" noch in ihrer vollen ursprünglichen Gestaltung im Gebrauche war. Mit größerer Annäherung dürfte sich auf die Zeit, mit welcher die frühchristliche Stole in ihrer Form so wesentlich modificirt wurde, aus einer zweiten Benennung schließen lassen, welche in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts und noch mehr in der Periode vom achten bis zum zehnten Jahrhundert neben der ursprünglichen Bezeichnung „stola" allmälich in Aufnahme gelangte.

Man findet zu jener Zeit nämlich die „Stole" häufig „orarium" benannt. Schon im Jahre 563 bediente das erste bracarensische Concil sich dieser Bezeichnung statt des Namens „stola", und spätere Kirchenversammlungen, wie einzelne liturgische Schriftsteller, gebrauchen das Wort „orarium" immer gleichbedeutend mit „stola".

Nun aber bezeichnete man mit dem Ausdrucke „orarium" sowohl in der classisch-römischen als in der apostolischen Zeit ein kleines längliches Tuch, welches, gleichbedeutend mit „sudarium", „strophium", „linteolum", dazu diente, das Gesicht abzuwaschen.

Solcher „Orarien" — schmaler Bandstreifen aus Leinen- und Byssusstoffen — bedienten sich auch, wie dieß aus älteren Martyrologien hervorgeht, häufig die ersten Christen, um das Blut der Martyrer darin aufzufangen und aufzuheben.

Hervorragende ältere Kirchen-Schriftsteller sind einstimmig der Ansicht, daß das „Orarium" im Alterthume ein Leinengewebe in Form eines schmalen, länglichen Bandstreifens gewesen, und daß die auf die zwei langen „fasciae" reducirte Stole in dieser veränderten Gestalt, der Aehnlichkeit wegen „Orarium" benannt worden sei.

Auch die allmälige Verwendung der „Albe" — des ursprünglichen Untergewandes — als selbstständiges kirchliches Kleid, wodurch der weite und lange faltige Ueberwurf der Stole überflüssig wurde, dürfte auf die Umstaltung dieser Letzteren nicht ohne wesentlichen Einfluß gewesen sein.

Die Stole war also, höchst wahrscheinlich schon seit dem Schluße des sechsten Jahrhunderts, ein langes, schmales Leinen- oder Byssus-Band, dessen stoffliche Beschaffenheit und Verzierung im Laufe der späteren Jahrhunderte aber — gleich den meisten Theilen der liturgischen Gewandung — mannigfache Veränderungen erfahren hat.

Ueber die Farbe der alt-christlichen Stole läßt sich Bestimmtes nicht angeben. Vermuthlich war sie, als ein auszeichnendes priesterliches Kleid, wie alle Ehrengewänder jener Zeit, weiß.

Schon zur Zeit der Carolinger aber fing man an, auch die Stola — namentlich die bischöfliche, zum Gegenstande der ornamentalen Kunst zu machen, und um das zehnte und noch häufiger gegen das zwölfte Jahrhundert findet man bereits mit Perlen und Gold

gestickte Stolen in den Schatzverzeichnissen verschiedener Kathedralen.

In der frühromanischen Kunstperiode waren die bischöflichen und festtäglichen Stolen an ihren Ausmündungen nicht selten abwechselnd mit Fransen, mit Glöckchen und Schellchen verziert.

In der Regel waren die mittelalterlichen Stolen — in der früh-christlichen Zeit mit Leinen-Fransen — später mit Gold- und Silber-Fransen an beiden Ausläufen geschmückt.

Im eilften Jahrhunderte finden sich bereits nicht selten Stolen aus schweren gemusterten Seidenstoffen, bald mit mäandrischen Zeichnungen, bald mit fantastischen Thier- und Pflanzenformen ornamentirt.

Uebrigens war aber die Stole weder in der romanischen noch in der gothischen Kunst-Periode als ein selbstständiges, für sich allein bestehendes Ornatstück aufgefaßt und als solches von der Kunst mit besonderer Vorliebe ausgebildet und behandelt.

Die Stolen des Mittelalters waren durchgehends integrirende Theile des eigentlichen Meßgewandes — der „Casula" —, ihre Zusammengehörigkeit mit dieser ist in allen kirchlichen Inventarien jener Zeit ersichtlich, und sie waren immer aus dem gleichen Stoffe verfertigt und mit denselben Ornamenten versehen, wie jenes.

Die älteren Stolen aus der romanischen und früh-gothischen Zeit haben in der Regel eine Breite von nur sieben Centimetres und eine Länge von beiläufig zwei Metres und 60—61 Centimetres.

In späterer Zeit wurde an der Länge und Breite etwas zugegeben, so daß Erstere bis auf fünf und siebenzig Centimetres zu zwei Metres, Letztere bis an 10 — 11 Centimetres stieg. (1 Meter hat 3 Fuß 1 Zoll 11 Linien)

Als im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte das Ritterthum die höchste Blüthe erreicht hatte, und auch die reichen Patricier der Städte mit dem Adel auf Burgen und Schlössern wetteiferten, die Namen ihrer alten Geschlechter überall nennen zu machen, kamen in der bildenden Kunst bei Ornamentirungen die Wappenschilder und heraldischen Abzeichen in besondere Aufnahme und nahmen bald auch in den Verzierungen der liturgischen Gewänder eine bevorzugte Stellung ein.

So findet man denn auch aus jenem Zeitalter noch häufig Stolen, auf denen zwischen Stab-Ornamenten oder Laubwerk die Wappen Derjenigen eingestickt sind, die der Kirche mit dem betreffenden Gewande oder Ornatstücke ein Geschenk machten.

Der Gebrauch, die Stolen mit drei Kreuzen — einem in der Mitte und je einem an beiden Ausmündungen — zu schmücken, stammt erst aus dem sechszehnten Jahrhunderte und läßt sich in den früheren Jahrhunderten nicht nachweisen.

Wohl aber war die Ornamentirung (Musterung) der Stolen mit größeren oder kleineren Kreuzen von verschiedenen Formen, welche als Muster im Stoffe eingewirkt wurden, schon im frühesten Mittelalter sowohl bei der lateinischen als bei der griechischen Kirche in Anwendung.

Das Zeitalter der Renaissance brachte — wie so vieles andere Unschöne, auch der bisher einfach bandförmigen Stole die schaufelförmige Erweiterung der beiden Fußstücke, welche im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte noch bedeutend vergrößert wurde.

Diese verderbene Geschmacksrichtung behaftete und überlud auch die Stole und die übrigen Meßgewänder mit den plumpen unschönen Gold- und Silberborden, welche die früher angewendeten reichen und würdigen Stickereien größtentheils verdrängten, aber nur in sehr unvortheilhafter Weise ersetzten.

Das der Stole in ihrer heutigen Form zunächst verwandte, und gleich ihr mit dem eigentlichen Meßgewande in enger Verbindung stehende Stück der priesterlichen Kleidung ist die Manipel (mappula, sudarium; Funon).

Der Gebrauch der Manipel als liturgisches Ornatstück scheint in dem apostolischen Zeitalter und auch weiter in den beiden ersten christlichen Jahrhunderten noch nicht bestanden zu haben.

Wenigstens finden sich in den gleichzeitigen Schriftstellern hiefür keine Beweisstellen oder sonstigen Belege vor.

Die erste authentische Erwähnung dieses Ornatstückes kommt in den Tagen des Pontifikates Gregor's des Großen (590 — 604) vor, welcher in einem Briefe an den Erzbischof Johannes von Ravenna den Diakonen der ravennatischen Kirche den Gebrauch der „mappula" bewilligte. Aus demselben Briefe leuchtet auch hervor, daß das Tragen der „mappula" zu jener Zeit nur dem Clerus der Mutterkirche Rom zustand.

Auch das alte liturgische Gesetz, der aus den Tagen Pipin's stammende „Ordo romanus," — erwähnt der „mappula", deren Gebrauch übrigens zur Zeit Alcuins, des als liturgischer Schriftsteller berühmten gelehrten Freundes K. Karl's des Großen, welcher

im Jahre 804 starb, schon ziemlich allgemein verbreitet war.

Alcuin gibt auch eine genauere Schilderung der „mappula".

Er sagt: „mappula, quae in sinistra parte „gestatur, qua pituitam oculorum et narium de„tergimus, praesentem vitam designat, in qua „superfluos humores patimur."

Auch ein anderer vielgenannter Kirchenschriftsteller, Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, gestorben im Jahre 1856, bezeichnet die „mappula" als priesterliches Ornatstück und gibt für selbes noch die beiden bezeichnenderen Namen: „sudarium" und „fanon" an, deren erstere — dem Schriftsteller Fastus zufolge, der alt-sächsischen Mundart entnommene — ein Schweißtuch bedeutet, letzterer aber wahrscheinlich mit dem, vielleicht von daher geleiteten deutschen Worte „Fahne" gleichbedeutend ist.

Diese Bezeichnungen, so wie jene Stelle in den Schriften Alcuin's beweisen, daß man sich ursprünglich der „mappula" zu denselben Zwecken bediente, für welche heutzutage das „Sacktuch" gebraucht wird.

Die „mappula" oder „Manipel" war ursprünglich jedenfalls aus Leinenstoff, in Form eines sehr schmalen Handtuches und wurde bei gottesdienstlichen Verrichtungen auf dem linken Arme getragen.

Sie hat seit dem neunten Jahrhunderte beiläufig dieselbe Durchbildung und ähnliche Veränderungen erfahren, wie die Stole, das einfache, zum Schweißtuche bestimmte Leinenband, welches — der orientatalischen Kirche entstammend — im Abendlande aus klimatischen Gründen nicht mehr nöthig sein mochte, wurde zum priesterlichen Ornatstücke und in späterer Zeit — gleich der Stole — der Gegenstand mannigfachen Schmuckes durch Stickereien und Verbrämungen und erlitt mit ihr zu gleicher Zeit die entstellende schaufelförmige Vergrößerung ihrer Ausläufe.

Auf die Art der Anlegung der Manipel werden wir bei der Besprechung des eigentlichen Meßgewandes der „casula", zurückkommen.

Wie ich schon früher bemerkte, hat die „Manipel" mit der „Casel" stets die gleiche Farbe und stoffliche Beschaffenheit.

Die Länge der mittelalterlichen Manipel betrug durchschnittlich etwas über drei, manchmal nahezu vier Fuß; die Breite ist sehr verschieden; denn man kennt Manipeln aus dem eilften bis fünfzehnten Jahrhunderte, welche eine Breite von sieben bis acht Centimetres, aber auch eine Manipel aus dem eilften Jahrhunderte, welche eine Breite von achtzehn Centimetres hat.

Daß die heutzutage gebräuchliche Manipel bedeutend kürzer und, man darf sagen, im Ganzen auch unförmlicher ist, ist bekannt.

Ich schließe diesen Vortrag mit der geschichtlichen Darstellung des ehrwürdigsten und vorzüglichsten frühchristlichen Kirchenkleides: des Meßgewandes — „planeta", „casula" oder „paenula" genannt.

Nach älteren liturgischen Schriftstellern wird der Name „planeta" von dem griechischen Worte πλάνη hergeleitet, und kennzeichnet die Gestalt des Gewandes, welches — durchaus geschlossen — den ganzen Körper vollständig umgibt und einhüllt, so daß, wenn nach Anlegung desselben der Saum — „ora" oder „lymbus" — über die Arme aufgerollt wird, dieser bei den Bewegungen des Körpers und der Arme unstät umher zu irren und zu wandeln scheint.

Eine ähnliche Erklärung dieses Namens gibt der alte Kirchenschriftsteller Isidorus, indem er sagt: „Planetae dictae, quia oris errantibus evagantur."

Auch spätere liturgische Schriftsteller sind auf diese Deutung eingegangen, indem sie dieses priesterliche Gewand wegen der Beweglichkeit des unteren weiten Randes mit den „Wandelsternen" — Planeten — verglichen.

Die lateinische Benennung „casula", welche von den älteren Schriftstellern der Kirche stets gleichberechtigt mit „planeta" gebraucht wird, bezieht sich auf die durchweg geschlossene Gestalt des Meßgewandes, welches gleich einem „Zelte" oder „Hüttchen" (casa, casula) den ganzen Körper umgibt.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

von Chr. Schneller.

I.

Wanderer im Thale.

Zwischen diesen Bergen blaut
Nur ein kleines Stück vom Himmel.
Und herein vorsichtig schaut
Selbst der Wolken grau Gewimmel.

Und ein Volkswitz alt und schal,
Meinet, wem es da soll glücken
Himmelsblau zu seh'n im Thal,
Müsse liegen auf dem Rücken.

Ach! Ich bin hier wie im Grab
Und zu meinem größten Schrecken
Sinkt der Nebel noch herab,
Um mich vollends zu bedecken.

Doch die liebe Sonne reißt
Dort entzwei den Wolkenschleier,
Grüßt mich milde und verheißt
Frohe Auferstehungsfeier!

II.

Wanderer auf der Ebene.

Ach, wohin ihr Bergesreih'n
Seid ihr doch dem Blick entschwunden?
Einsam irr' ich und allein
Mit dem Fuß, dem müden, wunden.

Die Gedanken schwärmend flieh'n
In die Ferne ohne Weilen,
Und ich will nach ihnen zieh'n,
Doch ich kann sie nicht ereilen.

Himmel, hilf! die Sonne sinkt
In den Boden schon hinunter
Und die Nacht voll Schrecken winkt
Mit den Schatten bunt und bunter.

Doch nun leuchtet Stern an Stern
Helle auf in blauer Weite,
Und ich danke Gott dem Herrn
Für sein freundliches Geleite!

Bücherschau.

(Die Lehre von den Tonempfindungen, als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik, von H. Helmholtz, Professor der Physiologie an der Universität zu Heidelberg. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten [und 7 exegetischen Beilagen]. Braunschweig, Druck und Verlag von Vieweg und Sohn.)

Unsere wundersame Zeit verfolgt eine doppelte Bahn. Während um uns in uns die Stürme brausen und das Ich seine höchsten Würfe wagt, um die heiß ersehnten Erdengüter zu erlangen, wird im stillen Reiche der objektiven Wissenschaft rührig und unablässig an einem Gewebe gesponnen, welches immer inniger und fester die Kultur in allen ihren Zweigen umarmt, sich anschmiegt an den Baum des wirklichen Lebens und an ihn gelehnt ein Zelt baut für die künftige Einheits-Versammlung der Erdensöhne. Keine Wissenschaft kann mehr der andern entbehren, keine Kunst der Wissenschaft entrathen, keine Wissenschaft der künstlerischen systematischen Gliederung sich überheben. Politik und Volkswirthschaft streben zu einander, Baukunst, Landwirthschaft, Gewerbskunde nehmen ihre Richtung zur Naturwissenschaft, die Geschichte vermählt sich mit der Statistik, alle Erfahrungskenntnisse im Reiche der Natur, der reinen Ideen, in Staat und Kirche pilgern zum Tempel der Geschichte, weil sie nach Stoff begierig; es ist ein dichtes Treiben und Drängen nach Concentration der Intelligenz. Die mächtigste Anziehung erprobt aber die neben der Geschichte populärste Wissenschaft der Neuzeit: die Naturwissenschaft. Schon hat die allgemeine und vergleichende Sprachlehre, d. h. die Lehre von den Gliederungsnormen der Zungenlaute, sich der Naturlehre vom Schall und der Physiologie des Sprachorganismus bedeutsam genähert; nur die Kunst und Wissenschaft der Musik, welche doch die schönsten und fruchtbarsten Geheimnisse der Klangorgane birgt, hat bisher den großen Einheitsstrom vermieden; nur ihrer Schwester, der Poesie, hat sie sich oft widerwillig angeschlossen, den zeitgemäßen Zug zur Naturwissenschaft hingegen bis dieser Tage nicht mitgemacht. Allein die Isolirung eines Kulturzweiges ist jetzt nun einmal auf die Dauer unmöglich. Nach dem Vorgang des berühmten Pariser Gesanglehrers Garcia ist diese Abseitsposition vollends unhaltbar geworden. Es war Garcia, der 1855 auf den Gedanken gerieth, jenen vom Engländer Liston zu pathologischen Zwecken längst erfundenen Kehlkopfspiegel zur Beobachtung des Kehlkopfes während des Singens anzuwenden. Die Kunst verdankt den Schülern des großen Meisters überraschende Erfolge dieser streng naturgemäßen Methode. Heute wird sie im lieben Deutschland ihre Vollendung empfangen, die Vorsehung hat es nie gewollt, daß wir in Wissenschaft und Kunst hinter dem Ausland zurückstehen sollten. E. Seiler übertrug die Früchte der Beobachtung von Garcia auf deutschen Boden, fügte eine Menge neuer Beobachtungen hinzu und entwarf unter Benützung der Apparate des befreundeten Heidelberger Professors Helmholtz die Grundzüge eines Systems der naturgemäßen Stimmenausbildung. Die „Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik" wird, wie schon ausgezeichnete Tonkünstler und Kritiker ersten Ranges versichert haben, dem Studium der Musik eine neue, festere Basis gewähren. Soweit ein unparteiischer Freund wissenschaftlicher Erfahrungsweisheit es zu beurtheilen vermag, ist hier ein gewaltiger Horizont eröffnet, der aber für den Musiker nichts Niederdrückendes hat. Helmholtz spricht es in der Einleitung, wie an mehreren Hauptstellen des Werkes energisch aus, daß die ästhetische Seite der Musik ihre volle Freiheit behält, ja er sagt in dem Abschnitt vom Unterschiede der naturwissenschaftlichen und ästhetischen Methode, auf das Detail eingehend (Seite 358), geradezu, daß „das System

der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniengewebe nicht auf unabänderlichen Naturgesetzen beruht, sondern daß es die Consequenz ästhetischer Prinzipien ist, die mit fortschreitender Entwickelung der Menschheit einem Wechsel unterworfen gewesen sind und ferner noch sein werden." Also keine Gefahr für den Beruf des Musikers von Fach! Statt der Gefahr vielmehr Vortheil, reiche Ausbeute und Erfolg in Menge. Was kann es schaden, daß die Musik jetzt neben dem ästhetischen Theil auch noch einen physikalischen, der die Lehre vom Klang an sich und einen physiologischen, der die Tonempfindungen behandelt, dem Studium darbietet? Aesthetik und Naturwissenschaft sind fernerhin Geschwister. Indem E. Seiler den physikalischen Theil mit steter Rücksicht auf den ästhetischen und im nächsten Bezug auf Helmholtz, jedoch selbstständig, bearbeitet, ist eine Brücke der Vermittlung zwischen der Musik und der strengen Naturwissenschaft angebahnt, welche auch die Versuche von Helmholtz, wo nöthig, in die Sprache der musikalischen Praxis umsetzt. Der berühmte Physiolog weiß die Wichtigkeit des praktischen Moments vollauf zu schätzen, er beweist es z. B. durch die ganze Entwicklung des Systems der Obertöne, jener mitklingenden Nebentöne, die zuerst der Orgelbauer Sorge aus Weimar um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Orgel entdeckt, Helmholtz aber auch an der menschlichen Stimme nachgewiesen hat. Ohne angespielt zu werden, machen sich die Töne gleichzeitig mit den gespielten, und zwar in höher liegenden Intervallen der bekannten akustischen Tonreihe (daher „Obertöne" genannt) merkbar. Jeder praktische Musiker hat erfahren, was für Schwierigkeiten der Gesang der Vokale mit sich bringt, und andererseits, wie gewisse Vokale in gewissen Stimmlagen besser ansprechen, als in andern. Die alten Italiener, die der Natur instinktiv so nahe standen, richteten klüglich ihren Tonsatz nach diesen Vokal-Modifikationen ein und es stieß ihnen selten oder nie zu, was der deutschen Kehle durch die im Gesang bewirkte Verschiebung von Vokalen zustößt und etwa die schöne Arie aus dem Freischütz statt: Himmel nimm des Dankes Zähren, Hammel u. s. w. vernehmen läßt. Hiefür und für Aehnliches giebt Erklärung und schafft Abhilfe die Naturwissenschaft der Musik.

(M. f. d. L. d. A.)

Heimatliche Chronik.

Zur Theaterfrage.

I.

Die Klagenfurter Zeitung brachte vor einigen Wochen die Notiz, der Gemeinde-Rath habe beschlossen, die Summe von 20.000 fl. zum Baue eines neuen Theaters zu widmen, und es wird von demselben die Hoffnung ausgesprochen, daß durch diesen Beschluß diese für Klagenfurt so brennende Frage ihrer Lösung bedeutend näher gerückt sei. Leider können wir diese Ansicht nicht theilen, und wollen nun, ohne uns in eine Kritik einzulassen, ob der Gemeinde-Rath großmüthig war, oder ob er mehr thun könnte und sollte, erörtern, daß dieser Zuschuß viel zu klein ist, als daß sich Hoffnungen darauf basiren ließen, bald ein neues Theater entstehen zu sehen.

Der Bau eines solchen, vorausgesetzt, daß man die Herstellung von für Klagenfurt ebenso nothwendigen Ball- und Konzertlokalitäten damit verbindet, wird, darüber darf man sich keine Illusionen machen, gewiß nicht viel unter 150.000 fl. zu stehen kommen. Wir wollen nun sehr sanguinisch annehmen, daß 30 Logen um je 2000 fl. verkauft werden, so wäre damit sammt dem Zuschuß der Gemeinde 80.000 fl., also etwas über die Hälfte gedeckt. So müßte also der Rest aus Landesmitteln bestritten werden, was jedoch eine baare Unmöglichkeit ist.

Dies auseinanderzusetzen ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen. — Wer den Verhandlungen des Landtages gefolgt ist, wird sich erinnern, daß die Umlage an Landessteuern 48 kr. auf den Steuergulden beträgt, eine gewiß nicht unbedeutende Steuerlast, und doch ist gegründete, wenn auch nicht sehr erfreuliche Aussicht vorhanden, daß selbe in nächster Zeit noch erhöht wird; denn die Auflage für den Grundentlastungs-Fond wird sich mehren, ferner wird ein Irrenhaus, ein Krankenhaus gebaut werden, es wird für Landesstraßen mehr angewendet werden müssen.

Für den Grundentlastungs-Fond wurde so lange nichts aufgelegt, daß bedeutende Rückstände nicht nur an Kapitalszahlung, sondern auch an Interessen entstanden. Diese müssen geordnet werden, weßhalb schon beim letzten Landtage der Beitrag um 2 kr. erhöht und für die Zukunft eine noch ausgiebigere Erhöhung in Aussicht gestellt wurde.

Der Bau des Irrenhauses ist beschlossen. Allerdings erhält dasselbe durch die Staatslotterie einen Zuschuß von (wie ich glaube), 25.000 fl., auch sind verwendbare Fonds da, doch wird das Alles bei Weitem nicht ausreichen.

Ebenso ist es eine Forderung der Humanität, daß ein neues, größeres Krankenhaus gebaut werde; auch hiezu wird durch den Verkauf des alten Krankenhauses und durch eigene Fonds ein Zuschuß gewonnen werden, aber auch hier wird ohne allen Zweifel der Landesfond oder vielmehr die Steuerumlage aushelfen müssen. Ein großer Theil des Landes endlich kommunizirt sehr schlecht oder so gut wie gar nicht mit der Eisenbahn. Es ist daher wohl eine sehr gerechte Forderung, daß für diese Verbindungen vom Landesfonde etwas geschehe, namentlich da viele Gegenden große Leistungen zum Landesfonde zu erschwingen haben und wenigstens direkt sich keiner Gegenleistung erfreuen. So dürfte das ohnehin hohe Straßenbudget in nächster Zeit, um billigen Forderungen gerecht zu werden noch mehr erhöht werden. — Alle diese Forderungen erscheinen wichtiger, dringender als der Theaterbau. Daher würde man sehr unbillig sein, wollte man vom Lande zu viel erwarten. Ohne dem Landtage irgendwie vorgreifen zu wollen, scheint uns, daß er wohl kaum einen größeren Beitrag genehmigen kann, als die Schenkung des Baugrundes, (des Pochergartens), des alten Theatergebäudes, welches sich wohl vielleicht als Magazin mit 10.000 fl. verwerthen ließe, und vielleicht einen jährlichen Zuschuß von 2000 fl. Diesen Letzteren könnte man aber nicht als Vermehrung des Baukapitals ansehen, denn es muß ja auch auf Subvention der Theaterdirektion, welche ein neues Theater gewiß nicht kleiner, sondern größer bedingt, und auf Gebäudereparaturen gedacht werden. So wären also, wenn man den erzielten Kaufschilling des alten Theaters mit 10.000 fl. annimmt, im günstigsten Falle erst 90.000 fl. gedeckt, und es würden also noch ungefähr 60.000 fl. fehlen, daher auch, wenn nicht ein ganz anderer Anlauf genommen wird, die Hoffnung auf ein neues Theater eine verschwindende, ganz nebelhafte zu werden scheint.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 50 Sonnabend, den 12. Dezember 1863.

Die Grafen von Thurn-Valle-Sassina-Como-Vercelli Freiherren von Kreuz.

(Fortsetzung.)

Johann Ludwig, geboren im Jahre 1579, trat nach seines Oheims Hinscheiden im Jahre 1621 das Fideikommiß Bleiburg im kräftigsten Mannesalter an. In dieser Zeit der höchsten Aufregung kirchlicher Oppositionen und staatlicher Controverse, wo die katholische Kirche mit allen Kräften rang, ihre alte Stellung wieder einzunehmen und den Protestantismus, die von ihm ein halbes Jahrhundert behauptete Mehrheit und Obergewalt festzuhalten, wo Landesfürst und Stände sich das Recht der Gesetzgebung und der Vollstreckung streitig machten, war für Graf J. Ludwig sein kirchliches Bekenntniß von großer Bedeutung. Graf J. Ambros, so ein strenger Katholik er war, mußte von seinem Neffen, von dem er wußte, daß er der Confession seines Vaters Achaz beipflichtete, sehr gemäßigte Gesinnungen voraussetzen, um ihn zu seinem Nachfolger auf Bleiburg zu machen. Ein vorzüglicher Grund dieser Voraussetzung lag in der Persönlichkeit der Gattin seines Neffen, der Gräfin Sophie von Stubenberg. Die Erzherzogin - Mutter Maria schrieb in Bezug auf sie unterm 16. Oktober 1606 Gräfin Salome: „Was eure Stubenbergerin anlangt, hab' ich gewißlich noch bis dato nichts Ungleiches von ihr weder gesehen noch vernommen; da mir aber dergleichen was vorkommen soll, so wüßt' der Sachen schon recht zu thun. Ihr dürft Euch über deswegen nichts anfechten lassen, denn sie ist wohl erzogen und sonst mit Tugenden reich geziert. Ob ihr die böse Gesellschaft (der Andersgläubigen) zu Zeiten was verursacht, so ist sich doch bei ihr dergleichen nichts zu besorgen". In der Nachschrift: „Die von Stubenberg kommt selten herein zu mir, ist noch fromm wie zuvor." Der einzige Anstoß, den Graf J. Ludwig hatte, war der im Jahre 1623 mit dem Bischof von Laibach, dessen Jurisdiktion damals Bleiburg unterstand, wegen Einziehung der Schloßkaplanei, die jedoch nachhin wieder freigegeben und besser dotirt, bis nun besteht.

Graf J. Ludwig hatte bereits den 30. April 1604 von Erzherzog Ferdinand die Conzession eines Erzbergwerkes in der Herrschaft Oberstein in Krain, sammt Waldnutzung erhalten; diese Vorliebe für das Bergfach vermochte ihn auch jetzt, von Melchior Putz, dem einst reichsten, nun äußerst herabgekommenen Gewerken Kärntens mit Vertrag vom 29. April 1624 die Eisengewerkschaft zu Schwarzenbach mit Floßofen und Bleianbrüchen zu kaufen. Die eigentliche Werthsumme spricht der Vertrag nicht aus und es scheint, daß der mehr als zwanzigjährige Prozeß mit dem Besitzer von Sorgendorf, einem gewissen Sicht um die Summe von 12.000 fl., eine bei obigem Kaufe übernommene Passivpost war. Die Sache kam vor den königlichen Gerichtshof in Prag, und die vielen Akten und Correspondenzen geben uns einen Begriff von der damaligen Justizpflege, wo sich die Partheien stets die Hinterthüre offen zu erhalten wußten, um sich durch Protektionen und Bestechungen den Vortheil abzuringen, und wenn nichts anderes, den Rechtsstreit in das Endlose zu verlängern. Ein gleiches Schicksal hatte Graf J. Ludwigs Vorgehen gegen den italienischen Grafen Cinelli, welcher sich in sein Freihaus in Wien eindrang, und trotz sechsmaliger Befehle des Hofmarschalls, dessen Gerichtsbarkeit es unterstand, doch nicht entfernt werden konnte. Dieser Prozeß allein lieferte einen Folianten Akten.

Ruhig saß sonst unser Herr und Landmann auf seiner Erbburg; er sah das Werk seiner Hände gedeihen; der Kriegslärm verschallte, und nur an Deutschlands Nordküste wurde noch gekämpft, des Kaisers Glücksstern stand im Zenithe. Da erschien das Patent vom 25. Juli 1628, welches die Auswanderung aller noch protestantischen Landleute anordnete. Mehrere aus den adelichen Geschlechtern der Egh, Kronegg, Ernau, Freiberg, Hagen, die beiden Vettern Paul und Johann, Freiherrn von Khevenhüller traf dieses Geschick. Graf J. Ludwig richtete eine weitläufige Vorstellung an den Kaiser, bewies die großen Nachtheile, die ihm daraus drohten, und bath nur um die Erlaubniß, in Wien sich



niederlassen zu dürfen. Die Stände intercedirten für ihn, doch die kais. Resolution vom 23. Juli 1629 schlug alles ab; da wir indessen von 1631 bis 1635 eine Zahl Urkunden J. Ludwigs entweder von Bleiburg oder Wiener Neustadt datirt finden, können wir schließen, daß es zu keiner Auswanderung kam, wozu wohl am meisten seine Gemahlin und die katholische Erziehung seiner Kinder beigetragen zu haben scheinen. Kurz vor seinem Ende, nämlich den 1. Juli 1635 gab er noch die Gewerkschaften in Schwarzenbach auf 8 Jahre in Pacht.

Gleichzeitig mit J. Ludwig war Heinrich Mathias Graf von Thurn von der böhmischen Linie reich in Kärnten begütert. Er besaß theils lehens-, theils pfandweise Greifenburg, Iglsdorf, Oberveliach, Stall, Kleinkirchheim, die Mauth im Gailthale. Seine weltgeschichtliche Rolle, die er im Jahre 1619 in Böhmen, Mähren und Oesterreich spielte, ist bekannt. Zwei Mal ängstigte er König Ferdinand in seiner Burg zu Wien; endlich kam der Tag der Rache. Ferdinand bestieg den Kaiserthron. Die Schlacht am weißen Berg bei Prag entschied die Flucht der Rebellen. Thurn fiel in die Acht, seine Güter wurden eingezogen, darunter auch die in Kärnten. Als Beweis davon finden wir, daß im Jahre 1625 Urban Freiherr von Pötting und Persing sich um jene offenen Lehen bewarb. Graf J. Ludwig als nächster Agnat konnte um seines Glaubens willen sich darum nicht in Bewerbung setzen.

Heinrich Ludwig, des Vorigen zweitgeborner Sohn, denn der erstgeborne Johann Ernst wurde Malteser Ritter, trat in die Fußstapfen seines Großoheims. Er hatte wahrscheinlich unter den Jesuiten studirt, kam nach Rom und Florenz, um dort sich auszubilden. Noch besitzen wir von ihm ein Buch in Mannskript, meist geographischen Inhaltes, und mit einer Zahl Zeichnungen und Beschreibungen von Geschützen, mechanischen Figuren und hydraulischen Vorrichtungen, in italienischer Sprache. Als er nach dem Ableben seines Vaters heimkehrte, um vom Fideikommisse Besitz zu nehmen, wurde er am 5. Dez. 1640 als Landstand Kärntens feierlich introduzirt. Er ehelichte Gräfin Justina von Schrottenbach, und wurde Vater von nicht weniger als 12 Kindern, worunter 8 Söhne.

Obwohl ihn das Glück durch den Anfall von Radmannsdorf und Blankenstein begünstigte, schuf ihm die so zahlreiche Familie doch große Sorgen. Da die Zeit für Unterbringung der Söhne ungünstig war, mußte er das Einkommen seiner Besitzungen dergestalt theilen, daß Franz Ludwig der Erstgeborne zwar Bleiburg erhielt, aber dabei seine beiden Brüder Johann Max, und Raimund zu versorgen hatte, während Andreas, Ludwig und Ferdinand Felix Blankenstein, Otto Heinrich, Johann Karl und Georg Gottfried Radmannsdorf erhielten.

Franz Ludwig, welcher nach seines Vaters Ableben im Jahre 1663 succedirte, erwarb trotz jener sonst ungünstigen Verhältnisse den Besitz von Schönstein. Seine Gemahlin Esther Susanna Gräfin von Kronegg machte ihn zum Vater von 8 Kindern, wovon 5 den geistlichen Stand wählten: Johann Ambros wurde Domherr von Gurk, Casimir Anton, Bischof von dem wiedereroberten Belgrad, Franz Joseph deutscher Ordensritter, Georg Ferdinand Benediktiner zu St. Paul, M. Regina Chorfrau im adelichen Nonnenkloster zu St. Georgen am Längsee; die beiden Schwestern Susanna und Aloisia wurden durch die Ehe Gräfinnen von Rosenberg und Lodron. **Johann Sigmund**, nun der einzige Stammhalter der Bleiburger Linie, Gemahl der Gräfin Maria Eleonora von Oettingen, war ein gebildeter Staatsmann und verständiger Oekonom. Die kärntnerischen Stände vertrauten ihm daher die Verwaltung ihrer Güter und zogen ihn nach Klagenfurt. Da der Landeshauptmann Peter Graf von Goes vielfach abwesend war, wurde Joh. Sigmund vom Kaiser im Jahr 1714 zum Landesverweser und geheimen Rath ernannt und im Jahre 1723 von den Ständen zum Burggrafen gewählt. Er nahm seine Wohnung in diesen Eigenschaften zuerst im Landhause, dann in der ständischen Burg, wo er auch den 2. März 1732 verstarb. Hatte Graf J. Sigmund bei Gelegenheit des drohenden Einfalles der ungarischen Malkontenten, der Baiern und Franzosen im Jahre 1703 und 1704 seinerseits die größte Thätigkeit entwickelt, so steigerten bei der ihm nun amtlich obliegenden Leitung der Landesangelegenheiten, die Pest vom Jahre 1716 und 1717, die verheerende Brunst von 1623 zu Klagenfurt, die Vorbereitungen zum Empfange des Kaisers Karl VI. und die ihm zu leistende Huldigung im Jahre 1726 ungemein seine Thätigkeit. Die von ihm hinterlassenen Papiere aus jener Zeit bestätigen diese Angabe. Seine Stellung und seine Vermögens-Verhältnisse gestalteten ihm, seinen Kindern eine Erziehung, eine Ausbildung in Sprachen, Wissenschaften und Künsten zu geben, welche sie auf die ersten Posten am Hofe und im Staate berechtigten.

Johann Sigmund hinterließ 3 Söhne: Franz, geb. 1718, Anton, geboren 1723 und Joseph. Wir beginnen mit letzteren, weil er zuerst vom Schauplatze abtrat. Als deutscher Ordensritter aus dem Verbande des Weltlebens sich trennend, wählte er den Soldaten-

stand, wurde Rittmeister im Lobkowitzischen Kürassier-Regimente, und starb in der Siegesschlacht von Piacenza, die F. Wenzel Liechtenstein erfocht, den Tod des Helden. Eine glücklichere Sonne ging den beiden Brüdern Franz und Anton auf, welche, wenn gleich auch Soldaten, durch ihre Verbindungen am a. h. Kaiserhofe und durch ihre ausgezeichneten Eigenschaften und Kenntnisse in eine andere Laufbahn einlenkten.

Franz, bereits 1736 Fähnrich bei Wallis-Infanterie wurde kurz darauf Lieutenant bei Hohenembs Kürassieren, 1739 Rittmeister, 1746 Major und 1751 Oberstlieutenant und 1755 Oberst und Regiments-Kommandant. Er nahm an dem siebenjährigen Kriege mit seinem Regimente thätigsten Antheil. In der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 erlitt sein Regiment große Einbuße. Seine Bravour wurde das Jahr darauf durch seine Ernennung als General-Major belohnt. Bei Gelegenheit des Entsatzes von Olmütz im Juli 1758 stand er bei Jägerndorf. Hier erhielt er den Auftrag von seiner Kaiserin, die Auswechslung der beiderseitigen Gefangenen zu unterhandeln, was ihn mit König Friedrich d. G. in unmittelbare Verbindung brachte. Der König schrieb ihm aus Ramenau kurz vor dem berühmten Ueberfalle von Hochkirch, dem Thurn beiwohnte, am 4. Oktober 1758, einen eigenhändigen französischen Brief, den das Bleiburger Archiv besitzet, worin er ihm in Beantwortung seines Schreibens vom 10. Sept., mit voller Anerkennung zwar für Thurn, erklärte, er müsse Repressalien gebrauchen, da Oesterreich die Stipulationen des Cartels in Hinsicht der Kriegsgefangenen nicht beobachte und sie durch harte Behandlung in seine Dienste zu treten zwinge. Der Raum verbietet es uns, dieses so seltene Schreiben des gefeierten Monarchen und Feldherrn im Wortlaute aufzunehmen, aber das können wir beifetzen, daß eine große Menge preußischer Kriegsgefangenen in unserm Lande sich ansässig machte, und im Bauwesen, in der Weberei und Bräuerei das Andenken derselben, wie manche ihrer Nachkommen unter seinen Söhnen bewahrt.

Im Jahre 1759 kam Thurn unmittelbar ins kaiserliche Hauptquartier, besuchte auf Allerhöchsten Auftrag 1760 die kaiserlichen Feldspitäler und diente bis an das Ende des Krieges, welches ihn nach Wien zurückführte. Hier erwartete ihn eine neue Auszeichnung Zum Feldmarschall-Lieutenant und dann Obrist-Kämmerer ernannt, wurde er an den neuen Hofstaat des Großherzogs Leopold von Toskana, Sohn der Kaiserin, gezogen. Beide Brüder Franz und Anton hatten nämlich mehrere der Feldzüge des siebenjährigen Krieges in Gemeinschaft mit den beiden jungen Prinzen von Sachsen, Albert, später Gemahl der Erzherzogin Christina, und Clemens, nachhin Churfürst von Trier mitgemacht, woraus sich eine sehr intime Freundschaft dieser jungen Prinzen mit den Gebrüdern Thurn entwickelte, welche sich in einem Briefwechsel bethätigte, die erst mit dem Tode endete. Fünf und siebzig Briefe des Prinzen und Herzogs Albert und einige des Churfürsten Clemens, welche die Ereignisse der damaligen Zeit berühren, und die interessantesten Streiflichter auf die Geschichte des vorigen Jahrhunderts werfen, werden im Archive zu Bleiburg als kostbare Reliquien aufbewahrt. Diese Verbindung war mitunter ein Hauptgrund, daß die vorzüglichen Eigenschaften der beiden Brüder sich bei Hof geltend machen konnten, und eine Anerkennung fanden, die sich, wie wir später sehen, auf eine Art aussprach, wie sie nur selten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Landes-Museum.

Zur Geschichte der deutschen Kleidertrachten

bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts.

Vorgetragen von A. R. v. Gallenstein.

II.

Die priesterliche Kleidung.

(Schluß.)

In späteren Jahrhunderten findet man neben den beiden eben erwähnten Bezeichnungen auch noch die Namen „Casibula", „casubola" und „cuculla" gebräuchlich.

Besonders in Uebung ist bei den ältesten liturgischen Schriftstellern statt „planeta" auch der dem Griechischen entnommene Ausdruck „paenula".

Die „paenula" war, wie die Stole, in den beiden ersten christlichen Jahrhunderten in Rom als ausgezeichnetes Kleid der Senatoren und Matronen allgemein im Gebrauche.

Professor Hermann Weiß bezeichnet in seiner „Costümkunde" die „paenula" nicht als ein „Putzkleid", sondern vielmehr als ein eigentliches „Schutzgewand", welches in seiner einfachsten Gestalt ringsum geschlossen und glockenförmig war und, besonders bei regnerischem Wetter, in obiger Eigenschaft von allen Ständen und von beiden Geschlechtern in Form eines mit einem Kopf-

durchlasse versehenen Mantels über die andere Bekleidung angezogen wurde. Zu größerem Schutze war sie auch mit einer Kapuze, „cucullus“ oder „cucullio“, versehen.“

Diese „Kapuze“ wurde von den Römern auch als selbstständiges Gewandstück, von der paenula getrennt, getragen.

In frühchristlicher Zeit stand der „Cucullus“ häufig mit der „paenula“ noch in Verbindung und vertrat damals ohne Zweifel das später und jetzt noch gebräuchliche „Schultertuch“ oder „Humerale“.

Diese vollkommene Uebereinstimmung der altchristlichen „planeta“ mit der römischen „paenula“ läßt nicht bezweifeln, daß erstere wirklich von letzterer abstammt, und, wie so manches andere Kleidungsstück der christlichen Kirche, von dieser aus dem Profan-Gebrauche des klassisch-römischen Privatlebens herüber und unter die Zahl der liturgischen Gewänder aufgenommen wurde.

Wir hatten im Frühjahre 1861 in der archäologischen Kunstausstellung, welche der Geschicht-Verein veranstaltete, Gelegenheit, die höchst merkwürdige Casula aus dem Stifte St. Paul zu sehen, welche die von St. Blasien im Schwarzwalde dahin eingewanderten Benediktiner aus dieser ihrer uralten Abtei mitgebracht haben.

Dieses altehrwürdige Priestergewand stammt aus dem XII. Jahrhunderte und hat noch unverändert die ursprüngliche Form.

Wir konnten uns selbst überzeugen, wie verläßlich genau die Schilderungen sind, welche die alten liturgischen Schriftsteller über die „planeta“ oder „paenula“ geben, und konnten uns auch belehren, wie man dieses kirchliche Gewand anzulegen und zu gebrauchen pflegte.

Da bei der Anlegung der „Casula“ auch die Arme vollständig verhüllt wurden, war es nothwendig, beim Beginne der eigentlichen heiligen Opfer-Verrichtungen dieselben frei zu machen.

Dieß geschah im Mittelalter gewöhnlich nach dem „Staffelgebete.“

Es wurde dann die „Casula“ vom Ministranten zu beiden Seiten in geordnetem Faltenwurfe aufgehoben, auf beiden Armen bis zur Höhe der Elbogen aufgerollt und durch eigens hiezu angebrachte starke Seidenschnüre auf den Schultern befestiget. — Diese Schnüre sind noch an einzelnen alten „Caseln“ vorhanden; an anderen kann man noch deutlich wahrnehmen, wo dieselben befestigel waren.

Hierin findet auch der im früheren Mittelalter bestandene und, bei Darbringung des Meßopfers durch den Bischof, noch heutzutage bestehende Gebrauch, dem Celebranten die Manipel erst nach dem Staffelgebete anzulegen, seine Erklärung.

Erst dann, wenn nach dem „Confiteor“ von den Ministranten die faltenreiche schwere Casula aufgerollt und aufgebunden worden war, konnte durch diese oder durch den ministrirenden Subdiakon die Manipel am Unterarme des Celebranten mittelst seidener Bänder befestigt werden und mußte, um aus den Falten der Casula sichtbar zu bleiben, auch eine größere Länge haben.

Die classisch-römische — profane — „paenula“ hatte zuweilen an beiden Seiten Einschnitte, um nöthigenfalls die Arme durchstecken und frei machen zu können.

Dieß dürfte auch gegen das XVI. Jahrhundert, wo man bereits auch bei den kirchlichen Gewändern von den ursprünglichen Formen abzugehen anfing, zuerst auf den Gedanken geführt haben, die in ihrer gänzlich geschlossenen faltenreichen Form und Schwere allerdings nicht bequeme Casula durch ähnliche Ausschnitte behäbiger zu machen, bis sie endlich durch fortwährendes Zuschneiden und Abrunden bis zu ihrer heutigen Gestalt verkürzt und verschmälert wurde, welche die ursprüngliche, vorchristliche und die frühchristliche „paenula“ wohl nicht mehr erkennen läßt.

Ueber die stoffliche Beschaffenheit und Ornamentirung der Meßgewänder in den ersten christlichen Jahrhunderten läßt sich heutzutage Bestimmtes nicht mehr angeben.

Die wenigen darüber vorfindigen Andeutungen sind aus Abbildungen der altchristlichen Katakomben in Rom und Neapel und aus Copien der ältesten Mosaiken zu entnehmen, wie solche die frühchristlichen Basiliken Italien's ehemals schmückten.

Uebrigens gilt dasjenige, was früher über die Entwicklung und Anwendung der für kirchliche Gewänder in Gebrauch genommenen Stoffe, über die Ornamentirung mit Stickereien und gewirkten Arbeiten in Gold, Silber und Seide, im Allgemeinen, dann bei der Schilderung der Stole und Manipel gesagt worden ist, in vorzüglichem Grade auch von der „paenula“, welche zu allen Zeiten das liturgische Hauptgewand war und blieb.

Schon im XII. Jahrhunderte war man in dem Bestreben, die Meßgewänder, vorzüglich bischöfliche, mit Goldstickereien, dann durch Anbringung edler Steine und Perlen auszuschmücken, zu solchem Uebermaße gelangt, daß einzelne Kirchengewänder durch die Fülle und Anhäufung kostbarer Stickereien für den Träger

eine bedeutende Last wurden. So befand sich, alten Aufzeichnungen zufolge, in dem Kirchenschatze der reichen Kathedrale zu Mainz am Schlusse des XII. Jahrhunderts eine aus Purpurstoff angefertigte Casula, welche durch die Fülle der darauf gestickten goldenen Stäbe, Halbmonde und Sterne eine solche Schwere und Beschaffenheit erlangt hatte, daß, wie die Chronik angiebt, der Träger dieses Meßgewandes von kräftigem Körperbau sein mußte und dasselbe nur bis zum Offertorium getragen werden konnte.

Eine eigenthümliche Verzierung der „paenula", welche auf den frühchristlichen Meßgewändern sich vorfindet, sind die schmalen „Stäbe" oder „Leisten" in Gold, Silber oder Seide, welche von den liturgischen Schriftstellern „aureae listae, aurifrisiae" oder „Fimbriae" benannt werden und auch auf den heutigen Caseln noch vorhanden sind.

Die ältesten, noch vorhandenen Meßgewänder aus dem IX., X. und XI. Jahrhunderte haben zumeist nur am oberen Halsausschnitte eine seidene, oder goldgewirkte, oder gestickte schmälere Borde.

Auf anderen kömmt auf der Vorder- und Rückenseite eine „aurifrisia" als schmaler ornamentaler Stab vor, welcher die den Stoff des weiten Gewandes verbindenden Hauptnäthe verdeckt.

Diese „aurifrisiae" scheinen in den frühchristlichen Jahrhunderten nur eben diese untergeordnete Bestimmung gehabt zu haben.

Erst seit dem XI. Jahrhunderte erhielten sie als wirklich angehörige Theile des liturgischen Gewandes größere Bedeutung und bildeten sich in späterer Zeit zu dem gabelförmigen Kreuze aus, welches, aus ornamentalen Bandstreifen bestehend, auf der Vorder- und Rück-Seite der „planeta" also aufliegt, daß die beiden Langtheile auf den Schulterstücken des Gewandes zusammentreffen, über welchen der Querbalken des Kreuzes liegt.

Seine Entstehung verdankt dieses „Gabel"- oder „Schulter-Kreuz" einem Theile der erzbischöflichen Pontifikal-Kleidung, von welchem in einer weiteren Abtheilung dieser „übersichtlichen Trachtengeschichte" die Rede sein wird, — dem „pallium".

Es ist dies ein schmaler, mit Kreuzen verzierter Bandstreifen, welcher, als auszeichnendes Ornatstück der Erzbischöfe und Metropoliten, nach Anlegung des Meßgewandes so auf den Schultern des Pontifikanten befestiget wurde, daß dasselbe auf der Vorder- und Rückseite der „casula" als langer Streifen herunterhing und von der Mitte der Brust und des Rückens des Trägers, ungefähr in Form eines lateinischen Y zu den Schultern schräg aufstieg.

Um nun dem pallium eine passende ornamentale Einrahmung zu geben, wurden an den Seiten desselben diese „aureae listae" auf der „Casula" aufgenäht und befestigt und auf diese Art das dem griechischen T ähnliche Gabelkreuz gebildet, welches im früheren Mittelalter nur eine Auszeichnung der erzbischöflichen Casula war, aber bereits im XII. Jahrhunderte auch auf die planeta der Bischöfe übertragen wurde und allmählich als ein allgemein gebräuchliches Ornatstück auch auf die gewöhnliche priesterliche Casula — der veränderten Gestalt derselben angepaßt — überging.

Gedichte.

Ein deutscher Admiral.

Ein Häuschen steht im Norden
An deutschen Meeres Borden,
Einsam im Abendstrahl.
Die Woge seufzt und schwillt gelind,
Am Fenster rüttelt baß der Wind,
Das blinkt so trüb, so fahl;
Das Glas zerklirrt in Scherben:
Im Häuschen liegt zu sterben
Ein deutscher Admiral.

Wo blieb nur seine Flotte?
Die ward zum Kinderspotte,
Versplittert ohne Scham.
Er aber nahm die Flagge noch
Vom Führerschiff, das stolz und hoch
Auf deutscher Woge schwamm.
Und, nah' dem Flutgebrause,
Lebt' er im Uferhause:
Da brach sein Herz der Gram.

O, führt mich an den Strand hinaus,
Will sterben bei des Meers Gebraus,
Das Seemann's Tod versüßt!
Wie flüstert um die Düne
Die Fl t, die dunkelgrüne,
Vom letzten Strahl geküßt!
O vielgeliebte Wogen,
Wo meine Wimpel flogen,
Seid mir zum letzten Mal gegrüßt!

*) Der erste deutsche Admiral, Brommy, lebte, nachdem die deutsche Flotte unter den Hammer gekommen, in der Zurückgezogenheit seinem patriotischen Schmerze, und soll sterbend verfügt haben, daß man ihm seine Admiralsflagge, die er bewahrt hatte, ins Grab mitgebe.

Und meine Flagge bringt mir auch,
Und laßt sie weh'n im Abendhauch,
Umkränzt vom Siegeskranz,
Mit dem wir sie geschmückt so hehr,
Wo breit die Weser geht in's Meer:
O Banner, zeig im Glanz
Noch einmal mir die Farben,
Die, ach, so bald erstarben,
Zur Schmach des deutschen Vaterlands!

Was singst du mir so leise
Für eine trübe Weise,
Mein heil'ges Schwarzrothgold?
Hei, wie um die geraubte Pracht
Der jungen deutschen Meeresmacht
Die Nordseewoge grollt!
Die Sonne geht zu Rüste,
Fern bis zur Dänenküste
Die Purpurwelle zürnend rollt!

Komm, folg' mir in den Todtenschrein,
Du theure Flagge, tief hinein,
Dein Volk vermißt dich kaum!
O ruhten wir am Meeresgrund
Fortträumend unterm Wogenschlund
Der deutschen Größe Traum!
Wohl lieblich klingt es wieder,
Singt Auferstehungslieder
Einst über uns der Woge Schaum!

Du wirst mit mir nicht modern,
Bis einst die Brände lodern
Des neuen Morgenstrahls!
Wenn dann Alldeutschland neubelebt
Als Phönix aus der Asche schwebt
Des letzten bunten Pfahls,
Dann holt's mit Reueschmerzen
Sein Banner sich vom Herzen
Des todten Admirals!

Dann kommst du neu zu Ehren
Und blühst ob allen Meeren,
Holdflatternd immerzu!
O Wonne, leert auch deutsches Blut
Für's Vaterland die heil'ge Glut!
Dann kommt mein Geist zur Ruh.
Die jetzt mein treues Herze brach,
O, tilg' sie bald, die dunkle Schmach,
Mein heil'ges Deutschland du!

Die Winde sanfter fächeln,
Es schmilzt in mildes Lächeln
Des Helden tiefes Weh.
Die Sonne leuchtend untergeht,
Die Flagge um den Bleichen weht
Wie ein Siegstrophäe:
Sein Herz hört auf zu pochen,
Sein Auge starrt gebrochen
Noch auf die deutsche See.

Robert Hamerling.

Wiederkehr.

Hier steh' ich nun, beinah' ein Greis,
Wie einst vor langen Jahren,
Und durch die Seele geh'n mir leis'
Die Tage, die einst waren.

Ich blicke rund ins stille Thal
Von grüner Höhe nieder;
Doch anders dünkt's mich allzumal,
Und kaum erkenn' ich's wieder.

Der Tannenwald am Flußesrand
Mit trauten Schattenhallen,
Wo Liebe ging einst Hand in Hand,
So mußt' er denn auch fallen!

Die Burgruinen sind geräumt
Hinweg vom Bergabhange,
Und prangten doch, wie goldbeschäumt,
Im Sonnenuntergange.

Das Städtchen selbst ward schmuck und neu
Von Außen und von Innen,
Ich schleiche durch die Straßen scheu,
Und muß mich erst besinnen.

Neu ragt sogar das Gotteshaus,
Mir fremd ist sein Geläute,
Und durch die Pforten ein und aus
Geh'n ernste, fremde Leute.

Sie schreiten schweigend ohne Nick
Und Gruß an mir vorüber,
Und allgemach wird Sinn und Blick
Dem alten Grübler trüber.

Im ganzen Thale kennt ihn kaum
Noch dieser Kranz von Bergen;
Die mitgeträumt den Jugendtraum,
Ruh'n dort in stillen Särgen.

K. G. R. v. Leitner.

Bücherschau.

(Lexer's kärntisches Wörterbuch.) „Ehe wir von diesem Buche selber sprechen, fühlen „wir uns gedrungen, gegenüber dem Verleger, Herrn „S. Hirzel in Leipzig, unsern herzlichsten Dank „und der innigsten Hochachtung Ausdruck zu geben. „Und wir dürfen es wohl wagen, das im Namen der „deutschen Nation zu thun; denn nicht nur hat er „den Herausgebern eines größern, mittelhochdeutschen „Wörterbuches, den Herren Müller und Zarncke, seine „Hand geboten; aus seinem Verlage geht der Sprach„schatz der Gebrüder Grimm, das feinste und bedeut-

„samste Nationaldenkmal, hervor. Aus regem Sinne „für Erforschung deutschen Lebens und Wesens hat „Hr. Hirzel auch die Herausgabe des oben bezeichne„ten Wörterbuches gefördert. Der Verfasser von die„sem, Herr Dr. Lexer, ist uns zuerst durch sein „Programm über den Ablaut in der deutschen Sprache „vortheilhaft bekannt geworden. Seit jener Zeit setzte „der bescheidene Gelehrte seine Studien emsig fort „und widmete namentlich einige Semester in dem an „wissenschaftlichen Mitteln so reichen Berlin der deut„schen und vergleichenden Sprachforschung. Wir dür„fen demnach in seinem Wörterbuche ein gründliches „und den ernsten Bestrebungen auf diesem Felde nahe„stehendes Werk erwarten, und wir werden wirklich „unsere Erwartung bei einer genauen Einsicht in das„selbe in erfreulichstem Maße bestätigt finden. Nicht „die unreife Frucht eines tappenden Dilettantismus, „wie er noch in neuester Zeit in Büchern der Art, „und gerade auch in einem zweiten, vor Kurzem erschie„nenen kärntischen Wörterbuche zu Tage tritt, wird „uns hier geboten, sondern die sichern und klaren Er„gebnisse eines in die Tiefe dringenden Forschens „und einer richtigen Würdigung des gesammten deut„schen Sprachgutes. Auf die hohe Wichtigkeit aber „eines solchen Idiotikons, wie es dasjenige von „Schmeller und ihm nachstrebend das uns vor„liegende sind, für die Sprachwissenschaft und Völker„psychologie brauchen wir vielleicht in unsern Tagen „nicht einmal mehr aufmerksam machen; wir wollen „nur darauf hinweisen, in welch' reichem Maße der „nie genug zu preisende J. Grimm derlei köstliche „Goldkörner heutiger Volkssprachen in seinem Sprach„schatze zu Rathe hält.

„In der Einleitung führt uns der Verfasser die „Geschichte der Entstehung seines Buches, die von „ihm unternommenen Wanderungen und die mannig„fachen Schwierigkeiten, auf welche er beim Sammeln „gestoßen, vor, setzt dann sein verständiges und für „den Gebrauch eines jeden nicht Ungebildeten sehr för„derliches Princip der Anordnung der Wörter ausein„ander, giebt einen Ueberblick der Lautverhältnisse und „schließt mit einer Darstellung der ethnographischen „Verhältnisse von Kärnten, welcher noch ein Wort „warmen Dankes an diejenigen folgt, die ihn bei sei„nen nicht leichten Arbeiten unterstützt haben. Hr. L. „gibt sein Wörterbuch nicht für ein vollständiges aus, „und wer sich mit derlei Forschungen befaßt hat, der „wird auch nimmer absolute Vollständigkeit fordern „wollen, und sich gern begnügen mit dem Maße, zu „welchem es eifrigstes Streben und Suchen gebracht „hat, zumal, wo es mit so liebenswürdiger Beschei„denheit gepaart ist. Das reiche Quellenverzeichniß „zeigt uns, wo und wie der Verfasser sich umgesehen, „und das Buch selbst lehrt uns, wie getreulich er die „Quellen benutzt hat."

So berichtet ein Professor aus Zürich, Heinrich Schweizer-Sidler über das Werk unseres vaterländischen Sprachforschers in Jahn's „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" 88. Band, Seite 376. — Es ist diese Anerkennung um so werthvoller, als sie von einem Manne ausgeht, der selbst in der wissenschaftlichen Dialektforschung heimisch ist, und mag Dr. Lexer einigermaßen entschädigen für die Verunglimpfungen, die er von Wiener Fachgenossen in einem politischen Journale erfahren mußte. — Nun er das Ziel seines Strebens, einen Lehrstuhl an einer Universität erreicht hat, mag er seine ganze Kraft wieder der literarischen Produktion zuwenden und die Scheelsucht beschämen, die seine ersten Werke zu verkleinern suchte.

Wie wir hören, hält Dr. Lexer an der Freiburger Universität diesen Wintersemester Vorlesungen über historische deutsche Grammatik und neuere deutsche Literatur.

Heimatliche Chronik.

Zur Theaterfrage.

II.

Wir haben uns bemüht, zu erhärten, daß die vom Gemeinde-Rathe zum Theaterbau angebotene Summe nicht ausreichend ist, und daß das Land Kärnten bei den großen Verpflichtungen, welchen selbes in nächster Zeit nachzukommen hat unmöglich das Baukapital ergänzen kann. Man soll aber nicht bloß negiren, sondern auf Mittel sinnen das, was in einer Weise unmöglich dargestellt wurde, in anderer Weise zu ermöglichen. So wollen wir denn versuchen, eine Idee zu entwickeln, bei welcher freilich wieder die Stadtgemeinde Klagenfurt zur Hauptrolle berufen wird.

Aber das scheint uns auch nicht mehr als billig, denn die Stadt erfreut sich unmittelbar beständig an einem guten, hübschen Theater. Es werden Fremde dadurch angelockt, die Stadt zu besuchen, selbst längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen und ihr Geld zu verzehren, während die übrigen Bewohner Kärntens nur sporadisch bei flüchtigen Besuchen oder mittelbar durch ihre Kinder, welche in der Stadt erzogen werden, etwas davon genießen. Auch vom Standpunkt der höheren Bedeutung des Theaters, als Bildungsanstalt, kann man die Stadt wohl eben so wenig von einer Verpflichtung freisprechen, als das Land. Der Landtag hat in richtiger Würdigung dieser Verhältnisse ausgesprochen, daß das Theater einiges Landesinteresse hat. Er will sich nicht ganz ausschließen

aber er fühlt sich nicht verpflichtet, die Last allein zu übernehmen.

Daher stellt sich die Beantwortung der Frage ungefähr so: Die Gemeinde sall nuternehmen, das Land soll subventioniren, in wie weit es dieß höchstens im Stande sein dürfte, haben wir ebenfalls bereits angedeutet. Die Gemeinde ist ouch darum viel leichter in der Lage zu handeln, weil ihr Exekutiv-Organ, der Gemeinderath so viel zahlreicher ist, als das analoge Organ des Landtages, der Landesanschuß. So wäre es atso nach unserer Ansicht die erste Ausgabe des Gemeinderothes, durch Verkouf der Logen und, allenfalls der Sperrsitze sich ein möglich großes Kapital zu sichern. Wenn diese Einnahmsquelle erschöpft ist, wäre der Rest (vermuthlich 100.000 bis 120.000 fl.) durch ein Anlehen zu decken, welches durch Umlage zu verzinsen und zu armortisiren wärr. Es läßt sich erwarten, daß die kärnt. Sparkasse dieses Geschäft unter den günstigsten Bedingungen, zu geringeren Interessen und langen Rückzahlungsfristen eingeht; denn sie macht es ja mit der Landeshauptstadt mit größtee Sicherheit, da das Land dafür so onch eine Garantie übernehmen kann und soll.

Andererseits ist es durchaus nicht undillig oder ungerecht, wenn nicht wir allein, sondern auch unsere Nachkommen die Kosten einer Anstalt tragen, von der sie mehr geniessen als wir, da sir schon in der Jugend die Hallen eines würdigen Kunsttempels betreten werden, wo Herz und Geist am empfänglichsten für die Theoterfreuden sind, während wir erst im gereisteren Alter, welches dofür schon gleichgültiger ist, etwos davon geniessen sollen. Nur muß aber dieser Tempel der Musen dann für alle Zeiten schön, würdig und brauchbar sein, kein Flickwerk, für wetches uns die Nachwelt verfluchen würde, selbst dann, wenn wir es ihe schuldenfeei übergeben.

Dieß, glauben wie, wäre der Weg, der uns zu einem neuen Theater führt, ob der einzige, wagen wir nicht zu behoupten, denn es kann jo z. B. rin Goldregen in Gestalt einer Erbschaft fallen, was aber wohl nicht sehr wahrscheinlich scheint.

(Silhauetten aus der eigenen Mappe.)

So neunen wir die leichten Umrisse von Chorokteren und Persönlichkeiten der heimischen Veegangenheit, für dir wir leine bestimmte Färbung, keine umfassende Kenntniß ihrer Lebensverhältnisse gewinnen konnten, die jrdoch als bedeutsame Erscheinungen unserer Erinnerung vorüberziehen und so das Feld der vaterländischen Kultur-Geschichte am wenigsten markieen. Wir geben solche Schattenbilder in der Reihenfolge, wie sie uns erscheinen.

Keine Körperschaft hat sich im geschäftigen und geselligen Leben für unsere Hauptstadt sa bemerklich gemacht, so gedeihlich ouf deren Wohlstond eingewirkt, und durch ihr Ausscheiden eine tiefe Wunde zurückgelassen, als das k k Appellations- nun Obeelandesgericht. Wie wollen diesen letzten Punkt nicht weiter berühren, dafür uns in die Zeit vor einem halben Jahrhunderte zurückversetzen, und während uns die Nummern 90 bis 93 dieses Blottes, Jahrgong 1854, dessen Geschichte vorfüheen, wollen wir versuchen, einzelne Figuren aus derselben zu skizziren.

Eine der ehrwürdigsten Gestalten dieses Rathskörpers war Joseph Viktor Edler von Högen, welcher bereits bei Errichtung der k. k. Appellation zu Klagenfurt im Jahre 1782 als Rath fungirte, im Jahre 1807 mit den Hofrathstitel in Ruhestand trat, den der hochbetagte Greis nur ein Jahr genoß. Er mahnte in seinem Aeußern ganz an die Zeiten Maria Theresia's, an die Etiquette und das Costüme des vormaligen hochansehnlichen Rathes der Alten, der Staatsrock, der Hosanzug mit Schnallen, Perrücke und Haarbeutet, Buder und Tabatier und Chapeaubas waren bei ihm die Ausstattung seines öffentlichen Austretens, die wir jüngere, unberufenr Leute freilich nur am Platze oder bei dem Kirchgange beobachteten. Besonders fiel er uns da ouf, wenn er in der Sakristei von St. Egiden aus einem gewaltigen Bethbuche in halblauten Tönen so viel wie verstanden, lateinisch perorirte, oder wenn er öfters, wo ein Priester on irgend einem Seitenaltare Messe las, möglichst nahe hinzutrat, um mit der Lorgnette fest hinter oder an ihm stehend, die Meßgebete mitlesen und sprechen zu können. Auch in seinem übrigen Leben war er ganz ein Monn aus der alten guten Zeit, voll Anstand, Würde und strenger Observanz, der geselligen Formen. Seine Collegen, wie die noch erinnerlichen, in iheem Nachkommen fortlebenden Räthe mit unter nachhin Präsidenten und Hofräthe, Felix Anton Freiherr von Lougo, Joseph Edler von Pittreich, Franz Edler von Romoni, Joseph Edler v. Wolf u. a. m., standen ihm würdig zur Seite. Das Geschlecht dee van Högen, ehemals Höger, ist ein einheimisches. Der Adelstand kam in die Familie mit Brief von Max Emanuel, Herzog von Bayern, ddo. 20. Juli 1691. Sie waren aber schon früher vom Erzherzoge Leopold mit einem adetigen Wappen begnadet. Johann Franz Höger unterstützte dir kaiserlichen untrr Prinz Eugen in der Lombardie fechtenden Truppen, denen es oft on Geld und Lebensmitteln fehlte, mit beiden, die er van seinen Mitbürgern zusammen zu bringen wußte, und machte sich dadurch, so wie sonst als Bürgermeister der Stadt Klagenfurt so verdienstlich, daß ihm von Kaiser Korl IV. mit Diplom Wien 11. Jänner 1718 der alte Adel bestätiget und erneuert wurde. Der Sohn des Hofrathes Josef, geboren zu Groz, 2. Dezember 1767, wurdr Landrath und gab 2 Bände „Gedichte“ (Geaz 1793 Ferstl) heraus. Seine Witwe, eine geborne Freiin von Seenus lebte in Klagenfurt ab, und ihre Tochter war die Gottin des uns noch so bekannten Medizinä-Dektoes Joseph Scheiz. Damit starb das Geschlecht aus.

Wurzbach biog. Lexikon 9. Theil, Seite 109.

(Wird fortgesetzt.)

Verschiedenes.

(Zur Frage der Voltendung des Hermanndenkmals.) Mit dem vom Hannover'schen Localcomité nenerdings angesammelten Gelde — etwa 3000 Thaler — hot sich der Bildhauer von Bandel nunmehr wieder sein Atelier eingerichtet und will zunächst den Kopf der kolossalen Gestalt, sowie das Schwert — jenen 20, dieses 24 Fuß hoch, — zur Vollendung bringen, um dann mit diesen beiden Fragmenten in Deutschland herumzureisen, sie auszustellen, und sa hoffentlich die für das Gauze noch erforderliche Summe noch und nach zusammenzubekommen.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: Ernst Rauscher.

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 51 Sonnabend, den 19. Dezember . 1863.

Die Grafen von Thurn-Valle-Sassina-Como-Vercelli Freiherren von Kreuz.

(Fortsetzung.)

Der Glanzpunkt des Familienglückes des habsburgisch-lothringischen Kaiserhauses sollte auch der Wendepunkt desselben sein. Es war die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der Infantin M. Louise im August 1765 zu Innsbruck, womit derselbe zugleich seine Regentenlaufbahn in Toskana begann. Diese Feier endete bekanntlich den 18. August mit dem plötzlichen Tode des Kaisers Franz I. Joseph II. wurde nun Kaiser und eine Reihe noch weiterer herber Leiden traf die Kaiserin Witwe und ihr Haus. Diese Ereignisse standen in engster Verbindung mit dem Schicksale beider Brüder Thurn. War Graf Franz von 1761 an Ajo des noch jungen Erzherzogs Leopold gewesen, über welchen noch eine Menge Notizen sind, nun Oberstkämmerer, und ihm als Leiter in seinen Regierungs-Geschäften beigegeben, so sorgte Anton für seine Person. Wie sehr Joseph II. die Eigenschaften des Ersteren zu schätzen wußte, bezeichnet sein am 4. November 1765, kurz vor dessen Abreise nach Florenz eigenhändig geschriebener Brief, den wir mit noch einem andern von den vorhandenen acht, und einem dritten von der Kaiserin Maria Theresia wortgetreu aus dem Französischen geben. Die Briefe Kaiser Joseph's, in so weit sie im Drucke erschienen, bilden einen höchst kostbaren Beitrag zur Kulturgeschichte des abgelaufenen Jahrhundertes, welches dadurch in vielen seiner Thatsachen allein eine wahre Deutung erhält. Sie geben nicht nur Zeugniß von der seltenen Humanität dieses Selbstherrschers, sondern sind durch Schreibart und individuelle Eigenthümlichkeit so ausgezeichnet, daß sie selbst in dieser Hinsicht der Nachwelt bewahrt zu werden verdienen. Joseph schrieb nämlich: „O! wie angenehm ist es, lieber Graf Thurn, diejenigen zu verpflichten, welche man hochschätzt, und die man zu seinen Freunden rechnet. Das Kommandeur-Kreuz des St. Stephans-Ordens, mit welchem ich Sie morgen investiren werde, verschafft mir diese angenehme Gelegenheit. Ich werde Ihnen nicht wünschen, diesen Orden noch mehr zu verdienen, indem ich Sie genug kenne, als daß mir hierüber ein Zweifel verbliebe. Um was ich Sie bitte, ist nur, daß, wenn Sie das Kreuz betrachten, Sie sich manches Mal an Ihren Herrn erinnern, der Sie hoch schätzt und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und an Ihren Freund, der Sie liebt und täglich Ihre Gesellschaft vermißt. Leben Sie wohl, ich werde immer sein ihr treuer . Joseph m. p.

N.-Sch. „Ich bitte meine Grüße an Ihre Gemahlin." (Gabrielle Baronin von Reischach.)

Nicht einmal ein Jahr erfüllte Graf Franz den erhabenen, aber schweren Beruf, Mentor eines noch jungen Herrschers zu sein. Bereits der 9. Februar 1766 setzte seinem Leben das Ende. Der Brief, den Kaiser Joseph aus dieser Veranlassung an seinen Bruder Anton unterm 24. Februar 1766 schrieb, ist der schönste Nekrolog desselben, und giebt das unverdächtigste Zeugniß von den Eigenschaften des Schreibenden, wie des Bedauerten. Er lautet:

„Ich weiß zu sehr zu fühlen und bin den ehrlichen Leuten und meinen Freunden zu sehr anhänglich, um nicht durch den gemeinsamen Verlust, welchen wir in der Person Ihres würdigen Bruders, des Oberstkämmerers erlitten haben, tief ergriffen worden zu sein. Empfangen Sie meine innige Theilnahme durch diesen Brief, welchen die Hochschätzung, die ich für Ihre Aufrichtigkeit, Ihre Talente und Charakterfestigkeit habe, mir abnöthigt, obwohl ich Ihren Kummer nicht erneuern möchte. Ich wäre nicht ein so zärtlicher Bruder und Freund Ihres Herrn, wenn ich nicht die ganze Ausdehnung des Verlustes empfinden würde, den ein junger Herrscher erleidet, wenn er des eifrigsten Dieners und Rathgebers beraubt wird. Ihr Bruder wußte so gut den unermüdlichen Diener des Großherzogs und den aufrichtigen, wahren Freund Leopolds zu verbinden, daß ich nur wünsche, daß er einen finden möge, welcher ihn wenigstens theilweise ersetzt. Ich kann aus Erfahrung reden, wie nothwendig es einem jungen Manne ist,

welcher in einem neuen Lande mit 19 Jahren zu herrschen hat, gut berathen zu sein; je mehr ich in die Praxis meiner Standespflichten eingehe, desto mehr fange ich an, dasjenige zu erkennen, zu vermissen und zu wünschen, was nothwendig wäre, um dieselben gut zu erfüllen, und wie weit und ausgebreitet das Feld ist, um nur sagen zu können, daß man seine Pflichten erfüllt habe: Die einzige Belohnung, welche ein Ehrenmann erstrebt. Ich empfehle also Ihnen, mein lieber General, einem Herrn behilflich zu sein, welcher immer Ihre Verdienste erkannt hat, und das Herz meines Bruders kennend, bürge ich Ihnen, daß er nichts anderes wünscht, als die Wahrheit ohne Schminke, welche ihm Ihre Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit nie verhüllen wird, wenn er Sie um Rath fragt. Sehen Sie meiner Dankbarkeit hiefür versichert, indem ich nicht nur die Person meines Bruders liebe, sondern noch mehr seinen Ruhm und seine Wohlfahrt. Leben Sie wohl, mein lieber Graf, rechnen Sie in jeder Gelegenheit auf meine Freundschaft und bedienen Sie sich derselben ohne Schonung. Ich werde immer erfreut sein, wenn sich die Gelegenheit bietet, Ihnen meine Hochschätzung zu beweisen."

Ihr treuer Freund

Joseph m. p.

N. Sch. „Wollen Sie bei gelegener Zeit mein Bedauern ihrer Schwägerin ausdrücken, deren Zustand bei der Achtung und gerechten Dankbarkeit, die ich ihrer ganzen Familie schuldig bin, mich noch viel fühlbarer berührt, außerdem, daß ich weiß, Jemanden zu verlieren, den man liebt. Meine Grüße an Rosenberg."

Dieses Schreiben bedarf keines Commentars, und wir glauben nur noch auf seinen Schluß aufmerksam zu machen, welcher uns erinnert, daß, so wie vier Edle Kärntens: Franz und Anton Grafen von Thurn, Franz Graf von Rosenberg, und Fürst Joseph Khevenhüller am Hofe der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia, in der Eigenschaft als Obristhofmeister, Oberstkämmerer, als Ajo der Erzherzoge die vorzüglichste Stellung behaupteten, nun beide Thurn mit Rosenberg in Toskana ihren rühmlichen Einfluß auf dortige, welthistorisch bekannte Musterregierung übten.

Kurze Zeit darauf schrieb auch Maria Theresia die Kaiserin Witwe an denselben: „Graf Thurn! die Gerechtigkeit, die ich zu jeder Zeit ihrem Bruder widerfahren ließ, und den Antheil, den mein Sohn an seinem Tode nimmt, machen mich seinen Verlust bedauern; wie sehr begreife ich ihren Kummer. Gleichzeitig will ich den zwei Kindern des Verstorbenen, ein Zeichen meiner Gnade geben, indem ich jedem von ihnen eine Pension von 1.000 fl. auf meine Güter in Ungarn verschreibe. Selbe wird auch nach meinem Tode Ihnen verbleiben. Ich thue dieses mit vielem Vergnügen, da ich stets für Sie besonders, und Ihre Familien gleiche Gefühle der Gnade und des Wohlwollens bewahrt habe."

Maria Theresia m. p.

Graf Franz von Thurn hatte von seiner ersten Gemahlin, der Gräfin Maria Anna von Rosenberg sechs Kinder, wovon ihn, wie wir sehen, nur zwei überlebten: Franz und Dominika, nachhin vermählte Gräfin von Weisberg. Seine zweite Ehe mit Gabriele Baronin von Reischach, Obristhofmeisterin der Gemahlin Leopold's, Infantin M. Louise, war kinderlos.

Anton Graf von Thurn, den wir bereits erwähnten, war 1723 geboren. Seine Erziehung ging mit der seines Bruders Hand in Hand. Fast gleichzeitig mit ihm trat er in das k. k. Militär, wurde Rittmeister bei Erzherzog Ferdinand Kürassieren, 1759 Major und Flügeladjutant bei Feldmarschall Graf Daun, 1760 Oberstlieutenant bei Kalkreuth Kürassieren und wurde hierauf in das Regiment P. Albert von Sachsen gleicher Waffe transferirt und 1761 zu dessen Obersten ernannt.

Dieser Dienstesposten brachte ihn in nähere Berührung mit besagten Prinzen als Regiments-Inhaber. Die Briefe, die noch im Bleiburger-Archive von der Hand desselben erliegen, liefern außer andern Aeusserungen der innigsten Freundschaft für die beiden Brüder Anton und Franz Grafen von Thurn, den Ausdruck der Dankbarkeit für ihre Bemühungen und ihren Einfluß, durch welche hauptsächlich seine Verbindung mit der Erzherzogin Maria Christina, welche seines Lebens Glück begründete, gelang. Er sagt, er wisse es genau, daß durch ihre günstigen Schilderungen von seinem Charakter er nicht nur in die Gunst und Gnade der Kaiserin Mutter gelangt sei, sondern daß dieselben auch auf das Herz seiner angebeteten Christine für seine Aufnahme eingewirkt hätten. Bekanntlich hatte die Vermählung beider einen mehrjährigen Aufschub erlitten, wo Obiges von desto größerem Belang war.

Als Graf Anton von dem Feldzuge des Jahres 1763, den der Hubertsburger-Friede schloß, nach Wien zurückkehrte, wurde er 1764 geheimer Rath und Ajo der kaiserl. Prinzen, 1765 General-Major, 1766, Kapitän der Nobelgarde in Toskana; im Jahre 1767 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, wurde er Obersthofmeister des Erz- und Großher-

zogs und als Leopold 1790 Kaiser wurde, blieb er in gleicher Charge bei der Kaiserin Maria Louise. Im Jahre 1773 wurde er Inhaber des vorhin Kleinholtischen Kürassier-Regiments und nach Auflösung desselben 1775 des bisher Buttler'schen Infanterie-Regiments. Im Jahre 1782, den 20. November erhielt er mit Handbillet Kaiser Josephs II. das goldene Vließ, und den 28. April 1792 durch Handbillet Kaiser Franz II. die Ernennung als Feldzeugmeister. Nach Ableben der Kaiserin Maria Louise wurde er auf gleichem Wege den 21. Mai 1792 mit vollem Gehalte pensionirt.

Dieses die äußere Seite seiner glänzenden Laufbahn. Um jedoch auch ihre innere Bedeutung zu kennzeichnen, entnehmen wir aus einem uns vorliegenden Briefe der Kaiserin Maria Theresia, den sie ihm den 24. April, wahrscheinlich das Jahres 1768 schrieb, wie sehr Thurn an dem Wohl und Wehe seines ihm anvertrauten hohen Zöglings, denn der Großherzog war damals erst 20 Jahre alt, theilnahm. Die Kaiserin beruhigt ihn wegen dessen fortwährender Kränklichkeit, — war diese nicht auch das Erbtheil seines Sohnes und Enkels — Franz I. und Kaiser Ferdinand des Gütigen! — indem sie versichert, der Leibarzt verfahre ganz nach van Switens Anordnung; der Großherzog sei von Natur sehr schwächlich, und diese müsse unterstützt werden. Thurn habe Goes vorgeschlagen, ihm zur Seite zu sein, er könne ihn jede Stunde haben. „Ich hoffe," schreibt die Kaiserin weiter, „mein Sohn vernachlässigt die deutsche Sprache und das Militärfach nicht, Lacci soll mit ihm darüber einen Briefwechsel anknüpfen. Mit Ungeduld erwarte ich Rosenberg und beabsichtige ihn zu Ihnen zu schicken."

Wie richtig und voraussichtig urtheilte die Kaiserin. Wir gewinnen dadurch ein Stück österreichischer und deutscher Geschichte.

Anton war nie verehlicht, er trat seine Güter an Bruder Franz ab, und blieb auch in seinen hohen Jahren, in denen der Ruhe der Wohlthäter seiner Familie. Seinen im Jahre 1805 zu Holleschau erfolgten Tod feierte eine herrliche lateinische, noch vorhandene Elegie, wahrscheinlich das Werk D'elci's oder Pirkenstocks.

Sein kostbarster Rücklaß sind außer einer Zahl Briefe von den Erzherzogen Max und Ferdinand, nicht weniger als 592 eigenhändige Briefe und Billete Leopolds und seiner Gemahlin.

Franz der jüngere, Vater des noch lebenden Grafen Georg, und Sohn des Franz Grafen von Thurn, welcher im Jahre 1766 starb, war zu Bleiburg den 26. Jänner 1748 geboren. Er kam, da dort seine Ausbildung unthunlich war, sehr früh nach Wien und dann nach Sobieslaw. Am letztern Orte befand sich eine Schule für die österreichische Artillerie, welche bekanntlich Fürst Wenzl v. Liechtenstein zur ersten in Europa gehoben hatte. Die Briefe, welche Franz von Wien als Knabe und von Sobieslaw als Jüngling an seinen Vater schrieb, und die uns noch erübrigen, sind sprechende Zeugnisse seines Eifers für sein erwähltes Fach, wie seiner Kindesliebe. Er trat, nachdem er seine Studien vollendet, in das 3. Artillerie-Regiment, in dem er bis zum Oberstlieutenant avancirte, und am 1. April 1779 von Kaiser Joseph II. zum Obersten des 1. Feld-Artillerie-Regiments ernannt wurde. In dieser Eigenschaft heirathete er im Jahre 1782 die Gräfin Maria Anna von Sinzendorf, welche ihm zum Vater zweier, noch lebender Kinder, Gabrielle, nachhin Gräfin von Dietrichstein und Georg, dessen wir am Schlusse gedenken, machte. Nicht lange nach Ausbruch des Türkenkrieges, nämlich den 24. Nov. 1788 erhielt er seine Ernennung als General-Major, und den Auftrag, sich mit Herbeischaffung und Aufstellung des, zu den belagernden Festungen erforderlichen Geschützes zu befassen. In den Sümpfen an der Donau damit beschäftigt, zog er sich gleich seinem kaiserlichen Herrn ein hartnäckiges Fieber zu. Indessen statt sich zurückzuziehen, wollte er auch jetzt noch treu seine Pflicht erfüllen. Belgrad war durch eine beispiellose heftige Beschießung gefallen; der Belagerungstrain zog sich die Donau hinab vor das feste Widin und Gyurgewo, welches letztere als vorzüglicher erachtet wurde, da es die Verbindung der Walachei mit der gegenüber liegenden Festung Rustschuck bildet. Thurn, der als Artillerie-Direktor die Belagerung leitete, hatte gleich Anfangs einen harten Stand, indem seine Truppe, um sich aus den Häusern der äußeren Stadt Lebensmittel und Getränke zu verschaffen, sich zerstreute. Die Türken, die es wahrnahmen, machten aus der eigentlichen Feste einen Ausfall, den Thurns Wachsamkeit vereitelte, indem er ihn mit einer Division von Toskana Infanterie zurückschlug. Man hatte mit den fortwährend aus Rustschuck einrückenden Verstärkungen und der Flotille feindlicher Kriegsfahrzeuge zu thun, die in der Flanke der Belagerer Truppen an das Land setzte. Am 8. Juni 1790, wo der Kommandirende,

Prinz Koburg sich entfernte, um den Kampf der österreichischen Tschaiken mit jener Flotille zu beobachten und der größte Theil der Reiterei zur Fouragirung ausgeritten war, machten die Türken in einer nicht geahnten Stärke mit mehreren Tausenden einen gleichzeitigen Ausfall, während 1000 Spahis die Laufgräben umritten. Die geringe Bedeckungsmannschaft der Artillerie und die Arbeiter in den Tranchéen flohen, während sich ein Theil der Truppe todesmuthig vertheidigte. General Auffeß fiel schwer verwundet in diesem Gewühle, und konnte nur mit Mühe dem Feinde entrissen werden. Thurn, so sehr vom Fieber geschwächt, daß er nicht reiten konnte, war im Wagen dahin geeilt, und kaum ausgestiegen, als die fliehenden Arbeiter ihn niederstießen. Sich aufraffend, kämpfte er mit den letzten Kräften gegen die nachstürmenden Türken, und erlag erst nach tapferer Gegenwehr ihren Streichen. Dieses Beispiel wirkte. Der Rest der Infanterie kämpfte muthig fort, so daß die durch das Gewehrfeuer und den Sturmlärm wie gerufene Reiterei herbeistürzte, und die Türken mit Wuth angriff, die eben so schnell flohen als sie kamen. Koburg hob vorschnell im ersten Schrecken die Belagerung auf, Thurns Leiche aber ward gerettet. (Hirtenfeld's österreichischer Mil. Conversations-Lexicon unter dem Artikel: Gyurgewo).

Eine Zahl gedruckter und schriftlicher Trauerlieder und Gedichte, die uns vorliegen, wie z. B. in der Grazer und Prager Oberpostamtszeitung, feiern den Tod des Helden. Seinen Charakter als Vorgesetzter und Mensch bewahrt ein uns noch erhaltenes Blatt letzterer Zeitung vom 16. December 1758, worin sich die Abschiedsadresse Thurn's an sein Regiment befindet, als er General wurde, die dasselbe mit den Worten begleitet: „Die liebenswürdigen Eigenschaften des Herrn Grafen sind bekannt. Er verband mit beim Soldatenstande so nöthigen Ernste eine Herablassung und Güte, die ihm die Liebe seiner Untergebenen erwarb. Als Menschenfreund war er auch Vater des Regiments und der Trost und die Rettung manches Unglücklichen." Seine Bleiburger Unterthanen ließen ihre Gefühle durch ein eigenes Trauerlied, welches wir noch besitzen, dolmetschen, es schloß mit den Worten:

„Dieß sind gewiß recht warme Herzensthränen,
Die ihm der rauhe Landmann weint."

Der härteste Schlag traf die junge Witwe mit den beiden Kleinen, denen der allenthalben freigebige Vater nur ein beschränktes Vermögen hinterließ, welches die folgenden Kriegsjahre noch mehr minderten. Oheim Anton blieb der Familie die Hauptstütze, und als nach etwas mehr als zwanzig Jahren die Gräfin den gefeierten Grafen Angelo D'elci, aus einer sienischen Familie heirathete, welchen die Franzosenherrschaft nach Wien zu übersiedeln bewog, blieb dieses nicht ohne entsprechende Einwirkung auf die Familie. Der Graf, über den das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon einen eigenen Artikel enthält, war einer der größten Kenner des klassischen Studiums und Meister in der lateinischen Poesie. Er sammelte durch Jahre die griechischen und lateinischen Schriftsteller in ihren vorzüglichsten Ausgaben, und seine Sammlung, die er nachhin dem Großherzog von Florenz schenkte, ist noch jetzt als der vorzüglichste Schatz der berühmten Laurentianischen Bibliothek in einem eigenen Saale aufgestellt. Er starb den 20. Okt. 1824, und wir hatten noch oft die Gelegenheit, die geistige Frische der Gräfin Witwe zu bewundern, die ihm zu Wien im Jahre 1841 folgte.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Die Vesuviennen. *)

In dem Schloß der Tuilerien
Sind die Sieger eingezogen;
Aus und ein durch alle Thore
Wälzen sich die Menschenwogen,

In den Höfen, in den Hallen
Herrscht ein wild und wüst Gedränge;
Lustig durch die stolzen Räume
Tönen Horn- und Geigenklänge.

In den prächtigen Gemächern,
Die im Kerzenschimmer prunken,
Schwärmt das Volk, das halb vom Weine,
Halb von junger Freiheit trunken,

Auf den breiten Marmortreppen,
In den langen Corridoren
Lärmen jene Souveraine,
Die St. Antoin geboren.

Wie es wogel, wie sich's schiebet,
Welch' ein Durcheinanderschwirren!
Jubelruf und laut Gezänke,
Flötenton und Gläserklirren!

Wildbachantisch durch die Säle
Rast der Cancan nach dem Tacte;

*) „Vesuviennes" nannte sich eine Gesellschaft weiblicher Personen in Paris, welche thätigen Antheil an der Revolution im Jahre 1848 nahm. Die beschriebene Scene ist historisch; sie trug sich auf jenem berüchtigten Volksballe in den Tuilerien zu, wenige Tage nach Errichtung der Republik.

Freche Dirnen konstatiren
Heute die Befreiungsakte.

In der Königin keuschen Zimmern
Hielt die Wollust ihre Feier;
Wo die Herzoginnen träumten
Fällt der Scham zerriss'ner Schleier.

In den Boudoirs der Damen,
In den stillen Kabinetten,
Schwelgen Barrikadenhelden
Mit den frechsten der Grisetten.

Was das Weib vermag zu zieren,
Was wir schön und edel nennen,
Ausgetauscht für Lust und Schande
Haben es die Besuvienuen.

Wie sie rasen durch die Reihen,
Mit den schamlos lüstern Blicken!
Wie sie mit enthüllten Reizen
Locken wollen und berücken!

Die sonst unten auf der Straße
Suchten ihre Liebesbeute,
Wälzen in dem Königsschlosse
Sich auf seidenen Betten heute.

Ha, das ist ein tolles Treiben
In dem Schloß der Tuilerien!
Mit den Geigenklängen mischen
Sich die Freiheitsmelodien.

Immer lauter wird der Jubel,
Und die Lust, die hat kein Ende;
Toller zu Quadrille und Cancan
Reihen Paare sich die Hände.

Schneller drehen sich die Dirnen,
Ihre Augen lodern wilder,
Es entfalten die Megären
Immer schamlos wüst're Bilder.

Plötzlich, klingt Geschrei von Ferne,
Wälzt sich näher, wie die Welle,
Die, vom Sturm gepeitscht, getrieben,
Vorwärts rast mit Pfeilesschnelle.

Augenblicklich unterbrochen
Ist der Tanz, der sinnentolle;
Wüth'ger Streit und Handgemenge
Uebernehmen seine Rolle.

Auf von ihren Sitzen taumeln
Alle die berauschten Zecher,
Zum Geschosse wird die Flasche
Und zur Waffe wird der Becher.

Sagt, wer hat den Streit erhoben?
Redet doch, um was sich's handelt?
Niemand weiß es; Jeder kämpfet
Wie zum Tiger umgewandelt.

Jetzt erscheint in einer Thüre
Mit verzerrtem Antlitz Eine
Von den Dienen. Ihre Augen
Glühen wie vom Höllenscheine.

Ruhe! herrscht die Besuvienne.
Stille wird es in dem Saale.
Nun verkündet die Megäre,
Wie sie Liebesdienste zahle.

Und sie deutet nach dem Fenster.
Durch die Menge fährt ein Grauen.
Aufgeknüpft an seiner Schärpe
Ist der Führer dort zu schauen.

Schrecken in den bleichen Zügen
Flieh'n die trunkenen Bacchanten;
Stille wird es in den Räumen,
Wo die Kerzen niederbrannten.

Lächelnd streut der junge Morgen
Seine Rosen auf die Stadt,
Auf das Schloß der Tuilerien,
Das — die Freiheit inne hat.

Ludwig Jßleib.

Allgemeine Geschichte der Musik.

Unter den Künsten ist die Musik aller Wahrscheinlichkeit nach die Erstgeborne. Denn ihr Hauptinstrument, die Kehle, und den Antrieb, es zu gebrauchen, brachte ja schon der erste Mensch mit auf die Welt. Man hat sicherlich viel eher gesungen als gesprochen, weil die Gefühle gleich, Sprache und Begriffe aber viel später erst nachkamen. Für den Gesang fand auch der Mensch viele Lehrmeister an den gefiederten Künstlern und ihren lieblichen Concertaufführungen rings um sich herum. Selbst auf die Erfindung musikalischer Instrumente mußte er leicht geführt werden durch die mannigfaltigen Klänge, welche die Natur überall, im Schilfe z. B. durch den Wind erzeugte. — Wenn aber die Musik von Geburt die älteste Kunst ist, so hat sie dagegen weitaus die jüngste Geschichte. Zwar berichtet die Bibel, daß schon zu Moses Zeiten eine ausgebildete Tonkunst vorhanden gewesen, da die Hebräer beim Auszuge in das Land Kanaan über die Rettung vor dem nachsetzenden pharaonischen Heere bereits einen Lob- und Dankgesang anstimmten, der von Männern und Frauen abwechselnd vorgetragen und auch von Instrumenten begleitet wurde. Zwar hatten unter David und Salomon viertausend Musiker und zweihundertachtzig Sänger die musikalische Feier des Gottesdienstes im Tempel zu besorgen. Zwar steckt selbst hinter der Fabel vom

Orpheus, der seiner siebensaitigen Leier solche bezaubernde Weisen entlockte, daß er damit wilde Thiere zähmte, den Lauf der Flüsse und Winde anhielt und Bäume und Felsen zwang ihm zu folgen, so viel Kern von Wahrheit, daß es schon in jenen Zeiten Tonkünstler gegeben, die von ihren Zeitgenossen bewundert wurden und außerordentliche Wirkungen auf dieselben hervorgebracht haben. Welcher Art aber all diese Musik bei den Juden, Aegyptern, Indern, Griechen rc. gewesen, davon werden wir nie einen Begriff bekommen; denn die sinnlichen Dokumente, wie sie Denkmäler, Bauwerke, Statuen rc. von den andern Künsten aufbewahrt haben, fehlen der Musik ganz und gar. Ja, wenn der gute Orpheus, anstatt durch seine Töne Steine zu bewegen, nur eine seiner Weisen in einen Felsen mit für uns lesbare Zeichen eingehauen hätte! Aber da liegt's! Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch konnte man wohl Musik machen, aber nicht aufzeichnen. Und die Charaktere, welche später die Griechen dafür erfanden, sind uns in den wenigen problematischen Ueberbleibseln, den Melodien zu einigen Oden, die man aus jener Zeit aufgefunden haben will, nicht zum Verständniß gekommen, da von den gelehrten musikalischen Entzifferern derselben jeder eine ganz verschiedene herausgelesen hat.

Eine sichere Geschichte unserer Kunst könnte daher erst mit der Erfindung der Tonschrift beginnen, wovon das älteste bisher aufgefundene Document aus dem achten Jahrhundert herstammt. Haben wir aber von der Zeit an, wo sichere Documente uns die künstlerischen Thaten der Vorfahren zur sinnlichen Anschauung darbieten, eine sichere Geschichte der Musik? Keineswegs! Die Hindernisse, welche sich einer solchen entgegenstellen, sind so schwerer Art, daß ihre gänzliche Ueberwindung unmöglich scheint. Denn der Verfasser einer allgemeinen Musikgeschichte muß die höchsten und seltensten Eigenschaften, muß einen solchen Schatz von Kenntnissen und geistigem Vermögen in sich vereinigen, wie ihn selbst das schaffende Genie nicht zu besitzen braucht. Der Componist kann bedeutend sein, wäre er auch nichts weiter als ein Lieder- oder Tanzcomponist. Eine gewisse Einseitigkeit wird dem Künstler mit Recht zugestanden, weil das Große kaum anders als durch ein beharrliches Fixiren auf Einen Gegenstand zu erreichen ist. Der vollkommene musikalische Historiker dagegen müßte im strengsten Sinne des Wortes universell sein. Denn er hat nicht die Leistungen eines Geistes, auch nicht in einer gewissen Gattung nur zu würdigen, er muß Alles, was in allen Gattungen der Musik und zwar zu allen Zeiten und von allen Völkern je hervorgebracht worden, so weit es zur Betrachtung vorliegt, theoretisch und ästhetisch zu erkennen im Stande sein, und zugleich auch das ganze unendlich mannigfaltige Seelenleben, das sich nur irgend darin offenbaren mag, nachempfinden können. Künstler und Publikum mögen sich wählen, was ihrer Individualität und ihrem Bedürfniß in dieser oder jener Stunde und Stimmung zusagt; der echte Geschichtschreiber darf nichts abweisen, nichts übersehen, er muß von Allem genaueste Kenntniß nehmen, sich in Alles zu fügen und Alles zu würdigen wissen.

Diese Betrachtungen kamen uns bei der Lectüre der soeben erschienenen „Allgemeinen Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung von Dr. Joseph Schlüter" (Leipzig, W. Engelmann). Das Werk behandelt auf 206 Seiten gr. Octav in fünfzehn Kapiteln: 1. Die vorchristliche Zeit; 2. der unisone lateinische Kirchengesang. Ambrosius, Gregor der Große; 3. erste Versuche in der Harmonie. Verbesserung und zweckmäßige Anwendung der Tonschrift; 4. die niederländische Schule. Orl. Lassus; 5. Palestrina und der kirchliche Kunstgesang in Italien (die römische und venetianische Schule); 6. Entstehung der Oper und deren Fortbildung durch die neapolitanische Schule; 7. der evangelische Kirchengesang; 8. J. S. Bach (die geistliche Cantate); 9. G. F. Händel (das Oratorium); 10. die französische Oper und Gluck; 11. Begründung und erste Ausbildung der deutschen Instrumentalmusik durch Haydn; 12. Vollendung der Oper durch Mozart; 13. die Glanzzeiten der Instrumental- und Liedcompositionen: Beethoven und Schubert; 14. die Epigonen. Die Oper seit Mozart in Italien, Frankreich und Deutschland; 15. Nachblüthe der deutschen Kunst in den übrigen Compositionszweigen: Spohr, Mendelssohn, Schumann. Gegenwart und Zukunft.

Daß eine Arbeit, welche diesen umfassenden Stoff auf verhältnißmäßig so wenigen Blättern abhandelt — das erste Kapitel „die vorchristliche Zeit" z. B. auf vier Seiten, das zweite Kapitel „der unisone lateinische Kirchengesang rc." auf etwas mehr als zwei Seiten — skizzenhaft gehalten sein muß, versteht sich. Wir müssen deshalb die hohen Forderungen, die wir an einen vollkommenen Geschichtschreiber stellten, bei der Betrachtung des vorliegenden Werkes bedeutend ermäßigen, wenn wir nicht unbillig darüber zu urtheilen verführt werden sollen.

Der Verfasser hat aus den vorhandenen Geschichtswerken, Monographien, Lebensbeschreibungen rc. eine Reihe interessanter Notizen gezogen und dieselben in eine solche Ordnung gebracht, daß der Musikfreund daraus den Weg leicht übersehen und verfolgen kann, den die Tonkunst aus dem Dunkel der Vorzeit in die lichteren Regionen der Geschichte und bis in unsere Zeit herein genommen hat. Ein großer Theil des Buches enthält Citate aus andern musikalischen Schriften, durch deren Billigung oder Bekämpfung unser Autor seine eigenen Meinungen zu bekräftigen und fester zu begründen meint. Zu bedauern ist nur zunächst dabei die leidenschaftliche Sprache, womit er nicht selten gegen Andersmeinende losfährt. Eine Ansicht z. B. von Ambros in dessen „Grenzen der Musik und Poesie" über Spohr's „Weihe der Töne" fertigt er mit folgenden Ausdrücken ab: „Das ist doch eine nichtswürdige, gefühllose, platt prosaische Auffassung." Uns soll indessen diese mitunter zu passionirte und auch im Uebrigen ein ziemlich lebhaftes Selbstbewußtsein verrathende Darstellung nicht abhalten, das Werk im Ganzen als eine interessante und für Laien belehrende Lectüre zu empfehlen. Doch läßt sich auch gegen manche Ansicht des Verfassers streiten, und gegen einige Punkte wenigstens wollen wir unsere Einwendungen nicht zurückhalten.

Die z. B. bis jetzt unbestrittene Annahme, daß Beethoven in seiner ersten Schaffensperiode die Haydn-Mozart'schen Formen nachgebildet habe, will unser Autor nur sehr bedingt gelten lassen. „Wer" — sagt er — „möchte in den Clavierconcerten Op. 15, 19, 37, dem berühmten Septett, der zweiten Symphonie und den andern vor 1804 geschriebenen Compositionen eine „unbedingte Nachahmung" Mozarts erkennen? Bei Beethoven ist, das müssen wir gestehen (?), Alles glühender und farbenreicher, voller und breiter entwickelt, vor Allem geistig bedeutender und erfüllt von jenem wunderbar großen und seiner Größe bewußten Pathos." Hier müssen wir gegen zwei Unrichtigkeiten auftreten. Zuerst hat unseres Wissens kein wahrer Musikkenner jemals Beethoven eine „unbedingte Nachahmung" Mozarts vorgeworfen; denn das wäre eine Nachäffung. Sodann sind die angeführten Werke Beethoven's zum Theil wohl für des Verfassers neue Behauptung vortheilhaft, nicht aber für die alte Wahrheit richtig gewählt worden. Zu den Werken, die in Form, Gedankeninhalt und Gehalt den Stempel einer sehr nahen unverkennbaren Nachahmung Mozart's an sich tragen, gehören die erste Symphonie, das erste Trio in Es für Violine, Bratsche und Violoncell Op 3, und allerdings die Klavierconcerte Op. 15 in C dur und Op. 19 in B dur. Man vergleiche jene erste Symphonie mit den besten Mozart'schen, der großen C dur und D dur Symphonie, das Beethoven'sche Trio mit dem Mozart'schen Trio in Es dur für dieselben Instrumente, und ferner die beiden genannten Clavierconcerte Beethovens mit den Mozart'schen Clavierconcerten in C dur und D moll, so möchte die alte Meinung wohl ihr Recht behalten. Noch weniger aber wird sich bei diesem genauen Vergleich jener Werke die Behauptung des Verfassers als haltbar erweisen, daß in diesen Compositionen Beethoven's schon „alles glühender und farbenreicher" und vor Allem „geistig bedeutender" als bei Mozart sei. Weder in ihrer Gedankenzeichnung und Instrumentation, noch in ihrem Gefühlsausdruck stehen sie über den genannten Mozart'schen Werken, ja in den beiden Conzerten scheint uns wenigstens Beethoven die beiden Mozart'schen in allen genannten Beziehungen nicht erreicht zu haben.

Das bekannte Werk von Hanslick „Vom Musikalisch-Schönen", das der Musik die Seele abspricht, nennt der Verfasser eine „mit philosophischem Geiste geschriebene Abhandlung." „Hanslick — schreibt er — bestreitet den Satz, daß es Aufgabe der Tonkunst sei, bestimmte Gefühle darzustellen und zu erregen, indem er mit feiner Dialektik beweist, daß die Musik wie jede andere Kunst nichts anderes darzustellen habe, als die reine Schönheit, daß bei ihr Inhalt und Form Eins und die Phantasie das eigentliche Organ des Schönen sei." Für wen hat das Hanslick bewiesen? Für Herrn Schlüter? Dann muß man sich um so mehr über die Stelle auf Seite 134 wundern, wo es heißt: „Die Entreacte zu Egmont liefern ein interessantes Beispiel, in wie weit Beethoven die Schilderung ganz bestimmter Situationen, ja selbst der Worte durch die Instrumentalmusik für zulässig und darstellbar erachtet hat." Doch wohl nicht bloß erachtet, sondern in der That für jeden wirklichen musikalischen Kenner vollkommen dargestellt hat? Weiterhin eifert der Verfasser dagegen, daß die Musik Ideen ausdrücken solle. Wenn er damit die abstracten platonischen Ideen als Vorbilder aller erschaffenen Dinge im göttlichen Verstande meint, so stimmen wir ihm natürlich bei. Wieder aber muß man sich dann wundern, wenn er auf Seite 118 in einem Athem ausruft: „Es ist daher ebenso flach, die ideale Bedeutung des Kunstwerkes zu leugnen, als es albern erscheinen muß, bei Allem zu fragen, was der Künstler damit habe ausdrücken wollen." Das heißt doch geradezu zwei Sätze mit den Köpfen gegen einander rennen zu lassen. Dazu tritt nun noch gleich auf

der nächsten Seite 119 folgende Stelle auf: „Den großen Menschen im Kampfe mit großen Geschicken und über alle feindlichen Gewalten siegend darzustellen, aus der Beengung zur Freiheit, aus Nacht zum Licht emporzusteigen, das ist der hohe, man darf sagen tragische Grundgedanke Beethoven's, den er am schönsten in der Eroica, der C moll und A dur, am gewaltigsten in der neunten Symphonie durch alle Gebiete der Lust und Wehmuth zur Erhebung, zum Verklärungsjubel führt. Sind denn das keine Ideen im abstracten Sinne?

Weg jedoch mit den unerquicklichen, im Nebel unklarer Begriffe herumtappenden Fragen nach den Ideen in den Beethoven'schen Werken. Wo er einen Inhalt angegeben, da ist es einfach ein Gegenstand; in diesem Gegenstand liegt ein Kreis verwandter Vorstellungen, welche aus der Einbildungskraft in das Gemüth hinunterschlagen und dort die entsprechenden Gefühlsregungen wecken. Die Letzteren, und niemals etwas anderes, hat Beethoven mit Tönen ausdrücken wollen, und meistentheils auf wunderbar treffende und ergreifende Weise wirklich ausgedrückt. Am offenbarsten liegt das in der Pastoralsymphonie vor Auge und Ohr: „Gang auf's Land", „Scene am Bach", „Bauerntanz", „Gewitter", „Nach dem Gewitter." Bei den meisten seiner Werke hat Beethoven solche Objecte vor seiner Einbildungskraft und in seinem Gemüthe gehabt.

Die unbedingte Verurtheilung, welche der Verfasser über die neueste Richtung und ihre Hauptvertreter Wagner, Berlioz, Liszt ausspricht, mag er mit sich als Individuum ausmachen. In eine Geschichte der Musik gehört sie noch nicht. Der Geschichtschreiber darf nicht entscheiden wollen, was noch unentschieden ist. Unentschieden ist aber Alles, was noch unter den Augen der Gegenwart kämpft und ringt. Es sind doch auch für jene vielgeschmähten Männer von Geist und Gefühl als warme Vertheidiger eingetreten, die man doch nicht alle der Urtheilsunfähigkeit oder Heuchelei wird zeihen wollen. Manche früher heftig getadelte Werke der Obengenannten haben jetzt schon beim großen Publikum Eingang gefunden, ja einzelne Stücke aus Wagner'schen Opern sind bereits Lieblinge des Volks geworden. Das sind Thatsachen, welche die Verwerfer in Bausch und Bogen doch nachgerade etwas bedenklich machen sollten. Was würde man jetzt von der Musikgeschichte halten, die etwa im ersten Decennium unseres Jahrhunderts erschienen wäre, und die damaligen Meinungen über Beethoven als abgeschlossenen Richterspruch aufgenommen hätte? — Wir haben einige Ansichten des Verfassers bestritten. Diesem Schicksal unterliegt, ob mit Recht oder Unrecht, wer mag das überall entscheiden, jedes Buch. Im Allgemeinen bleiben wir bei unserer oben ausgesprochenen Hoffnung, daß das Werk vielen Lesern eine interessante und belehrende Unterhaltung bieten werde.

(E — a.)

Heimatliche Chronik.

(Silhouetten aus der eigenen Mappe.)

Den 12. August 1792 starb zu Klagenfurt Joseph Chedeville, landschaftlicher Chirurg in einem Alter von 71 Jahren.

Es war unter der Kaiserin Maria Theresia, wo das Studium der Chirurgie, die Operationskunst in Paris in hoher Blüthe stand, und von allen Seiten aus Europa Heilungsbeflissene dahin eilten, um dort Levert's und Puzza's Vorträge zu hören und ihren Operationen beizuwohnen. So wie der, in Kärnten einheimisch gewordene und zum Freiherrn erhobene, berühmte Arzt Heinrich Kranz dort seine Ausbildung erhielt, suchte man sich von Paris Kundige dieses Faches nach Oesterreich zu verschaffen, um der leidenden Menschheit Hilfe zu gewähren. Unter diese gehörte unser Chedeville, den die Stände Kärnten's als landschaftlichen Chirurgen anstellten. Sein Ruf, als geschickter Operateur verbreitete sich bald durch alle Gaue des Landes und man erzählte von seiner Kunst Wunderdinge, welche, so wie sie den Standpunkt bezeichnen, aus dem man damals das Wirken der Chirurgie und Operationskunst beurtheilte, einen nicht unwichtigen Beitrag zur heimathlichen Kulturgeschichte liefern. Wir führen eine monumentale, wenn wir so sagen dürfen, verewigte Thatsache an, deren Säcular-Feier gerade heuer an Ort und Stelle begangen wird.

„Mathias Valentin Pacher, Magistratsrath, Bürger und Lebzelter zu Völkermarkt litt durch 9 Jahre — so schildert uns die Vormerkung von dort die Begebenheit. — „an einem Gedärmübel, von dem ihn keine angewendete Arznei befreien konnte, und das bisher der Kunst der Aerzte trotzte. Nachdem dieses Uebel einen solchen Grad erreicht hatte, daß jede weitere Anwendung von Heilmitteln vergeblich schien, entschloß sich Pacher, einer Operation zu unterziehen, welche auch am 10. Oktober 1763 zur Nachtszeit an ihm durch den von Klagenfurt herbeigeholten Arzt Chedeville vollzogen wurde. Es wurde eine Incision gemacht, und die Gedärme bloßgelegt, wobei man fand, daß diese wie ein Theil der Netzhaut, bereits vom Brande angegriffen waren. Die Gedärme wurden gereinigt, ein Theil der Netzhaut ausgeschnitten, und die ganze Operation hatte einen so guten Verlauf, daß Pacher nach 7 Wochen vollkommen hergestellt war, und das Bett verlassen konnte. Zur dankbaren Erinnerung an diese glückliche chirurgische Operation ließ Pacher eine Votivtafel verfertigen, welche noch gegenwärtig in der größtentheils von ihm erbauten Kreuz- oder Kalvarienberg-Kapelle aufbewahrt wird. Das Bild stellt den Moment der Operation vor. Pacher liegt im Bette, den Rosenkranz in der Hand, rechts steht der geistlichen Trost und Zuspruch ertheilende Priester, links der Operateur, den Schnitt machend, und die Gedärme bloßliegend; zu den Füßen steht man den assistirenden landschaftlichen Physiker Dr. Kögl, ob dem Haupte das Bildniß des heiligen, dorngekrönten Hauptes, der schmerzhaften Gottesmutter und des heiligen Erasmus, an der Seite kniet eine Frau im Gebete begriffen."

So wie diese Operation, mitunter durch Beigaben vergrößert, sich wie im Bilde, im Volksmunde weit und breit erhält, gibt es noch manch' andere Traditionen, wovon wir nur eine als sich durch ihre Ungeheuerlichkeit und Lächerlichkeit auszeichnend, anführen:

Chedeville bewohnte das sogenannte Anatherische Haus am Stadtbache. Da geschah es, — wir erzählen es wörtlich nach, — daß Chedeville einem Patienten seinen Magen herausnahm, und ihn durch seinen Bedienten am Stadtbache reinigen ließ. Zugleich fand sich dort von den nachbarlichen Fleischbänken ein Junge mit dem Eingeweide einer Ziege zu solchem Zwecke ein. Sieh da, die Burschen verwechselten die Mägen. Der Patient, welcher den der Ziege erhielt, meckerte, und verlangte, da man ihn fragte, was er essen wolle, nach Krautblättern. (Platschen.) So weit ist kaum das Alterthum in seinen Sagen vom Gotte Aeskulap verstiegen, obwohl man die letztere Erzählung nur für eine Persiflage der sonstigen Gerüchte über Chedeville's Operationen nehmen muß.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

Redacteur: **Ernst Rauscher.**

(Dreiundfünfzigster Jahrgang.)

№ 52 **Sonnabend, den 26. Dezember** **1863.**

Die
Grafen von Thurn-Valle-Sassina-Como-Vercelli Freiherren von Kreuz.

(Schluß.)

Wir sind nun an der Gegenwart angelangt, und es ist uns gegönnt, die Thaten und die Schicksale der Lebenden in so weit zu würdigen, als sie uns durch bereits gedruckte Quellen kundgegeben sind, und somit schon jetzt der Geschichte angehören. Dieses ist insbesonders in Bezug auf den Stammhalter des in Kärnten blühenden gräflich Thurnischen Hauses, Georg, der Fall, dessen militärische und diplomatische Laufbahn in dem Werke: „Der militärische Maria-Theresia-Orden und seine Mitglieder von Hirtenfeld. IV. Band, von Seite 1448 — 1456 mit einer Ausführlichkeit geschildert ist, daß wir der nöthigen Kürze wegen nur die vorzüglichsten Punkte herausheben können.

Georg Graf von Thurn erblickte das Licht der Welt zu Prag am 3. Jänner 1788, also nur kurz vor dem Scheiden des Vaters von seiner bisherigen Friedensstation, um, wie wir wissen, am 8. Juni 1790 vor Giurgewo auf dem Felde der Ehre zu sterben. Seine Kindheit und Jugend verlief in einer sehr bewegten Zeit, sie hielt jedoch seine Leiter nicht ab, ihm die Weihe vollendeter wissenschaftlicher Bildung zu verschaffen. Das Studium der alten Classiker war eine seiner sich selbst gemachten Hauptaufgaben, welches noch in reiferen Jahren durch seines zweiten Vaters Meisterschaft in diesem Fache zur höheren Vollkommenheit gedieh. So trat unser Thurn in die, wenn auch kleinzählige Reihe derjenigen, welche Pallas-Athene, des Krieges, der Kunst und des Wissens Göttin zu ihren Lieblingen gemacht, und sein Namen ward genannt, neben Collin, Seckendorf, Rothkirch, Hormayr, wie später einem Körner und Fellinger u. a. m. als den bewegenden Geistern jener thatenreichen Zeit. Kaum etwas über zwanzig, ergriff er mit Enthusiasmus die Gelegenheit, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten, als der Riesenkampf gegen Napoleon I. im Jahre 1809 im Vorjahre eingeleitet und vorbereitet wurde. Wie sein Schwager Graf Dullas von Dietrichstein, wie Lodron und Jöchlingen fühlte er sich als Landstand Kärnten's berufen, in die Landwehre einzutreten, und wurde Hauptmann einer Kompagnie des 2. Klagenfurter Bataillons, welches fast durchaus nur aus seinen Unterthanssöhnen bestand. Er machte als solcher an der Spitze derselben den Feldzug in Tirol mit. Am heißen Tage bei Wörgl, den 13. Mai 1809, wo 3000 Oesterreicher, wovon der größte Theil noch nie einen Feind gesehen, an diesem Tage vom Landsturm verlassen, gegen die vierfache Macht Wrede's kämpfte, und heldenmüthigen Widerstand leistete, erhielt Thurn die Feuertaufe. „Der Landwehrhauptmann Graf Georg Thurn von Bleiburg aus Kärnten," heißt es im Quellenwerke für diesen Feldzug (das Heer von Innerösterreich, Leipzig 1817, Seite 286) „ein glücklicher Freund der Mußen, that sich hier besonders hervor," und Seite 287: „Mit Letzterem," dem Grafen Dietrichstein „gerieth auch in des Feindes Hand, sein Schwager, der treffliche Hauptmann Graf von Thurn". Diese Erfahrung schwächte seinen Muth nicht, vielmehr war er, als der Befreiungskampf im unsterblichen Jahre 1813 ausbrach, einer der ersten, welcher seinem Kaiser sich anboth, und Anfangs als Oberlieutenant bei dem 4. Jägerbataillon, dann als Hauptmann in dem neu organisirten Tiroler Jägerkorps „Fenner", sich unter die Waffen stellte. Seine ausgezeichneten Kenntnisse und seine Vorbildung machten ihn indessen, wie seine klare Umsicht und Tapferkeit den Heerführern bemerklich und er wurde sofort bei dem k. k. Generalstabe verwendet. In dieser Kathegorie erwarb er sich in dem Winterfeldzuge von 1814 in Italien durch Bravour, vor und nach der Schlacht am Mincio, das Ritterkreuz des Leopold-Ordens.

Im Feldzuge von 1815 gegen König Murat von Neapel stand er bei dem Corps des F. M. L. Grafen Neupperg, und bald both sich ihm die Gelegenheit zur Auszeichnung. Der unternehmende Hauptmann wurde nämlich in der Nacht vom 29. April auf die Vorposten



gesandt, und führte den folgenden Tag die Avantgarde, welche bestimmt war, die Pässe von Catholica zu forciren. Graf Thurn an der Spitze der Vorhuth, welche aus zwei Zügen Liechtenstein und einem Zuge Prinz-Regent-Husaren bestand, attaquirte die feindliche Arrieregarde, welche Lanzlers bildeten. Diese werfen und sich auf die feindliche Infanterie stürzen war eines. Thurn mit seinem beihabenden, einem Zuge, Husaren ritt mitten durch die feindliche Infanterie und kam gleichzeitig mit den Lanziers am Thore des befestigten Pesaro an. Ohne zurückzuschrecken vor der Gefahr, sprengte er mit seinen wenigen Reitern durch das Thor, dessen Wachen von jenen fortgerissen wurden, und nun am Platze mitten unter der feindlichen Infanterie rief er seinen Husaren Muth zu, ergriff den feindlichen Kapitän Grimaldi, und setzte dadurch die Gegner in solches Schrecken, daß ein Theil auf seine Aufforderung die Waffen streckte der andere floh, so daß außer Grimaldi und seine 30 Mann, noch 400 Feinde gefangen und 50 päpstliche Soldaten befreiet wurden. Dieses Wagestück, wodurch die hinter der Stadt stehende 10.000 Mann starke Division Carascosa in große Verwirrung gerieth und den Rückzug antrat, erwarb Thurn das Maria-Theresia-Ordens-Ritterkreuz, welches ihm durch einstimmigen Kapitelbeschluß im Jahre 1816 verliehen wurde. Als darauf durch den zweiten Pariserfrieden die Thore des Janustempels geschlossen waren, öffnete sich für Thurn ein zweites Feld seiner Thätigkeit. In der Eigenschaft als Major im Infanterie-Regiment König Wilhelm der Niederlande erhielt er die Sendung als erster Legations-Sekretär bei der k. k. Gesandtschaft in Petersburg, mit dem sonderheitlichen Auftrag, über die militärischen Verhältnisse Rußlands Berichte zu erstatten. Bei nachheriger Abwesenheit des Gesandten versah er die Stelle eines österreichischen Geschäftsträgers daselbst durch anderthalb Jahre. Im Jahre 1820 zum außerordentlichen Gesandten am kön. württembergischen Hofe ernannt, rückte er 1825 wieder zur Truppe mit der Zutheilung zum General-Quartiermeisterstabe ein, wo er vorerst bei der kriegsgeschichtlichen Abtheilung, im Jahre 1828 aber als Direktor der Mil. Landesbeschreibung in Ungarn verwendet wurde, und 1829 zum Oberstlieutenant im Corps vorrückte. Nach Jahresfrist wurde Thurn zum Obersten und Regiments-Kommandanten im Infanterie-Regimente Nr. 49 befördert. Im Februar 1836 zum General-Major vorgerückt, kam der Graf als Brigadier nach Tirol, 1838 nach Graz, wo er bis zu seiner Ernennung als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Pest (Februar 1845) verblieb, im nächsten Jahre aber zum zweiten Inhaber des Infanterie-Regimentes Nr. 34 ernannt und im Jahre 1847 als Divisionär nach Graz übersetzt wurde. Nach einem solchen mehr als dreißigjährigen stufenweisen Avancement und dem eintönigen Friedensdienste kam das Jahr 1848 und damit eine neue Epoche. Thurn erhielt eine Division bei der am Isonzo zusammengezogenen Reserve-Armee unter Feldzeugmeister G. Nugent. Als die Vorrückung derselben immer noch Zögerungen erlitt, Radetzky's Aufforderungen, sich mit ihm zu vereinigen, immer dringender wurden. Nugent erkrankte, und am 17 Mai das Kommando an Thurn abgab, war das Zeichen zum Ausbruch am 18. April Abends zu Visnadello gegeben. In vier Tagen waren alle die Schwierigkeiten, welche der Marsch in einem insurgirten Lande, bei meistens schlechtem Wetter, einem ungemein zahlreichen Transport von Munition und Proviant, erlitt, besiegt, Vincenza, das vom Feind stark besetzt, unter einem Scheinangriffe umgangen, und bei St. Bonifacio die heißersehnte Vereinigung am 22. vollbracht.

Nun erhielt Thurn das Kommando der Division Lichnowsky, welche die Eingänge nach Tirol, berühmt aus den Kämpfen vom Jahre 1796, zu vertheidigen und auf den Feind längst der Etsch zu drücken hatte, um ihn von Verona abzuhalten. Diese Division war bestimmt, durch Verstärkungen sich zum 3. Armeecorps heranzubilden. Die Unwirthbarkeit der Gegend, der Mangel an Lebensmitteln und die Hartnäckigkeit des Feindes, diese Positionen als Schlüssel seiner ferneren Operationen zu behaupten, die er auf alle mögliche Weise verschanzte, erschwerte die Lage des Corps. Entgegen den feindlichen Angriffen befestigte Thurn seine Stellungen am Monte Baldo und an beiden Etschufern. Die Tage von Curtatone, Goito und Vincenza waren mittlerweile vorüber gegangen, während der Feind fortwährend die Hauptposition bei Rivoli hielt und Thurn dessen Angriffe zu vereiteln wußte. Am 27. Juli, dem Tage vor der Entscheidungsschlacht von Custoza, schritt Thurn zur Ausführung der Offensivbewegung auf Rivoli, welches der Feind mit den diesseitigen überlegenen Streitkräften besetzt halte. Seiner Standhaftigkeit gelang es, den Gegner zum Rückzuge zu bringen, und Rivoli zu besetzen, wo er in der Nacht vom 24. den Befehl erhielt, am folgenden Tage nach Cavalcaselle abzurücken und statt der Brigade Schwarzenberg die Einschließung von Peschiera zu übernehmen. Am 29. Juli übernahm Thurn das Kommando des neu formirten, gegen Cremona vorrückenden 4. Armeecorps, mit dem er am 1. August die Adda pas-

firte, dann nach Pavia und Piacenza rückte. Am Schlusse dieses glorreichen Feldzuges, an dessen Erfolgen Thurn so wesentlichen Antheil genommen, erhielt er von Seiner Majestät den Orden der eisernen Krone erster Klasse.

Bei Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1849 gegen Piemont übernahm Graf Thurn wieder das Kommando des 4. Korps, und damit die Bestimmung am 23. März gegen Vercelli, dem Orte, von dem sein Geschlecht sich herschrieb, zu marschiren, um dem König C. Albert seine Verbindung mit Turin abzuschneiden. In Confienza um halb 1 Uhr angekommen, hörte man den Kanonendonner von Novara her. Thurn, in der Ueberzeugung, daß die beginnende Schlacht seine Mitwirkung fordere, entschloß sich aus eigenem Antrieb dem Feind in die Flanke und den Rücken zu operiren, und so den Kampf zur Entscheidung zu bringen. Die Ungewißheit über die Stärke des Feindes in Vercelli und der Umstand, daß er in diesem Augenblick nur eine Division seines Korps zur Verfügung hatte, während die andern Truppen mit dem zahlreichen Fuhrwerke noch in den Seitenwegen verwickelt waren, konnten ihn nicht wanken machen. Confienza wurde daher vor dem Rechtsabmarsche hinlänglich besetzt, um den Rücken zu decken. Unterwegs kam ihm die Aufforderung D'Aspre's zu, gegen die Flanke des Feindes zu demonstriren. Doch Thurn that es in der Wirklichkeit. Der Feind wurde an der Agogna kräftig angegriffen; G. M. Graf Degenfeld führte das Regiment Nugent gegen die an der Straße liegenden Casinen vor und nahm sie, während Thurn mit größter Energie die erforderlichen Maßregeln zur Unterhaltung des Feuers ergriff.

Der Feind, dadurch eingeschüchtert und verwirrt, ließ den Kampf gegen das zweite Korps, welches den heißen Tag bestanden hatte, nunmehr fallen. Die Nacht und der Regen endeten die Schlacht, die schon entschieden war, wie Graf Thurn vor Novaras Mauern stand, und jenem die Hand reichte.

Hier finden wir eine Episode zu erwähnen, welche zwar auf Thurn's Wirken keinen Einfluß nahm, die jedoch so eigenthümlich in der Reihe der hervorragenden Begebenheiten jener Zeit ist, daß sie nicht übergangen werden darf:

„In der finsteren Nacht gegen 11 Uhr rollte ein Reisewagen gegen unsere Vorposten", meldet ein Augenzeuge, er wurde angehalten und zum Hauptquartier des Grafen Thurn geführt. Dieses war in einem Bauernhause, wo eben der Graf mit seinen Offizieren in der Küche um den Herd saß, als ein Mann in edler Haltung hereintrat und den Grafen ansprach: „Ich heiße Graf de Barge, war Cavallerie-Oberst in piemontesischen Diensten und habe meine Entlassung genommen, um mich auf meine Güter bei Nizza zurückzuziehen. Sie haben die Schlacht vollkommen gewonnen; Karl Albert hat abgedankt, und es sind bereits Unterhandlungen mit dem Marschall Radetzky angeknüpft." Thurn both ihm eine Tasse Kaffee an, die er annahm, und es entspann sich die Unterhaltung mit großem Freimuth und militärischem Anstand über die Ereignisse des Tages. Endlich unterzeichnete Thurn den Paß, der Fremde, nur von einem Diener begleitet, bestieg wieder den Wagen und rollte dahin, um nie wieder zurückzukehren; es war der Sardenkönig selbst, der bald darauf auf fremder Erde sein Leben beschloß, wie er hier seine Krone verloren."

Bei anbrechendem Tage bewarf Thurn Novara mit Granaten; da erschien ein Parlamentär mit der Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstand. Thurn, ohne dießfalls einen Befehl zu haben, rückte vor, und eine Deputation, dem Bischof an der Spitze verkündete die Räumung der Stadt, in die er sofort an der Spitze seiner Truppen einrückte. Das große nur viertägige Drama war damit abgeschlossen und Thurn, dessen Erscheinen und Mitwirken dem Feind seine Rückzugslinie genommen, ihn in der Flanke und Rücken gefaßt, und so wesentlich zum Gelingen beigetragen hatte, wurde durch das Ordenskapitel vom Jahre 1849 das wohlverdiente Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens zu Theil.

Sein Corps blieb bis zum wirklichen Abschlusse des Friedens im Landstriche an der Sesia und zur Besetzung von Alexandria zurück, Thurn aber übernahm an Hainau's Stelle die Leitung der Belagerung von Venedig und traf den 16. Mai im Hauptquartier von Casa Papodopoli ein. Bereits den 27. Mai wurde das feste Malghera, die Vormauer Venedig's nach der kräftigsten Beschießung genommen. Noch bewahrt man auf dem Schlosse zu Bleiburg die vielfach durchlöcherte italienische Fahne, die auf Malgheras Mauern geweht hatte. Die weitern Begebenheiten: Die Erstürmung der Eisenbahn-Batterie, die Beschießung der Stadt aus weittragenden Geschossen, und die endliche Uebergabe (24. August) der Inselstadt, vor welcher Thurn, welcher wieder das Kommando des 4. Corps übernahm, und nur um einige Tage früher (10. August) abreiste, erfordern eine zu weitläufige Schilderung, um sie hier aufnehmen zu können.

Graf Thurn wurde später zum Kommandanten des

8. Armeekorps, dann zum Militär-Kommandanten in Innerösterreich und 1851 zum Feldzeugmeister ernannt, so wie er schon lange vorher die geheime Rathswürde erhalten hatte, auch versah er eine Zeit die Präsidenten-Stelle des obersten Militär-Justiz-Senates.

Im Jahre 1860, nach mehr als fünfzigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt und für seine ausgezeichnete Pflichterfüllung mit dem Großkreuze des Leopold-Ordens dekorirt, sorgte und verwendete er sich noch rastlos für sein Heimatland. Da alle Bemühungen, die Eisenbahn von Bruck über Kärnten zu leiten, fehlgeschlagen, handelte es sich darum, wenigstens die Konzession einer Flügelbahn von Marburg zu erhalten, die sich dann zu einer Hauptbahn nach Italien oder Tirol ausdehnen konnte. Graf Thurn stellte sich an die Spitze des hiezu gebildeten Comité's, führte sowohl Allerhöchsten Ortes als in den Sitzungen kräftigst das Wort. Es erfolgte nun unter 24. Oktober 1856, kurz nach der Kaiserreise in Kärnten von Seiner Majestät für die k. k. priv. Kärntnerbahn die Konzession, und es bildete sich am 9. Jänner 1857 auf Grundtage derselben unter dem gleichen Verstande eine Aktiengesellschaft, deren Statuten unterm 4. März 1858 die Allerhöchste Bestätigung erhielten. Von der Kreditanstalt in Wien wurde ein Vorschuß von 3 Millionen erwirkt und am 18. Juli 1857 unter festlicher Begehung in der Ebenthaler-Allee der erste Spatenstich vollbracht. Was seitdem geworden, bietet sich täglich unsern Blicken und es kann dem Gründer des Werkes zur besonderen Befriedigung dienen, von seinem Schlosse zu Bleiburg die vorbeidampfenden Lokomotive zu sehen. Das Ausführlichere enthalten Inspektors Scheließnigg „Beiträge" zur Geschichte der Kärntner Eisenbahn".

Als im Jahre 1861 der Landtag Kärntens, gemäß der Februar-Constitution, am 6. April eröffnet wurde, verkündete der neue Landeschef demselben die Allerhöchste Ernennung des k. k. Feldzeugmeisters Grafen Georg von Thurn zum Landeshauptmann, welcher über Allerhöchste Bestimmung vom 18. April 1861 für Kärnten auch als erblicher Reichsrath Mitglied des Herrenhauses wurde. Seine Wirksamkeit am ersteren Posten, die unter ihm geführten Verhandlungen sowohl im Landtage als im Landesausschusse besprechen die öffentlichen Blätter der Heimat. Am 7. Juli 1861 jedoch erfolgte auf sein Ansuchen die Allerhöchste Enthebung in Gnaden von dem Posten als Landeshauptmann. Der Ausdruck, den die allgemeine Anerkennung bei seiner Ernennung durch Fackelzug und die Töne der Klagenfurter Liedertafel gefunden möge ihren, wenn auch nur schwachen, Nachhall durch diese Zeilen finden. Graf Georg's Ehe mit Emilie Gräfin von Chorinsky ist mit nachbenannten Kindern gesegnet.

Georg, geboren 1834, diente in der Armee bis zum k. k. Major, erhielt 1859 das Militär-Verdienstkreuz, seit 1861 vermählt mit Gabriela Gräfin von Palffy Daun, nun zu Bleiburg wohnhaft.

Johann Douglas, geboren 1835, diente bis zum Rittmeister in der k. k. Armee, heirathete 1863 Gabrielle Gräfin von Bray, Tochter des k. bairischen Gesandten am Wiener Hof, Grafen Bray-Steinburg. Ist eben begriffen, das ihm väterlich zugekommene Gut Streiteben in Kärnten auf das Geschmackvollste umzubauen und herzurichten, um dort bleibend zu wohnen.

Friedrich, geboren 1836, dient als Ober-Lieutenant im k. k. Infanterie-Regimente König von Preußen.

Josef, geboren 1839, Rittmeister bei der k. k. Leibgarde-Gendarmerie Seiner Majestät des Kaisers.

Anna, geboren 1837, mit Leopold Maria Fürst von Salm-Reifferscheid seit 1862 vermählt.

Wie ein unglücklicher Kaufmannssohn zu großem Glück gekommen.

Ein Märchen aus dem Unterinnthal, nach volksmündlicher Erzählung. Aufgezeichnet von Peter Moser.

In einem weitentlegenen Lande lebte ein Kaufmann, der selber nicht wußte, wie reich er war; er maß sein Geld nur mit Schäffeln. Aber trotzdem nagte bitterer Kummer an seinem Herzen, denn der älteste Sohn war zu keinem kaufmännischen Geschäft anstellig und man hieß ihm gemeiniglich nur den Dummen. Seine zwei jüngern Brüder hatten ihn am liebsten, wenn sie ihn nicht sahen, denn sie schämten sich seiner. Und als der Vater plötzlich starb, bemächtigten sie sich aller Reichthümer und vertrieben den ältesten Bruder unbarmherzig aus dem väterlichen Hause, ohne ihm einen Heller vom großen väterlichen Erbe zu geben. Er war darob sehr niedergeschlagen und fast in Verzweiflung ob seiner hilflosen Lage. Da faßte er den Entschluß, hinauszuziehen in die weite Welt, freilich ganz ohne Plan wohin, sondern vorläufig bloß auf Gerathewohl der Nase nach und zwischen den Ohren hindurch. „Ach, sagte er zu sich selber, die Welt ist so unermeßlich groß und ich habe nicht einmal so viel Eigenes, daß ich

darauf stehen könnte! Aber halt! nur den Muth aufrecht: in allen Reichen dieser Erde wird auch für dich noch ein Plätzchen sich finden!"

Auf seinen Wanderungen gelangt er eines schönen Abends auf eine geräumige Wiese, wo viel Heu in hohen Haufen zusammengeworfen lag. In einem solchen vergrub er sich bis über die Ohren und dankte dem lieben Gott recht herzlich, daß er seine müden Glieder in ein so weiches und warmes Nest stecken und ausrasten konnte. Er schickte sich noch an, ein andächtiges Vaterunser zu beten, allein der Schlaf übermannte ihn noch, bevor er zum „Geheiliget werde dein Name" gekommen. Nachdem er einige Zeit geschlafen, störte ihn ein lautes Gerassel aus seiner Ruhe auf. Er rieb sich die Augen und spähte dann aus dem Heuhaufen hinaus. Da sah er einen großen Wagen, dem zwei Ochsen vorgespannt waren, und nebenan schritt ein baumhoher Riese einher. Mitten auf der Wiese hielt er sein Fuhrwerk an, nahm eine gewaltige Gabel vom Wagen und fing an, die Heuhaufen aufzuladen. Der Kaufmannssohn getraute sich bei diesem Anblick kaum zu athmen und verkroch sich noch tiefer in's Heu. Der Riese, dachte er, wird gerade jetzt diesen Heuhaufen nicht nehmen, und während er nach Hause fährt, ergreif ich die Flucht. Aber der Riese kam auch zu ihm heran, und warf den Heuschober sammt ihm mit einem Schwung auf den Wagen. Nachdem alles Heu aufgeladen war, fuhr der Wagen weiter, und nach geraumer Zeit bemerkte der Kaufmannssohn, daß angehalten wurde. Er schaute ein kleinwenig hervor aus dem Heu und bemerkte im lichten Mondenschein ein hohes Schloß aus glattpolirten Marmelsteinen erbaut. Der Riese öffnete ein Thor und fuhr in ein weitmächtiges Gewölbe und warf das Heu sammt dem Kaufmannssohne vom Wagen. Dann ging er in ein prachtvolles Zimmer neben dem Heugewölbe, um sich schlafen zu legen. Die Thüre aber ließ er in aller Weite offen, damit der Heuduft zu ihm hineindringen konnte, denn er liebte denselben über die Maßen. Der Mond schien hell durch die Fenster und unser Wanderer sah, wie drinnen der Riese ein großes Schwert neben das Bett legte und einen goldenen Schlüssel aus der Tasche langte und unter dem Polster sorgfältig verbarg. Kaum hatte sich der Ungeheure niedergelegt, so fing er schon an zu schnarchen. Wie jener im Heu dieß bemerkte, kroch er leise heraus und schlich mäuschenstill in die Kammer, nahm das Schwert und schlug dem Riesen den Kopf ab. Dann zog er den goldenen Schlüssel unter dem Polster hervor, und probierte damit in der Wand daneben eine Thüre zu öffnen. Die ging auch richtig auf und er sah vor sich einen großen wunderschönen Saal. In der Mitte desselben stand eine Trommel. Um zu hören, was sie für einen Ton habe, schlug der Kaufmannssohn ein bislein darauf, und da stand plötzlich ein Zwerg in rothem Röcklein und grüner seidener Kappe vor ihm. Anfangs gaffte das Männlein den Fremden mit großen Augen und offenem Munde an und wußte nicht, was es thun sollte. Als es aber den Leichnam des Riesen außer der Thüre gewahrte, fiel es vor dem Kaufmannssohne ehrerbietig nieder und brachte ihm als nunmehrigen Gebieter im Namen seiner zahlreichen Genossen die Huldigung dar. Da befahl der neue Herrscher dem Zwerg, alle seine Kameraden vorzuführen. In Kürze wimmelte es um ihn her von solchen winzigen Männlein und alle erklärten sich zu seinen Diensten bereit und ihm gänzlich ergeben. Unser Kaufmannssohn fand sich in seinem Glücke bald zurecht. Alle Zwerge waren geschäftig, ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen. Einen von ihnen schickte er hinaus in alle Welt, auf daß er von Zeit zu Zeit Kundschaft brächte von dem, was sich Neues begeben habe. Eines Tages erzählte dieser Zwerg seinem Herrn vom „gläsernen Berg". „Weit von da," sagte er, „steht auf einem kleinen Berge ein schönes Schloß, und in demselben haust ein reicher und vornehmer Graf. Dieser hat ein Töchterlein von so wunderbarem Liebreiz, daß die Sonne noch keine solche Maid beschienen hat. Diese Prinzessin lockte ganz natürlich viele Freier auf das Schloß. Aber der Alte mochte sein vielgeliebtes Töchterlein nicht gerne von sich entfernen. Alle die vornehmen Werber geradenwegs abzuweisen getraute er sich nicht und daher sann er auf eine List, sie los zu werden. Er ließ also den Berg, worauf sein Schloß stand, überglasen und sagte nur Dem seine Tochter zu, welcher zuerst über den „gläsernen Berg" hinaufzureiten vermöchte. Doch wer den gewagten Versuch nicht ausführen könnte, dem sollte es das Leben kosten. Desungeachtet versuchten bisher schon viele edle Ritter ihr Glück. Allein statt die schöne heißersehnte Maid zu gewinnen, verloren alle Leib und Leben." — Glück auf! dachte der Kaufmannssohn, wie er diese Kunde vernahm; da ist für mich ein Preis zu erobern. Nun ließ er sich von seinen Zwergen einen Harnisch von purem Golde anthun, daß er über und über hell funkelte, wie die Sonne. Dem Zwerg, der als Stallmeister diente, befahl er, ein Pferd zu bringen, mit dem er auch über den spiegelglatten steilen Glasberg hinaufzurei-

ien im Stande wäre. Schnell führte ihm der Stallmeister einen Rappen her, der blieb vor Muth nicht einen Augenblick lang ruhig stehen. Der Kaufmannssohn schwang sich keck und gewandt in den Sattel und sprengte dem „gläsernen Berg" zu. Vor demselben in der Ebene standen gerade zahlreiche Ritter versammelt, denn es wollte soeben wieder einer das heickle Wagniß bestehen um die schöne holde Prinzessin. Kaum jedoch war der Unglückliche angeritten, als sein Pferd auf dem Glase zusammenstürzte. Nun ersuchte der Kaufmannssohn um die Erlaubniß, den bedenklichen Ritt wagen zu dürfen, was ihm augenblicklich bewilliget wurde. Auf das gegebene Zeichen sprengte er muthig durch die Reihen der Ritter hindurch und war im Flug oben vor dem Schlosse. Wie die Prinzessin den schönen Ritter ersah, eilte sie voll Freude aus dem Thor und er gab ihm einen Kuß. Sie war in tiefstem Herzen froh, daß von jetzt an kein Ritter mehr um sie das Leben verlieren würde. Und auch an ihrem Bräutigam fand sie großes Wohlgefallen, denn er war ein bildschöner Mann, und auch nicht im geringsten einfältig, wie er sich beim Kaufmannsgeschäft gezeigt hatte. Dem alten Ritter that es zwar leid, daß seine Tochter jetzt von ihm scheiden sollte, aber er konnte die Sache nicht mehr ändern. Es wurden sogleich Anstalten zur Hochzeit getroffen, bei welcher das ganze Zwergvolk und alle Edelleute der Umgebung als Gäste erschienen. Als die Festlichkeiten vorüber waren, führte der Kaufmannssohn seine schöne liebenswürdige Frau in die prächtige Riesenburg heim. Dort verbrachten sie mitsammen selige Tage und Nächte, und bekamen viele Kinder, an denen sie große Freude hatten, und wenn sie seitdem nicht gestorben sind, so leben sie noch jetzt.

(Wildschönau.)

Gedichte.

Weihnachtslied.

Mir klingt ein Lied in Ohren
Aus uralt heil'ger Nacht:
Ein Kindlein ward geboren,
Das hat uns Heil gebracht.

Trüb durch die Nebel flimmern
Die Sterne allzumal;
Doch hell und heller schimmern
Die Lichter drin im Saal.

Da duftet uns zum Troste
Des Lebens grünes Pfand;
Ob auch im Todesfroste
Erstarrt das ganze Land.

Da wandelt ein Beglücken
Von Herz zu Herz, da glüht
Ein strahlendes Entzücken
Im Auge und Gemüth.

Ja, dem Beglückungstriebe
O schöne Weihnachtszeit!
Hat dich die ew'ge Liebe
Zuallererst geweiht!

Mir klingt ein Lied in Ohren
Uralter Zaubermacht:
Es ward das Licht geboren,
Es wich die längste Nacht!

Ernst Rauscher.

Bücherschau.

(Gedichte von Adolf Ritter v. Tschabuschnigg. Dritte Auflage. Leipzig. Brockhaus. 1864.) Tschabuschnigg widmet den zahlreichen Freunden und Verehrern seiner Muse eine schöne Weihnachtsgabe, die dritte Auflage seiner Gedichte. Das Buch enthält so zu sagen sein ganzes dichterisches Leben; im Jahre 1824 brachte die Carinthia zuerst ein Gedicht von ihm, ob sein erstes überhaupt, wissen wir nicht, seither hat er nicht gerastet, sondern fort und fort geschaffen, bis zur Gegenwart. Seine Zeitgenossen werden daher manche schöne, manche wehmüthige Erinnerung begehen, wenn sie Poesien wiederfinden, die sie vor Dezennien schon erfreuten oder rührten. So sehr übrigens die Schöpfungen der verschiedenen Perioden unter einander vertheilt sind, so fällt es doch nicht schwer, jene der späteren Perioden herauszufinden, denn so wenig den Ergüssen der jugendlichen Periode ihre volle Berechtigung abzusprechen ist, so muß man doch den späteren Poemen entschieden die Vorzüge: der Unmittelbarkeit der Form, des kräftigeren Ausdruckes vor den andern einräumen. Da diese Blätter so viele Gedichte des Verfassers enthielten, auch die Gesammtausgaben derselben immer gewissenhaft besprochen, so kann denselben eine eingehende Kritik jetzt wohl erlassen werden. Wir begnügen uns daher jene der bisher noch nicht abgedruckten Gedichte zu bezeichnen, die uns besonders ansprechen, indem wir uns vorbehalten, selbe seiner Zeit ausführlich zu exzerpiren. Als solche erwähnen wir: „Mephistofeles", „Don Quixote", „Winkelried", „Tannhäuser", „Jungbrunnen", „Zweites Gesicht", „Den Besiegten", „Vom Herzogstuhle", „Offene Fehde", „An meinen Dämon", welches letzterwähnte fast als eine Selbstbiografie anzusehen ist. Zugleich bedauern wir, daß Gedichten, wie „Die beiden Nachtigallen", „Heiligenblut" rc. kein Plätzchen gegönnt wurde.

Traumstudien.

Von Dr. Fritz Pichler

III.

(Schluß.)

Der Sinn, der über Tag am meisten zu thun hat, ist auch im Traume am meisten beschäftigt; er setzt so seine Thätigkeit fast grenzenlos bis zum Tode des Leibes fort. Das ist Gesicht und Gehör. Was sehen wir nicht alles im Traume? Was hören wir nicht alles? Uns sehen wir zuvörderst gewiß bei alledem was geschieht, wir fehlen nirgend; aber selten betrachten wir uns und geben uns selbst Gehör. Sondern wir sind nur da, ohne Object unseres eigenen Gesichtsinnes zu sein, wir sprechen, singen oder spielen ein Instrument, ohne daß wir fragen und nachforschen, ob wir uns auch hören. Daß nun die Berührung der Sehnerven oder Gehörnerven, welche uns wahrlich etwas ganz unzweifelhaft Objectives zu bieten scheinen, nicht von Außen erfolgt, sondern Vorstellungen von Innen derlei hervorbringen, beweist eine Zerlegung der gesehenen und gehörten Objecte. Man mag zugeben, daß das Sehen von Feuerkugeln, Bränden, Blitzen, theils congestivem Blute, theils lange nachtönenden Nachbildern, wie sie Göthe insbesonders mit Vorliebe betrachtet hat, entstamme; mit dieser Einwirkungsart ist aber auch die Reihe dessen, was der Sehnerv von physiologischer Seite dem Traume bieten konn, so ziemlich geschlossen. Wir träumen in unserm Schlaf-Leben hinein meist das Tageslicht. Wie kommen wir dazu, selbes uns, wo uns doch gewöhnlich Nachtdunkel umgibt, zu erzeugen? Wir nehmen das Blaue des Himmels her und das Grün der Landschaft und stellen es zusammen zu einem herrlichen Bilde, wie schon die Traumlandschaften alles Wirkliche, was der Einzelne gesehen haben kann, weitaus übersehen. Gerade in diesem Bereiche bringt uns das Traumsehen oft Entzücken; wir erinnern uns nicht selten plötzlich im Wachen daran, wenn eine ähnliche Vorstellungsmasse ein ähnliches Gesicht hervorbringt. Nun wäre nur noch die Frage nicht abzuweisen, wie die Pupille sich zu unsern Hell- und Dunkelsichten verhält? Ganz gleichgültig, sagt der Ophthalmolog, der freilich nie das geschlossene Auge eines Schlafenden beobachtet und insbesondere nie genau zur Zeit von Hellsichten beobachtet hat.

Was nun das Gehör anbelangt, so nimmt das insbesondere in den ersten Traumstadien geschäftig von der Außenwelt zu. Wer hat nicht schon bei einfallendem Nachtregen von Meer, Sturm und Ueberschwemmung geträumt? Das allmählige Hörbarwerden von Tropfenspiel und Gessenrauschen hat auch allmählig die Vorstellungen der Seele so gestimmt. Auch das Plötzliche kann den Seelenzustand beeinflußen; hiezu zählt insbesondere das plötzliche Aufhören eines gewohnten Schalles. Traum wie Schlaf können durch das Stillestehen von Uhrpendel und Mühlrad aufhören. Eigenthümlich ist besonders, daß wir unsere Sprache im Traume hören, ohne daß Zunge, Gaumen und Lippen in Wirklichkeit immer zur Aussprache sich richten, obwohl dieses hinwieder zeitweilig wirklich geschieht und die Stimme aus den Röhren fährt. Wir hören dann a) die geträumte Stimme und b) einen dynamischen Theil der wirklichen Stimme (weil wir nämlich schlafbefangen nicht alles, den Anfang des Tones nicht so scharf hören können, als sein Ende), die wir B nennen. Wir hören also in einem gewissen Augenblicke a + b (wovon natürlich b < B). Meistens aber hat es sein Bewenden beim a und das B bleibt vielen Träumenden ganz unbewußt; das a befängt so sehr alles Innere, so daß auch die Empfänglichkeitskraft des Gehörsinnes mehr nach Innen als nach Außen gerichtet scheint. Viele singen im Traume, singen auch objectiv, aber sie wachen nicht auf. Jedenfalls dürfte die Willenswirkung (z. B. des Singenden) auf die Organe immer eine gedämpfte sein, hinreichend für die Wirkung der Traumvorstellung, nicht hinreichend, um dieselbe durch wirkliche starke Afficirung des Gehörnerves zu verscheuchen. Es ist daher auch das, was wir oben B genannt, in einem gemäßigten Sinne zu verstehen. Indem ich dieses schreibe, stößt mein weiß- und schwarzgefleckter Wasserhund, der schlafend zu meinen Füßen liegt, bei geschlossener Schnauze gedämpfte Töne im Takte seines Bellens aus. Ich behaupte, er hat klare Traumbilder, und meint recht laut, wie er es bei Tage thut, wenn jemand Fremder in's Zimmer tritt, zu bellen. Aber der Laut weckt ihn nicht. Das Maß der Affective seiner Bellorgane hat eben für seinen Traum hingereicht und er ist mit der Stärke des eingebildeten Gebelles zufrieden. Als recht bekanntes und gewöhnliches Beispiel ist dieses gut genug.

Aber auch die anderen Sinne beschäftigt der Traum nach dem Maße ihrer Bedeutenheit im wachen Leben. Der Geruchsinn hat wohl am meisten Ferien, während der Geschmacksinn am meisten von materiellen Zuständen der Ernährung abhängen mag.

Man erinnere sich hier an Träume, darin wir Speisen essen müssen, die uns nicht behagen; darin wir hohes Wohlgefallen an einem Trunk Wasser finden. Uebersättigung, Durst sind hiebei leibliche Erklärungsgründe. Doch dieses Gebiet, auf welches auch

die Behauptungen gehören, vom Speisezettel auf die Traumarten schließen zu können, (Säuren-Melancholie), liegt uns ferne. Nur wie der Traum auf die Sinne wirkt, nicht, wie der Sinn auf den Traum, sollte hier anregungsweise beleuchtet werden.

Doch gibt die Mitwirkung der Sinne überhaupt den Seelenbildern nur Form und Gestalt; den eigentlichen Gehalt nimmt die Seele nimmer aus dem Sinnenkreise, sondern ewig aus sich selbst und aus ihren grenzenlosen Kräften. Erinnerung und Hoffnung ist dabei fast alles. Innerhalb dessen die Liebe zum Schönen, der Haß gegen das Unschöne; Liebe zu dem, was Befriedigung gewährt innerhalb der moralischen und ästhetischen Grenzen, Haß gegen das was innerhalb beider eine solche nicht zuläßt. Fast nie sind wir im Traume schlechter als in der Wirklichkeit, wohl aber vorwiegend besser und insbesondere kindlicher. Daher erscheinen Götter und Heilige zumeist den Schlafenden. Unsere verkehrten Angewöhnungen und die oft incommensurable Verwässerung der Alltagswelt treten nicht so störend an uns heran; wir führen gleichsam wieder ein Leben wie dereinst im Embryo, nur, wie Karl Friedrich Burdach sagt, nur mit der erworbenen Reife der gemachten Erfahrungen und der gewonnenen Reife. Erinnerungen, je ferner sie sind und je weiter zurück aus den Zeiten; da ihrer noch wenige und daher die wenigen desto kräftiger waren in der Seele tauchen im Traume um so wichtiger auf, während das tosende strebungsvolle Leben sie fast zurückdämmt und uns eines lieben, segensvollen Erbgutes schier beraubt. Welcher Greis vermag sich wohl wachend genug lebhaft in die Kinderstube zu träumen? Er kann, er will es von sich selber nicht. Der Traum kömmt ihm liebevoll entgegen; der Greis braucht sich nicht als Kind vorzustellen, er ist selbst schlafend wieder Kind geworden und fühlt seligen Frieden im Busen. So mächtig sind die ältesten Erinnerungen. Der Jüngling, der Mann geworden und das Ziel seiner Sehnsucht erreichend an der Seite einer inniggeliebten, tugendhaften Frau des Hauses waltet, er ist in Träumen noch lange, lange hin unverheiratet, er denkt, fühlt, arbeitet, reist und abenteuert in der Welt und zwischen Himmel und Erde herum, ohne daß es ihn beifällt, er habe, wie die Schrift sagt, ein Weib genommen. Und dürfte da eine vernünftige Hausfrau entgegengesetzt jener athenienfischen, von der Wieland erzählt, Klage führen? Eben erst spät wohnt sich das Zwei-Einheitsgefühl auch in den Traum ein; aber dann sehen wir den Traum auch das Füllhorn seiner Glücksspenden, wie die Pfeile seines bösen Geschosses gegen die holde Verbündete richten, während wir zuvor egoistisch alle Blumen für uns duftend, alle Dornen für uns stechend gedacht haben. Mit welcher kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit der Traum die Erinnerungen, frische und ältere, bearbeite, das zu beschreiben, füllte wohl ein Buch, das, mit hellem Kopfe abgefaßt und mit hellem gelesen, unserer Zeit und unserer Nation Träumern ein schönes Angebinde wäre. Von der Erinnerung führt eine goldene Brücke in's Land der Hoffnung. Wornach wir uns übertag sehnen, unsere geheimsten Wünsche unsere unmotivirtesten Erwartungen, — der Traum erfüllt alles mit einem Zauberschlag. Wenn wir da immer aufredeten! Sage mir, was du träumst, und ich sage dir wer du bist, der Spruch könnte hier am füglichsten gelten. Wallenstein, der Octavio's Treue unverbrüchlich nothwendig hat, findet sie durch jenen herrlichsten Traum vor der Action bei Lützen bestästigt und Egmont, Liebe und Freiheit in einem Bilde der Sehnsucht vereinigend, sieht Clärchen in friedensverkündenden Glorienscheine die Seelengruft durchbrechen. Wollte Gott ein so kräftig Träumen, wohnte geheim, unentdeckt und immerdar mächtig in allen deutschen Stuben und Schlafgemächern. Möge nie ein Cawdor (wenn Macbeth ruht) vergiften, den heiligen Schlaf, ein Cawdor der Gedankenbedrückung, der dem Volke alle Ideale aus der Seele reißt, so daß nicht einmal der Traum in einem geheimen Winkel der Seele unausgesprochene große Wünsche und Strebungen vorfindet. Im Traume, sagt Burdach, im Traume übt die Seele ihre Kraft und bereitet dadurch auch ein kräftigeres Wirken im Wachen vor. Darum rastlos fortgeträumt du Nation des Traumes, daß du jedes Schwierige, wie das Unmögliche selber geradezu einen Traum nennst; willst du im Schlafe deinem Bruder helfen, der ertrinkt, sei es im geträumten Meer der Adria, sei es in den trüben Wellen der Eider, wohlan, du wirst auch ihm im Wachen kräftig beispringen mit Muth und Wort und Blut, da dein Wille von allzulangen Träumen gekräftiget, ist genug. Aber auch kleinere Träume für den karantanischen Gau des großen, deutschen Landes träumet kräftig. Fahrt immerhin mit dem Dampfroß jetzt schon ins felsenumstarrte Pusterthal, fahrt in die Nächte, wo Homers glänzendes Noriker-Erz lagert, sieget in einer Zollschlacht gegen die schienenwucherden Engländer und die spuckenden Schatten erbleichter Minister, heget des Franzosenkönigs Heinrich Traum vom Sonntagshuhn im Topfe des Bauers und laßt auch für unser Land einmal Seide gesponnen sein; aber ehrt auch geistiges Bestreben und insbesondere laßt in euren Träumen Göthes Worte glänzend funkeln: „Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar: er sei auch, wer er sei". Steht aber all dies nicht in deinen Träumen herrliches Heimatland, dann war unsere Hoffnung auf kräftigen Nachklang in deinen tausend Herzen eben ein Traum und — der schönste Traum.

Indem ich hiemit die Redaktion der „Carinthia" aufgebe, zeige ich allen Theilnehmern dieses Blattes an, daß selbes künftig als Monatschrift (3 Bogen stark), herausgegeben vom kärnt. Geschichts-Vereine und naturhistorischen Landes-Museum, unter der Redaktion des Herrn Dr. Heinrich W e i l erscheinen werde.

Ernst Rauscher.

Druck und Verlag von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.





